<36601526450011

<36601526450011

Bayer. Staatsbibliothek

Oec 821 - 1

Oeconomia. Systemata et methodi
126.

Oec. gen. N° 309

Der Hausvater

in
ſyſtematiſcher Ordnung,

vom

Verfaſſer der Hausmutter.

Erſter Band.

Leipzig
bey Johann Friedrich Junius. 1783.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dem

Hochwürdigen und Hochwohlgebornen Herrn,

HERRN

Thomas Philipp

von der Hagen,

Königlich Preuſſiſchen Präſident des Ober-Conſiſtoriums, des Churmärkiſchen Amts-Kirchen-Revenüen- und des Berliniſchen Armen-Directoriums, Chef des Ober-Collegiums der Aerzte, des Collegiums der Wundärzte, und ſämmtlicher Medicinalſachen, Director der Churmärkſchen Landſchaft- und Städtekaſſen, erſten Verordneten bey der Landſchaft von Seiten des Prälatenſtandes, wie auch erſten Verordneten beym Städtekaſſen-Directorium, Obercurator der Realſchule, Director der Chur- und Neumärkiſchen Hauptritterſchafts-Direction, des Johanniterordens Ritter, und deſignirten Commendator zu Wietersheim, Domherrn der hohen Stiftskirche zu Brandenburg,

Erbherrn auf Hohennauen, Semlin, Rhinow, Spaatz, Mühlenburg, Strodena, Prietzen, Gülpe, Schönholz, Waſſerſuppe und Witzke,

Meinem Gnädigen Herrn.

Hochwürdiger und Hoch-
wohlgebohrner Herr,

Hochgebietender und Gnädiger Herr Präſident.

Eure Hochwürden ſind unter den adlichen Landwirthen der Churmark Brandenburg ſchon längſt ein Muſter der Nachahmung geweſen, und wenn Dieſelben kein an-

deres öffentliches Zeugniß zur Ehre der Land-
wirthſchaft, dieſer Grundſäule der Staaten,
vor ſich hätten, ſo müßte gewiß dieſes das be-
währteſte ſeyn, daß, wenn Andre ihre Güther
verringern, oder in Verfall kommen laſſen,
Dieſelben Dero angeerbte Güther nicht nur
verbeſſern, und ihren Ertrag zu erhöhen wiſ-
ſen, ſondern auch die Anzahl derſelben durch
Ankauf neuer Güther ſogar noch vermehren.
Könnte dieſes wohl geſchehen, wenn Eure
Hochwürden der Wirthſchaftskunde Auf-
merkſamkeit und Neigung verſagt gehabt
hätten?

Was

Was könnte mich nun abhalten zu glauben, daß dieſem erſten Bande meines Hausvaters, und welchen das Publikum künftig, zum Unterſcheide des Hannöverſchen Hausvaters, vermuthlich den ſyſtematiſchen, nennen wird, keine größere Empfehlung und Zierde verſchaffen könne, als wenn ich ſelbigen einem Manne zueigne, der die darin vorgetragene Wirthſchaftsregeln eben ſo ſtark kennet als ausübet, und ſich unter meinen Landsleuten hiedurch ſowohl, als überhaupt durch eine ausgebreitete Kenntniß nützlicher Künſte und Wiſſenſchaften, wie nicht weniger durch Beförderung und Beſchützung derſelben, ſo erhaben auszeichnet.

 Gew-

Geruhen Eure Hochwürden, wie ich hoffen darf, den Anfang dieſes Werks nicht ungnädig aufzunehmen, ſo werde ich davon einen ſehr lebhaften Antrieb hernehmen, ſelbiges mit göttlicher Hülfe eifrigſt fortzuſetzen.

Ich bin in verehrender Hochachtung,

Eurer Hochwürden,

Meines Hochgebietenden und Gnädigen Herrn Präſidentens,

Schlalach, bey Treuenbriezen,
den 1. des Maymonats
1783.

unterthänigſt gehorſamer Diener,
Chriſtian Friedrich Germershauſen,
Paſtor, wie auch Mitglied der Churfürſtl. Sächſiſ. ökonom. Geſellſchaft in Leipzig, ingleichen der Churpfälziſch-Bayeriſchen in München.

Vorrede.

Die mit jedem Jahre unter uns zunehmende Menge ökonomiſcher Schriften iſt ein ſehr glückliches Vorurtheil unſers Zeitalters, indem es ein eben ſo ſtark leſendes ökonomiſches Publikum vorausſetzet, ſo, daß Schriftſteller und Leſer hierin überein zu kommen ſcheinen: Privatglück und allgemeine Glückſeligkeit beruhen auf der immer höher zu treibende Gewinnung der Erdproduckte.

Man darf noch lange nicht anfangen zu glauben, daß ländliche Induſtrie irgendswo ſchon ſo weit gekommen, daß ſie weniger oder gar keiner Fortſchritte in ihren verſchiedenen Zweigen mehr bedürfe, und daß der Staatspolitik nun weiter nichts mehr obliege, als nur zu ſorgen, daß Länder nur in ihrem gegenwärtigen Zuſtande beharren, und nicht wieder rückwärts gehen mögen. Wer ſo denket, der kennt das Ganze ſowohl, als die einzelnen Theile der Landwirthſchaft noch zu wenig, und hat ſich einen zu kurzen Maaßſtab von der durch Fleis, Kunſt und Verbeſſerung der Erde abzugewinnen möglichen Produckte idealiſiret.

Selbſt jene glückſelige Inſel Europens, die Teutſche uns Teutſchen ſo vielmals zum Muſter der Vollkommenheit vorſpiegeln wollen, iſt noch weit von dem Ziel der Unverbeſſerlichkeit, in manchen Wirthſchaftsartikeln aber ſogar hinter

uns Teutſchen noch zurück. Ein Engländer kann uns der beſte Gewährsmann dieſer Behauptung ſeyn. Dieſer iſt der Verfaſſer der Briefe über den gegenwärtigen Zuſtand in England, der über ſein Vaterland alſo ſchreibt:

Es ſollte einer der vornehmſten Endzwecke der Geſetze und der Politik eines Staats ſeyn, alle Ländereyen, die nicht zu Erzeugung des Unterhalts gebraucht werden, zu dem höchſten Grade der Verbeſſerung, deſſen ſie fähig ſind, zu bringen, und ſie zu der Hervorbringung ſolcher Produckte brauchbar zu machen, die durch ſich ihren Werth am beſten bezahlt machen; — — der engliſche Boden würde Hanf, Flachs, Bauholz und Färbeholz tragen, für welche wir den Fremden unermeßliche Summen bezahlen, — — laſſen ſie uns in dieſer Abſicht unterſuchen, ob der Boden dieſer drey Königreiche bereits zu dem Werth erhoben, und denjenigen Grad von Bearbeitung erhalten hat, deſſen er fähig iſt. England, Schottland und Irrland enthalten neunzig Millionen Morgen Landes, davon fünf und dreiſſig Millionen ungebaut oder wüſte liegen, auſſer daß etwa auf einigen eine Anzahl Schaafe oder Kaninchen gefüttert werden mögen. — — Nichts giebt einen geringern Begriff von der Politik einer Nation, als wenn man ſieht, daß ſie eine ſo unabläſſige Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, und ſo große Summen auf die

die Befördrerung der Manufakturen, für den auswärtigen Handel, wendet, und hingegen zu eben der Zeit ganz gleichgültig iſt, keinen Schilling hergiebt, und kein einziges Geſetz ergehen läßt, um fünf und dreiſſig Morgen Landes, welche ihren Reichthum und ihre Macht beynahe verdoppeln würden, uhrbar zu machen. — Die neuen Bewohner gedachter Wüſteneyen würden nicht die vorübergehende Frucht der Manufakturen seyn, die in einem Menſchenalter reich iſt, und in dem nächſtfolgenden aus Bettlern beſtehet; es würden Leute ſeyn, die ohne Unterbrechung arbeitſam, nie reich, aber auch nie der Barmherzigkeit ihrer Mitbürger bedürftig wären; die dem Königreiche mehr gäben, als ſie von ihm erhalten hätten; endlich deren Fleiß dem Staate Produckte lieferte, die allezeit gangbar bleiben, und auf deren Dauer man ſich verlaſſen kann. —

Dieſen Urtheilen eines ſeiner Nation nicht ſchmeichelnden Engländers iſt aber noch dieſes beyzufügen, daß der berühmte Herr von Münchhauſen in ſeinem Hausvater ſaget: die Engländer können in vielen Wirthſchaftsartikeln von uns Teutſchen noch lernen, ſo wie wir im Manufakturweſen bey ihnen noch in die Schule gehen können. Und in der That würden die Engländer in der Landwirthſchaft noch viel weiter zurück ſeyn, wenn ſie nicht mit Guineen ſo ſehr ſpielen könnten, welche machen, daß ihnen mißlungene

Verſuche weniger Kummer und Reue, als irgend eine andere Nation verurſachen.

Daß wir Teutſche aber auch noch nicht auf eine durchgängige höchſte Vervollkommnung unſrer Landwirthſchaft ſtolz ſeyn dürfen, und bis dahin noch große Lücken auszufüllen haben, davon muß beſonders das ſechſte Kapitel dieſes erſten Bandes meines Hausvaters, welches die Miſchung verſchiedener Erdarten zur Beförderung der Fruchtbarkeit der Felder zum Inhalte hat, den Hauptbeweis geben, ſo wie wir in den meiſten übrigen Kapiteln uns immer noch mehr hervorzuthun Urſach haben. Es iſt daher für uns Landwirthe Pflicht, daß wir unſer Privatwohl, zuſammengenommen aber das allgemeine Beſte unſers teutſchen Vaterlandes zu noch höhern Stufen aufſteigend machen; daß wir alſo gegenwätige Schrift zur Aufmunterung unſers Eifers in der Verbeſſerung der Landwirthſchaft gebrauchen, die Anfänger u. Lehrlinge derſelben aber ſich daraus den ganzen Umfang der Haushaltungskunde bekannt machen können.

Es iſt wahr, wir haben an dem Hausvater des Herrn von Münchhauſen ein unvergleichliches Werk, welches das meinige entbehrlich gemacht haben könnte, wenn die darin ſehr gründlich abgehandelte Materien im Zuſammenhange und natürlicher Ordnung, zum Theil aber auch mit mehrerer Vollſtändigkeit wären von ihm vorgetragen worden. Er ward aber auch zu früh der Welt entnommen, um noch mehr fehlende, und gar nicht abgehandelte Materien von ihm ausgearbeitet zu ſehen. So war auch ein groſ-

ſer

ſer Theil ſeines Hausvaters mehr für den gelehrten als ungelehrten und gemeinen Landwirth geſchrieben. Denn dieſer ſchenkt ihm, wie ich es bereits in der Ankündigung gegenwärtigen Werks geſaget, auſſer dem ganzen zweyten Theile, noch ſehr viele Stücke der andern Theile, und behält immer den Wunſch übrig, einen Hausvater im Zuſammenhange, und dieſen mehr praktiſch, als gelehrt, geſchrieben zu leſen.

Dieſen Wunſch ſo vieler Landwirthe zu erfüllen mache ich nun mit gegenwärtigem Bande den Anfang, worin ich die Materien in ſo ſyſtematiſcher Ordnung darſtelle, als ſie in dem hierüber im vorigen Jahre ausgegebenen Avertiſſement angezeiget worden, nachdem allgemeine Regeln für den ländlichen Hausvater, deſſen Uebereinſtimmung mit der Hausmutter, und die Regierung des männlichen Geſindes vorangegangen ſind.

In eben dieſem Avertiſſement hatte ich meine mit mir in- und auſſerhalb Landes in Correſpondenz ſtehende Gönner und Freunde erſuchet, mir über dieſe oder jene Materie den Wink zu geben, wenn ſie ſelbige nach eigenen Erfahrungen und Einſichten abgehandelt wiſſen wollten. Einige derſelben nun verlangten, daß ich eine kurze Theorie von Anſchlägen nebſt einem oder dem andern kurzen Schema beybringen möchte, welches ich auch am Ende dieſes Bandes ſtatt eines Supplements thun wollte. Da er mir aber unter der Feder ſtärker anwuchs als er ſeyn ſollte, ſo will ich dieſes Supplement bis ans Ende

des letzten Bandes verſparen, als worauf die Leſer nicht warten ſollen, da der zweyte Band mit Gottes Hülfe bereits auf der nächſt bevorſtehenden Neujahrsmeſſe ans Licht treten wird.

Hatte ich in gedachtem Avertiſſement aber auch ferner geſagt, daß ich die Grundſätze zur innerlichen Einrichtung der Landwirthſchaft in der Ordnung ausführen würde, wie ſie kürzlich in des Herrn Profeſſor **Titius Grundſätzen der theoretiſchen Haushaltungskunde,** und zwar in der dritten Abtheilung, von der Landwirthſchaft überhaupt, ſummariſch vorkommen, und daß ich auch in den folgenden Kapiteln gedachtem vortrefflichem Lehr- und Handbuche meiſtens nachgehen würde, weil ich die Materien darin in der beſten Ordnung zuſammengehängt finde, auch es an gründlicher Theorie mit den beſten dieſer Art um den Vorzug ſtreitet; ſo iſt auch ſolches von mir nicht aus der Acht gelaſſen worden. Ich beziehe mich daher nicht nur überhaupt, ſondern weiſe auch die Leſer ſelbſt in dieſes Handbuch hinein, und bediene mich hiezu, da es ſehr oft geſchehen muß, nur des erſten Anfangsbuchſtabens dieſes nicht genug anzupreiſenden Lehrbuchs. Wenn ich alſo z. B. gleich am Ende der zweyten allgemeinen Regel S. 2. die Leſer dahinein weiſe, ſo geſchiehet es alſo: **G.** §. 7. 104. d. i. **Grundſätze der theoretiſchen Haushaltungskunde,** ſiebender Paragraph, Seite 104. Und da ich die **Hausmutter** gleichfals öfters anführen, und die Leſer dahinein weiſen muß, um über dieſe oder jene Materie darin ſich Raths zu erhohlen, ſo geſchie-

ſchiehet es um der Kürze willen gleichfalls nur mit dem Buchſtaben H. M. Wenn daher z. B. S. 193. des hausmütterlichen Etats gedacht wird, ſo geſchiehet es alſo: H. M. B. I. S. 367 ff. d. i. der Hausmutter erſter Band auf der 367ſten und folgenden Seiten.

Es enthält aber dieſer erſte Band neun Kapitel, wovon das erſte allgemeine Regeln vorträgt, welche, ſo wie es in der Hausmutter nicht ohne vielen Beyfall geſchehen, mit Geſchichten und Beyſpielen begleitet worden, um ſie den Leſern deſto mehr anſchaulicher und eindrücklicher zu machen, ſo wie ſolches auch bey den Regeln der beyden folgenden Kapitel gleichfalls geſchehen iſt.

Die letzte Regel des erſten Kapitels iſt eine Anweiſung, wie ſich ein Hausvater, der durch mancherley Unglücksfälle heruntergekommen iſt, und Schiffbruch leiden will, zu verhalten habe, um, wo möglich, aus der Gefahr des gänzlichen Untergangs wieder herauszukommen; und ich habe geglaubet, ein Kapitel, das Regeln zu Erhaltung und Vermehrung des Vermögens, zu Vermeidung deſſen, was eine Verminderung deſſelben veranlaſſen kann, vorträgt, nicht beſſer beſchlieſſen zu können, als mit nurgedachter ſehr intereſſanter Unterweiſung, welche von einem ſehr geſchickten und zugleich eben ſo menſchenfreundlichen Berliniſchen Rechtsgelehrten ausgearbeitet worden, und wofür ihm jeder Menſchenfreund, der einem nicht betrüglich verſchuldeten Hausvater ſein Mitleiden nicht verſagen kann, Dank wiſſen muß.

Hat

Hat der Hausvater an der Hausmutter eine wahre Gehülfinn, wie es ſeyn muß, ſo gehen ihre beyderſeitigen Beſtrebniſſe auf das einzige Ziel hin, ihr Hausweſen zu erhalten und zu verbeſſern. Hierüber müſſen beyde ſo einverſtanden ſeyn, daß die eine Hand nicht niederreiſſe, was die andere gebauet; die eine nicht unthätig bleibe, wenn die andre ihres Beyſtandes bedarf. Es wird daher im zweyten Kapitel die Uebereinſtimmung des Hausvaters und der Hausmutter gelehret.

Wo Hausvater und Hausmutter der Wirthſchaft vorſtehen, und zur Betreibung derſelben männliches und weibliches Geſinde erfordert wird, da iſt gemeiniglich jenes der Regierung des Hausvaters, dieſes aber der Regierung der Hausmutter unterworfen. Wie nun die Regierung des weiblichen Geſindes in der H. M. B. V. vorgetragen worden, ſo wird hier im dritten Kapitel von der Regierung des männlichen Geſindes Unterricht ertheilet.

Unter den Grundſätzen zur Beſtellung des Ackers, die im vierten Kapitel vorkommen, iſt die proportionirliche Anzahl der zum Ackerbau benöthigten Arbeitsleute S. 281. ff. der erſte, wo bey Gelegenheit der untreuen Arbeiten im Frohn- oder Hofedienſte, die durch obrigkeitliche Zwangsmittel nicht gründlich zum Wohl der Herrſchaften abgeändert werden können, zur Einführung einer ſo zu nennenden Androgogie ein Dorfſeniorat vorgeſchlagen wird, welches nur den Beyfall derjenigen haben kann, die bisher ſo laute Klagen

über

über den Mangel der Dorfpolizeyen führen. Und wenn ich hier auf einen der Einſichtsvolleſten klaſſiſchen Schriftſteller compromittiren ſollte, ſo würde es der Verfaſſer des Lehrbegriffs ſämmtlicher ökonomiſcher und Cameralſchriften ſeyn, welcher in ſeinen ſo lehrreichen Schriften hin und wieder Dorfpolizey wünſchet, und drauf einen überall mehr zunehmenden Flor der Landwirthſchaft begründet.

In eben dieſem Kapitel werden auch die unter uns berühmt gewordenen Ackerſyſteme dargeſtellet, weil ſie einen ſo anſehnlichen Theil der Oekonomiegeſchichte ſowohl ausmachen, als auch Leſern ökonomiſcher Schriften, wenn ſie darin gut fortkommen wollen, nicht unbekannt ſeyn müſſen. So findet ſich auch bald hie bald da ein Ackerwirth, der entweder eines ſolcher Ackerſyſteme allein, oder aus mehrern etwas angenommen hat; wie denn keines iſt, aus welchem man ſich nicht das Seinige, als ein freyer Nachahmer, herausſuchen könnte, und wozu die hinzugefügten Anmerkungen Anleitung geben können. Man kann überhaupt von den verſchiedenen Urhebern dieſer Ackerſyſteme in gewiſſer Abſicht eben das ſagen, was Herr Medikus in der Vorrede ſeiner Beyträge zur ſchönen Gartenkunſt ſagt: Es müſſen mehrere Männer gleiche Abſichten hegen. Jeder geht ſeinen eigenen Gedankengang, und dadurch kommt der eine auf dem, der andere auf dem andern Wege zum Ziele; alle aber arbeiten doch gemeinſchaftlich, und der Erfolg dieſer zerſtreuten

Bemühungen ſind Vermehrung unſrer Landes-erzeugniſſe. —

Das fünfte Kapitel beſchreibet die verſchiedenen Erdarten, da ſowohl Käufer als Pächter eines Guthes am erſten nach den Boden fragen und ſehen; ſo wie auch angehende Wirthe nicht ohne Kenntniß der verſchiedenen Erdarten ſeyn müſſen, um von jeder derſelben nur das zu erwarten, was ſie ihrer Natur nach leiſten kann, und ſie alſo auch darnach zu bearbeiten. In der Behandlung der verſchiedenen Erdarten iſt meiſtens die Theorie des Herrn von Münchhauſens beybehalten, und hie und da erläutert worden, da dieſe Erdarten theils in dem nördlichen Teutſchlande dem Landmanne, unter den von ihm gebrauchten Namen bekannt ſind, theils nach der Zeit der Erſcheinung ſeines Hausvaters in mehrern teutſchen Provinzen von leſenden Landwirthen mit gleichen Namen belegt worden.

Nach der Kenntniß des verſchiedenen Erdreichs laſſe ich die Miſchung verſchiedener Erdarten zur Beförderung der Fruchtbarkeit folgen, ein Kapitel, welches wir zur Aufnahme des Ackerbaues als höchſt wichtig anſehen müſſen, da nur wenige Oerter und Gegenden in Teutſchland gefunden werden, deren Aecker nicht durch den Zuſatz andrer Erdarten einer Verbeſſerung fähig wären. Man hat hier die vortrefflichen Grundſätze des ſo verdienten Herrn Pfarrer Mayers entlehnet, und mit dieſen die Grundſätze des berühmten Herrn Andräe verbunden. Glücklich iſt der

Staat, welcher das Augenmerk des Landmannes auf die Erdmiſchungen hinleitet, und ſeine darauf zielende Operationen mit Nachdruck unterſtützet!

In dem ſiebenten Kapitel werden die gewöhnlichen und ungewöhnlichen Düngungsarten nicht nur angewieſen, ſondern auch gelehret, wie man jede derſelben aufs beſte erhalten und gebrauchen ſolle.

Man findet in manchen ökonomiſchen Schriften Ausrechnungen, wie viel Miſt dem Gewicht nach ſowohl, als dem Maaße nach von einem Stück Vieh zu erhalten, und wie viel Land damit zu bedüngen ſey, welches aber zu allgemein und nicht treffend genung iſt; und es iſt weit zweckmäſſiger, wenn die Miſtberechnung nach gewiſſen Klaſſen des Stroh- und Heuvorraths ſowohl, als der Weide und Stallfütterung abgeſtufet, ſodann aber der verſchiedene Miſtgewinnſt der Ausſaat, nach Scheffelzahl, proportioniret wird. Da wir nun eine ſehr muſterhafte Düngungstabelle dieſer Art an derjenigen hie zu Lande, haben, welche in den General-Tax-Principien zur Abſchätzung der Güther in der Mark Brandenburg zum Fundament angenommen wird; ſo iſt ſelbige dieſem Kapitel angehänget worden.

Die Theorie des Pfluges, mit welcher Herr von Münchhauſen ſeinen Hausvater angefangen, iſt von mir immer als das rechte Meiſterſtück dieſes, um Teutſchlands Oekonomien ſo hoch verdienten, Lehrers angeſehen worden; eine Theorie, darin ihm kein Schriftſteller vorgearbeitet, und worin er wahres Original iſt. Da ich das Weſentlichſte daraus entlehnet, ſo hat ſie nur weniger Berichtigungen und Zuſätze bedurft, und macht einen Theil des neunten Kapitels aus, welches von Graben und Pflügen handelt. Wenn ſchon der Landwirth vom Mittelſtande nicht ſelber Hand an den Pflug leget, um

ihn entweder zu verfertigen oder den fertigen Pflug zu richten und zu führen, ſo muß er doch ſeine Theile, ihre Zuſammenfügung und Richtung des Pfluges verſtehen, um ſowohl die Arbeit ſeines Zugviehes zu erleichtern, die Pflüger zu meiſtern und folglich ſeinen Acker aufs beſte mit dieſem Hauptinſtrumente beſtellen zu laſſen. Iſt er mit der Theorie des Pfluges unbekannt, ſo geht's ihm als einem kriegeriſchen Befehlshaber, der nichts von der Tacktik verſteht, und ſeine Untergebene machen läßt was ſie wollen und können.

Iſt endlich das neunte Kapitel vom Eggen und Walzen das letzte, ſo macht ein vollſtändiges Regiſter den Schluß dieſes Bandes, um ihn den Leſern deſto brauchbarer und gefälliger darzuſtellen.

Ungeachtet ich bey der Landwirthſchaft hergekommen, und ſo viele Jahre hindurch mich vom Ackerbaue unterhalten; ſo habe meine Praxis doch von je her mit dem Leſen unſrer klaſſiſchen Oekonomielehrer, eines Pfeifers, Münchhauſens, Sprengers, Mayers, Benckendorfs, Reichhards, Hagemanns und mehrerer teutſcher ſowohl als ausländiſcher ökonomiſcher Schriftſteller verbunden, und ich würde undankbar handeln, wenn ich nicht bekennen wollte, ſo vieles von ihnen gelernet zu haben, und noch zu lernen, ſo wie ſie auch in gegenwärtigem Werke getreu angeführet ſind, wenn ſie für mich das Wort geführet haben. Mein aufrichtiger Wunſch iſt dieſer, daß die Leſer ihrer und meiner Schriften von den, darin bekanntgemachten, Erfahrungen, Vorſchlägen und Lehren den beſten Gebrauch machen, und untereinander wetteifern mögen, durch Verbeſſerung der Privatökonomien allgemeines vaterländiſches Wohl immer blühender werden zu laſſen.

Erſtes

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Erſtes Kapitel.

Allgemeine Regeln.

1) Der Landwirth kann ohne Kenntniß der Wirthſchaftsregeln nicht beſtehen.

Die Landwirthſchaft hat es mit Gewinnung der Naturalien aus dem Gewächs- und Thierreiche, zum Theil auch mit Mineralien, zu thun, in ſo fern letztere zu Deutſchlands Privatgüthern, und nicht zu den Hoheitsrechten, oder Regalien, gehören. Dieſe Gewinnung der Naturalien muß, wenn ſie den Landwirth und die Seinigen nähren, und zum möglichſten Wohlſtand bringen ſoll, nach den, in der Natur der Sachen gegründeten, Regeln unternommen und fortgeſetzet werden. Man hat vielerley einzelne Wahrnehmungen auf allgemeine Grundſätze erhoben, deren Inbegriff, nebſt den aus ihnen gemachten Folgerungen, die Landwirthſchaftswiſſenſchaft genannt wird. Sind nun die Wirthſchaftsregeln ſolche Grundſätze, wornach das richtige Verfahren bey jedem Wirthſchafts-

ſchaftszweige eingerichtet werden muß, ſo iſt der Landwirth auf dem beſten Wege, bey der Wirthſchaft ſein Auskommen und darüber zu erlangen, wenn er die Wirthſchaftsregeln eben ſo gut weiß, als ausübet. S. §. 7. 104.

2) Die Erlangung der zu bewirthſchaftenden Güther.

Um ſich und die Seinigen von zu gewinnenden Naturalien verſorgen zu können, muß man Eigenthümer, oder Innhaber ſolcher Grundſtücke, oder Theile der Erde, ſeyn, deren Bearbeitung nach den Wirthſchaftsregeln beſtens geſchieht, und unſre Sorgen und Fleiß belohnen. Man nennet ſie Privatgüther, um ſie fürnehmlich von landesherrlichen Kammer- und Domainengüthern zu unterſcheiden. Man wird ein Eigenthümer von jenen durch Erbſchaft von ſeinen Vorfahren, durch Tauſch, Kauf u. ſ. f. ſo wie man Innhaber von Güthern beyderley Art durch das gewöhnliche Pachten wird.

3) Das Kaufen und Verkaufen, Pachten und Verpachten der Güther muß nach gründlichen Anſchlägen geſchehen.

Käufer, oder Pächter eines Guths müſſen zum voraus wiſſen, ob ſie bey dem Ankauf oder der Pachtung deſſelben ihre Rechnung finden. Erſtere müſſen es vorher berechnen können, wie hoch ſie aus dem Guthe ihr Kaufgeld nutzen, oder zu wie viel Procent ſie das anzulegende Kapital ausbringen können. Die Pächter aber müſſen es gleichfalls vorher berechnen können, ob ſie nicht nur aus dem zu pachtenden Guthe die Pacht, oder Arrende, herausbringen, ſondern

dern auch was ſie über der Pacht noch für Ueberſchuß haben können, um hievon ſich und die Ihrigen zu verſorgen. Um nun ſolches alles vorher zu wiſſen, werden Anſchläge über alle bey dem Guthe befindliche Grundſtücken und übrige Zubehörungen, nebſt allen darauf haftenden Beſchwerungen, angefertiget, welche den ganzen Ertrag und Nutzung des Guths nachweiſen.

a) Das Kaufen, oder Verkaufen eines Guths ohne Anſchlag, oder in Pauſch und Bogen, kann Käufern oder Verkäufern zum höchſten Schaden gereichen. So ſind mir ſelbſt vor mehrern Jahren ein Paar aus der Hand ohne Anſchlag verkaufte Güther bekannt geworden, bey denen die Käufer nur die Hälfte des in den Wäldern vorräthigen Bau- und Brennholzes ſolcher Güther gebrauchten, um aus dem davon gelöſeten Gelde die ganze Kaufſumme der Güther auf einmal wieder heraus zu bekommen. Dagegen iſt mir auch ein Käufer eines Guths ohne Anſchlag bekannt geworden, der es um einen Drittheil zu hoch bezahlet hatte.

b) Hier hätte gezeigt werden können, wie mancherley die Anſchläge ſind, und wie ſie unterſuchet werden müſſen, ob ſie gründlich ſeyn können oder nicht. Da aber ſo eben, da ich dieſe erſten Bogen zum Abdrucken verſende, aus entfernten auswärtigen Gegenden ſchriftlich erinnert werde, dieſem Werke, nicht idealiſche, ſondern wahre muſterhafte Anſchläge, und unter ſelbigen auch einen, nach den itzigen Königl. Preuß. Kammerprincipien eingerichteten, beyzufügen, ſo will ich dieſem Verlangen am Ende dieſes Bandes gnügen, und dasjenige ſodann hinzuthun, was man als das Hauptſächlichſte bey der Einſicht und Beurtheilung eines Anſchlags zu beobachten hat.

4) Die gute Erhaltung des zu bewirthſchaften angefangenen Guthes.

Sobald man Beſitzer eines Guthes geworden, ſo muß die gute Erhaltung deſſelben die Hauptſorge ſeyn und bleiben. Da man ſein Landguth als den Stamm ſeines Vermögens anſehen muß, ſo wäre es allen Regeln einer guten Wirthſchaft zuwider, wenn wir ſolchen Stamm ſchwächen, oder entkräften wollten. Vielmehr liegt es dem Landwirthe ob, nächſt der beſten Erhaltung ſeines Guthes auch deſſen möglichſte Verbeſſerung zum Augenmerk zu haben. S. §. 108.

5) Der Landwirth muß alle Verſchlimmerungen ſeines Guths möglichſt verhüten.

Der Landwirth ſoll, beſage der vorhergehenden Regel, ſein Guth aufs Beſte erhalten. Dieſemnach muß er 1) von den Gerechtſamen, Freyheiten und Zubehörungen deſſelben aus Fahrläſſigkeit nichts abkommen laſſen. 2) Von eben demſelben nichts weggeben oder verkaufen. 3) Keinen Wirthſchaftszweig ſo hervorziehen, daß einige andre, oder alle mit einander, darüber leiden, und an ihrer Fruchtbarkeit verlieren.

a) Beyſpiele, wie Gerechtſame und Freyheiten der Güther aus Fahrläſſigkeit verlohren gehen, ſind gar nicht ſelten. Sollten es nicht viele gehört haben, daß dieſer oder jener Guthsbeſitzer z. B. ſeine Hüthungsgerechtigkeit auf einem Felde benachbarter Oerter darum verlohren habe, weil er auf ſeine Hirten nicht Acht gehabt, und darauf geſehen, daß ſie von Zeit zu Zeit mit ihren Heerden dergleichen Reſiere betreiben möchten? Es war der Hirten Bequemlichkeitsliebe, daß ſie die ihnen zu entfernte Gegenden nicht mit ihrem Viehe be-

beziehen wollen. Sie waren vielleicht einverſtanden mit den benachbarten Hirten, und dieſes können ihre Anverwandten oder Freunde geweſen ſeyn, mit welchen ſie heimliche Durchſtechereyen, die fürnehmlich unter Schäfern ſehr gangbar ſind, getrieben haben, ſich der Mithüthung zu enthalten. So wie auf der andern Seite es geſchehen iſt, daß Schäfer ihren Freunden, um ihre Durchſtechereyen zum Schaden der Herrſchaft deſto unvermerkter zu treiben, nachgegeben oder erlaubet haben, vorhin nie mit Kuppelhüthungen beſchwert geweſene Fluren zu behüten, und hiemit Servituten eines Guths einzuleiten, die in der Folge durch die ſchwerſten Proceſſe nicht wieder getilget werden können. War nun nicht an dieſen Verſchlimmerungen des Landguths die Fahrläſſigkeit des Landwirths oder Guthsbeſitzers Schuld?

b) **Remigius** hat bey ſeinem Guthe einen weitläuftigen, mit Ellern bewachſenen Bruch, der nebſt dem Holze zur Viehhütung genutzt wird, und die meiſte Zeit unter Waſſer ſteht. Sein lüſtiger Nachbar kaufte ihm davon 30 Morgen für ein Spottgeld, darf ichs ſagen? für 200 Rthlr. ab. Dieſer ließ das Holz ausraden, Abzugsgräben anfertigen, und den erhandelten Diſtrict in Wieſen verwandeln, worauf er jährlich für 300 Rthlr. Heu gewinnt. Wie ſehr verſtand ſich dieſer darauf, ſein Guth zu verbeſſern, und ſeinen Nachbar zu übertreffen, der durch den Verkauf ſo vieler Morgen ſein Guth verſchlimmerte.

c) Adraſt, der dritte Sohn eines reichen Vaters, der ihm ein mittelmäſſiges Landguth angekauft hatte, fand bey ſelbigem einen Weinberg, der ihm zu klein dünkte, und ließ ſich die bequeme Lage

deſſelben verleiten, den unmittelbar daran ſtoſſenden Fleck Acker zur Vergröſſerung des Weinbergs einzuhegen, und ihn mit Weinreben zu bepflanzen. Er wußte ſich viel damit, einen der gröẞten Weinberge in ſeiner Gegend zu haben, und hatte bey der ſo anſehnlichen Vergrößerung deſſelben nicht daran gedacht, daß er damit wider eine der erſten Oekonomieregeln verſtoſſen würde, welche die Verſchlimmerung eines Landguths unterſaget. Bey der neuen Unternehmung hatte er keinen andern, als ſich ſelbſt, und ſeine junge Gemahlin zu Rathe gezogen. Da der Weinberg nicht weit vom Wohnhauſe entfernt war, ſo hatte letztere bey ihrer erſten Promenade dahin ihm geſagt: Das Berglein iſt nicht zum Vergnügen; meines Vaters Berg iſt zwanzigmal größer, und da laſſen ſich die Füſſe beſſer, als hier, vertreten. Hierauf entſtand nun der große Weinberg als ein Wirthſchaftszweig, welcher einigen andern, und zwar den Hauptzweigen ſchädlich ward. Denn der Weinberg gieng über die Kräfte des ganzen Guths weit hinaus. Er erfordert einige hundert Fuder Miſt mehr, welche dem Acker entzogen werden. Auch der Viehſtand des Guthes leidet davon. Das Stroh muß hier, aus Mangel des gnugſamen Heues, einen anſehnlichen Theil der Winterfütterung ausmachen. Der dem Weinberg zugewandte, und den Acker entzogene, Dünger macht, daß weniger Korn und Stroh, denn zuvor, erbauet wird. Es wird nun auch weniger Miſt für den Acker gewonnen, weil weniger Vieh gehalten, und ausgefüttert werden kann. Wenn Adraſt Manuale und Wirthſchaftsbücher hält, ſo muß er bey dem Abſchluß der jährigen Wirthſchaftsrechnungen einen großen Ausfall in der Einnahme fin-

finden. Der Ertrag der Weinberge iſt weit ungewiſſer als der Ertrag der Ackerfelder. Es kommen Jahre, da ſo wenig Wein erbauet wird, daß kaum der Weinmeiſterlohn heraus kömmt. In unſern nördlichen Gegenden haben wir immer mehr Mißwachs am Weine, als am Korne, zu gewärtigen. Der junge unerfahrne, und mit den Principien der Landökonomie zu wenig bekannte, Landwirth war nichts weiter als blinder Nachahmer andrer Guthsbeſitzer, die, weil ſie eine ſehr ſtarke Viehzucht haben, große Weinberge ohne Beeinträchtigung des Ackerbaues unterhalten können. Sein Landguth müßte in der Nähe einer großen Stadt liegen, wo er den Dünger umſonſt, oder um ei- Spottpreiß, haben könnte, um damit dem ſo ſehr vergrößerten Weinberg, ſeinem Acker und Viehſtande unbeſchadet, den benöthigten Dünger theils zuzuführen, theils auch die Weinbergsprodukte deſto beſſer zu verſilbern. Man muß aber nicht denken, daß Adraſt nur allein die vorbenannte Wirthſchaftszweige durch die Erhebung eines einzigen entkräftet habe. Er brachte noch einem andern zu gleicher Zeit eine tödtliche Wunde bey, und es iſt zweifelhaft, ob er durch dieſen, oder jenen, mehr verlohren habe. Der vorige Guthsbeſitzer hatte etwa ſechszig Jahre zuvor einen kleinen Eichwald angebauet, deſſen Eichen kaum an die Hälfte ihres zu erreichenden Wachsthums gekommen waren, gegenwärtig aber ſchon ſo viel Maſt trugen, daß aus der Nachbarſchaft Schweine in die Fehme geſchlagen, und hievon eine anſehnliche Summe Geldes, ſo oft Holzmaſt war, gezogen werden konnte. Der Weinberg ſollte wider den Anlauf der Menſchen und der Thiere geſichert, und mit einem tüchtigen Gehege ver-

wahret werden. In der Gegend war das Holz überhaupt ſelten und theuer, und der junge Wirth hatte noch nicht ſo viel Baarſchaften im Beutel, um das zum Gehege benöthigte Holz anzukaufen. Er mochte vielleicht den in andern Fällen ſehr brauchbaren Grundſatz im Sinne haben, daß ein Wirth nicht kaufen müſſe, was er ſelbſt hat oder haben kann. Kurz er verfiel auf den großen Fehler, an die zwanzig Schock der wohlgewachſenſten graden jungen Eichen niederhauen zu laſſen, um davon Palliſaden um den Weinberg zu gewinnen. Ein Sachverſtändiger Förſter ſelbiger Gegend urtheilte, daß die hievon dem Guthe abgehende Holzmaſt, nebſt dem mit, dem jährlich zunehmenden Wachsthume ſich vermehrenden, aber nun auf einmal aufhörenden, Werthe der Eichen auf einen jährlichen Verluſt von wenigſtens 200 Rthl. zu berechnen ſey. Adraſt ſtrotzet von ſo genannter galanter Lectüre. Wäre es ihm nicht gerathener geweſen, wenn er ſich in ökonomiſchen Lehrbüchern umgeſehen, und daraus die Wirthſchaftsregeln gelernet hätte, die ihn wider ſo große Fehltritte verwahret haben könnten? Wenn er nicht, von aller Theorie entblößt, noch bey Wirthſchaftsverſtändigen Freunden ſich Raths erholen wird, ſo kann er ein Guth in Concurs bringen, welches ihm von ſeinem Vater reine und Schuldenfrey war übergeben worden.

Eraſt kam neuerlich zum Beſitz ſeines von einem Großonkle ererbten Ritterguths, und hatte, da er ſich zuvor in einer großen Stadt aufgehalten, ſeinen Hauptgeſchmack an ſchönen Gärten gefunden. Dieſen zu nähren legte er einen ſo großen Garten auf ſeinem Landſitze an, daß er völlig für einen Luſtgarten des reichſten Kapitaliſten

ſten im Lande angeſehen werden kann. Der vorige Pächter des Ritterguths mußte jährlich 900 Rthlr. Pacht geben, und man ſagt, daß dieſe Pacht zu hoch geweſen, und der Pächter darüber verarmet ſey. Die Unterhaltung des prächtigen großen Gartens ſoll jährlich an die 500 Thl. gehen. Hierzu kommt, daß der große Garten ſo viel Dünger dem Acker entzieht, auch ſo viel Menſchenhände, die der Gärtner bey den nöthigſten Feldarbeiten fordert, beſchäftiget, da doch die Dienſtpflichtigen von jeher kaum hinreichend geweſen ſind, den Acker ſo nothdürftig zu beſtellen. **Eraſt** wird von Schmeichlern wegen ſeines guten Geſchmacks in der Gärtnerey gelobet, und dieſe Schmeichler bekommen dafür den rareſten Wein und die beſte Bewirthung. Da **Eraſt** keine andere Quellen der Einnahme, als die von ſeinem Guthe hat, ſo darf er nur noch ein Paar Jahre auf ſolchem Fuße fortwirthſchaften, um ſich von ſeinen Gläubigern ſo in die Enge bringen zu laſſen, daß er, von ſeinen bisherigen jungen Schmeichlern verlaſſen, in einer finſtern Einſamkeit Waſſer trinken muß.

Auch **Philon** gehöret unter die Landwirthe, welche wider den Grundſatz, daß kein Nahrungszweig den andern entkräften ſolle, verſtoſſen. Er hat noch ein geringeres Landguth, als Eraſt. Sein voriges Wohnhaus war ihm zu klein; er hat ein viermal größeres mit Schulden erbauet. Wäre er gleich ohne Schulden geweſen, ſo hätte die Erhaltung des Hauſes von auſſen und innen jährlich den dritten Theil der Wirthſchaftseinkünfte verzehret. Nun merkt er ſeinen Fehler, und tröſtet ſich damit, daß das prächtige Haus Käufer anlocken, und einen deſto beſſern Verkauf

des Guths veranlaſſen werde. Er wird ſich betrogen finden, da ſein Guth mitten in einer von der Hauptſtadt ſehr entfernten Provinz lieget. Ganz nahe an der Reſidenzſtadt würde das Haus das Guth verkauft haben. Denn daſelbſt finden ſich immer Begüterte genug, welche nicht nach dem Ertrage eines Guths, ſondern nach dem Vergnügen und Aufenthalte aufs Land fragen. In der Provinz aber, wo **Philon** gebauet hat, kehren die Käufer die Frage um, und fragen billig zuerſt: Was bringt das Guth jährlich ein? Sie ſind mit einer Wohnung zufrieden, in der ſie ruhig wohnen, und mit Bequemlichkeit wirthſchaften können. Sie urtheilen recht, wenn ſie ſagen: Das Guth iſt nicht um des Hauſes, ſondern das Haus um des Guths willen. Ein Haus, das den zweyten oder dritten Theil des Wirthſchaftsertrags hinwegnimt, iſt umſonſt zu theuer. **Philon** kann gleich dem Eraſt nächſtens eine ſo enge Wohnung bekommen, daß er zu ſpät wird ſagen müſſen: Es wäre mir beſſer geweſen, wenn ich in meiner Freyheit enge und wohl, (Schuldenfrey) denn weit und wehe (mit Schulden belaſtet) gewohnet hätte!

Ich beſchlieſſe dieſen Abſchnitt mit Thatſachen des vorigen Jahrhunderts. Nach der Mitte deſſelben waren hier und in der Nachbarſchaft Edelleute, theils von einer, theils von verſchiedener Familie und Namen, denen an die 9 und mehrere anſehnliche Güther und Dorfſchaften zugehörten. Sie hatten dieſes vor vielen andern adlichen Güthern voraus, daß ihre Wildbahnen die beſten und ergiebigſten waren, ſo daß ſich bey ihnen immer Aufkäufer aufhielten, welche ihnen das Wildprät gleich aus der Hand abnahmen, und es in großen Städten, Berlin, Leipzig, Halle, Witten-

tenberg u. ſ. f. verkauften. Alle dieſe Edelleute hatten nun freylich an der Jagd einen einträglichen Nahrungszweig, allein ſie opferten ihm alle übrigen auf. Die wilden Sauen hatten die Freyheit die Saaten zu verwüſten. Man ſtörte ſie nicht, der Meinung, daß ſie bey wieder offen gewordener Jagd deſto feiſter ſeyn, und das Wildprät ihrer Oerter den Ruhm vor allen andern behaupten, mithin ihre Abnehmer deſto gewiſſer ſeyn ſollten. Neben den vielen Jägern wurden ſo viele Jagdhunde aller Arten gehalten, daß ſie wenigſtens den 7ten Theil des Korngewinnſtes jährlich verzehren mußten. Es war aber nicht genug, ſo viele Kuppeln Hunde auf den Höfen ſelbſt zu halten, ſondern die Jagdherren quartirten auch die ſtärkſten Sauhunde bey ihren Müllern ein, damit ſie die Mühlenpächte in Natura conſumiren möchten. Nächſtdem waren auch die beſten Bauerhöfe mit der Ausfütterung eines Hundes beſchweret, wie ſolches annoch aus den, dem Churfürſt Friedrich Wilhelm übergebenen Anſchlägen, erhellet. Zu dieſer übermäſſigen Menge von Hunden kam eine ebenfalls übermäſſige Menge von Pferden, deren größter Theil in Reit- und Jagdpferden beſtand. Dieſe Jagdherren hatten meiſtens in entfernten Churfürſtlichen Dörfern von Mühlen und Unterthanen anſehnliche Kornpächte zu erheben, welche nur zur Hälfte zur Pferdefütterung zureichten. Was auf ihren eigenen Güthern vom Sommergetreyde erbauet ward, als Gerſte, Haber und Wicken, ſolches alles kam noch zum Pferdefutter. Ich weiß nicht, ob die damaligen Herren eine Erſparung der Körner darin geſucht haben, daß ſie im Frühjahre die ausbrechende Knoſpen der Eichen durch alle ihre

Coſ-

Coſſäthen, die mit der Hand dienſtpflichtig waren, abſuchen, und ſolche den Pferden freſſen lieſſen. Mein Vorfahrer, der einen in ihren Dienſten geweſenen, ſehr alten Kutſcher geſprochen, ſagte von ihm gehöret zu haben: Es hätten die Pferde von dieſem grünen Futter fein Blumen auf dem Rücken und Lenden bekommen ſollen, daran es ihnen auch nicht gemangelt. Es ſey ſo damit; es kann aber nicht geläugnet werden, daß dieſes eine ſehr theure Fütterung geweſen. Wie viele Hände, wie viele Zeit gehören nicht dazu, um für vielen Pferden Baumknoſpen zu ſtreifen, und ſie damit zu ſättigen? Konnten dieſe Hände nicht auf dem Acker oder auf dem Hofe, nützlicher beſchäftiget werden? Eben dieſe Coſſäthen hatten ſeit Bartholomäi nichts anders zu thun, als die Hunde zu führen, und die Bauern mußten beym Treibjagen Treiber abgeben, worüber die Aecker ſo vernachläſſiget wurden, daß man alle Abzugsgräben verfallen, mit Strauchwerk bewachſen und verwildern ließ. Dieſe Wirthſchaft konnte nicht lange beſtehen. Die Edelleute mußten vorbeſagtem Churfürſten faſt alle zu gleicher Zeit ihre Güter zum Kauf antragen, weil er ſie beſſer als andre Käufer zu bezahlen pflegte; ohne Zweifel, um den übermüthigen Adel in etwas zu entnerven, der ſeinen Vorfahren vielmals aufſäſſig geweſen, und worzu der Adel beym Antritt der Regierung des Churfürſten noch nicht die Luſt verlohren hatte. Den von den heruntergekommenen hieſigen Guthsbeſitzern übergebenen Anſchlägen ſetzte der damalige Bürgermeiſter zu Treuenbriezen, als dazu beſtellter churfürſtl. Commiſſarius Gegenanſchläge entgegen, in welchen die meiſten Aecker und Wieſen als öde und mit Buſchwerk bewachſen angegeben werden, da ſie doch,

wie

wie man aus andern Nachrichten erſiehet, in äl- tern Zeiten in beſter Pflege geweſen. Alle dieſe Dörfer wurden zum churfürſtl. Amte Saarmund, welches um eben dieſe Zeit gleichen Urſprung ge- nommen, geſchlagen, und der unter ſeinen Lands- leuten erſte und größte Oekonome durfte nur ein Paar hundert Thaler zum Gehalt der Jäger des ganzen Amtsrefiers ausſetzen, nachdem das Jagd- weſen den ehemaligen Beſitzern jährlich ſo viel tauſend Thaler, und hiemit ihren Beſtand auf ihren Landgüthern, gekoſtet hatte.

6) Die Berichtigung der Gränzen.

Jeder Menſch muß ſein Eigenthum wiſſen, um es zu erhalten, und nichts davon zu verliehren. Soll ein Landguth daher nicht verringert werden, ſo müſſen die Gränzen deſſelben gewiß und feſte ſeyn, in deſſen Ermangelung der Nachbar ſoweit in unſer Eigenthum Eingriffe machen kann, als es ihm gut dünket. We- nigſtens entſtehen aus unrichtigen Gränzen die längſten und koſtbarſten Proceſſe mit den Nachbaren, die jeder Landwirth vermeiden, oder ihnen zuvorkommen muß, um eine Geldausgabe zu erſparen, die wirthlich erſpa- ret werden kann. G. §. 108.

a) Wir müſſen unſern Vätern das gerechte Lob wie- derfahren laſſen, daß ſie über dieſe Wirthſchafts- regel genau gehalten, und ihre Güther nicht oh- ne Gränzmarkungen gelaſſen haben. Sind ir- gendswo ungewiſſe oder unbemerkte Gränzen, ſo ſind ſie es aus Nachläſſigkeit der Nachkommen ge- worden. Vielmals waren die Gränznachbaren, oder wie es in einigen Gegenden heißt, die Anſtößer, Brüder, Schwäger, oder gute getreue Freunde

und Nachbaren, mit welchen man in guter Vertraulichkeit lebte und es daher in Beſichtigung und Wiederberichtigung der irgendswo abgehenden Gränzſcheidungen, beſonders in Waldungen, Wieſen und Hüthungen, ſo genau nicht nahme. Hieraus ſind nun an unzählichen Oertern Irrungen entſtanden, die zu unüberſehlichen Proceſſen Anlaß gegeben, und immer noch geben müſſen.

b) Die Zeichen, deren man ſich zur Unterſcheidung der Gränzen bedienet, ſind verſchiedene, nämlich Steine, Bäume, Säulen oder Pfähle, Gräben oder Gruben, Hügel oder Haufen und ſo genannte Markraine und Pronen.

c) Die Steine ſind wegen ihrer Unvergänglichkeit allen andern Gränzmalen vorzuziehen, und ſie ſollten aus der Ferne dahin geſchafft werden, wo ſonſt keine zu finden, um ſie ſtatt der vergänglichen, dergleichen Bäume, Gräben und Sandhügel ſind, aufzuſtellen. Man nennet ſie bekanntermaaßen Mal- Mark- oder Gränzſteine, wenn ſie eine Gränze an- und ausweiſen. Einiger Orten nennet man ſie auch wohl Weichbild, in ſo fern ſie ein ganzes Gebiet um- und eingränzen. Die beſten Gränzſteine ſind die behauenen oder geformten, auf welchen mancherley Zeichen, als Kreuzſchnitte, Runſen, oder Schlaiſen, Wapen, Buchſtaben u. ſ. f. eingehauen ſind. Die Runſen, oder Schlaiſen ſind entweder grade, oder krumm, oder eckicht, um daraus zu ſehen, wo ſie hinweiſen ſollen. Die Steine aber, welche am Anfange eines Grundſtücks, deſſen Ende, an einer Ecke oder Orte der Markung geſetzt ſind, nennet man Haupt- Eck- oder Ortſteine. Die dazwiſchen ſtehende aber, die ohne Zeichen und kleiner ſind, Läufer. Zu den Haupt- Eck- oder Ortſteinen füget

fuget man gemeiniglich noch kleine Steinlein hinzu, welche man Zeugen nennt, weil ſie die Malſteine als rechtmäſſig geſetzte bezeugen oder bekunden ſollen. Dieſe Zeugen werden auch wohl Eyer oder Steineyer genannt, und ſie beſtehen entweder aus zwey oder aus drey Steinlein, welche aus einem breiten oder flachen Steine von einander geſchlagen werden, und wenn ſie aufgeſucht werden, zuſammenpaſſen und den Stein wieder darſtellen müſſen, deſſen Theile ſie geweſen. Sie werden auch meiſtens ſo am Lager des Malſteins hingelegt, daß man aus ihrer Lage abnehmen kann, wo ſie hinweiſen. Man findet aber ſtatt nur beſchriebener Steinlein, oder neben denſelben, hin und wieder auch Ziegelſteine, Kohlen, Gläſer, Eyerſchalen oder Kalk, um damit die Malſteine zu bewähren.

d) Die Bäume, welche zu Gränzſcheidungen gebraucht werden, haben mancherley Namen, da ſie nämlich Gränz- Mark- Mal- Loch- und Kreuzbäume, auch Lochen oder Lauchen genannt werden. Kreuzbäume heiſſen ſie, weil ein Kreuz hinein gehauen, Lochbäume aber deshalb, weil mitten im Kreuze ein Loch gebohret iſt. Sie werden zwiſchen Wald und Wald, auch zwiſchen Wald und Feld, auch auf Wieſen zu Gränzzeichen gebraucht. Eichen ſind am währhafteſten dazu, hiernächſt aber Linden. Im naſſen Boden ſind es aber die Erlen. Es entſtehen öfters Irrungen, wenn dergleichen Gränzbäume Alters halber umfallen, oder von Sturmwinden umgeriſſen, und von Holzdieben ſodann heimlich fortgefahren werden. Dieſerhalb müſſen die Forſtbedienten ein wachſames Auge auf dergleichen Bäume haben, und ihren Umfall ſofort anzeigen, damit neue Bäume bemarket werden.

den. Und da überhaupt die ſogenannten Lochen dieſer Gränzbäume bald verwachſen, und hiemit unkenntlich werden, ſo müſſen ſie wenigſtens alle fünf Jahre erneuert werden. Man theilet die Lochbäume aber in eigene und gemeine. Jene ſtehen ganz auf des Grundherrns Boden, und gehören ihm ganz allein zu. Dieſerhalb haben ſie die Lochen nur auf des Nachbars Seite; auf der Seite des Eigenthümers aber ſind ſie frey und ungezeichnet. Die gemeinen Lochbäume hingegen ſtehen mitten auf der Gränze, ſo daß jeder Eigenthumsherr die eine Hälfte davon hat, und alſo beyden gemeinſchaftlich iſt. Sie werden daher hinten und vorne, in der Mitte des Baums, gelocht. Wo aber die Markung nicht mehr gerade ausgeht, ſondern ſich wendet, da wird ein Eckloch gemacht, und alſo bezeichnet, daß ſie einen Winkel beſchlieſſet. Doch wird es nicht aller Orten mit dieſer Markung und ihrer Bezeichnung gleich gehalten, weßhalb man ſich nach jeden Orts oder Landes Gewohnheit zu richten hat.

e) Hölzerne Säulen und Pfähle werden gemeiniglich auf Wieſen gebraucht, und am liebſten von Eichen genommen, weil das Holz derſelben am längſten dauret. Man bezeichnet ſie gemeiniglich wie die geformten Steine, deren ſub. lit. c. erwähnet worden.

f) Wenn Gräben die Gränze ausmachen ſollen, ſo muß der Aufwurf auf die Seite desjenigen hingebracht werden, dem der Graben und das anſtoſſende Grundſtück gehöret. Iſt aber ein ſolcher Gränzgraben gemeinſchaftlich, ſo wird der Aufwurf zu beyden Seiten gleich gemacht. Da die Gräben, in welchen Waſſer ſteht, oder durchfließt,

fließt, ſehr bald verfallen, ſo müſſen ſie zum öf⸗terſten gehoben werden. Bey gemeinſchaftlichen Gränzgräben ſetzen ſich beyde Nachbaren Zeiten und Tage, an denen das Räumen derſelben von beyden Seiten geſchehen muß. Nächſt den langen ausgegrabenen Gränzen dieſer Art findet man auch runde ausgegrabene Tiefen, bey welchen eben dasjenige zu beobachten iſt, was von den langen Gräben geſagt worden.

g) **Gränzhügel, Mal⸗ oder Markhaufen** kommen in Feldern und trocknen Wäldern vor. Sie müſſen zum alleröfterſten gleichfalls erneuret oder wieder erhaben gemacht werden. Auf offenen Sandfeldern ſind ſie am allerwenigſten dauerhaft, indem ſie vom Winde bald zerſtreuet werden. Man könnte ſie aber mit leichter Mühe von ewiger Währung machen, wenn man ganz kleine Feldſteine, die ſonſt zum Bepflaſtern der Straſſen und Wege unbrauchbar ſind, zuſammenbringen wollte, und hiemit die Sandhügel recht dichte belegte. Zu gleichem Zweck könnten auch die Stücken von zerbrochenen Dachſteinen genommen werden, die man in Menge bey den Ziegelſcheunen, oder Umdeckungen der Ziegeldächer findet. Da ſonſt die Sandhügel wenig oder gar nicht begrünen, und davon eine Feſtigkeit gewinnen können, ſo werden die Fugen zwiſchen den aufgelegten Steinen bald Gras hervorſchieſſen laſſen, weil der Sand unter den Steinen in der Dürre friſch bleibet, auch vom Winde nicht mehr aufgenommen und fortgeführet werden kann.

h) **Reine**, womit ſonſt, als einem ſchmalen Striche Landes, der ungepflüget bleibet, die Ackerſtücken oder Enden unterſchieden werden, pflegen auch in

vielen Ländern Felder von Feldern zu trennen, und als eine Gränze zu gelten. In letzterm Falle heiſſen ſie in der Mark Brandenburg **Markſcheiden** oder **Markſcheidungen**, weil ſie die Feldmarken oder Fluren benachbarter Oerter von einander ſcheiden. Sie haben ſodann gemeiniglich eine ſolche Breite, daß ein Wagen oder wohl mehrere neben einander darauf fahren können. Auf dieſe Breite eines ſolchen Markſcheids iſt immer Acht zu geben, daß es nicht von Beſitzern anſtoſſender Ackerſtücke geſchmälert, und davon abgepflüget werde. Wenn der Boden ſolcher Markſcheiden leicht iſt, ſo muß nicht verſtattet werden, daß viel darauf gefahren, oder ein ordentlicher Fuhrweg neuerlich daraus gemacht werde. Das durch vieles Fahren entſtehende Entraſen eines ſolchen Markſcheids verurſachet, daß der Wind den leichten Sand fortführet, und hiemit das Markſcheid unkenntlich macht.

i) **Pronen** oder **Brahnen** ſind die äuſſerſte Gränzen eines Waldes, ingleichen die Ränder der Felder und Wieſen, die mit Holz bewachſen ſind. Sie müſſen in manchen Gegenden Gränzmale ſeyn. Sie ſollten aber abgeſchafft, und ſtatt ihrer mehr beſtändigere Markungen geſetzet werden. Denn bey immer mehr einreiſſendem Holzmangel ſind dieſe Pronen den Holzdiebereyen nicht nur am meiſten ausgeſetzet, daß ſie nach und nach Vergang nehmen, ſondern ſie werden auch unvermerkt von Anſtöſſern allmählich Strauch bey Strauch ausgerahdet, daß es ſo nach heißt, wo kein Strauch oder Holz mehr ſteht, da iſt auch nicht mehr Gränze. Dieſes letzte geſchieht da am erſten, wo Wieſen, oder Hüthungsplätze, anſtoſſen, da die angränzenden Wieſenbeſitzer fürnehmlich

lich ganz unvermerkt ihre Wieſen in die Pronen hineinzurücken und hiemit zu vergrößern wiſſen.

k) Die Setzung der Markungen iſt an und vor ſich ſelbſt noch nicht zur beſtändigen Sicherung eines Guths hinreichend, ſondern man muß ſie noch in ein eigenes ſchriftliches Verzeichniß bringen, welches die Gränzſcheidung nach allen Umſtänden richtig beurkundet und die Oerter der Gränzmale, nebſt der Weite des einen von dem andern genau beſchreibet; welchem Verzeichniſſe denn auch ein richtiger von einem Feldmeſſer angefertigter Riß beyzufügen iſt. Im genaueſten Verſtande heißt ein ſolches ſchriftliches Verzeichniß das **Markbuch**, weil es die Marken oder Gränzmale beſchreibet. Grund- Flur- und Lagerbücher ſind hiemit nicht zu verwechſeln, und müſſen im weitläuftigern Verſtande genommen werden, obſchon die Beſchreibung der Gränzen gleichfalls darinn enthalten ſeyn kann. Von dieſen Büchern wird gleich das mehrere beſagt werden.

l) Auch die dauerhafteſten Gränzmale, wie die von Steinen ſind, können, wo nicht durch andre Zufälle, wenigſtens durch untreue Hände verändert werden. Dieſerhalb müſſen die Gränzen von Zeit zu Zeit beſichtiget werden, welches aber, ſoll es gültig ſeyn, nicht einſeitig, ſondern mit den Nachbaren zugleich geſchehen ſoll. Man nennt dieſes eine **Gränzbeziehung** oder **Begehung**. Bey dieſen Gränzbeziehungen muß alles, was unkenntlich werden will, erneuert und wieder hergeſtellet werden, und es iſt ſehr weislich, daß nebſt den Alten auch junge Leute jederzeit dem Gränzzuge beywohnen, damit es nach dem Ableben der erſtern niemals an Augenzeugen fehlen

möge. Hiernächſt müſſen von beyden oder mehrern Nachbaren, ſoviel dergleichen ſind, Gränzregiſtraturen jedesmal gehalten, und zur Beglaubigung und unverbrüchlichen Feſthaltung von beyden oder mehrern Seiten unterſchrieben und beſiegelt werden.

m) Wo dauerhafte Gränzmale ſind, da werden, wenn ſonſt nicht bedenkliche Umſtände vorhanden, die Gränzbeziehungen nur alle drey Jahre nöthig ſeyn. Wo aber die Markungen nicht dauerhaft, dergleichen Gräben, Gränzhügel, Markſcheide, Pronen, hölzerne Säulen und Pfähle beſonders auf Wieſen und loſem Boden u. ſ. f. ſind, da ſollten die Gränzbeziehungen alle Jahre geſchehen.

n) Nachbaren können ſich ein vor allemal einen gewiſſen Tag zur Gränzbeziehung geſetzet haben, wobey es denn verbleiben muß, es wäre dann, daß der eine Theil Ehehaften einzuwenden hätte, weßhalb er dem Nachbar ſolches in Zeiten anzuzeigen, und einen andern Tag vorzuſchlagen gehalten wäre. Wo aber keine, in alten Gränzreceſſen feſtgeſetzte, Tage zum Gränzzuge beſtimmet ſind, da müſſen die Partheyen jedesmal über Tag und Zeit ſich vergleichen. Der Nachbar iſt aber übel daran, welcher mit dem andern in Uneinigkeit lebet, der ſich mit ihm über die Haltung eines Gränzzuges nicht verſtändigen will. In den meiſten Ländern fehlt hier noch das Polizeygeſetz, welches dem chicanirenden Theile eine angemeſſene Strafe beſtimmet. Denn ob ſchon ein jeder im Staate mit dem Seinigen frey ſchalten kann, ſo muß er doch nichts damit thun oder laſſen, was der Sicherheit eines andern zuwider iſt. Mir ſind ein Paar Rittergüther bekannt, deren nachbarliche

Beſitzer

Beſitzer nicht in ſonderlicher Harmonie lebten, und wovon der eine niemals mit dem andern zur Haltung eines Gränzzuges in einem Walde kommen konnte. Jener hatte von ſeiner darüber unkenntlich gewordenen Gränze keinen Menſchen, als einen alten Schützen, der davon hätte Bericht oder Ausſage thun können. Er mußte ihn wegen begangener Untreue verabſchieden. Der davon gehende und bald darauf ſterbende Schütze ſagte: Nun ſoll mein voriger Herr nimmermehr ſeine Gränze erfahren. Und ſo iſt es nun noch; die Holzgränze zwiſchen beyden Güthern iſt und bleibt nun immer unbewußt. In ſolchen Fällen aber, wo ungewiſſe Gränzen ſind, ſollten, wo nicht beyde Theile, doch der eine nachgeben, und was aufopfern. In ungewiſſen Gränzen begüthert ſeyn, und wobey man immer in Furcht und Unruhe mit ſeinen Nachbaren leben muß, wer wollte ſich das wünſchen? Nur der, der Luſt zum Streiten, Zanken und Zwacken hat.

7) Haltung der Grund- und Lagerbücher.

Iſt ein Guth nach ſeinen äuſſerſten Gränzen berichtiget und hiemit ſo in Sicherheit geſetzet, daß die benachbarten Städte und Dörfer, um der rechtsbeſtändigen Markungen willen, keine Schmälerungen deſſelben unternehmen können und wollen, ſo müſſen auch alle übrige innerhalb der äuſſerſten Gränzen befindlichen Grundſtücke, als alle Holzungen, einzelne Wieſen, Ackerſtücken, Flüſſe, Seen, Teiche, Weinberge u. ſ. f nach ihrer Lage, Größe und Beſchaffenheit, nebſt ihren Gränzen, Nachbaren und beſondern dabey vorkommenden Gerechtigkeiten, in ein beſonderes Verzeichniß gebracht und darinn urkundlich aufbehal-

ten werden. So kommen auch dabey alle Dienſte, oder Pflichtleiſtungen der Unterthanen gleichfalls dergeſtalt zum ſchriftlichen Verzeichniß, daß die Dienſtpflichtigen genau und ordentlich ſo wohl bemerket, als auch von ihnen angeführet werde, was jeder von ihnen mit Spann- oder Handdienſten zu leiſten, auch am Gelde oder Naturalien an die Herrſchaft abzugeben hat, ingleichen was die Dienſtpflichtigen von der Herrſchaft an Speiſung oder andern Naturalien zu empfangen haben. Ein ſolches ſchriftliches Verzeichniß nennet man im beſonderſten Verſtande ein **Grund- oder Lagerbuch.**

a) Es iſt ſchon Reg. 6. Litt. k. bemerkt worden, daß die alleräuſſerſten Gränzen eines Guthes in einem eigenen Verzeichniſſe, welches in beſonderſten Verſtande ein **Markbuch** heißt, beſchrieben werden. Vielmals aber werden auch die äuſſerſten Gränzen in das Buch mit eingetragen, welches die innern Theile eines Guthes enthält, und **Grund- und Lagerbuch** genannt wird. Es kömmt hiebey auf die Bequemlichkeit und beſondere Ordnungsliebe eines Guthsbeſitzers an. Wenn das Guth keinen großen Bezirk oder Inhalt hat, ſo kann vielleicht alles Vorbeſagte in einem Buche, welches nur einen mäſſigen Band ausmacht, beyſammen ſeyn.

b) Ein Guth kann heute oder morgen von ſeinen Theilen, Zubehörungen und Gerechtigkeiten manches verlieren, wenn man ſich auf einzelne zerſtreuete Papiere, oder Regiſtraturen, verlaſſen wollte, die bald verlegt und von Händen kommen können. So iſt es auch eine ſehr verdrießliche Sache, wenn man in benöthigten Fällen erſt nachſuchen und Zeit verbringen muß, wenn man

über einen oder den andern zweifelhaften oder ſtreitigen Punct die gehörige Auskunft für ſich und andere haben will. Wer alſo noch kein Grund- oder Lagerbuch hat, muß es ſich ſelbſt ohne Anſtand anfertigen oder durch andere anfertigen laſſen.

c) In manchen Gegenden iſt das Wort Flurbuch ſtatt des Worts Grund- oder Lagerbuch gebräuchlich, und enthält eben dasjenige, was zuvor vom letztern geſagt worden.

d) Bey jedem Guthe muß eine Vermeſſungscharte, die von einem Feldmeſſer oder Conducteur verfertiget worden, aufbehalten werden. Dieſe gemeiniglich ſo genannte Feldcharte muß nun ſo eingerichtet ſeyn, daß alle Stücken, oder Parcelen eines Ackerfeldes, der Wieſen und Wälder, durch Nummern bezeichnet werden, indem die Namen der Beſitzer veränderlich ſind, und deren bloſſe Benennung in der Zukunft Verwirrung und Mangel der richtigen Unterſcheidung veranlaſſen kann. Beziehet ſich nun das Lagerbuch auf die Vermeſſungscharte, ſo geſchiehet es zwar nach den Namen der zeitigen Beſitzer, hauptſächlich aber nach den ausdrücklich beyzuſchreibenden Numern.

e) Es iſt am beſten die Lagerbücher in Folio zu haben, weil die bey dem Guthe befindliche Regiſtraturen, Documente und Gränzrreceſſe gleichen Formats am bequemſten beygefüget werden können. Falls dieſe aber zu viel ſind, und einen zu ſtarken Band ausmachen könnten, ſo müſſen ſie nicht uneingeheftet und zerſtreuet liegen bleiben, ſondern zuſammengeheftet und paginiret werden, damit die Lagerbücher ſich darauf beziehen, und die Blattſeiten nachweiſen können.

8) Haltung der Hausbücher.

Ob ſchon die Hausbücher von manchen mit den Lagerbüchern vereiniget, oder beyderley Namen mit einander verwechſelt werden, ſo unterſcheidet man doch hieſelbſt dieſe Arten von Büchern, indem die Hausbücher eigentlich die, von den in den Lagerbüchern beſchriebenen Grundſtücken, durch derſelben wirthſchaftliche Behandlung, erhaltene Producte, nebſt dem dazu erfordertem Aufwande, beſagen. Sie legen den Grund zur Errichtung eines Wirthſchaftsfußes oder Etats, ohne welchen nur aufs Gerademohl in den Tag hinein gewirthſchaftet wird, und ſodann nicht erſehen werden kann, ob man ſeinen Vermögensſtamm verbeſſert oder verringert. Jeder Hausvater aber, auf dem Lande ſo wohl, als in der Stadt, muß, wenn er beſtehen, oder vorwärts kommen will, einen Wirthſchaftsfuß vor ſich haben.

Wenn eine Wirthſchaft klein iſt, und nur wenige Wirthſchaftsartikel dabey vorkommen, ſo können ſelbige wohl ſo in dem Hausbuche verzeichnet ſtehen, daß am Ende jeden Jahres nur eine ſo genannte Recapitulation aller Einnahme- und Ausgabeartikel an Gelde und Naturalien gemacht, und hiernächſt die Bilance gezogen werden kann. Sind es aber große Landwirthſchaften, welche aus großen und vielen Wirthſchaftsartikeln beſtehen, ſo müſſen nur die Extracte aus den Specialbüchern oder Regiſtern und Rechnungen ins Hausbuch übertragen werden, um hieraus die leichte Ein- und Ueberſicht zu haben, ob theils überhaupt der ganze Wirthſchaftsertrag beſtehe oder zunehme, theils aber kein Wirthſchaftszweig, der Regel Nr. 5. zuwider einen andern ſchwäche, oder den ganzen Wirthſchaftsertrag gar heimlich untergrabe, oder ſchon gegenwärtig verzehre. Die-

Dieſemnach müſſen bey großen Güthern folgende Specialbücher, Regiſter oder Rechnungen geführet, und darauf das Hausbuch gegründet werden.

a) Das Fundbuch oder Inventarium enthält ein Verzeichniß aller beweglichen Güter, wenn das dabey gehaltene Lagerbuch die unbeweglichen nachweiſet. Hierunter gehöret nun zuerſt alles Vieh, wovon das Alter der Pferde und des Hornviehes beſonders bemerket wird, indem das mindere oder mehrere Alter den noch zu hoffenden Nutzen derſelben, oder deſſen Abnahme, und alſo ihre längere Währung und Brauchbarkeit, oder baldige Abſchaffung, und wenn es Hornvieh iſt, das Ausmärzen zum Mäſten, Verkaufen und Schlachten angiebt. So wird auch bey dieſen Thieren der Einkaufspreis, wenn ſie nicht von unſrer eigenen Zuzucht ſind, beygeſchrieben, wie nicht weniger der gegenwärtige etwanige Mittelpreis derſelben in beſondern daneben laufenden Columnen, um allemal am Ende eines jeden Jahres das ganze, im Viehe ſteckende, Kapital zu wiſſen. Mit den kleinern Hausthieren, als Schaafen, Schweinen, Gänſen, Hühnern u. ſ. f. wird es eben ſo gehalten, ſo wie am Ende der ganzen Viehrubrique von jeder Art der Beſtand des letzten, und Zu- und Abgang, nebſt dem Beſtande des gegenwärtigen Jahres neben einander geſtellet werden.

b) Nach dem Viehinventario kömmt Schiff- und Geſchirr, allerley Ackergeräthe und Inſtrumente, die auf dem Hofe und im Felde gebraucht werden. Sämmtliche Stücken werden nach ihrem etwanigen Einkaufspreiſe, oder falls ſie im Hauſe oder auf dem Hofe von eigenen Leuten gemacht ſind, nach ihrem erſten, und in der Folge nach einem, durch

die Abnuzung zu beſtimmenden, Mittelpreiſe angeſetzet, um auch hievon den Betrag am Gelde auswerfen zu können. Gleich nöthig iſt es, den Beſtand des leztern, Zu- und Abgang, nebſt dem Beſtande des gegenwärtigen Jahres von allen einzelnen Stücken zu beſchreiben. Sind Brau- und Brandtweinbrennereyen, Teiche, Ziegelſcheunen u. ſ. f. vorhanden, ſo wird über alle Werkzeuge oder Geräthſchaften dabey eben ſo das Inventarium beſchrieben.

Dieſe und dergleichen Hauptinventaria bringt man nun durch kleine Tabellen in einen Auszug, welcher nebſt beygeſezten Paginis ins Hausbuch kömmt.

c) Das Ackerbuch, oder Ackerregiſter wird über die unter dem Pflug gehaltene Aecker geführet. Man bemerket darinn, was jedes Stück oder Breite für eine Feldfrucht getragen, wie viel Fuhder Miſt dazu, und welche Art deſſelben, ob es Pferde- Kuh- Schaafmiſt oder Hordenſchlag u. ſ. f. dazu gekommen; ob auf den Stücken bey der Brache, beym Wenden, oder beym Pflügen zur Saat, und bey welcher Witterung, etwa bey großer oder mäſſiger Wärme, naß oder trocken u. ſ. f. der Dünger untergepflüget worden. Wie etwa die Getreydeart darnach gerathen; welches Stück eine Verbeſſerung durch Zuſezung einer andern Erdart, des Mergels, Thons oder Sandes u. ſ. f. bedürfe. Wie viel Zeit zur Miſtfuhre, zur jedesmaligen Pflugart, zum Egen oder Walzen, zur Beſäung erfordert worden. Auf großen Güthern käme nun aus ſolchem Ackerregiſter gleichfalls das Hauptſächlichſte ins Hausbuch, welches dann mit mancherley Anmerkungen zu beglei-

ten

ten wäre, und anzeigete, ob jedesmal die Ackerbeſtellung gut unternommen, und die dazu beſtelleten Auſſeher, Verwalter, Wirthſchaftsſchreiber u. ſ. f. das Ihrige gethan, und mit ihrer Zeit, Leuten und Geſpann Ordnung und gute Einrichtung gehalten. So würde auch der alljährige Extract aus dem Ackerregiſter dazu dienen, daß bey jedesmaliger neuer Ackerbeſtellung der Herr ſeine Wirthſchaftsaufſeher darnach beſcheiden, ihnen Verhaltungsbefehle ertheilen, oder falls die alten abgegangen wären, den neu in den Dienſt tretenden hinlängliche Inſtruction geben könnte. Auf dieſe Weiſe faſſen ſie bald die lokaliſchen Behandlungsarten des Guthes, und dürfen nicht erſt durch künftige Erfahrungen zum Schaden des Herrn klug werden.

d) **Saat- und Aerndteregiſter** können beyſammen ſeyn. Es wird nebſt den Tagen angeſchrieben, wie viel auf jedem Stück Acker, auf der und der Ackerparcele oder Breite ausgeſäet worden, wie viel Mandeln, Schocke oder Stiege, nachdem die Landesgewohnheit die Garben zuſammen ſetzet und zählet, davon, und in welcher Güte, wieder gewonnen worden. Man bemerket, warum das Korn mehr oder weniger gemandelt oder geſchocket; obs von dieſer oder jener mißlicher Witterung des Herbſtes, Winters, Frühjahrs oder Sommers herrühre; ob das Korn zu Lager gegangen; dieſes oder jenes geſchröpfet worden, lang oder kurz ins Stroh, und warum, etwa, gewachſen; dicke oder dünne und warum geſtanden; dieſes oder jenes Unkraut, als Windhalm, Hederich, Hungerblume, Camillen, Treſp, Lolch, wilder Haber u. ſ. f. die Oberhand gehabt, und ob nicht künftig Vorkehrungen zu machen, dergleichen ſchädliche

Un-

Unkräuter durch eine veränderte, frühere oder ſpätere Beſtellung, durch Anſchaffung reineren Saatkorns, durch Verwechſelung deſſelben mit Korne aus entferntern Gegenden, welches etwa geſchwinder fortwachſen, und den Unkräutern zuvorkommen könnte, wo nicht gänzlich auszurotten doch zu vermindern. Ein hievon ins Hausbuch zu übertragender Auszug mit den dienlichſten Anmerkungen wird eben ſo ſehr zur Aufnahme der Wirthſchaft dienen, als es zuvor bey Litt. c. geſagt worden.

e) Wenn das **Dröſchregiſter** mit dem Saat- und Aerndteregiſter zuſammengeſtellet werden kann, ſo überſieht man mit einem Blicke, was die jedesmalige Aerndte ausgegeben hat. Wird es aber für ſich beſonders geführet, ſo ſetzt man zugleich, wenn um Scheffelzahl gedroſchen wird, daneben, wie viel die Dröſcher von jedem Aufmeſſen erhalten, und wie weit man mit ihnen jedesmal in der Zuſammenrechnung gekommen, um mit ihnen auſſer Irrung zu ſeyn.

f) Von den **Wieſen** muß auch ein beſonderes Verzeichniß gehalten, und ſolches eben ſo nützlich für die Landhaushaltung eingerichtet werden, als ſolches mit den Acker- Saat- und Aerndteregiſtern geſchehen ſoll. Man bemerket die Tage und Leute, die zu der Abärndtung jeder Wieſe gebraucht; wie viel Fuhder Heu davon, mehr oder weniger, als im vorigen Jahr geworden; wovon das Minus entſtanden; ob man den Ausfall nicht vorher ſehen, ihn nicht durch eine oder die andre Wirthſchaftsanſtalt, etwa durch Bewäſſerung u. ſ. f. abwenden, oder in Zeiten anderswo Heu ankaufen, oder Wieſen miethen, oder ein Succedaneum,

daneum mittelſt auch noch ſpäter Anſäung von Mengfutter, Wicken u. ſ. f. die grün abzumähen und zu Heu zu trocknen ſind, anzubringen gewußt; ob etwa, bey nicht theuren Kornpreiſen, ſtatt des entſtandenen Heumangels Korn geſchrotem, oder gemahlen, dem Vieh unter dem Strohhexel oder zur Tränkung zu geben rathſam geweſen, um die Kuhmelkereyen nicht in Verfall gerathen zu laſſen. Dieſe und mehrere Anmerkungen, die den beſondern Umſtänden jedes Orts angemeſſen ſeyn können, müſſen nun neben dem Extracte ins Hausbuch übergetragen werden.

g) Auf gleiche Weiſe werden die Regiſter über die Produkte der übrigen, bey den Güthern befindlichen, Grundſtücken oder Wirthſchaftsanſtalten geführet, dergleichen Küchen- und Obſtgärten, Weinberge, Fiſchereyen, Waldungen und Wildbahn, Brauerey und Brandtweinbrennen u. ſ. f. ſeyn können. Man kann, wenn das Regiſter nicht zu groß wird, hievon viele oder alle beyſammen nehmen, und davon die Extracte dem Hausbuche einverleiben.

h) Das **Bodenregiſter** verdienet eine beſondere Aufmerkſamkeit. Jede Kornart bekömmt hier ihre eigene Rubrique, und es wird nach den Tagen angeſchrieben, was und wie viel auf den Boden gebracht; was davon herunter gekommen; welches Tages und wozu, als z. E. zur Saat, Viehfutter, Malz, Mahlen, Verkauf, Deputat u. ſ. f. Wenn dieſes Regiſter nicht mit der größten Ordnung und Genauigkeit geführet wird, ſo kann die Herrſchaft ſo wohl als derjenige, dem der Boden anvertrauet iſt, ſehr zu kurz kommen.

i) End-

i) Endlich muß ein richtiges Verzeichniß aller und jeder bey der Wirthſchaft vorkommenden Ausgaben und Einnahmen an Naturalien und Geld gehalten werden. Es kömmt nun auf eines jeden Beurtheilung an, ob dieſe Einnahmen und Ausgaben bey vorgedachten Hauptartikeln mitgenommen werden, oder ein beſonderes Regiſter ausmachen ſollen. Dieſes Regiſter muß ſich aber freylich auf Specialverzeichniſſe, Rechnungen, Kerbſtöcke und Quittungen, activ- und paſſiv-Schulden u. ſ. f. beziehen, und dahineinweiſen, beſonders aber mit den, über alle ſolche Artikel geführten ſo genannten Schmatter- Hand- oder Tagebüchern (Diariums, Journalen,) durchgängig harmoniren.

In dieſe Schmatter- Hand- oder Tagebücher, wie ſie jeder etwa nennen mag und will, muß nun von Tage zu Tage alle Einnahme und Ausgabe eingetragen, am Ende aber immer beygeſchrieben werden, was zur völligen Einſicht und Unterſcheidung einer jeden Sache nothwendig notiret werden muß.

Aus dem Tagebuche muß am Ende einer jeden Woche, oder falls der Sachen nicht zu viel ſind, monatlich alles ins Hauptregiſter kommen, und wenn man Wirthſchaftsaufſeher oder Verwalter iſt, ſo werden daraus die, der Herrſchaft monatlich zu übergebende, Extracte formiret, überall aber dergleichen Extracte in das Hausbuch, als dem Hauptverzeichniſſe aller und jeder Wirthſchaftsartikel und den davon erhaltenen Einnahmen ſowohl, als den dabey vorgefallenen Ausgaben, eingetragen.

k) Die

k) Die Hausmutter muß, wenn ſie recht ordentlich ihre Haushaltung führen will, ebenfalls über ihre Einnahmen und Ausgaben Rechnung oder Regiſter führen, damit ſie in ihrem Fache ebenfalls ihren eigenen Wirthſchaftsfuß feſtſetzen, und ſelbigem beſtändig in ihrem Hausweſen nachgehen könne. Ihr beſonderes Hausbuch oder Regiſter muß aber dem Hausbuche untergeordnet ſeyn, weßhalb ſie aus dem ihrigen die monatlichen Extracte an den Hausvater abgiebt, damit ſie in ſein Hausbuch übergetragen werden. Es kann aber auch dieſes wohl am Schluſſe eines Wirthſchaftsjahres erſt geſchehen, wenn die innere Haushaltung der Hausmutter nicht zu weitläuftig iſt. Auf ſolche Weiſe hat denn das allgemeine Hausbuch alle und jede Wirthſchaftsſachen beyſammen, und es wird ſodann die Ueberſicht und Prüfung des Ganzen dem Hausvater leicht, angenehm und zuträglich werden müſſen. H. M. B. V. Th. I. K. I. R. 2—7.

9) Die Errichtung des nöthigen Wirthſchaftsfußes.

Wenn das Haus- oder Hauptbuch nach vorherbeſchriebener Art geordnet iſt, ſo muß der Wirthſchaftsfuß darauf gegründet und errichtet werden. Man hat nämlich in dem Hauptbuche ſeine ganze Einnahme und Ausgabe, woraus zuletzt der Hauptüberſchlag oder Balanz gezogen wird. Die Einkünfte aus der Wirthſchaft, und die Ausgaben dafür, die zuſammengenommen und gegeneinander geſtellt werden, ſtellen uns unſern wahren Haushaltungszuſtand vor Augen, den man Wirthſchaftsfuß, oder Wirthſchaftsetat, zu nennen pflegt. Gr. §. 34. ff.

An einem ſolchen Wirthſchaftsetat hat nun der Hausvater ſeine Richtſchnur, wornach er die Verringerung ſeines Vermögens ſowohl, als die Erhaltung und Vermehrung deſſelben abmeſſen, und folglich ſich als einen guten Wirth beweiſen kann und muß. Wäre nämlich ſein bisheriger Wirthſchaftsfuß ſo beſchaffen, daß er mehr ausgiebt als einnimmt, folglich ſein Vermögen verringert, ſo muß er ſofort ſeine Einrichtung ändern, und alle ſeine Einnahmeartikel muſtern, ob ſie einer Erhöhung fähig ſind; auf der andern Seite aber nachſehen, ob ſeine Ausgabe- oder Aufwandsartikel irgendswo zu mindern oder wo was zu ſparen ſey, welches denn im Grunde auf eine wahre Vermehrung des Vermögens hinzielet, da ſich auf dem erſten Wege vielmals keine neue Quellen zu Gewinnung eines jährlichen Ueberſchuſſes auffinden laſſen.

a) Der Landwirthſchaftsfuß begreift zugleich das Geſchäfte ſelbſt mit in ſich, und kann hierinn von den ſtädtiſchen Wirthſchaftseinrichtungen unterſchieden ſeyn, indem die Haushaltung der Städte von dem Gewerbe leicht getrennet werden kann. Gr. §. 35. 70. 90. Auf dem Lande aber enthält der Wirthſchaftsfuß nächſt der Einnahme aus allen und jeden Landwirthſchaftsartikeln, ſie mögen Naturalien oder baares Geld ſeyn, auch die Verwendung der Naturalien ſelbſt in und um der Wirthſchaft willen, wie nicht weniger alle dabey nöthige Koſten oder baare Geldausgaben.

b) Je größer eine Wirthſchaft iſt, deſto nothwendiger iſt es, einen Etat vor ſich zu haben, und ſelbigem genau nachzugehen. Denn ohne ſelbigen läßt man es aufs bloſſe Glück ankommen, was aus uns und unſrer Wirthſchaft einſt werden ſoll, welches doch von vorſichtigen Hausvätern nicht

ge-

geſchehen muß. In kleinen Wirthſchaften geht es noch wohl ſo hin, daß es der Hausvater auf ſeinen Fleiß, Stätigkeit in ſeinen Principien und gutes Gedächtniß alles allein ankommen läßt. Hat er nun ſchon kein ſchriftliches Verzeichniß ſeiner, nur wenigen und ſich faſt immer gleich bleibenden, oder mehrern ganz kleinen leicht nur überſehenden, Wirthſchaftsobjecte vor ſich, ſo hat er doch ein vor allemal einen gewiſſen Hauptſatz vor Augen, den er von ſeinen Vorfahren, Nachbaren, Lehrmeiſtern u. ſ. f. angenommen, und läßt ſich durch Nichts ſeine ganze Lebenszeit hindurch davon abwendig machen. So hat mancher Hausvater z. B. den Hauptſatz angenommen, ſo wie ihn die meiſten ſich gut haltenden, oder mit den Ihrigen in ihrer Wirthſchaft beſtehenden Bauern haben, in einem weniger als ſonſt einbringenden Wirthſchaftsjahre deſto weniger, weniger als in einem von ihm ſo genanntem guten Jahre auszugeben. Dieſem ihren Hauptſatze haben ſie einen andern beygefüget, der darinn beſtehet. Die wenigen erworbenen oder von Vater und Mutter ererbten Baarſchaften niemals anzugreifen, und ihre Summe nie zu verringern. Ein für dieſe Leute ſehr guter und zu lobender Wirthſchaftsfuß! Kömmt nun ein bey ihnen ſo genanntes ſchlechtes Jahr, in welchem ſie Mißwachs erlitten haben, ſo bleiben ſie ihrem vorerwehnten Hauptſatze völlig getreu. Sie ſagen: Wir ſollten in dieſem Jahre ein Paar neue Räder, Pferdeſiele, Kleider, Schuh und Strümpfe u. ſ. f. anſchaffen, aber wir müſſen uns dieſes Jahr durchſtümpern, und ſo lange flicken und ſticken, bis ein beſſer Jahr kömmt. Diejenigen Bauern, die obige zwey Sätze nicht zu ihren Wirth-

ſchaftsregeln angenommen und ihnen beſtändig nachgehen, kommen bald in Verfall und Schulden, wenn man ſie ſonſt ſchon als arbeitſame Leute muß paſſiren laſſen. Beyläufig kann man aber auch aus Obigem erſehen, wie man ſich und andern jenen Satz deuten müſſe, da man ſagt: Wenn der Bauer kein Geld hat, ſo hat der Bürger auch nichts. In Mißwachsjahren oder bey allzuniedrigen Kornpreiſen nämlich iſt der ordentliche Bauer ein Sparſamer, der ſodann wenig oder nichts dem Bürger oder Handwerksmann in den Städten abkauft, ſo wie der liederliche oder unordentliche Bauer auch in guten Jahren niemals ſo viel übrig hat, daß er dem Bürger was Sonderliches könne zu verdienen geben.

e) Findet man in größern Wirthſchaften Männer, die über Einnahme und Ausgabe ſo wenig Rechnung führen, als einen gewiſſen Wirthſchaftsfuß darauf gebauet haben, ſo wird man ſie vielleicht nur als Knicker oder Originale in ſo genannter Zuſammenſchinderey ordentlichen, auf Ehre und Reputation haltenden, und einem Wirthſchaftsetat nachlebenden Wirthen, entgegen zu ſtellen haben. Von der erſten Art iſt **Korbin**, der gern ärndten mag, wo er nicht geſäet. Er bereichert ſich von heimlichen und offenbaren Betrügereyen, womit er alle, die ihn nicht kennen, als ſeine Beute anſiehet, die er ſeinen raubbegierigen Klauen nicht entwiſchen läßt. Er iſt in ſo übelm Rufe, daß ihm aus den benachbarten Städten kein Schuſter mehr ein Paar Schuhe machen will, wenn er nicht voraus bezahlet. Er läßt alles auf Rechnungen machen, und ſie gefließentlich recht groß werden, um, wenns irgends nur gehen will, ſie gar nicht, oder höchſtens nur zum vierten

ten Theile, ſelten zur Hälfte zu bezahlen. Wenn in ſeinem Vorſaale Profeſſioniſten, ihre Weiber, Witwen oder Waiſen mit ihren Zetteln in der Hand warten, hungern, frieren und zittern, bis der reiche Betrüger herauskommen, und ihre Schuldforderungen annehmen, oder ihre Klagen anhören wird, ſo läßt er ſich verläugnen, oder er geht durch Hinterthüren zum Hauſe hinaus, wenn das Fluchen oder Winſeln der Betrogenen ihm zu laut wird. Sie wären auf immer verlohren, wenn ſie ſeine Unterthanen wären. Wenn er dieſen was wegnimmt, ſo leiden ſie es ſtille und geduldig. Sie ſind mit Schaden klug geworden. Er ſtellet ihnen, wenn ſie mahnen, oder ſich über Unrecht und Gewalt beklagen, ſo lange nach, bis ſie davon laufen und froh ſeyn müſſen, daß ſie mit geſunden Knochen oder nicht verlohrner Freyheit davon kommen können. So wirthſchaftet Korbin mit Menſchen, die nicht ſeine Hausgenoſſen ſind. Dieſen begegnet er ſchonender, aber nur deßhalb, daß er ſie deſto mehr zur Arbeit anſtrengen könne. Sie bekommen aus gleicher Urſache zwar ſatt, aber deſto ſchlechter zu eſſen. Dagegen ſieht es deſto ſchlimmer um ihr Jahrlohn aus. Weil er nur Geld einnehmen, aber gar nichts ausgeben will, ſo wird den Dienſtboten zuletzt ihr blutſauer verdienter Lohn gemeiniglich unter mancherley höchſt ungereimtem Vorwande zu Waſſer gemacht. So kam z. E. die Schweinemagd vor einigen Jahren um ihren dreyjährigen Lohn, weil ihm der Schlächter vier gemäſtete aber finnichte Schweine nicht abkaufen wollte. Der Herr ließ ſie ſich ſelbſt ſchlachten, und ſich Würſte, Fleiſch und Speck recht gut davon ſchmecken. Weil er aber doch auf das baare Geld von

den Schweinen gerechnet hatte, ſo mußte die Magd dafür ihr Lohn einbüſſen. Denn er ſagte, ſie habe Finnen im Geſichte, und ſie müſſe von dem Waſſer, womit ſie ſich gewaſchen, in das Spülicht oder Trankfaß gegoſſen und eben hiemit die Schweine angeſteckt haben. Korbin würde auf dieſem Fuße ſchwerlich Geſinde haben können, wenn es nicht die Kinder ſeiner Unterthanen wären, die ihm auf gewiſſe Jahre Zwangdienſte thun müſſen. Und da ſeinen Dienſtboten die Geſinnungen ihres Herrns ein für allemal bekannt ſind, ſo müſſen ſie ſich in ſeine Weiſe finden, und denken, es ſey beſſer etwas als gar nichts von ihm zu bekommen. Sie nehmen nämlich von ihm mancherley Wirthſchaftsprodukte, als Flachs, Wolle, Korn, Butter, Käſe, Eyer u. ſ. f. für ihre Aeltern und Verwandte, es ſey an dem oder nicht. Dieſe Produkte rechnet ihnen der Herr aufs theuerſte an, wenigſtens ein Drittheil höher, als der markgängige Preiß iſt. Auf ſolchen und dergleichen Wegen muß freilich Korbin was vor ſich bringen; er hält nicht Rechnung über Einnahme und Ausgebe, weil er die leztere überall vermeidet, wo ſie ein Mann von Ehre nicht vermeiden kann und darf. Und da dieſes jenem Ungerechten bewuſt iſt, ſo hält er allem Anſehen nach wohl deßhalb kein Verzeichniß über ſeine Einkünſte, um davon nicht die Controlle eines böſen Gewiſſens zu haben, oder die Biſſe deſſelben in der Einſamkeit, beym Ueberleſen himmelſchreyender Sünden, nicht zu erregen. Es iſt nun ſchon ſein Etat, zu nehmen, wo ſich was findet oder finden läßt, und das Geld, das er einmal in Händen hat, nicht wieder von ſich zu laſſen.

Alidor weiß auch nichts von einem Wirthſchaftsfuße, da er von ſeinem Guthe recht anſehnliche Einkünfte hat, die aus vielen und ſehr verſchiedenen Wirthſchaftsobjecten entſtehen. Allein er bringt nichts Sonderliches vor ſich. Er iſt ein ehrlicher Mann, der an Korbins, ſeines Nachbars, Niederträchtigkeiten ein gerechtes Mißfallen hat. Alidor bleibt ohne Schulden. Er bauet und beſſert nicht viel an ſeinem Guthe, weil ſein Vater ein ſcharfer Wirth war, und überall alles aufs genaueſte hervor geſuchet hatte, die Wohngebäude aber ſowohl, als die Wirthſchaftsgebäude ganz neu und aufs dauerhafteſte errichtet hatte. Der Sohn hätte nur dergleichen Gebäude aufführen, und ſo viele neue Acker- und Wieſenverbeſſerungen, wie der Vater, unternehmen ſollen, ſo würde es mit ihm nicht allzuwohl ſtehen. Daß er aber noch ſo beſtehen kann, kömmt daher, daß er in allen Stücken das Mittelmäſſige liebet, in der Kleidung aber und in der Art zu ſpeiſen ſeinem Stande faſt zu wenig genüget. Man will ihm überdem zu viel Bequemlichkeitsliebe nachſagen. Noch mehr aber dieſes, daß er ſeiner Gemahlin es zu verdanken habe, daß er in ſeiner Wirthſchaft nicht zurück kömmt, indem ſie in ihrem Hausweſen völlig meiſterhaft ſey, und eben hiemit die Leeren wieder ausfülle, die Alidors vernachläſſigter Wirthſchaftsetat entſtehen läßt.

Floridor ließ es ſich von der gnädigen Mama recht jung ſchon vorſagen, daß ihm ein Hofmeiſter nur zum Modemitmachen gehalten werde, und daß ſie Geld genug habe, ihm, da der ältere Bruder das Guth haben müßte, ein Paar Dohmherrnſtellen zu erkaufen. Er dürfte alſo kein

Schulfuchs werden, und ſeinen Stand beſchimpfen. Floridor, der verzärtelte Junker, fing bald an, ſeines gelehrten Hofmeiſters zu ſpotten, und dieſer, da er ſahe, daß die gnädige Frau mehr als der gnädige Herr im Hauſe zu gebieten hatte, wollte ſich eben an Floridorn die Märtyrerkrone nicht verdienen. In den wenigen Stunden, die zur Unterweiſung der jungen Herrſchaft beſtimmt war, ließ er das Mutterſöhnchen machen was es wollte. Gern hätte er doch ſelbigen das Schreiben und Rechnen beygebracht, allein Floridor war nicht zum Ernſt zu bringen, wenn ſein Mentor ihn dahin haben wollte. Er wollte nur immer, daß dieſer ihm luſtige Hiſtörchen erzählen, oder ihm einen Roman vorleſen möchte, damit er der Mutter und ihren Kammerjungfern wieder was erzählen könnte. Der ehrliche Mann, deſſen Inſtruction überhaupt abſeiten der Frau Principalin dieſe war, den Liebling niemals unluſtig zu machen, mußte nachgeben, oder gewärtigen, daß ſein Herrichen die Hunde herauf hohlete, und ſich mit ihnen ſo lange Zeitvertreib machte, bis die Informationsſtunden vorbey waren. Floridors älterer Bruder ſtarb, und, nachdem er ein Paar Jahre auf einer Univerſität geweſen, und daſelbſt Schulden über Schulden gemacht hatte, trat er als Erbfolger ſeines Bruders in das väterliche Guth und deſſen Bewirthſchaftung ein, nachdem er in ſeiner Jugend nicht recht ſchreiben noch recht leſen gelernet hatte. Glücklich wäre er geweſen, wenn er auf ſeiner Akademie nur noch wenigſtens ein ökonomiſches Collegium gehöret, und dafür ein anderes weggelaſſen hätte, da er in allen andern Wiſſenſchaften nichts profitiren konnte, indem er gar keinen Grund gelegt

hatte,

hatte, ihm aber von der Oekonomie, als einem Dorfjunker, doch was hätte bekannt ſeyn ſollen. Wer will es von einem, der nicht ſchreiben noch rechnen kann, erwarten, daß er Rechnungen und Bücher führen, folglich ſeine Einnahme und Ausgabe balanciren und den Wirthſchaftsfuß formiren werde? Das Unglück wollte, daß der junge Herr, dem die Gabe der Enthaltſamkeit gar nicht angebohren war, das eheloſe Leben erwählte, und ſeine Nebenſtunden den ſchönſten Dorfnymphen ſeines Orts weihete. Das Unglück wollte ferner, daß er ſolche Wirthſchaftsaufſeher ſich erwählete, die von der begünſtigten Sultanin ſeines Dorfſerails ernannt wurden. Ihm wäre geholfen geweſen, wenn er den Eheſtand geehret, und eine vernünftige Gemahlin bekommen, ſich von ihr lenken, und von ſeinen Jugendfehlern in Zeiten hätte heilen laſſen. Sich ſelbſt überlaſſen wirthſchaftete er aufs Gerathewohl los, unternahm viele Neuerungen, und konnte aus Mangel eines Hausbuchs und Wirthſchaftsetats nie auf den Grund kommen, wie es mit ſeinem Vermögen ſtehe, ob die neuen Unternehmungen die angelegten Koſten einbrächten oder nicht; er konnte niemals wiſſen, ob die Einnahme oder die Ausgabe größer wäre. Lehnen und Verlehnen gieng bey ihm unter einander. Er war in Proceſſe verwickelt. Es kamen mancherley Unglücksfälle dazu, als Viehſterben, Hagelſchäden und einige Mißwachsjahre. Er war ſonſt ſehr unverdroſſen in ſeiner Wirthſchaft, und ließ ſo leicht keinen noch ſo gering ſcheinenden Vortheil aus den Händen. Er würde, wie es einem Wirthe oblieget, auf künftige Unglücksfälle was beygelegt und erübriget oder auf die Vermehrung ſeines Vermögensſtammes

Rückſicht genommen haben, wenn ihm ſein Etat, oder der auf dem Papier präſentirte Ueberſchlag ſeiner Einkünfte den wahren Zuſtand ſeines Vermögens jährlich vor Augen gelegt hätte. Da er aber hierüber in einer Ungewißheit ſo hinlebte, ſo merkte er ſeinen Verfall nicht eher als aus ſeinen Schuldbriefen, da er ſahe, daß die Summe ſeiner Paſſivſchulden weit größer, als die von ſeinen Activſchulden geworden war. Er mußte alſo von Jahren zu Jahren ſtärkere Zinſen ſeinen Gläubigern geben, und immer mehr Geld aufborgen, da er ſeinen Umſturz den Augen der Welt verbergen, und von den vielen Gerechtſamen ſeines Guthes keine einzige verkaufen wollte. Denn ſo ſehr dieſes ſonſt ein Fehler der Landwirthe ſeyn muß (Reg. 5.) ſo wäre es doch **Floridors** nunmehrigen Umſtänden ganz gemäß geweſen, einen Theil ſeines Guths zu veräuſſern, um das übrige Ganze zu retten. Nun fiel er aber immer tiefer ins Verderben, da er an einem Hausbuche und darauf beruhenden Wirthſchaftsfuße keinen Leitfaden hatte, der ihn aus ſeinem Labyrinthe hätte heraushelfen können. Er ſteht, wie man ſagt, völlig auf der Kippe.

In welchem Lichte gegen die vorhergehenden Landwirthe nimmt ſich nicht der früh verwayſet geweſene **Klearch** aus, der von ſeinem in Kriegsdienſten verſtorbenen Vater mit ſeinen Gütern alle ſeine Schulden erbete, und kaum ſo viel übrig hatte, daß er Standesmäſſig hätte können erzogen werden. Einer ſeiner Oheime nahm ihn zu ſich ins Haus, und ließ ihn mit ſeinen jüngſten Söhnen bey ſich durch einen geſchickten und treuen Hofmeiſter ſo erziehen, daß er ihm für die Erziehungskoſten nichts anrechnete. Seine Güter wurden

wäh-

während der Minderjährigkeit von den Vormündern in Pacht ausgethan, die ſo nothdürftig hinreichte, die Intereſſen von den auf die Güther haftenden Schulden abzuführen. Während der Pachtzeit wurde an keine Meliorationen gedacht, deren die Güther ſehr fähig waren. Denn welcher Pächter wird ſolche unternehmen, da ſich der Nutzen davon gemeiniglich erſt in der Folge, nach verfloſſenen Pachtjahren recht ergiebet. Und welcher Pachter wird dazu den Vorſchuß thun wollen, wenn er keine Gewißheit vor ſich haben kann, daß er ſein ausgelegtes Kapital mit reichem Wucher bald wieder werde heraus bekommen können? **Klearchs Oheim**, der die Güther von auſſen und innen kannte, unterredete ſich mit dem Hoffnungsvollen Neffen öfters über die Verbeſſerungen derſelben, und zeigte ihm, wie und wo ſie recht anzugreifen, und hiemit neue Einnahmequellen zu eröffnen wären. Der gelehrige **Klearch** war ein aufmerkender Schüler ſeines Lehrmeiſters, und prägte ſich die Anweiſungen deſſelben aufs beſte ein, um davon zu ſeiner Zeit Gebrauch zu machen. Der Oheim glaubte aber ſeinen Neffen nur halb auf die Spur zur Verbeſſerung ſeiner Güther gebracht zu haben, wenn er ihn nicht in der Kunſt des wirthſchaftlichen Buchhaltens zugleich mit unterwieſen hätte. Er gab ihm daher nicht nur öfers ſeine Special- und Generalbücher in die Hände, um daraus was abzuſchreiben oder zu copiren, ſondern er mußte auch auch allemal zugegen ſeyn, wenn des Oheims Verwalter und Wirthſchaftsſchreiber ihre Rechnungen ablegten, und ſelbige defectiret und unterſuchet wurden, ob ſie dem vorgeſchriebenen Etat gemäß, und wenn ſie es nicht waren, warum ſie davon abgegangen waren. Mit der Zeit wurden **Klear-**

chen die monatliſchen Extracte ſo wohl, als die ganze Jahresrechnungen dieſer Leute übergeben, um ſie zu unterſuchen und Monita dawider zu machen. Auf dieſem Wege lernte er ſehr frühzeitig die Feſtſtellung eines Wirthſchaftsfußes als ein höchſtnothwendiges Werk einzuſehen. Er ward volljährig, und übernahm, wie es der Oheim ihm gerathen, die Bewirthſchaftung ſeiner Güther ſelbſt, ſobald die Pachtjahre der bisherigen Pächter zu Ende waren. Er folgte ferner dem treuen Rathe des Oheims darin, daß er ein mehr wirthliches als reiches Fräulein heyrathete, mit welchem er ſich gleich über den beſtändigen Etat vereinigte. Er folgte auch hierin dem Rathe ſeines Oheims, daß er vorerſt nur ſolche kleine Verbeſſerungen unternahm, welche das richtige Abtragen der Intereſſen an die Gläubiger nicht ins Stecken brachten, und alſo nicht die Kräfte des bisherigen Etats überſchritten. Nach ſelbigem war es der Hauptplan, ein Schuldenkapital nach dem andern abzutragen, der auch getreulich befolget ward. Es vergingen nicht zehen Jahre, ſo waren alle Schulden getilget. Nun kam endlich die Reihe an die Hauptverbeſſerungen des Guthes, worin er von denen den Anfang machte, welche das erſte und meiſte wieder einbrachten. Hiemit brachte er an die fünf Jahre zu, und kam nun ſo weit binnen andern zehen Jahren, daß er beynahe ſo viel Geld ausſtehen hatte, als ſein Vater ihm Schulden zurückgelaſſen hatte. Er hat es ſeinen Freunden öfters geſagt, daß er ſeine gegenwärtigen guten Umſtände dem obbeſchriebenen Unterrichte ſeines Oheims und ſeiner tugendhaften häuslichen Gemahlin zu danken habe, da es bey ihm eben ſo ſehr auf die Einrichtung der innern häuslichen

Wirth-

Wirthſchaft abſeiten der Frau, als der äuſſeren, abſeiten des Mannes, ankäme. Er hat zwey Söhne ſtudiren laſſen, die, ſo lange ſie zu Hauſe waren, fleiſſig ſeine Wirthſchaftsregiſter copiren, und ſich dabey eben ſo mußten vom Vater üben laſſen, als es mit dieſem bey ſeinem Oheime geſchah. Da ſie ſich in Finanz- und Cameralſachen dem Landesherrn zum Dienſte dargeſtellet haben, wer wird zweifeln, daß ſie nicht künftig ihrer Poſten werth ſeyn ſollten, nachdem ſie dazu die beſten Vorübungen in der Privatwirthſchaft des väterlichen Hauſes gehabt haben.

10) Der zu errichtende Wirthſchaftsfuß muß gründlich ſeyn.

Wenn es dem zu errichtenden Wirthſchaftsetat an der Gründlichkeit fehlet, ſo kann der Endzweck, den man in und bey der Wirthſchaft davon haben ſoll, nicht erreichet werden. Dieſer ſoll aber hauptſächlich darin beſtehen, daß man den wahren Zuſtand ſeines Vermögens, deſſen Ab- oder Zunahme daraus erſehe, und hiernach ſeine Maasregeln nehmen könne. Hat man nun eingebildete, oder ungewiſſe Einkünfte als wahre, gewiſſe und beſtändige angeſetzet, ſo iſt der davon formirte Etat betrüglich. Ein Landwirth muß daher gewiſſe Cautelen in Obacht nehmen, um ſeinen Wirthſchaftsfuß ſo gründlich, als nur möglich ſeyn kann, feſtzuſtellen.

a) Wenn die in der Landwirthſchaft zu erzielenden Naturalien nebſt ihren Preiſen ſich alle Jahr gleich wären, ſo würde man mit dem Etat bald fertig ſeyn, und ihn ohne ſonderliche Weitläuftigkeit berichtigen können. Dieſerhalb muß man die Ein-

künfte

künfte von mehrern vorhergehenden Jahren zuſammen nehmen, ſie zuſammen rechnen, und ſodann aus der ganzen Summa für jedes Jahr ein gleiches Quantum anſetzen, oder welches einerley iſt, die Zahl der Jahre in die vorgedachte Hauptſumme dividiren. Man kann hiezu 6 Jahre nehmen, ſo wie man gern eben ſo viele bey Pachtungen feſt ſetzet. Hätte man aus richtig erhaltenen Hausbüchern 9 bis 12 Jahre vor ſich, ſo würde der feſt zu ſetzende Etat deſto gründlicher und zuverläſſiger werden müſſen.

b) Unter den zur Norm angenommenen vorhergehenden Landwirthſchaftsjahren müſſen keine mitgenommen werden, in welchen eine auſſerordentliche Fruchtbarkeit vorgewaltet, und deren etwa nur alle zwanzig Jahre einmal vorkommen. So war z. B. die Aerndte des Jahres 1750 ſo gut, als eine zwiefache, und bey den meiſten Landwirthen waren die Scheunen zum Einnehmen des Getreydes zu klein, weßhalb man auſſerhalb derſelben überall Feimen oder Miethen von Korn auf den Dörfern ſahe. So müſſen auch ſolche Jahre nicht mit in Anſchlag kommen, da das Korn einen auſſerordentlich hohen Preis hatte, wie ſolches in den Jahen 1771 und 1772 war. Hat man dergleichen Jahre vor ſich, ſo muß man ſie entweder aus den Normaljahren des Etats herauslaſſen, oder ſie auf die Einkünfte eines gewöhnlich guten Jahres zurück führen, wenn es dem Wirthſchaftsfuße nicht an Gründlichkeit fehlen ſoll.

c) Was man in Anſehung auſſerordentlich fruchtbarer, oder theurer Jahre zu beobachten hat, ſolches muß auch bey ſolchen Jahren nicht unterlaſſen werden, die auſſerordentlich unfruchtbar geweſen.

ſen. Denn da man bey der Landwirthſchaft die Jahre in gute, mittel und ſchlechte Jahre gewöhnlich eintheilet, ſo müſſen die auſſerordentlich ſchlechten Jahre nicht mit eingeſchaltet werden. Könnte daher wohl ein zuverläſſiger Wirthſchaftsfuß entſtehen, wenn man z. B. das verwichene 1781ſte Jahr, da auf vielen Güthern kaum, um der Mayfröſte willen, die Winterauſſaat wieder gewonnen ward, mit einrechen wollte? In Anſehung ſolcher Jahre mache man es nun alſo, daß eines der vorhergehenden Mitteljahre, ſtatt eines auſſerordentlich ſchlechten Jahres, eingerechnet werde.

d) Es ſind auſſer den Ackerprodukten mehrere, bey welchen gleiche Cautelen in Acht zu nehmen ſind. Wer weiß z. B. nicht, daß die Weinberge zu Zeiten ſo viel Wein ausgeben können, daß ein auſſerordentlich gutes Weinjahr für drey bis vier Mitteljahre gerechnet werden kann? Es können dergleichen Jahre nur alle zwanzig bis dreiſſig Jahre einmal vorkommen. Mit wilden Fiſchereyen auf Strömen und Seen iſt es eben ſo, wenn darauf des Winters zu Eiſe gefiſchet wird. Es kann geſchehen, daß einmal ſo viel Fiſche dieſer oder jener Art in ein Paar Wochen gefangen werden, deren Summe die Quantiät von zehen bis zwölf andern vorhergehenden oder nachfolgenden Jahren übertrifft. Mit Wald- und Forſtnutzungen kanns auch ſo ſeyn. Nicht zu gedenken, daß in einem Jahre mehr Wildprät der hohen und niedern Jagd, als in einigen zuſammen genommen, kann gepürſchet worden ſeyn, weil es aus der Nachbarſchaft des ſtärkern Schießens oder Jagens halber mehr herübergewechſelt; ſo wird es ſich beym Vogelfangen mit Netzen, Schlingen

und Dohnen, oder auf den Vogelheerden, beſonders hervorthun, daß ein auſſerordentliches Jahr mehr Federwildprät unſern Gegenden zuführet, daß es für vier bis ſechs andre zu rechnen iſt. Alle dieſe und mehr dergleichen in der Landwirthſchaft vorfallen könnende Begebenheiten müſſen unter die Glücksfälle gezählet, und der Reihe gewöhnlicher und ſicherer Einkünfte nicht beygefüget werden.

e) Das Vorbeſagte zielet nun dahin, daß wir bey Feſtſetzung unſers Etats die ſteigenden und fallenden Einkünfte nicht anders, als auf das allerwahrſcheinlichſte berechnen, und aus Möglichkeiten ja keine Gewißheiten machen. Denn da die zuvor berührte und andre ähnliche Glücksfälle ſo leicht eintreten können, als nicht, ſo kann mancher Wirth Zeit ſeiner ganzen Haushaltung hindurch kaum einen oder andern, vielleicht aber wohl gar keinen, wenigſtens nicht in ſo hoher Maaße, als es zu Zeit ſeines Vorfahren geſchah, erleben.

Raymund trat in das Guth eines Vorwirths, deſſen Wirthſchaftsregiſter von den Jahren 1738 bis 1750 manche auſſerordentlich glückliche Jahre beſagte; worauf denn erſterer ſeinen Wirthſchaftsfuß gründete, und nur immer die anſehnlichen Summen im Kopfe hatte, die ſich am Ende der meiſten Wirthſchaftsjahre ſo ſehr auszeichneten, und am Schluſſe von zwölf Jahren in die Hauptſumme den erworbenen Reichthum des Vorwirths darſtelleten. Dieſer hatte im Sinne, binnen einigen Jahren ſeine Wirthſchaftsgebäude, die mit Stroh gedecket waren, neu umdecken zu laſſen. Hiezu hatte er ein Paar hundert Schock Stroh aufgeſammelt, die theils von ſeinem eigenen Gewinn-

winnſte, theils aus der Nachbarſchaft, das Schock zu 2½ Thlr. erkauft waren. Im Nachwinter 1740 kam das Schock Stroh an die 10 Thlr. und darüber, da es hin und wieder auch mit 15 Thlr. bezahlet ward. Freymuth, ſo hieß dieſer Vorfahre des Raymunds, war ein zu guter Wirth, als daß er eine ſo ſchöne Gelegenheit für Stroh ein Paar tauſend Thaler zu gewinnen, hätte aus den Händen laſſen ſollen. Seine Dächer waren noch nicht ſo ſchadhaft, daß ſie nicht noch einige Jahre hätten aushalten ſollen. Er konnte nach dieſen ſich Rohr ſehr wohlfeil ankaufen, und damit ein weit dauerhafteres Dach, als vom Stroh, machen laſſen. Der harte Winter des nur gedachten Jahres hatte ſoviel Saaten verdorben, daß ein ſehr hoher Kornpreiß davon entſtand. Der Waizen gerieth am wenigſten, weil er, da gleich nach Michael ſchon ſtarke Fröſte eintraten, in der Milch erfror. Freymuth hatte bey ſeinem Guthe ein ſogenanntes Bruch, welches in gewöhnlichen Jahren, ſeiner Näſſe halber, nur ſchlecht zur Viehzucht benutzet werden konnte. Der Sommer des Jahres 1739 war ſehr trocken, weshalb ſein Bruch, während das Vieh auf höhern Orten Mangel am Graſe hatte, ſo hinlängliche und fette Weide ſeinen Heerden darreichte, daß, nebſt ſeinem jungen güſten Hornviehe, auch die Oechſen ſich fett freſſen konnten. Er verkaufte mit Vortheil gedachte Thiere an die Schlächter, und gedachte ſich mit ſeinen Pferden allein auf dem Ackerbaue zu helfen. Nächſtdem daß er in der Folge das hiedurch erſparte Heu, wie das Stroh, zum höchſten Preiſe ausbringen konnte, war nun der Mangel an Ochſen auch in ſo fern noch ſein beſonderes Glück, daß ſeine Acker-

beſtel-

beſtellung weniger früh als ſonſt vollendet werden konnte. Er war der allerletzte der ganzen Gegend in Beſäung ſeiner Waizenäcker, wozu er eine Zeit nehmen mußte, da der frühe Herbſtfroſt nachgelaſſen, und der Acker wieder handthierbar geworden war. Kaum hatte er ſeinen Waizen in die Erde, als ſelbige wieder zufror, und in ſolchem Zuſtande bis in den April verblieb. Sein Waizen ſchlief nun, und konnte erſt nach vergangenem Winter, während der früher geſäte ſchon in der Milch todt gefroren war, keimen und aufgehen. Die Waizenäcker der ganzen Gegend brachten Windhalm, Hederich, Wucherblumen und dergleichen Unkräuter mehr, wenn ſie nicht umgepflüget und aufs neue mit Gerſte wären beſäet worden. Freymuths Aecker waren die einzigen, die den beſten Waizen hervorbrachten, den er den Scheffel um einen Dukaten, und zuletzt noch höher, verkaufte. Hiezu kam noch dieſes, daß er das Jahr zuvor, wegen des trocknen Sommers, auf ſeinem niedrigen Felde eine ſo gute Aerndte gehabt hatte, daß er annoch die Hälfte aller Getreydearten unverkauft in den theuren Jahren liegen hatte, und nunmehr ſelbige in einem ſo hohen Preiſe verkaufen konnte, als er weder zuvor, noch nachher wieder gehabt zu haben ſich rühmen konnte. Sein Glück hatte noch kein Ende. Der erſte Preuß. Schleſiſche Krieg verſchaffte ihm Gelegenheit, daß er vortheilhafte Contracte zu anſehnlichen Lieferungen von Heu, Stroh und Haber ſchlieſſen, und ſolches in dem bald darauf wieder angehenden zweyten Preuß. Kriege gleichfalls thun konnte. Hierzu kam noch in den letzten Jahren ſeiner Wirthſchaft, daß alle ſeine Nachbaren ihr Hornvieh durch Seuchen verlohren,

lohren, Freymuth aber davon verſchonet blieb. Dieſes geſchahe zweymal kurz auf einander, da er denn theils die Hälfte ſeines Hornviehes eben ſo oft in gedoppelt hohem Preiſe verkaufte, theils ſeine Melkerey eben ſo hoch nutzte, da Butter und Käſe rar und aus entfernten Ländern zugefahren wurde. Da er von ſeinem Guthe abgieng, ſo hinterließ er mit ſelbigem Raymunden auch ſeine Wirthſchaftsregiſter, der nun, wie vorhin geſagt worden, nach ſelbigen ſein Etat machte, und Freymuths Glück mit einrechnete. Er führte ſich gleich in ſeinen erſten Wirthſchaftsjahren als ein Mann von Kapital, der er doch noch lange nicht war, auf. Küche und Keller, Equipage, Hausgeräthe und Kleidung war dem falſchen Etat völlig angemeſſen. Sein älterer, mehr witziger und erfahrner, Bruder kam bald zu ihm, um ſein Guth und Wirthſchaft zu beſehen, durchritt gegen ſeine erſte Aerndte mit ihm das Feld, fragte nach, wie viel er Auſſaat habe, und ſagte ihm ſo ziemlich nahe, was er hievon für einen Einſchnitt haben würde, ſetzte aber gleich hinzu: Bruder, wenn du keine andre Zugänge, als deinen Acker, Wieſen und Viehzucht haſt, ſo darfſt du nur in Zeiten dich ins Enge ziehen; warte mit deiner ganzen jetzigen Einrichtung ſo lange, bis du Freymuths Geld in deiner Taſche wirſt haben können. Er antwortete: Dieſes ſey ihm ſo gewiß, als ob er es ſchon hätte. Seine Gattin ward vielmals unruhig über ihres Mannes Wirthſchaft; entweder daß ſie beſſere Ueberſchläge machen konnte, oder daß ſie von ihren Freunden unter der Hand war gewarnet worden. Er ſetzte ihren Peinlichkeiten aber immer die von Freymuthen auf dem Guthe erworbenen Reichthümer ent-

gegen, und redete zum öftern davon, wenn er Gäſte bey ſich hatte. Einer derſelben ſagte ihm einſt, daß jener frugaler gelebt, und mehr dem Glücke zu danken gehabt; als den gewöhnlichen Einkünften des Guthes. Kann ich nicht eben, war Raymunds Antwort, ſo viel Glück haben? Dieſe Hoffnung ſchlug fehl, der ungründliche Wirthſchaftsfuß verleitete ſeinen leichtſinnigen Urheber mehr auszugeben, als einzunehmen. So oft er am Ende eines Jahres aus ſeinem Regiſter den Mangel des Ueberfluſſes erſahe, tröſtete er ſich mit den Regiſtern ſeines Vorfahren, daß das nächſte Jahr die ſeinigen damit einſtimmig machen könnte. Da dieſe Erwartungen von Jahr zu Jahr fehl ſchlugen, und Raymund ſeinen Verfall ſich und andern nicht mehr verbergen konnte, ſo ward er ein Säuſer, ſo oft ihn das Andenken ſeiner Thorheiten beunruhigte, oder traurig machen wollte. Seine kluge Frau war aber noch ſeine einzige Retterin. Sie war nie zu bewegen, einen Schuldbrief mit zu unterſchreiben, um den Mann abzuhalten, große oder ſtarke Gläubiger zu ſuchen, oder ſie ſich zu machen. Im Einverſtändniſſe mit ihrem reichen Vater mußte auch dieſer dem Schwiegerſohne kein Geld vorſtrecken, um ihm ſeine Fehler recht fühlen zu laſſen. Raymund kam zur Einſicht und Bereuung ſeiner bisherigen Vergehungen. Das Geſtändniß derſelben verſöhnte ſeinen Schwiegervater, der ihm nun wieder auf die Beine half, und ihm einen ſolidern Wirthſchaftsfuß vorſchrieb, bey welchem er beſtehen konnte. Ein großer Theil deſſelben beſtand darin, daß er den bisherigen Aufwand aufs Schmauſen, Trinken und Spielen gänzlich einſchränken, und ſich ſeiner ehemaligen luſtigen

Ge-

Geſellſchaften entſchlagen mußte. Seine vielen Kinder machen ihm noch manchen heimlichen Kummer, indem er ſich vorwirft, daß er ihnen durch ſeinen Leichtſinn das Erbtheil vermindert. Dieſen will er nun nicht mehr als eine Schwachheit, ſondern als ein Verbrechen ſich zurechnen, weil er, nicht mehr in Jünglingsjahren, und zu lange, Möglichkeiten für Wirklichkeiten halten können. Man darf vor ihm von keinen Hausbüchern reden, ohne ihn mißmüthig und die Augen niederſchlagend zu machen. Raymund ſchämet ſich noch im Alter für ſich ſelbſt.

11) Jeder gründlich errichteter Wirthſchaftsfuß muß den Maaßſtab vorzunehmender Meliorationen eines Guths abgeben.

Wenn wir Beſitzer eines Landguths, es ſey groß oder klein, geworden, ſo müſſen wir auf Meliorationen, wenn ſie wo noch Statt haben können, bedacht ſeyn. Dieſes darf wohl den wenigſten angehenden Landwirthen geſagt werden, nachdem der Verbeſſerungsgeiſt ietzt unter uns durchgängig ſo rege geworden. Dieſes kann aber nicht genug geſagt werden, daß junge Landwirthe im Wettlaufe gleichſam mit andern nicht auſſer Athem kommen, und das Maaß ihrer Kräfte nicht überſchreiten mögen. Viele bejahrte Landwirthe können bey Meliorationen ebenfalls noch zurückkommen, wenn ſie faſt nur aus Nachahmung den Weg dazu antreten, ſodann gleich einem Seefahrenden ohne Compaß umherirren, und nicht Land finden können. Man geht nicht ſicherer, als wenn man ſeinen Wirthſchaftsfuß zu Rathe ziehet, und ihn genau befragt, wie viel er uns, für Meliorationen auszugeben oder anzuwenden, verſtatten kann und will.

a) Die eigentliche ſo genannte Meliorationen, oder Guthsverbeſſerungen müſſen von den höhern Nutzungen eines Guths unterſchieden werden. Letztere beſtehen darinn, daß eine bisherige Art Hauszuhalten in die andre, z. B. das Verwalten ins Verpachten, oder dieſes in jenes u. ſ. f. verändert werde. Man muß dergleichen Veränderungen im genauen Verſtande nicht als Verbeſſerungen, ſondern nur als Mittel, die Einkünfte auf einen ſichern Fuß zu ſetzen, anſehen. S. §. 115. Die Meliorationen gehen aber entweder auf das Ganze des Guths überhaupt, oder auf beſondere Theile deſſelben. So wäre das Guth überhaupt verbeſſert, wenn z. B. neue oder mehrere Gerechtigkeiten verſchaffet, Servituten aufhörend gemacht, offenbar nützliche Vertauſchungen entfernter und daher weniger einträglichere Grundſtücke mit nähern getroffen werden können, u. ſ. f. Beſondere Theile des Guthes werden etwa verbeſſert, wenn z. E. die der Ueberſchwemmung ausgeſetzte Felder durch Abzugsgräben oder Verwallungen dawider geſichert, etwanigen Verſandungen guter Aecker vorgebauet, Brüche und Moräſte ausgetrocknet und uhrbar gemacht, Wieſen in Aecker, oder dieſe in jene, verwandelt werden, u. ſ. f.

b) Wenn man Meliorationen ſuchet, ſo muß man diejenigen vorerſt erwählen, welche die nützlichſten und am wenigſten weitläuftig ſind, und die angewandte Koſten nicht nur bald wieder einbringen, ſondern auch einen nie wieder aufhörenden Ueberſchuß ſolcher Koſten hervorbringen, folglich beſtändige Quellen mehrerer Einkünfte abgeben können. Und nun muß man bey der Unternehmung einer oder der andern Melioration, als welches immer die Hauptſache bleibet, zuſehen, ob

ob man beſage ſeines Wirthſchaftsfuſſes die Koſten dazu aus den jährigen Einkünften des Guths beſtreiten kann, es wäre denn, daß man bereits ſo viele Kapitalien ausſtehen hätte, um davon einen Antheil zu ſeinen neuen Unternehmungen gebrauchen zu können. Iſt man kein ſolcher Kapitaliſt, und wollte, da der Etat nicht zureicht, Geld aufborgen, ſo müßte man ſeiner Sache ſo gewiß ſeyn, daß man es genau überſchlagen kann, es werde die projectirte Melioration Kapital und Intereſſen binnen wenig Jahren abwerfen. Der Mangel dieſer Vorſicht ruiniret die ſonſt beſten Wirthe, und macht, daß ſie Zeitlebens Stümper bleiben, die nie aus ihren Schulden wieder hervorkommen können. Man findet daher, daß die meiſten Guthsbeſitzer, die, auſſer dem daß ihre Güther Schuldenfrey ſind, viele ausſtehende Kapitalien haben, auf dem gemeinen Wege geblieben, nach der Weiſe ihrer Väter fortgewirthſchaftet, faſt alles auf dem alten Fuße gelaſſen, und ſich in gar keine Meliorationen, oder wenigſtens in ſehr leichte, oder nur alsdenn in ſchwere, nachdem ſie erſt genug Reichthümer erworben, eingelaſſen haben. Die meiſten Landwirthe hätten ſich ungezweifelt gehalten, wenn ſie ohne Schulden geweſen, und nicht obendrein aufs neue Schulden gemacht hätten, um neue Unternehmungen damit zu beſtreiten, und ſich hiemit helfen zu wollen. Jeder wird um ſich her recht wackere Männer kennen, die deßhalb das Unglück gehabt, ſo ſehr tief herab zu fallen, weil ſie ſich von zu vielem Feuer ihres Verbeſſerungsgeiſtes fortreiſſen lieſſen, über die Kräfte ihres Wirthſchaftsfußes hinweg zu ſehen, und hiemit das Ziel völlig zu verfehlen.

Fruchtlieb war kaum Beſitzer ſeines jetzigen Guths geworden, als er bemerkte, daß ſein Viehſtand nicht das rechte Verhältniß gegen ſeinen Ackerbau habe, und daß ihm ſeine Ackerfelder mehr eintragen müßten, wenn er ſie mit mehrern Dünger angreifen könnte. Seine Vorfahren hatten ſich ſo nothdürftig mit jährlicher Ankaufung des benöthigten Heues aus der Nachbarſchaft durchgebracht, welches aber zu Zeiten ſehr theuer bezahlet werden mußte, und ſodann keinen Ueberfluß in der Einnahme eines theuren Heujahres verſtattete. Es waren Wieſen beym Guthe; es waren ihrer aber nicht ſo viele, daß das davon gewonnene Heu auch in den fruchtbarſten Jahren hätte zureichen ſollen, um die Winterfütterung der zweyten Klaſſe nur dann und wann zu haben. Fruchtlieb überſahe ſeinen Wieſenſchlag, und fand, daß er ihn gleich im zweyten Jahre ſeiner Haushaltung ſo melioriren könne, daß das nämliche Jahr bereits die angewandten Koſten wieder bezahlen konnte. Er ſchaffte 1) die Frühjahrsbehütung ſeiner Wieſen ab, indem das Vieh bis in die Mitte des Maymonats, nach faſt durchgängiger Gewohnheit, die Wieſen ſo kahl hielt, daß nach Endigung der Abweidung, wenn trocken und heiſſes Wetter eintrat, das Gras nicht in die Höhe theils kommen, theils aber ſich nicht dicke genug belegen konnte. Wenn kühles und regnichtes Wetter zur Zeit der abgeweideten Wieſen eintrat, ſo erhohleten ſie ſich noch eher, aber doch nicht in der Maaße, daß er daraus zweyſchürichte hätte machen können, wie er ſolches nach abgeſchaffter Frühjahrsbehütung wirklich thun konnte. Der vierte Theil der Wieſen war ſehr niedrig belegen, und wenn der ſehr naſſe Grund auch bey

der

der trockenſten Witterung nach geendigtem Vieh⸗triebe Gras aus ſich ſelbſt wieder in die Höhe bringen konnte, ſo hatte das darauf geweidete Vieh den größten Theil derſelben durch ſein Hin⸗treten in Koth verwandelt, ſo daß nur etwa der dritte Theil der Oberfläche grün war, die andern zwey Theile aber ſchwarz und unfruchtbar blieben. So mußte es auch ferner geſchehen, daß zur Zeit der Heuärndte viel Heu verlohren ging, indem es in die von den Fußſtapfen der Weidethiere ent⸗ſtandene Löcher hineinfiel und hiemit der Harke oder Rechen entging.

Immittelſt fand **Fruchtlieb** gleich in dem Jahre, da er die Beweidung ſeiner hohen und niedrigen Wieſen aufgehoben hatte, daß ihm die⸗ſe neue Einrichtung ſchon ein Drittheil Heu mehr, als ſonſt, beſage der Wieſenregiſter, eingebracht hatte. Dieſes hatte ihm zwar den Herbſt zuvor was gekoſtet, da er nämlich viel Stroh zuſam⸗mengekaufet hatte, um ſein Weidevieh deſto län⸗ger im folgenden Frühjahre, Behufs der abzuſchaf⸗fenden Frühlingsbeweidung der Wieſen, in den Stall, und ſo lange füttern zu können, bis die ge⸗wöhnlichen Huthungsplätze vollkommenes Gras erlangt hatten. Das nunmehr gewonnene Heu betrug aber, im Mittelpreiſe genommen, zwey⸗mal ſo viel, als die Ausgabe für Stroh im Herb⸗ſte zuvor geweſen war. 2) Im nächſtfolgenden Jahre ſchaffte **Fruchtlieb** ſich einen Wieſenhobel und eine Walze an. Mit erſterem ließ er ſeine hohen Wieſen gerade hobeln. Bey ſeinen Vor⸗fahren waren ſolche überall voller Maulwurfshü⸗gel geworden. Dieſe betrugen gewiß den ſechſten Theil der ganzen Oberfläche. In trockenen Jah⸗ren trugen ſie gar kein, oder ſo kurzes Gras, daß

es von der Senſe nicht ergriffen werden konnte. Das Abmähen dieſer Wieſen erforderte viel Zeit, indem die Mäher ſehr langſam, und mit ſehr kurzen Hieben mähen mußten, um mit den Senſen zwiſchen die feſte, hohe und breite Hügel durch- und vorbeyzukommen. Die abgehobelte Erde ließ Fruchtlieb zuſammen ſchleppen, und auf Haufen bringen, damit der Raſen verrotten und kurz werden möchte. Dieſe Raſenhaufen wurden übers Jahr auf nahbelegene Sandäcker, ſtatt des Düngers, gefahren, und thaten eine vortreffliche Wirkung. Die Walze mußte die niedrigen Wieſen platt drücken, und eine gerade Oberfläche machen, wovon ſie nun noch ein- und mehrmal ſo viel Gras hervorbringen konnte. In eben dieſem Jahre fand Fruchtlieb, daß er bereits ſo viel Heu mehr gewann, als er und ſeine Vorfahren ſonſt hatten kaufen müſſen. Er war ganz nahe an die erſte Klaſſe der Winterfütterung, das heißt nach der H. M: Er hatte ſchon ſo viel Heu, daß er ſein Rindvieh meiſt mit Heu allein ernähren konnte. 3) Im Jahre darauf ſchritt er zu einer Hauptmelioration, die ihm ſo viel Geld koſtete, als der Ueberſchuß von zwölf folgenden Jahren nach ſeinem bisherigen Wirthſchaftsetat betragen konnte. Er ſahe aber zugleich, daß er nach ausgeführtem Plane ſein ausgelegtes Geld binnen drey Jahren nicht nur wieder haben, ſondern auch hierauf jährlich ſechsmal mehr würde einzunehmen haben, als der nunmehrige Meliorationsaufwand betragen würde. Sein Feld hatte eine Anhöhe, in welcher ſich viele Quellen befanden, die theils nicht ausgegraben, theils ihnen ſelbſt überlaſſen nicht recht geleitet waren, und daher den einen und beſten Theil des Ackerfeldes mit ſo überflüſſiger Näſſe erfül-

erfülleten, daß beſonders in regnichten Jahren die Saaten theils ausſauren, theils voller Windhalm werden mußten. Fruchtlieb traf es ſehr richtig, daß er die Quellen aus- und aufräumen und ihren Ausfluß in einen Hauptgraben bringen ließ, welchen er nicht nur durch das Ackerfeld hindurch leitete, ſondern auch ſelbigen hierauf mit einem kleinen, neben ſeine hohen Wieſen hinflieſſenden Bach, der des Sommers nur ſehr wenig und untiefes Waſſer enthielt, vereinigte. Dieſen Bach ließ er nun tiefer und geräumiger, aber auch hin und wieder mit kleinen, nicht ſonderlich viel koſtenden Schleuſen anlegen, daß er ſeine hohen Wieſen Winters und Sommers wäſſern konnte, ſo oft es die Nothdurft mit ſich brachte. Nun hatte er a) keinen Ausfall am Korngewinnſte auch in naſſen Jahren mehr. b) Sein Heugewinnſt ward auf den hohen Wieſen aber nun ſo ſtark, daß, da er vor abgeſchaffter Frühjahrsbehütung nur einmal konnte mähen laſſen, nach angebrachter Bewäſſerung jährlich dreymal kann mähen laſſen. Er hat aus einſchürichten Wieſen dreyſchürichte bekommen. Er iſt hiermit ſo weit gekommen, daß er in dürren Jahren wenig oder gar keinen Heuausfall erleidet. Er erſetzet den Mangel des Regens zu rechter Zeit mit ſeinen Waſſerleitungen, und hat ſodann mehr Heu, als diejenigen ſeiner Nachbaren, von welchen er vor der Meliorationsepoche ſeines Guths das Heu hatte erkaufen müſſen. c) Nun hat Fruchtlieb die ehemalige Rubrique: Ausgabe für angekauftes Heu, ſo fort aus ſeinen Regiſtern weglaſſen können. Dagegen befindet ſich eine neue in den vorigen Büchern niemals geweſene Hauptrubrique: Einnahme für verkaufte Milch, Butter und Käſe. Und

da nunmehr der Acker wegen der Winterfütterung in erſter Klaſſe mit Dünger hinreichend angegriffen werden kann, ſo hat er die Einnahme von verkauftem Getreyde allerley Art faſt um die Hälfte jährlich vermehret. Fruchtlieb iſt nun das Muſter ſolcher Wirthe, welche bey ihren Meliorationen den bisherigen Wirthſchaftsetat zu Rathe ziehen, von den leichteſten und am wenigſten koſtenden anfangen, und darauf zu ſchwerern, weitläuftigern und mehr koſtenden, die zugleich aber beſtändige Einnahmequellen ſind, fortſchreiten.

Ulphil gehöret auch unter die Landwirthe, die ihrem Wirthſchaftsfuße zuwider ſich in keine zweydeutige Verbeſſerungen einlaſſen. Es ward ihm von einem Freunde angerathen, da ſich gute Ziegelerde auf ſeinem Grund und Boden findet, eine Ziegeley anzulegen, indem es in dem Bezirke von einigen Meilen um ihn herum daran fehlet. Er überrechnete aber ſein eigenes Gehölze, und fand, daß er binnen ſechs oder acht Jahren von ſeinen Nachbaren würde das Holz zum Brennen kaufen müſſen. Er rechnete es ferner aus, daß er ſein eigenes Holz, wenn er es wie bisher, jährlich in einer gewiſſen Anzahl von Klaftern oder Haufen verkaufte, höher ausbrächte, als wenn er's zum Brennen in dem Zigelofen verwendete. Er fand zwar, daß die von ſeiner Erde zur Probe in einer entfernten Ziegeley gebrannten Steine die haltbarſten in der Provinz ſeyn würden, und daß ihm dieſerhalb der Abſatz nicht fehlen könnte; er überlegte aber auch, daß er ſich, wenn er den neuen Wirthſchaftszweig aufs höchſte getrieben haben würde, von ſeinen Nachbaren würde abhängig gemacht haben, von welchen er das Holz,

nach

nach dem Abgange des ſeinigen, nach beliebigen Preißſteigerungen der Verkäufer würde haben bezahlen müſſen. Er ließ ſich alſo durchaus nicht zu einer Verbeſſerung bereden, da er ſie als eine unſichere, und mit der Zeit unbeſtändige Quelle von Einkünften anſehen mußte. Seine Freunde, und im Vorbeygehen geſagt, waren ſie wohl intereſſirte Rathgeber, indem ſie Bauten auf ihren Güthern vorhatten, wozu ſie ſich die dauerhafteſten oder härteſten Steine, und aus der Nähe, erwünſchteſten, führten ihn ſtark auf den Vorgang eines ſeiner Vettern, der gar kein Geheimniß daraus machte, zu bekennen, daß er ſeit Errichtung einer Ziegelſcheune ſein Guth ſo anſehnlich verbeſſert habe. **Ulphil**, von jeher Selbſtdenker und kein blinder Nachahmer, pflegte immer zu ſagen:

Duo cum faciunt idem, non ſemper faciunt idem.

Er ſagte: mein Vetter iſt ſonſt nur ein mittelmäſſiger Wirth, der eben nicht große Dinge von ſich ſelbſt anfangen und vollenden kann. Es durfte aber nur ein mittelmäſſiger Kopf ſeyn, um zu finden, daß nach der Lage und Beſchaffenheit ſeines Guthes eine Ziegelſcheune ihm mehr als einem andern einbringen konnte. a) Er iſt ein Brau- und Brennerey Berechtigter. Nach der Anlegung einer Ziegeley hat er, wenn kein Winter iſt, täglich an die dreyſſig Menſchen, die Ziegelerde theils karren, theils beym Streichen und Brennen beſchäftiget ſind. Dieſe trinken alle ſein Bier und Brandtewein; wenn er den Arbeitsleuten das Wochenlohn auszahlen ſoll, ſo haben ſie drey Theile davon vertrunken, und der Herr darf daher um deſto weniger baares Geld zur Hand beſtändig liegen haben, je mehr er der Gläubiger

ſei-

ſeiner Arbeitsleute geworden. Hiedurch iſt ſeine Brauerey und Brandtweinbrennerey um die Hälfte einträglicher geworden. Auch ſeine Viehnutzung hat ſich dadurch gebeſſert. Er kann Kühe von den Trebern und Brandtweinstranke auf dem Stalle halten, wovon er Milch, Käſe und Butter ſeinen Arbeitsleuten verkauft. b) Der Vetter wohnet an einem ſchiffbaren Fluſſe, auf welchem er ſeine Steine weit und breit verfahren kann. Dieſerhalb kann er ſeine Steine wohlfeiler geben, als derjenige, dem es am Waſſertransporte fehlet. Er hat dieſerhalb deſto gewiſſern Abſatz. c) Er kann ferner ſein Brennholz, da das ſeinige unhinreichend iſt, da kaufen, wo er's am wohlfeilſten findet. Die Waſſerfarth iſt die wohlfeileſte, ſo daß das Holzanfahren auf der Axe nach der mehr oder wenigern Entlegenheit an die zehen- bis zwölfmal mehr koſtet, da ſofort der offenbarſte Verluſt entſtehet, wenn das Holz nur über ein bis zwey Meilen weit mit Wagen angefahren werden ſoll. **Ulphil** war ein ſo guter Wirth, der, wenn es ihm nicht an Brau- und Brandtweinbrennerey, auch an der Waſſerfarth, gemangelt hätte, gewiß ſeine Vortheile nicht würde verkannt haben. Scheinvortheile blenden ihn nicht. Dafür ſitzt er lieber ſtille, und wirthſchaftet nach ſeiner guten alten Weiſe fort. Nach ſeinem gegenwärtigen Etat hat er alle Jahre Ueberſchuß. Mit Recht trauet er keinen Meliorationen, deren Quellen heute oder morgen verſiegen können.

Wonnrich iſt in der Denkungsart von dem **Ulphil** wenig unterſchieden. Sein Vater und Grosvater hatten ſchon auf ſeinem Landguthe ſo gut gewirthſchaftet, daß ſie ihm keine Ausſicht

von noch anzubringenden Meliorationen übrig gelaſſen hatten. Er darf nur von ihrer Saat ärndten. In der Waldung hatten ſie ihm aber einen und den andern Fortſchritt zu Verbeſſerungen überlaſſen. Der hauptſächlichſte beſtand darin, daß er gemeinſchaftliche Holzung in einem nicht kleinen Buſche, der mit allerley Laubholze bewachſen war, mit einer benachbarten Commun hatte. Er trug ihr die Aufhebung der Gemeinheit an, und war darin ſo nachgebend, daß alle ſeine Freunde ſagten, er habe zu viel von ſeinen Gerechtſamen aufgeopfert, und wenigſtens den vierten Theil davon fahren laſſen. **Wonnrich** pflegte zu antworten, daß dieſes Opfer ihm von ſeiner benachbarten Commun, mit welcher er ſich ſepariret, ſchon theuer genug ſolle bezahlet werden. Er habe von dem ſogenannten Kniegebüſche, weil er darin nichts nach ſeinen eigenen Einſichten und Willkühr anfangen könne, bisher gar nicht den Nutzen gehabt, den ihm künftig der zehnte Theil von dem ihm durch die Separation zugefallenen Eigenthume einbringen ſolle. **Wonnrich** war eben nicht weit in der Welt umher geweſen, allein er hatte ſeine ökonomiſchen Kenntniſſe durch Umgang mit Wirthen, hauptſächlich aber durch das Leſen guter ökonomiſcher Schriften, ungemein ſo berichtiget als erweitert. Er war kaum Alleinbeſitzer des Theils vom vorberegten Gebüſche geworden, als er es Stamm für Stamm ausrahden, und mit Gräben zur Abziehung des Waſſers durchſchneiden ließ. Die mit dem Ende ſeiner Meliorationsgeſchichte noch nicht bekannte Leſer werden hier denken, er werde gethan haben, was ſeit funfzig Jahren alle Wirthe gethan haben, und zum Theil noch thun. Sie werden nämlich denken,

ken, Ulphil habe deshalb das Holz ausgerohdet und Abzugsgråben veranſtaltet, um kein Holz daſelbſt mehr, ſondern nur Aecker, Wieſen oder Weide zu haben. Man irret ſich ſehr. Er wollte gar nicht dahin, ob es ſchon die ſeparirte Commun glaubte, und ihn verlachte. Der lacht am beſten, dachte Ulphil, der am letzten lacht. Nachdem er ſein Gebůſche ausgerahdet und planiret hatte, ſo theilte er es in gewiſſe Quartiere ein, und ließ eines nach dem andern aufs neue mit Holz bewachſen. Aber der Thore durfte ja nur, da ſein Gebůſche aus lauter Ellern beſtand, das Gebůſche ſtehen und ſchonend aufwachſen laſſen, ſo bedurfte es ja nicht des Ausrohdens, da Ellernholz, nachdem es abgehauen iſt, immer aus dem Stamm wieder auswåchſet? Ulphils Philoſophie war aber dieſe. Meine Ellern můſſen auf ihren Ståmmen viele Jahrhunderte, vielleicht richtiger geſagt, Jahrtauſende, geſtanden, das Holz eben ſo lange davon abgehauen und wieder gewachſen ſeyn. Sollten die Wurzeln in ſo langer Zeit immer gleich geſund, nichts davon abgeſtorben und veråltert ſeyn? Sollten die Rőhren ſo veralteter Wurzeln nicht an den meiſten Stellen verſtopfet, nicht zu ſehr verengert ſeyn, daß man annehmen muß, jůngere Wurzeln werden ihren Ståmmen, oder Båumen mehr Nahrung zufůhren, mithin einen geſchwindern Holzwuchs befőrdern? Dieſes Raiſonnement unterſtůtzte er durch fremde Erfahrungen. Er kam in der Hauptſtadt des Landes mit einem Edelmann in ein Speiſequartier, mit welchem er ůber Wirthſchaftsſachen zu ſprechen Gelegenheit fand. Da er an ihm den rechten Mann vermerkte, ſo trug er ihm ſein eben erwehntes Raiſonnement vor.

Die-

Dieſer ſagte ihm, daß er völlig Recht habe, und nannte ihm einen großen Diſtrict, wo einige Guthsbeſitzer, nachdem der Landesherr bey ihnen einen Kanal anlegen laſſen, wodurch ihre Büſche trocken geworden, den nämlichen Weg eingeſchlagen, und bis zur Verwunderung das ſchönſte und zum geſchwindeſten anwachſende Holz aufgezogen hätten. Der ſo in ſeinen Ideen beſtätigte **Ulphil** führte nun ſeinen Plan aufs beſte aus, und beförderte den Holzanwuchs bey ſich in der Maaße, daß ſein Holz etwa von funfzehn Jahren dicker und länger iſt, als dasjenige, welches ſeine von ihm ſeparirte Commun auf ihren alten Stämmen an die dreyſſig Jahre hat ſtehen laſſen. Steht ſein Holz eben ſo lange, ſo iſt zuverläſſig jede ſeiner Ellern viermal dicker als die allerdickſte und zweymal ältere ſeiner Nachbarſchaft. Dieſe reicht nicht zu mit dem Holze ihrer nun in genauerer Schonung befindlichen Gebüſche. Binnen etwa fünf Jahren kann **Ulphil** Holz ſchlagen laſſen, und es denen im theuerſten Preiſe verkaufen, die ihn zuerſt verlacht, und für einen ſchlechten Wirth gehalten haben. Sein Wirthſchaftsfuß hat gar nichts gelitten. Da das Holz in ſeiner Gegend ſehr theuer iſt, ſo war das aus dem abgehauenen und verkauften Holze gelöſete Geld hinreichend, die Koſten der Abzugsgräben und des Ausrohdens der Stämme zu beſtreiten. Man ſagt, daß, da er die ausgerohdeten Wurzeln gut verkaufen können, ihm noch ſo viel Geld übrig geblieben ſey, daß er davon genug gehabt, um ſich in noch folgenden ſechs Jahren ſein Brennholz dafür wieder anzukaufen. Nachdem er ſeinen jungen Aufſchlag nur zehen Jahre geſchonet hatte, konnte er bereits da er gar nicht dünne, ſondern ſo dicke aufgeſchoſ-

ſen

ſen war, ſelbigen auslichten, und überall ſo ſtarke Stangen abhauen laſſen, daß er des Holzkaufens gar nicht mehr bedarf, und rühmet, daß er vor der Separation kein ſo ſtarkes Brenn= und Nutzholz aus dem gemeinſchaftlichen Gehölze geſehen, und auf ſeinen Hof bringen können, als nunmehr das ſeinige von zehen Jahren iſt.

Waldviel hat das Unglück, daß er an Neuerungen überall Geſchmack hat, und jede neue Meynung ſich darum gefallen läßt, weil ſie noch nicht alt iſt, oder älterern Meynungen entgegen ſteht. Er hat das noch größere Unglück gehabt, ſeine vorige Lebensart zu verlaſſen, und ein Landwirth zu werden. Er wandte ſeine Kapitalien an die Erkaufung eines Guthes, wo bey allen Grundſtücken keine ſonderliche Verbeſſerungen mehr anzubringen waren. Der Vorwirth hatte nichts daran verſäumet und keine Koſten da geſparet, wo aus Meliorationen was zu hoffen war. Er hatte keine Leibeserben, ſehnte ſich im hohen Alter nach der Ruhe, erwählte das Stadtleben, und verkaufte daher ſein Guth, zwar theuer, aber als ein ſo genanntes vollkommenes Guth, dem nichts, als nur Fiſcherey fehlte, man müßte denn ſagen, daß ihm auch Holz gefehlet hätte, wenn es ein Fehler zu nennen war, da nur das benöthigte Bau= und Brennholz zum eigenen Gebrauch, aber zum Verkauf nichts übrig war. Waldviel, der aus Neuerungsſucht in der Haushaltung ohne Nutzen ſo vieles veränderte, kam gar bald auf den Artikel von Meliorationen, ohne den vom Wirthſchaftsfuße recht in ſeiner Bibliothek, worin die ökonomiſchen Schriften die größte Anzahl ausmachten, durchſtudiret zu haben. Denn er war nur

nur ein Wirth aus Büchern. In einigen derſelben hatte er dieſes ſich auffallen laſſen, daß man überall nur auf Aecker und Wieſen, aber nicht auf Wälder halte, und es doch vor Augen ſchon habe, daß, wie es ſchon in manchen Ländern in- und auſſerhalb Deutſchlands zu finden, das Holz knäpper als Fleiſch und Brod werden müſſe, oder ſchon angefangen habe, es zu ſeyn. Nun griff er die beyden Stücke, Fiſcherey und Holzung, zu gleicher Zeit an, ohne zu überſchlagen, ob ſein Einkommen dem Aufwande bey den vorhabenden Meliorationen gewachſen ſey. Um Teiche zu haben, ließ er, wo nur Vertiefungen in ſeinen Feldern waren, ſo tief graben, bis er Waſſer fand. Es ward aber mit den Teichen doch nichts vollſtändiges, weil das Feld, das gröſtentheils einem Keſſel ähnlich ſahe, nirgends verſtattete, den Teichwäſſern Abfluß zu verſchaffen, um ſie zu ſeiner Zeit ablaſſen und ausfiſchen zu können. Hierzu kam noch, daß in trocknen Jahren die Teiche von ſelbſt gar austrockneten, indem kein Bach oder Fluß da war, aus denen die Teiche hätten können geſpeiſet werden. Es ſchadeten auch die neuen Teiche den nah gelegenen Aeckern. Dieſe hatten in trocknen Jahren ihrer tiefern Lage halber mehr als alle übrigen der Dürre widerſtanden, dergeſtalt, daß die Dürre niemals dem Guthe einen totalen Mißwachs hatte zuziehen können. Nun war ihre Fruchtbarkeit ſo gut, als die der übrigen Aecker, bey ausbleibenden Regen, vermindert, indem ihre innere Feuchtigkeit von den Teichen zu ſehr abgezogen ward. Es hätte immittelſt dieſe, die Koſten gar nicht einbringende, Melioration in Anſehung einer andern noch hingehen mögen, welche dem bisherigen Wirthſchaftsertrage ſo we-

nig angemeſſen war, daß dieſer zehnmal ſtärker müßte geweſen ſeyn, um den Aufwand dazu zu beſtreiten. Er wollte nämlich in der Zukunft mehr Waldung haben, in der Vorausſetzung, daß jeder dazu beſtimmter Platz mehr als Acker einbringen müſſe, weil er 1) nicht jährlich bearbeitet werden dürfe, und daher keinen Aufwand verurſache. 2) Das Holz auch künftig mehr als Korn werde geſuchet werden. Es fehlte dieſer Ausſicht nichts, als daß **Waldviel** nicht ein ſolcher Kapitaliſt war, der nicht nöthig gehabt hätte, mit einer zahlreichen Familie von den Einkünften ſeines Guths einzig und allein zu leben. Die Melioration hatte in Anſehung ſeiner aber den Fehler, daß ſie zu weitläuftig war, indem ſie erſt nach dreiſſig, vierzig, funfzig und mehr Jahren dem Unternehmer was wieder bringen konnte. Sie gehörte gar nicht, wie es ſich zu ſeinen Umſtänden geſchickt hätte, unter die kleinen und leichten Verbeſſerungen, die ihm Beſtand gelaſſen, und nicht einen ſo anſehnlichen Theil ſeiner Einkünfte verſchlungen hätte. Denn er nahm den dritten Theil, und zwar den beſten, von ſeinen Aeckern zum Holzaufſchlage, um das Holz recht ſchnell aufwachſend zu bekommen. Er hatte in ſo fern ganz recht, daß, je beſſer Grund und Boden ſind, das Holz auch darauf am geſchwindeſten wachſe, auch die Bäume deſto ſtärker, länger und geſünder werden. Womit konnte aber nun **Waldviel** die von der neuen Waldung entſtandene Leere des Kornbaues wieder ausfüllen oder erſetzen? Er mußte Geld über Geld aufborgen. Der Gläubiger, der ihm auf der erſten Hypothek gelehnet hatte, gab ihm immer mehr, weil er den Vogel gern aus ſeinem Neſte vertreiben, und ſich ſelbſt hineinſetzen wollte.

te. **Waldviel** verachtete alle ſeine benachbarte Mitwirthe, als ſolche, die zu blödſinnig wären, von den Wirthſchaftsverfahren der Alten abzugehen. Da er nicht mehr Geld von ſeinem nur erwehnten größten Gläubiger erhalten konnte, nahm er in ſolcher Angelgenheit Zuflucht zu einem ſeiner Nachbaren, der ihm nichts lehnen konnte und wollte, aber ehrlich genug war, ihm ſeinen großen Fehler vorzuhalten, und ihm den Rath gab, das junge Holz wieder umzuhauen, den Acker wieder herzuſtellen, und nur einen kleinen Theil des Aufſchlages beyzubehalten; den zur Aufſicht und Verpflegung des Holzes angeſtellten Förſter aber ſo fort zu entlaſſen, um ſeiner aus dem Lohn und Brodte je eher je lieber los zu werden. **Waldviel**, der in der Noth war, und nun ſich ſeine Fehler geduldig vorhalten ließ, gab ſeinem Nachbar Recht, und machte Anſtalt, ſeinen Rath zu befolgen, um aus dem wieder hergeſtellten Acker ſich von nun an gegenwärtigen Gewinnſt wieder zu verſchaffen, da er den größern aus der Waldung zu ſpät erlangen, oder vermuthlich gar nicht erleben könnte. Er hatte aber kaum ſich verlauten laſſen, daß er ſeinen Acker wieder uhrbar machen wollte, ſo zog ſein erſter Gläubiger die Schlinge zu, veranlaßte ſo fort eine Sequeſtration, die alles in dem Stande ließ, wie das meliorirte Güth angetroffen ward. Dieſes kam zur Subhaſtation, und **Waldviel** mußte es vorgedachtem Gläubiger nebſt dem jungen Holze überlaſſen, welcher darin ſein Vergnügen fand, und es mit ſeiner völligen Bequemlichkeit kann ſtehen laſſen, ſo lange es ihm gefallen wird. Der vielvermögende Nachwirth machte gleichwohl doch noch das Glück ſeines Vorfahrens. Denn er war ſo human, daß er ihm

eine mäſſige Bedienung verſchaffte, bey welcher **Waldviel** ſich einen ſehr leichten Etat machen, und ſich nie verrechnen, oder auf künftige Vergrößerung deſſelben ſpeculiren kann. Er bekömmt nämlich am Ende eines jeden Monaths aus einer öffentlichen Landescaſſe ſeinen Gehalt, der ſich beſtändig gleich bleibet.

Auch **Hincmar** begeht Fehler über Fehler in Anſehung der Meliorationen. Er geht zwar lange nicht ſo ins Große wie Waldviel. Er bleibt bey leichten und mäſſigen Aufwand erfordernden vermeintlichen Verbeſſerungen beſtehen, weil er an ſeiner Gattinn und an vielen ſeiner Anverwandten ſcharfſichtige Bemerker hat, die er liebet, ſehr achtet, und ſich vor ihrer Ungunſt ſehr fürchtet. Die vielen kleinen Unternehmungen aber, deren Anlage und Anfang er vor den Seinigen zu verbergen weiß, ſind größtentheils, wenn ſie ſummiret werden, große Geldverſplitterungen, weßhalb er nie, wie ſein Vater, ein Kapitaliſt werden kann. Sein Eigenes hiebey iſt, daß er von allen ſeinen Wirthſchaftsoperationen immer ſich mehrern Profit einbildet, als die Natur derſelben erwarten läßt. Er träget beſtändig zweyerley Berechnungen ſeiner vorhabenden Unternehmungen in ſeiner Schreibtafel bey ſich, deren die eine nur unter dem Mittelmäſſigen iſt, wie es denn der Klugheit ganz gemäß iſt, daß man lieber zu wenig hiebey, als zu viel rechne, die andre aber ausſchweifend lucratif eingerichtet iſt. Jene zeiget er ſeinen Anverwandten, die ihm ſeine Chimären ſchon ſo oft verwieſen haben; dieſe aber ſich ſelbſt, und ſolchen, die ihn weniger als ſeine Anverwandten angehen, und ihn nicht genug kennen. Sobald er ſeinen Morgenſegen nach dem Aufſte-

hen aus dem Bette aus Cubachs Gebetbuche, bey deſſen Gebrauche ſich ſeine Aeltern ſo wohl befunden haben, ſein Penſum geleſen, ſo durchlieſet er auch einen ſeiner chimäriſchen Anſchläge, und lebet ſodann in paradiſiſchen Freuden. Dieſe ſtille Wonne gönnet ihm ſeine kluge Gattinn lieber, als die, welche er ſich zu Zeiten durch Weintrinken bereitet. Hievon wird er laut, und redet von ſeinen ökonomiſchen Heldenthaten unerträglich prahleriſch, daß ihm von Sachverſtändigen vielmals ins Angeſicht widerſprochen wird. Geſchiehet dieſes aber zu ſolcher Zeit gleichfalls von den Seinigen, ſo ſetzet er ohnfehlbar den Kopf auf, giebt Befehle ſeinen Leuten, oder macht Anſtalt, daß Sachen von ſeinen erträumten Vortheilen angefangen werden ſollen. In ſolchem Zuſtande ſtand er einſt von der Tafel auf, und ſchloß mit einem Schiffer, der ihm zu einem neuen Baue Ziegelſteine angefahren hatte, einen Contract auf tauſend Schiffsladungen von Lehm, womit er einige Morgen Sandäcker überziehen und verbeſſern wollte, nachdem ihm ein in England geweſener Freund geſagt hatte, daß ein dortiger Mylord auf ſolche Weiſe ſeine Aecker verbeſſert hätte. Er wäre doch eigenſinnig genug geweſen, ein über ſein Vermögen hinausgehendes Project auszuführen, wenn nicht nach einigen Tagen ein bey ihm durchreiſender bejahrter, und überall ſehr geachteter, Landwirth zu ihm geſagt hätte: Es ſey von Hincmarn in der ganzen Gegend ausgeſprengt worden, daß er Dûc und Pair von Grosbrittannien geworden, und künftig mit engliſchen Guineen ſpielen und ſie zum Fenſter heraus werfen wolle. Dieſes legte ſich Hincmar ſehr richtig ſo aus, daß man einen Sack voll eigenen Geldes müſſe

ſtehen haben, um bey weitläuftigen ſchweren Unternehmungen tapfer hineingreifen und dabey denken zu können: Ich habe es ja.

12) Die Verbeſſerungen eines Guthes müſſen in gehöriger Ordnung unternommen werden.

Es ſind Wirthe, welche, ſo wie in ihrer Haushaltung überhaupt, alſo beſonders auch bey ihren vorzunehmenden Meliorationen den erſten Einfällen den beſten folgen, und ohne Beobachtung einer gehörigen Ordnung dasjenige, was das letzte seyn ſollte, zuerſt, und was das erſte ſeyn ſollte, zuletzt vornehmen. Man muß aber nur bey Verbeſſerungen dieſe Ordnung allein für die richtige erkennen, wenn man vom **Nothwendigen** anfänget, und ſodann zum **Bequemen** und **Vergnügenden** fortſchreitet. In den zuvor erzählten Verbeſſerungsgeſchichten einiger Landwirthe findet man manche Vergehungen wider dieſe Regel. S. §. 115.

a) Wider dieſe Hauptregel verſtoſſen meiſtens diejenigen noch zu jungen Wirthe, welche ihr akademiſches oder bisheriges ſtädtiſches Leben, da ſie ſich bisher in großen Städten in Koſtſchulen oder Penſionen aufgehalten, oder eben von Reiſen kommen, mit dem Landleben verwechſeln. In den Städten oder auf Reiſen nur an Bequemlichkeiten, oder hauptſächlich nur an Vergnügungen, gewöhnet, bringen ſie die Frage mit aufs Land: Wie mache ich's durch dieſe oder jene Anſtalt, daß ſie den Platz der vormaligen Vergnügungen einnehmen, oder in etwas erſetzen könne? Werden dieſe jungen Leute durch keinen weiſen Mentor geleitet, ſo führt ſie ihr bisheriger Hang zum Vergnü-

gnü-

gnügenden allein, etwa auf's Bauen, Anlegung koſtbarer Luſt- und Thiergärten, Luſtwälder, koſtbare Gehege u. ſ. f. Sie dürfen nur junge Gemahlinnen gleiches Geſchmacks bekommen, welchen die jungen Herren auf der möglichſten Art gefallen, und ihnen den ländlichen Aufenthalt recht angenehm machen wollen, ſo bleiben ihre Wünſche ſo lange nicht unerfüllet, als das Geld und der Credit der Geliebten zulangen wollen. Auch mancher nicht mehr junger Stadtmann wird darum ein Landwirth, daß er Bequemlichkeit und Vergnügen genieſſen möge. Hierüber ſetzet er alle Verbeſſerungen des Nothwendigen bey Seite, und zieht diejenigen vor, welche dem Zweck ſeines erwählten Landlebens gemäß ſind. Er muß aber vielmals ſolche Unordnung ſehr theuer büſſen, wenn er ſein neues Guth entweder nicht lange genug behaupten, oder falls er noch nicht ſich zu weit verirret, und wieder umkehren kann, ſeinen Schaden lange genug fühlen, ehe er ihn wieder ausheilen kann. Was **Waldviels** Gläubiger als ein großer Kapitaliſte thun konnte, dienet zu keiner Regel, und man muß nicht ohne Unterſchied alles nachahmen, was man gehöret und geſehen hat.

Nothwendige Verbeſſerungen ſind theils ſolche, b) deren Verabſäumung oder Unterlaſſung augenſcheinlichen Schaden bringt, oder Gefahr drohet; theils ſolche, deren Unternehmung nicht ſchwer iſt, und die Koſten gleich wieder einbringet. Es kann daher eine Melioration immer nothwendiger ſeyn, als die andre, weßhalb auch unter mehrern nothwendigen Ordnung zu halten, und die allernothwendigſte zuerſt vorzuziehen, wenn man nicht in der Situation iſt, ſie alle zugleich zu unternehmen. Hierin verſahe es **Erichsſohn**, dem in einem be-

nachbarten Lande ein kleines Ritterguth zugefallen war, wo die Polizey annoch auf den Dörfern die hölzernen Schorrſteine duldet, und alle Bauergüther dem Edelmann gehören, welcher die Häuſer bauet und die Höfe mit ſo genannten Hofgewehre verſiehet. Erichsſohn befand ſich in Kriegesdienſten, und ſchickte aus der Gegend ſeines Quartierſtandes einen alten, ihm recommandirten ehrlichen, Verwalter auf das ererbte Guth, der der Wirthſchaft vorſtehen, und zugleich Vorſchläge von Verbeſſerungen thun ſollte. Dieſer kam ſeiner Inſtruction nach, und überſandte ſchriftliche Vorſchläge mit beygefügten Urtheilen, ſowohl über die mehrere oder mindere Nothwendigkeit der vorgeſchlagenen Verbeſſerungen, als auch über die zur Ausführung erforderte Koſten. Sein Herr fiel aber nur auf ſolche Verbeſſerungen, welche die Koſten am geſchwindeſten einbringen, und die jährliche Einnahme vermehren könnten, ohngeachtet der ehrliche Verwalter ſehr dringend auf die Abänderung der hölzernen Schorrſteine in gemauerte von gebrannten Steinen angetragen hatte. Es verging kein Jahr, ſo kam in dem Schorrſteine eines Bauerhauſes Feuer aus, welches man leicht löſchen gekonnt hätte, wenn das über dem Strohdache herausgehende Holz nicht ſo fort in Flamme gerathen, und das Strohdach angezündet hätte. Die Flamme verbreitete ſich, und die Hälfte der Bauerhäuſer brannte ab. Kaum konnten die adelichen maſſifen Gebäude gerettet werden. Nun ſahe Erichsſohn, wie unwirthlich er gehandelt, daß er eine Verbeſſerung, deren Unterlaſſung Gefahr drohet, ſolchen nachgeſetzet, die ihm doch nun in vielen Jahren nicht einbringen konnten, was er zum Wiederaufbau der abgebrandten

Bauerhöfe ohne Anſtand ausgeben mußte Er mußte auch, bevor die Höfe wieder hergeſtellet waren, viel Fröhn- und Hofedienſte miſſen, weil die meiſten bey nächtlichem Feuerſchaden, denn das Feuer kam um die Mitternachtszeit aus, ihr Hofgewehr mit verlohren hatten, da die Abgebrandten in der Noth eher zu dem Ihrigen griffen, als zu dem, was ihnen die Herrſchaft zur Leiſtung ihrer Dienſte halten und wieder anſchaffen mußte, wenn ſie bedienet ſeyn wollte.

Wenn man **Felſingen** reden höret, ſo ſollte man glauben, daß ihn kein Menſch in der Wirthſchaftskunde übertreffen könne. Er ſpricht in Geſellſchaften von den vielfältigen Wirthſchafsfehlern aller ſeiner Nachbaren im völligeu Tone eines Meiſters. Die ihn nach ſeiner Art zu wirthſchaften nicht kennen, ſtarren ihn an, und nehmen ſeine entſcheidende Urtheile als Götterſprüche an. Wenn er nur das wäre, was er ſo gern ſcheinen will. Er hat die Hauptregel in Unternehmung der Meliorationen richtige Ordnung zu halten aufs gröblichſte übertreten. Sein Vater ließ, oder mußte es geſchehen laſſen, daß ſein reicher und mächtiger Nachbar unterhalb ſeines Guthes zur Verbeſſerung eines Mühlengefälles in dem kleinen Fluſſe, wovon die Mühle getrieben wird, ein neues Wehr anlegte, wozu der Vater durch einen betrieglichen Contract war verleitet worden. Er lautete ſeinem Hauptinhalte nach dahin: er wolle nicht dawider ſeyn, daß der Nachbar ſeine Waſſermühle künftighin auf Ziehpanſterzeug anlegen, und hiezu das Flußbette bequemen wolle, da die Mühle bisher auf Staberzeug erbauet war. Vielleicht verſtand es Felſings Vater nicht, was Panſter- oder Staberzeug im Mühlenbaue beſage,

und dachte, mein Nachbar mag an ſeiner Mühle bauen und beſſern was er will, und er erzeigt mir eine nachbarliche Höflichkeit, daß er auf ſeinem Grunde und Boden ohne mein Vorwiſſen nichts bauen will. Die Geſchichte ſetzt aber noch hinzu, daß die Unterſchrift des Contractes bey einem Glaſe Wein geſchehen ſey. Niemand in der Gegend bekümmerte ſich um den alten Felſing, und wer von einer neuen Mühlenerrichtung ſeines Nachbars hörte, der glaubte, erſterer, der immer Geld nöthig hatte, ſey mit einer guten Summe abgefunden worden. Ueberdem war der liſtige Nachbar ein Günſtling des Regenten, und in einem ſo hohen Poſten, daß er heute oder morgen demjenigen ſehr ſchaden konnte, den er auf's Korn hatte. Dieſerhalb hütete ſich ein jeder, ſelbigen zum Feinde zu haben, und es war keiner, der es in ſolchem Betracht wagen wollte, dem alten eingeſchläferten Felſing die Augen zu öffnen. In vorbemeldtem Contracte war nicht einmal eines Mahl- oder Sicherpfahls gedacht, und die Aufſchwellung des Fluſſes dem Herrn Unternachbar hiemit ganz willkührlich überlaſſen worden. Der ſo überliſtete alte Felſing ward nicht eher ſeines begangenen Fehlers gewahr, als bis nach vergangenem Winter ein ſchnelles Thauwaſſer den, längſt ſeines Feldes hingehenden, Fluß zum erſtenmal zum Ueberlaufen brachte, hiemit aber ſeine Winterſaaten überſchwemmete, und ihm einen ſehr beträchtlichen Ausfall ſeines Korngewinnſtes zuwegebrachte. Wäre dieſes dem Herrn Unternachbar begegnet, er hätte Schadloshaltung begehret, erlanget, und das neue Wehr wieder einreiſſen laſſen. Dem armen Betrogenen blieb nichts übrig, als daß er ſeinen, ihm zu übermächtigen,

Nach-

Nachbar demüthig um Aenderung des Wehrs anflehete. Dieſer ſetzte dem ehrlichen Stümper den feyerlichen Contract trotzig entgegen, verſprach aber aus einem Ueberfluß von Gnade, mit der Zeit den Wehr mit Aufzügen einrichten zu laſſen, damit das Waſſer benöthigten Falls frey laufen, und nicht mehr der Nachbarſchaft ſchaden könne. Wer hätte aber ſich getrauet, ſich ſtatt dieſes Compliments eine ſchriftliche, und zu Recht beſtändige, Verpflichtung zu erbitten? Wenn der alte Selſing künftig ſchriftlich um die Erfüllung des gnädigen Verſprechens bat, ſo erhielt er gar keine Antwort, und zur Audienz konnte er gar nicht wieder kommen. So war nun ein Guth auf immer gefehrdet, und die Hoffnung es wieder in dem vorigen Stande zu ſehen, ward durch die Länge der Zeit erloſchen. Nun blieb Selſing dem jüngern, da er des Vaters Nachwirth ward, nichts übrig, als den Ueberſchwemmungen des Fluſſes einen zwar kleinen, doch wohl an eine Viertelmeile langen, Damm entgegen zu ſetzen. Hieran hätte er am erſten ſeine Weisheit beweiſen ſollen. Denn ob ſchon der Fluß ſeit acht Jahren nicht übergetreten war, ſo konnte man doch in keinem Frühjahre dawider recht ſicher ſeyn, wenn etwa ein tiefer Schnee jählings zum Aufthauen käme, und das Flußwaſſer vermehrete, und ſodann zum Uebertreten brächte. Selſing hatte drey Jahre gewirthſchaftet, als dieſer Fall zutraf, und ihm ſein ganzes Winterfeld ſo verdarb, daß er wenig über die Ausſaat wieder bekam. Statt ſich an einem Damme eine Schutzwehr wider das Thauwaſſer zu machen, hatte er verſchiedene Teiche angelegt, und hiemit ſein Guth melioriren wollen. Man ſagt, daß er funfzehen Jahr fiſchen könne,

bevor

bevor ihm ſeine verlohrne Aerndte dadurch vergütet werden könne. Felſing iſt nun freylich mit Schaden klug geworden. Dieſes wäre aber gar nicht nöthig geweſen, wenn er die Regel vor Augen gehabt hätte, daß das Nothwendigſte dem blos Nothwendigen nie überall, alſo auch bey Meliorationen vorgezogen werden müſſe.

Trittheim fand auf ſeinem Guthe ein altes, aber ſehr dauerhaftes Wohnhaus, welches nach alter Art inwendig ſehr ungleiche und meiſt in Winkeln verſtochene Zimmer hatte, die das Bewohnen etwas unbequem machten. Die Wirthſchaftsgebäude waren ſehr baufällig, und die Dächer der Scheunen und Heuböden ſo ſchadhaft, daß Schnee und Regen alle Jahr vieles Korn, Stroh und Heu verdarben. Der Schaafſtall, der an die 1400 Schaafe einnehmen mußte, war am baufälligſten, und drohete ſogar den Einfall, weßhalb der dabey ſeiner eigenen Schaafe halber mit intereſſirte Schäfer dem Herrn einigemal ſeine Beſorgniſſe vorbrachte, und bat, daß er den Bau eines neuen Schaafſtalles nicht hintenanſetzen, und ihn für den nöthigſten des Guthes anſehen möchte. Trittheim hielt aber ſeinen Schäfer ſo wohl, als den Meyer, der immer über verdorbenes oder angefaultes Rauchfutter um der ſchlechten Dächer willen klagte, für Dummköpfe, und ſagte: Der Herr geht vors Vieh, der muß zuerſt gut wohnen, dann kömmt die Reihe an die Thiere. Er ließ alſo ſein altes Kloſter, ſo nannte er das Wohnhaus ſeiner ſehr dicke maſſiſen Wände halber, einreiſſen, und ein neues, prächtiges, aufs bequemſte eingerichtete, Wohnhaus erbauen. Als es fertig war, ward es unter Pauken- und Trompetenſchall eingeweihet, nachdem aus einer nahgelegenen

nen großen Stadt viele Gäſte zur Hausweihe gebeten und zuſammengekommen waren. Man trank und tanzte ſehr vergnügt bis zum Abend hin, und Trittheim würde, was ſeine Perſon betraf, das Freudenleben bis in die ſpäte Nacht hinein fortgeſetzet haben, wenn es nicht von dem Schäfer wäre geſtöret worden. Dieſer kam mit Weinen und Heulen, daß der Schaafſtall eine halbe Stunde nachher, als die Schaafe eingetrieben worden, von dem eben herrſchenden Sturmwinde umgeworfen, und die ſchöne Schäferey dahin ſey. Was von Schaafen müſſe noch leben, denn er höre noch ein ſtarkes Schreyen derſelben, und es müſſe eiligſt zu ihrer Rettung aus dem Schutte Anſtalt gemacht werden. Er habe das Unglück lange genug zuvor geſagt; es wäre aber geweſen, als ob er mit Kindern zu thun gehabt und noch habe. Trittheim konnte vor Schrecken weder reden noch aus der Stelle gehen, aber die Frau Gemahlin, die dem Schäfer an der Thür des Tanzſaales mit einem Chapeau an der Hand, und eben einen Tanz antreten wollend, am nächſten war, blieb, als eine aus einer großen Stadt aufs Land gekommene junge Dame, ſich gleich, und ſagte: Der närriſche Kerl zielt auf mich, war's nicht beſſer, daß der Schaafſtall, und nicht unſer Haus einfiel? Geht zum Verwalter mit eurem Geſchrey, ſagte ſie zum Schäfer, und laßt uns hier zufrieden. Hierauf gab ſie den ſtill gewordenen Muſikanten das Zeichen zum Spielen, und frölich, daß ſie kein Schaaf geweſen, fing ſie mit ihrem Chapeau den Tanz einer engliſchen Menuette an, und gab hiemit ihren gleichgeſinneten ſtädtiſchen Geſellſchaftern und Geſellſchafterinnen das Signal, die Fete ſo zu endigen, wie ſie war

angefangen worden. Norbert, ein Mitgaſt und launichter Kopf, ſaß hiebey in einem Winkel lange Zeit ſtille, und man fragte ihn, ob er die Luſt zum Tanz verlohren hätte, da er doch ſehr ein Freund von Singen und Tanzen ſey? Er antwortete, daß er, wenn er die Wahl haben könnte, jetzt lieber nach der Schalmeye, als nach Geigen getanzet hätte. Da aber dieſes nicht wäre, ſo wolle er ohne Muſik mit der Dame des Hauſes tanzen, und ſich ſelbſt dazu, und zwar lateiniſch, ſingen. Man ſagte ihm, er ſollte deutſch ſingen, damit es die Geſellſchaft verſtünde. Er aber ſagte, ich tanze mit der Dame, der es nur um den Tanz und um den Text weniger zu thun iſt. Dieſer war nun aus dem Lucret. de rer. nat. Lib. 2. v. 1.

Suaue mari magno turbantibus aequora ventis,
E terra magnum alterius ſpectare laborem;
Non quia vexari quenquam eſt iucunda voluptas;
Sed quibus ipſe malis careas, quia cernere ſuaue
eſt. —

Man kann nicht ſagen, ob der Sänger ſich über Trittheimen, den der Schreck in eine Statüe verwandelt hatte, oder über ſeinen verſtummten mit gegenwärtigen Nachbar erluſtigen wollen. Vielleicht wollte er beydes. Er und ſein gegenwärtiger Nachbar hatten Geld. Letzterer hatte das ſeinige Trittheimen geliehen, er aber hatte ein gleiches zu thun immer abgelehnet, und mochte von nun an froh ſeyn, daß er ſein Geld nicht auf ein Guth hingegeben, deſſen Herrſchaft er nun als eine ſolche kennen gelernet, bey welcher Kapital und Intereſſe verlohren gehen können.

Agenor gehört auch unter die Landwirthe, die in Anſehung der in Acht zu nehmenden Ordnung bey Verbeſſerungen von der Regel gar ſehr abweichen. Seine Felder und Wälder ſind ſehr voller Berge. Und da er ein ſehr ſchönes, nach allen Regeln der Architektur, eingerichtetes Wohnhaus auf einem Berge ſtehen hat, deſſen Ausſicht durch noch höhere Berge ſowohl verhindert, als auch eben deshalb von der Ferne her gar nicht geſehen wird; ſo wollte er hauptſächlich in Hinſicht des letztern es mehr in die Augen fallend machen, und ließ daher alle umher ſtehende Berge, über welchen Straßen oder Wege nach ſeinem Hauſe zu giengen, in gerader Linie durchſtechen, abtragen, und die Straßen in gerader Linie aufs Haus zu anlegen. Dieſes thut in der That eine ſchöne Wirkung fürs Auge, und der Reiſende iſt entzückt, von Ferne ein ſo ſchönes Haus in gerader Linie durch Wald und Feld hindurch vor ſich zu ſehen. Agenor hat hiemit mehr für andre als ſich ſelbſt geſorgt. Er hätte nur den ſechsten Theil dieſes Aufwandes zur Verbeſſerung ſeiner Ackerfelder gebraucht. Er mußte vor allen Dingen an den hohen Bergen ſeines Feldes Wälle, Gräben und Waſſerableitungen anlegen, und hiemit verhindern, daß bey ſtarken Regen oder Thauwetter, das ſich ſelbſt überlaſſene Waſſer nicht die beſte Ackererde, nebſt den darauf befindlichen Saaten fortſpülete, und überall gefährliche Riſſe oder Klüfte, oder wie man es dort nennet, Schluchten machte, die nebſt dem, daß ſie die obere fruchtbare Dammerde, ſo weit ſie hintrafen, fortführeten, auch den unter der obern Erde befindlichen Sand zuletzt mit fortnahmen, und hiemit die beſten in den Thälern belegenen Aecker und Wieſen

ver-

verſandeten. War das gute Wirthſchaft, daß Agenor das Angenehme dem Nützlichen und Nothwendigen vorzog?

Waidwarth, Agenors Nachbar, wollte nicht den Namen haben, daß er gleich dieſem in dem Punkte der Meliorationen die Ordnung verkehret, und auf den Beyfall der Oekonomieverſtändigen Verzicht thun müſſe. Er mußte ſich immer ſehr viel auf ſeine vermeintlich recht wohl ausgeführte Unternehmung, die er im zweyten Jahre ſeiner Wirthſchaft vollendete. Er hatte einen großen Theil ſeiner Jugendjahre bey einem Oheim zugebracht, in deſſen Nachbarſchaft ein Entenfang war, der ihm den angenehmſten Zeitvertreib daſelbſt verſchafft hatte. Er erinnerte ſich dieſes jugendlichen Vergnügens zum öfterſten; beſonders aber denn, wenn wilde Enten auf den Tiſch kamen. Er konnte es ſich ſodann nicht enthalten, ſeinen Gäſten zu ſagen, was er hiebey für angenehme Zurückerrinnerungen habe, und wie ſehr ſie ſein Herz aufwallend machten. Einſt hatte er Sitzwalden, auch einen Landwirth, bey ſich, den er bey geſchehener Auftragung wilder Enten auf den Tiſch alsbald von ſeiner Lieblingsmaterie unterhielt. Dieſer, der mehr auf Wildbahnen, als aufs Ackerweſen, hielt, ſagte ihm, daß er ſich ebenfalls gar leicht einen Entenfang anlegen, und den an ſein Gebiet angränzenden Fluß dazu nutzen könne. Sie wurden ſo fort beyde einig, nach geendigter Mahlzeit aufs Feld hinauszufahren, und dazu den bequemſten Platz auszuſuchen. Dieſer ward gefunden, und Anſtalt gemacht, daß aus der Ferne Teichgräber kommen, einige Morgen Ackerland ausgraben oder vertiefen, und das Flußwaſſer hineinziehen ſollten, wenn alle übrige zu

einem Entenfange gehörige Einrichtungen würden zu Stande gekommen ſeyn. **Waidwarth** rechnete hierbey zugleich als ein Wirth auf eine jährliche Anzahl zu fangender Enten, welche die, auf die Anlegung des Fanges zu verwendende, Koſten wohl bezahlen würden. Allein ſeine zu hoffende Vergnügungen waren die erſte Triebfeder der Unternehmung, und er mußte es ſich von einem ſeiner Bauern ſagen laſſen, wo er mit der Guthsverbeſſerung anzufangen gehabt hätte. Denn als dieſer ſo genannte Kaupen, da in der Nähe kein Schilf oder Geröhricht war, nebſt mehrern andern Bauern über ſechs Meilen weit heranfahren mußte, ſo ſagte er zu dem mitreitenden Wirthſchaftsſchreiber: Der Herr dürfte uns nur zum Mergel anfahren aus dem benachbarten Dorfe N***, wo vor einigen Jahren ſehr reichhaltige Mergelgruben waren entdeckt worden, gebrauchen, und damit ſeinen Acker verbeſſern, das würde ihm geweiß mehr einbringen, als ſein kahler Entenfang. Der Schreiber, der längſt gleiche Gedanken gehabt haben mußte, freuete ſich, dieſe Anmerkung des Bauers ſeinem Herrn wieder ſagen zu können, der die Weisheit des Raiſonneurs mit einem Dutzend Stockſchlägen belohnete, und ſagte: Auf ein andermal lerne Ueberlegung gebrauchen. Wenn jährlich ſechs- bis achthundert Enten gefangen und dem größten Theile nach verkauft werden, ſo bringen ſie mehr als hundert Fuhder Mergel ein. Der geprügelte Bauer antwortete: Gnädiger Herr! ich halte hundert Prügel aus, wenn die achthundert Enten ſo viel einbringen, als der mit hundert Fuhren Mergel gedüngte Acker. — Der Bauer hatte vollkommen Recht, nicht nur dieſes zu behaupten,

ſondern es war auch leicht zu überſehen, daß die Koſten des angelegten Entenfangs nicht in zwanzig und mehr Jahren herauskommen konnten. Zu dem hatte **Waidwarth** auf zu viel Enten gerechnet, da er in der Folge des Jahrs ſelten über dreyhundert Stück bekam, weil das Flußwaſſer nur bis in den April von dem geſchmolzenen gebürgiſchen Schneewaſſer hoch genug ſtand, um den Entenfang in gehöriger Tiefe und Weite zu wäſſern; welcher Waſſermangel denn verurſachte, daß ſich die Enten in zu geringer Zahl darauf hielten.

Zuletzt will ich noch ein in der Mark Brandenburg ſehr bekanntes, und nie genug zu rühmendes, Beyſpiel von Guthsverbeſſerungen anführen, welches unter allen angerühmten, als das muſterhafteſte anzuſehen iſt. Dieſes ſind die Guthsverbeſſerungen des Königl. Preuß. Staatsminiſters, Herrn Grafen von **Podewils**, die ich am beſten aus des Herrn Prof. **Borowſkis Almanach für deutſche Landwirthe** aufs Jahr 1783. überſchreibe.

Die anſehnlichen Güther **Guſow** und **Platikow** in der Mittelmark waren im vorigen Jahrhunderte für 24000 Rthlr. erkauft. 1724 hatten ſie ſchon einen Werth von 130000 Rthlr. und in den Jahren 1777 und 1778 trugen ſie reine Pacht 18000 Rthlr., da ſie vor 30 Jahren nicht über 7 bis 800 Rthlr. einbrachten. Die Klugheit, Sorgfalt und beſtändige Aufſicht des verſtorbenen Herrn Grafen mußte ihnen dieſen hohen Grad von Verbeſſerung geben, ob ſie ſchon oft durch Krieg und andere Unglücksfälle hart mitgenommen worden. Uebe:dem iſt vieles von

dem

dem Boden nicht verpachtet, ſondern es verblieben minder gute Striche Feldes zu eignen Verſuchen und Holzanpflanzungen übrig.

Guſow iſt volkreich und beynahe von 1000 Seelen bewohnt, die, ſo wie die Einwohner der benachbarter Dörfer und des Städtchens Selow hier mit Bearbeitung des Landes ihren Unterhalt finden. Bey dem Antritt der Güther war für 164 Rthlr. verpachtetes Kohlland. Der Herr Graf vermehrte ſolches durch Uebermachung ſchlechter Wieſen, die nichts als Schilf und ſchlechtes Gras trugen, dergeſtalt, daß das Kohlland anjetzt im Durchſchnitt über 900 Rthlr. einbringt. Er verpachtete die 15 fußige Quadratruthe für 1 Gr., wenn ſie der Pachter ſelbſt düngt, und für 1½ Gr., wenn er den Dünger dazu erhält. Bey mäſſigen Preiſen wird auf eine Ruthe für 16 Gr. Kohl erbauet, folglich der hier gewöhnliche Märkiſche Morgen von 300 Ruthen zu 200 Rthl. genutzt, welches wenige Aecker bey den größten Reſidenzen einbringen. Auſſer dieſem verpachteten Kohllande beſitzen die Koſſäthen und angeſeſſene Hausleute vieles Kohlland eigen. Rechnet man aber das vermiethete Kohlland durch die Bank zu 1½ Gr. die Ruthe, ſo beträgt ſolches 14000 Ruthen, und bringt nach obigem Satz 9700 Rthlr. Ob nun gleich vieles davon ſelbſt im Dorfe conſumiret, und ein Theil der Ländereyen mit Mohn, Kartoffeln, gelben Rüben, Hanf u. dgl. angebauet wird, ſo kann man doch wenigſtens den Verkauf davon an Auswärtige auf 4000 Rthlr. rechnen. Der Vortheil des Kohlanbaues iſt ſo erheblich, daß ſich Pächter von 1½ Meile weit dazu einfinden. —

Eben hierdurch vermehrte ſich die Anzahl der Einwohner bey nahe aufs Doppelte, und es mußten verſchiedene Familienhäuſer erbauet werden, worunter eins iſt, welches 38 Familien bewohnen. Wegen Theurung des Holzes behelfen ſich Winterszeit 12 Familien mit einer Stube, die ſie wechſelsweiſe heizen. Eine jede bezahlt für ihre beſondre Stube 1 Rthlr. Miethe. — In Gusow iſt kein Bauer anſäſſig, ſondern es ſind lauter Koſſäthen; in **Platikow** aber ſind 11 Bauern.

Auf dem angezeigten dem Beſitzer verbliebenen Lande werden jährlich neue Bäume gepflanzt und Wälder angezogen. Auſſer 300 zum Kornbau untüchtigen Morgen, die mit Eicheln, Ahornen, Tannen, Fichten und andern Holzſaamen beſäet worden, ſind über 20000 Eichen gepflanzt, zum Theil in den ſandichten Gegenden, welche vortrefflichen Fortgang haben. Jährlich werden 12000 Weiden, ob ſchon eine große Menge vorhanden, längſt den Wegen an Gräben und zur Scheidung der Felder gepflanzt, welche, da ſie alle 6 Jahr geköpft werden, vieles Brennholz geben.

Der Garten des Schloſſes, einer der ſchönſten in Preuſſiſchen Staaten, war vor 30 Jahren noch eine moraſtiſche Wüſte, iſt jeżt aber mit vielem Geſchmack und Anmuth angelegt. Ein beſondrer Theil deſſelben iſt der Amerikaniſche Garten, der über 150 ausländiſche, in unſerm Klima ausdaurende Bäume und Geſträuche enthält, und für jeden Liebhaber und Kenner der Botanik ſehenswürdig iſt.

Die Hinterpommerſchen Güther **Wuſterwitz** mit den Nebendörfern und Vorwerken erhobt er durch

durch ſeine Verbeſſerungen zu einem hohen Werthe, und war darin für andre Landwirthe ein lehrreiches Beyſpiel.

1) Um mehr Dünger zu erhalten, verbeſſerte und vermehrte er die Wieſen; die ſchon vorhandenen Wieſen verſah er mit Gräben, wodurch ſie nach Schweizeriſcher Art gewäſſert wurden, und ſtatt 250 Fuder Heu, jetzt ſchon 600 Fuder geben.

2) Heideland wurde zu fruchtbarem Feld umgeſchaffen. Mit der letztern Saat wurde zugleich Klee ausgeſäet, um das folgende Jahr in der Brache genutzt zu werden.

3) Ein großer Moraſt von 3 bis 400 Morgen wurde mit vieler Mühe, aber mit dem beſten Erſatz in Wieſen verwandelt.

4) Verſchiedene Ländereyen wurden uhrbar gemacht, neue Vorwerke, neue Schäfereyen und Kuhmelkereyen angelegt, und verſchiedene Bauern und Koſſäthen angeſetzt, die allen nöthigen Hausrath, auch Gewerksinſtrumente, wenn ſie Handwerker waren, überdem Land- und Gartenplätze erhielten. Hierdurch und durch Aufhebung der Gemeinheiten wurde die Bevölkerung ſo anſehnlich, daß im Jahr 1778 in ſämmtlichen Dörfern 721 Seelen gezählt wurden, da nur noch vor 10 Jahren zwiſchen 3 und 400 waren. Die Gebäude der Koloniſten wurden auf 4, auch 8 Familien eingerichtet, und jede Familie erhielt 1 Stube, 1 Kammer und 1 kleinen Keller.

5) Verſchiedenes zur nützlichern und vortheilhaftern Bearbeitung der Felder wurde eingeführet, als das häufige Düngen und Bemergeln, da ſich tauglicher Mergel vorfand. — Der Gebrauch der bisher unbekannten Hakenpflüge und

der mit Eiſen beſchlagenen Eggen. — Das tiefere Pflügen, wozu der Herr Graf einen eigenen Maaßſtab hatte, die Tiefe der Furchen zu unterſuchen. Hierdurch brachte er es ſo weit, daß manches ſo genannte Grandfeld, das ehedem nur alle 6 bis 9 Jahre beſäet werden konnte, jetzt wie der beſte Acker benutzt wird, und das ſchönſte Getraide trägt.

6) Auf den Brachfeldern wurden verſchiedene andre Produkte, als Kartoffeln, Kohl, Lein, Toback u. a. m. gebauet, nachdem die Brache gemiſtet und zweymal gepflüget war. Die Einwohner pflanzten darin was ſie wollten, hielten das Land vom Unkraut rein, und bekamen alsdenn die Hälfte der Produkte. —

Hier haben nun die Leſer eines der lehrreichſten Beyſpiele, welches ſie als eine Beſtärkung der oben gegebenen Meliorationsregeln anſehen müſſen. Man ſieht nämlich darin fürnehmlich die Regel beſtätiget, daß man ſolche Verbeſſerungen als die beſten annehmen müſſe, welche die Koſten am geſchwindeſten und reichlichſten bezahlen. Schilfichte und ſchlechtgraſichte Wieſen in Kohlland verwandeln, wovon der Morgen hernach gleich zu 200 Rthl. genützet wird, welche gründliche Verbeſſerung? Seine Unterthanen ſich verdoppeln, ja über die Hälfte ſich vermehren, und von ihnen Hausmiethe erheben, welche Vortheile? In einer Gegend, wo das Holz theuer iſt, Jahr für Jahr Holz anbauen, und ſeine Forſtgefälle vermehren, was iſt dieſes nicht für eine gründliche Melioration? Und aus dieſen und mehrern Verbeſſerungsſtücken die Pacht eines Guths von 7 bis 8000 Rthlr. zu 18000 Rthlr. zu erheben;

dieſes verdienet ja wohl auf alle Weiſe dem ökonomiſchen Publiko als eines der vortreflichſten Muſter angeprieſen zu werden. —

13) Wenn keine Verbeſſerungen eines Guthes mehr möglich ſind, ſo muß man unterſuchen, ob keine höhere Nutzung deſſelben heraus zu bringen ſey.

Es iſt oben gelehret worden, daß man die eigentlichen Meliorationen von den höhern Nutzungen eines Guthes unterſcheide, und daß dieſe durch Veränderung eine Art der Haushaltung in die andere erhalten, und daher als Mittel, die Einkünfte vom Guthe auf einen ſichern Fuß zu ſetzen, gebraucht werden. So kann z. B. die Verpachtung eines Guthes dem Beſitzer vortheilhafter, als die bisherige Verwaltung ſeyn; es kann gerathener ſeyn, wenn man das bisher verpachtet geweſene Ganze in einzelnen Theilen austhut, und wohl gar in Anſehung des letztern ſtatt der Zeitpacht zur Erbverpachtung ſchreitet, und hiemit auf immer die Einkünfte davon ſo ſichert, daß ſie nicht mehr ſchwankend und in Ungewißheit, ſondern ſich immer gleich bleibend ſind. Bey ſolchen Veränderungen muß der Hausvater jedennoch kein blinder Nachahmer andrer Guthsbeſitzer ſeyn, ſondern die lokale Umſtände ſeines eigenen Guthes wohl erwägen, um nicht, ſtatt der gehofften Sicherſtellung ſeiner Einkünfte, ihre Ungewißheit zu veranlaſſen, oder zu vermehren.

a) **Lodomir** hat bey ſeinem Guthe große, und mit den beſten tragbaren Obſtbäumen beſetzte Gärten, wovon er ſo gar in mittelmäſſigen Obſtjahren ſo viele Früchte einärndtet, daß ſie wenigſtens an die funfzehn Wieſpel betragen. Sein

nächſter Feldnachbar hat eben ſo vieles Obſt, und beyde nehmen keine Obſtpächter an, ſondern verkaufen ihre Vorräthe theils an Leuten, die es ihnen aus dem Hauſe abholen, theils fahren ſie das Obſt in die Städte umher zum Verkauf, wo ſie es etwa am beſten abſetzen können. Letzterer geht aber beſſer dabey als jener, indem er theils an ſeinem Orte ſo wohl als in der Nachbarſchaft mehr Einwohner ohne Obſtgärten hat, die ihm das Obſt abnehmen, theils auch die Gerechtigkeit zum Brandtweinbrennen hat, weßhalb er alles faule Obſt, oder auch ſolches, welches ſeiner Geringſortigkeit halber in wohlfeilen Jahren keine Käufer findet, zum Brandtweinbrennen aufs beſte nutzet. **Lodomir** denkt, er müſſe es eben ſo wie ſein Nachbar machen, und ſeine Obſtgärten nicht verpachten. Aber er irret ſich aufs höchſte, und verliehret zuviel durch das Faulwerden des Obſtes vor dem Verkaufe, da er es gleich jenem nicht zum Brandtweinbrennen verbrauchen kann, indem es ſeinem Guthe an der Brau- und Brandtweinsbrennereygerechtigkeit fehlet. **Lodomir** hintergeht ſich ſehr aus Nachahmung, und muß folgende Punkte in Erwägung ziehen. 1) Der vierte Theil ſeiner Obſtbäume beſteht aus Kirſchbäumen, weßhalb das Abpflücken derſelben äuſſerſt mühſam und langweilig iſt. Sein Nachbar hat nur wenig Kirſchen, nur ſo viel, als er zu ſeiner eigenen Haushaltung nöthig hat, indem ſeine Güther von einer großen Stadt zu ſehr entlegen ſind, da in dergleichen Städten die Kirſchen bekannter Maaßen das, am erſten und gewiſſeſten abzuſetzende, Obſt ſind. Er hat dagegen deſto mehr Pflaumen, woran es erſterem fehlet. Jener braucht dieſerhalb zwanzigmal weniger Leute

und

und Zeit zum Abnehmen dieſes Kernobſtes, indem er nur die Pflaumbäume darf ſchütteln laſſen. **Lodomir** muß zum Pflücken ſeiner Kirſchen in der Heu- und Kornärndte ſo viele Zeit verbringen, und vielmals die Leute von der allernothwendigſten Zeit zum Aerndten verſäumen. 2) **Lodomir** hat nicht die Hälfte ſo viel Hof- oder Frohndienſte als ſein Nachbar, weßhalb ihm die Leute, die er ums Taglohn zum Obſtpflücken annehmen muß, dreymal mehr koſten als ſeinem Nachbar. 3) **Lodomir** hat in ſeinem Wohnhauſe nicht die Gelegenheit, zur Winterszeit große Obſtvorräthe wider den Froſt zu verwahren; er kann ſie auch niemals ſich ſo vorſchaffen, wie ſie ſein Nachbar hat. Dieſer hat ſo genannte Bergkeller, (Keller, die in einem Sandberge angelegt ſind) in welche kein Froſt eindringen, und das Lagerobſt verderben kann. **Lodomirs** Grund und Boden iſt ſo niedrig gelegen, daß ſeine Keller ſchon im frühen Herbſte von dem Grundwaſſer angefüllet ſind. Er hat zwar das Eindringen des Waſſers durch cementirte Wände und Boden verhindert, allein es herrſchet, des angebrachten Luftwechſels ohngeachtet, doch eine ſo feuchte und dumpfichte Luft in den Kellern, daß das darin aufbewahrte Obſt an den Schaalen weiß, ſchimmlicht und übelſchmeckend, und dieſerhalb, wenn's zum Verkauf kömmt, ſehr getadelt, nnd unter dem gewöhnlichen Preiſe verkauft wird. Er hat zwar einigemal das Obſt in Kammern des zweyten Stockwerks in ſeinem Hauſe bis ins Frühjahr hinein zu bringen verſucht, allein die Menge deſſelben war zu groß, als daß er es wider die eindringende Kälte der Wintermonathe genugſam hätte ſichern können. Er mußte dieſerwegen ſeine Aepfel faſt

verſchenken. Nun ſehe man, auf was für einem ungewiſſen Fuße Lodomirs Einkünfte aus ſeinen Obſtgärten ſtehen. Will er nun wiſſen, was er davon hat oder haben kann, ſo muß er ſchlechterdings die Gärten verpachten. Er hat die Sache noch nie recht überdacht, wenn er zu ſich und andern ſaget: Was der Obſtpächter von dem Obſte gewinnen kann, das kann ich auch davon gewinnen. Er muß nur dieſe Puncte bedenken, daß der Obſtpächter 1) das Obſt mit den Seinigen weit geſchwinder und genauer abpflücken; 2) beſſer an den Mann bringen und auskundſchaften kann, wo es am leichteſten abzuſetzen iſt. Der Obſtpächter hat in den Städten ſchon ſeine Kundſchaften, und weiß auch eben daſelbſt Keller oder Gewölbe zu finden, wo er ſeine Obſtvorräthe einſetzen und aufbewahren kann. Hier ſind der Mann, dort die Frau, an einem dritten Orte der Schwager, Schwiegerſohn, Gevatter u. ſ. f. die Verkäufer. Alle lauren auf den höchſten Preiß eines jeden Orts, fahren, oder karren überall mit kleinen Vorräthen umher; Vortheile, die ſich kein Guthsbeſitzer verſchaffen kann. Lodomir muß ſeine Obſtwirthſchaft ändern, und die Rubrique ſeines Hausbuches von den Garteneinkünften durch Verpachtung des Obſtes erhöhen.

b) Grünfels hat bey ſeinem Guthe eine Brauerey, von welcher er ſahe, daß die Nutzung ſehr erhöhet werden könne, wenn er ſie verpachtete. Es waren ein Paar Nebendörfer aus dieſer Brauerey mit Bier zu verlegen, durch welche die Heerſtraße geht, und vieles Bier verthun können, wenn deſſen Güte ſo beſchaffen iſt, daß es die Fuhrleute oder Reiſende anlocken kann. Grünfels konnte dieſes leicht einſehen, daß beſſeres

Bier auf ſeinem Hofe, als bisher, gebrauet werden könne. Denn da er einigemal die Brauer veränderte, oder neue annahm, ſo fand er, daß ſie, wenn ſie wollten, wirklich beſſer Bier brauen konnten. Es ſey nur, daß er entweder nicht Aufſicht genug über die Brauer beym Malzen und Brauen haben konnte, oder, daß die Brauer nicht treue oder ordentliche Leute waren, ſo waren die Gefälle vom Brauweſen alle Jahre hindurch ſo ungewiß, daß er nicht wußte, wo er die Sache recht angreifen ſollte, um die Brauereyeinkünfte zu erhöhen. Nach Ueberleguug aller Umſtände entſchloß er ſich zur Verpachtung ſeines Brauweſens, und traf es hiemit ſo gut, daß nicht nur ſein erſter Zweck erreichet, ſondern auch der Grund gelegt ward, in der Zukunft die Verpachtung wieder aufzuheben, und die Pacht in Verwaltung zu verwandeln. Denn nun iſt das Bier ſeines Guthes in ſo guten Ruf gekommen, daß Grünfels nur einige von dem Brauereypächter unterrichtete Knechte beybehalten darf, um nach der bisherigen eigenen Weiſe eben ſo gutes Bier zu brauen, als ſolches ſeit fünf Jahren geſchehen iſt.

c) Von Sandwehrs Vater mußte man in der ganzen Gegend, als dem beſten Landwirthe ſeiner Zeit, zu ſagen. Er hatte daher ſeinem Sohne faſt gar nichts von vorzunehmenden Guthsverbeſſerungen übrig gelaſſen. Dagegen verſtand ſich dieſer recht gut darauf, manche Haushaltungsartikel ſo zu ändern, daß die davon einzunehmenden Einkünfte gar ſehr erhöhet werden mußten. Sein Guth lag ſo, daß es viele nur kleine Städte um ſich her hatte, in welchen kein ſtarker Abſatz von Landwirthſchaftsprodukten ſtatt finden konnte, weßhalb es eingeführet war, daß die meiſten Natura-

turalien über acht Meilen weit nach einer großen und volkreichen Stadt hin mit vieler Beſchwerde verfahren werden mußten. Er hatte ein Ackerfeld von einem mehr langen als runden Felde, deſſen hinterſte Aecker wegen der Entlegenheit die Cultur ſehr beſchwerlich machten. Um alſo ſich ſeinen Ackerbau zu erleichtern, kam er auf den Entſchluß, die hinterſte und vom Guthe entfernteſte Aecker in Erbpacht ſo auszuthun, daß einige ſechszig anbauende Familien, jede einige Morgen, zu Gärten bekamen, und ſich von Spinnerey und mancherley andern Handarbeiten ernähren mußten. Sandwehr hatte Waldungen genung, um die Koloniſtenhäuſer theils aufzubauen, theils jeder Familie ein Paar Klafter Holz jährlich zur Feurung anweiſen zu können, da ihm wohl wiſſend war, daß die Bequemlichkeit, Brennholz entweder ſo nothdürftig umſonſt, oder in mäſſigem Preiſe zu haben, Koloniſten am erſten, und mehr als vieles Ackerland, anlocken und erhalten könne. Er hatte ſich nun in ſeiner Rechnung mit den Koloniſten gar nicht betrogen, indem ihm die auf Erbpacht weggegebenen hinterſte Hufen mehr eintrugen, als die allerbeſten, die ſeinem Hofe zugleich die nächſten waren. Es war noch nicht genug, die ſchlechteſten Hufen des Ackerfeldes über die beſten weit hinweg erhöhet zu haben, ſondern er hatte ſich hiemit zugleich ein Paar hundert Menſchen in den neu angebaueten Familien auf ſeinem Grunde und Boden verſchafft, welche eſſen mußten. Sie kauften alſo ihr Brodtkorn von Sandwehren, und lieſſen es auf ſeiner Windmühle mahlen, weßhalb der Müller nun einen Drittheil Mühlenpacht mehr, als zuvor, geben konnte. Eben dieſe Neuanbauende wollten auch

zuwei-

zuweilen Bier und Brandtwein trinken. Es ward ihnen eine Schenke gebauet, welche Bier und Brandtwein von des Grundherren Hofe nehmen mußte, wovon denn nun auch eine anſehnliche Erhöhung des Bier- und Brandtweinertrages herauskam. Die Lage des Guthes iſt ſo beſchaffen, daß, da keine Waſſerfarth vorhanden, um das Holz dahin zu verſchiffen, wo es im höchſten Preiſe iſt, eine anſehnliche Parthie vom Brennholz jährlich, um einen zwar mäſſigen doch gewiſſen Preis, an die Kolonie verkaufet wird, indem jedem Hauſe jährlich nur zwey Klafter Holz um das Landübliche Stammgeld verſchrieben worden. Hiermit ſind denn auch die Forſtgefälle um ein Merkliches erhöhet worden. Nun laſſe man Sandwehren das gerechte Lob wiederfahren, daß er als ein fürtreflicher Wirth gewiſſe Einkünfte ſeines Guthes beſtens erhöhet, und ſich einen ſichern, leichtern und bequemern Abſatz oder eine mehrere Veredlung ſeiner Naturalien verſchafft habe.

d) Auf Engmars Guthe iſt vor drey Jahren gleichfalls eine ſehr vortheilhafte Veränderung in der Haushaltung vorgegangen. Es hat an die ſechszig Kühe, wovon der Viehmeyer oder deſſen Frau die Nutzung zu berechnen hatten. Das Guth lieget etwas über zwey Meilen von einer großen Reſidenzſtadt, und es wurden Butter und Käſe theils dahin zum Verkauf gefahren, oder durch die Mägde hingetragen. Knechte und Mägde verbrachten beym Verkauf ihrer Waaren viel Zeit, und blieben meiſtens bis in die ſpäte Nacht des andern Tages vom Hauſe, unter dem Vorwande, daß ſie ihre Waare in kürzerer Zeit nicht los werden könnten. Vielleicht waren ſie alle von jeher darüber eins, daß ſie, um nicht zu

Hau-

Hauſe zu arbeiten, und des ſtädtiſchen Müſſigganges recht zu genieſſen, die Zeit recht vorſetzlich vertrödelten, mit Fleiß die Waare ſo langſam abſetzten, und bey dem alten Herkommen verharreten. **Engmar** hätte weit eher thun ſollen, was er erſt vor obbemerkten wenigen Jahren gethan. Er ſahe ſich nach einem Meyer um, der ihm die Kuhmelkerey abpachtete, und jährlich für die Kuh 10 Thlr. gab. Welche Erhöhung der Einkünfte vom Molkenwerke! Vorhin hatte die Kuh ein Jahr ins andre gerechnet, nur ſieben Thaler gegeben. Auf der andern Seite kam eine große Erſparung an Dienſtboten heraus. Der Pachtmayer bekam keine Mägde mehr vom Herrn, um Butter oder Käſe in die Stadt zu tragen. Nur dieſes war bedungen worden, daß **Engmar** Mittwochs und Sonnabens an jedem Tage einen Knecht nebſt Pferden und Wagen gab, welche die Meyerfrau mit ihrer Waare zur Stadt, aber ſo, fahren mußten, daß der Knecht niemals länger als einen Tag vom Hauſe bleiben durfte. Dieſerhalb mußte an vorgedachten Tagen des Morgens um drey Uhr vom Hauſe abgefahren werden, da ſolches vor der Verpachtung der Kühe immer ein Paar Stunden ſpäter geſchehen war.

14) In den Landgeſchäften muß alle Unordnung aufs ſorgfältigſte vermieden werden.

Ohne Ordnung kann in keinem Geſchäfte was Rechtes ausgerichtet werden. In der Landwirthſchaft am allerwenigſten. Dieſes wird allgemein zugeſtanden, und wenn Landwirthſchaften ſowohl als Stadtwirthſchaften gelobet werden, ſo ſagt man: Es gehe ordentlich darin zu. Eben ſo iſt es der erſte Tadel an Häuſern und Wirthſchaften, wenn von ihnen geſagt

ſagt wird, es gehe in ihnen unordentlich zu. Man kann ſich zu Tode arbeiten, und doch nichts vor ſich bringen, wenn es an der Ordnung fehlet. Man kann auch bey aller Sparſamkeit ein Stümper bleiben, wenn man nicht Ordnung im Haushalten und Wirthſchaftsbetreibungen verſtehet oder beobachtet. Man kann ein Landguth beſitzen, welches viel Einkünfte abwirft, und aus Mangel guter Ordnung in den Geſchäften dabey doch zurückkommen, ſo wie ein Ordnungliebender, und darauf überall haltender, Beſitzer eines zehnmal kleinern Guthes mittelſt guter Ordnung in den Landgeſchäften eben ſo viel höher als jener kommen kann, der ſich um Ordnung zu wenig bekümmert. Es kömmt aber bey der Ordnung eines Landwirthes auf folgende Stücke an. 1) Jedem Geſchäfte muß die ihm von der Natur beſtimme Zeit angeſetzet, und keines zur Unzeit unternommen werden. 2) Den Arbeitern müſſen ihre Verrichtungen, und zugleich ihre Subordination dazu angewieſen werden. 3) So wie weder zu viele noch zu wenig Arbeiter gehalten werden müſſen, ſo müſſen auch die Hausthiere in richtigem Verhältniſſe gegen die ganze Wirthſchaft, der Zahl und Kräfte nach, gehalten werden. 4) Alle Geräthſchaften müſſen vollſtändig, tüchtig und ſo geſtellet ſeyn, daß jede derſelben an ihrem beſtimmten, und für ſie beſten, Orte gefunden werden. 5) Die Wirthſchaftsgebäude müſſen ſo viel möglich ihrem Endzwecke gemäß bequem eingerichtet ſeyn. 6) Sind es Güther, welche ſo viel einbringen, daß Verwalter, Wirthſchaftsſchreiber, Hofmeiſter, Meyer u. ſ. f. darauf gehalten werden können, ſo wird die Erhaltung ſolcher Ordnung ihnen übergeben, von denen der Guthsherr alle dieſe Puncte fordern muß. In kleinern Wirthſchaften, wo dergleichen Wirthſchaftsaufſeher nicht gehalten werden können, muß der Herr ſelbſt der

Ur-

Urheber und Erhalter ſolcher Ordnung ſeyn. S. §. 109. Ein ordentlicher Landwirth darf nur mit einem Fuße auf ein Gehöfte oder Landguth treten, um ſofort zu urtheilen, ob Ordnung hieſelbſt zu Hauſe ſey oder nicht. Und da jede Ordnung, in ſo fern ſie in die Sinne fällt, und ſchnell überſehen werden kann, Schönheit iſt, ſo nennet man eine Wirthſchaft ſchön, wenn Ordnung darin herrſchet. Schönheit gefällt. Daher muß jede ordentliche Wirthſchaft Kennern gefallen, und von ihnen als was Schönes angeſehen, geliebet und gelobet werden. Eine unordentliche Wirthſchaft iſt häßlich. Ordnung hat die Empfehlung des Nützlichen und Schönen vor ſich.

a) In **Niefotts** Wirthſchaft geht es völlig nach dem Sprichworte: Was heute nicht wird, das wird morgen. Ihm iſt öfters angerathen worden, ſein Guth zu verpachten, um es höher nützen zu können. Er wird aber von einem Eigenſinne beherrſchet, der ihn gegen alle Vorſtellungen ſeiner beſten Freunde taub machet. Sagen ihm dieſe, er ſolle ſich von der Wirthſchaft los machen, um mit mehr Bequemlichkeit und Ruhe leben zu können, ſo ſagt er ihnen, daß er, ohne was zu thun zu haben, nicht leben könne, und wird ihr heimlicher Feind. Man kann ſich nicht mehr ſeine Ungunſt zuziehen, als wenn man mit ihm von Wirthſchaftsſa en ſpricht, und man iſt ſehr übel daran, wenn man mit ihm alleine ſeyn ſoll. Es iſt zu glauben, daß ihm dieſerhalb ökonomiſche Geſpräche mißfallen müſſen, weil ihm das Bewußtſeyn ſeiner unordentlichen Haushaltung dadurch rege werden, und Mißvergnügen verurſachen muß. Wenn er ſchon die beſten Verwalter bekömmt, ſo können ſie entweder bey ihm nicht

lange aushalten, oder ſie bilden ſich nach ihrem Herrn um, und laſſen es gehen, wie es gehen kann. Sie finden lauter nachläſſige und verwehnte Arbeitsleute auf dem Guthe, und wenn ein neuer Verwalter dem eingeriſſenen Schlendrian entgegen arbeiten und durchbrechen will, ſo wird er von ſeinen Untergebenen ausgelacht, und findet mit ſeinen Klagen bey dem Herrn kein Gehör. Man kann es daher einem zum Dienſteifer gewöhnten Verwalter nicht verargen, wenn er bald wieder einpackt, und ſeine Wege geht. Einer meiner Freunde war einſt einen Tag zum Beſuch bey Nieforten geweſen, und erzählte mir, mit folgenden Worten, was er daſelbſt an ſolchem Tage, der der vierte Julius eines Jahres war, geſehen und gehöret.

„In der ganzen Nachbarſchaft war bereits vor drey „bis vier Wochen die Brache gedünget und herum ge„pflüget worden, als man auf Nieforts Guthe ge„dachten Tages erſt damit den Anfang machte. „Einige zwanzig Bauerwagens erſchienen zum Miſt„fahren auf dem Hofe nach ſieben Uhr des Morgens, „da ſie dem alten Dienſtreglement des Guthes zu „Folge ſchon um ſechs Uhr hätten zur Stelle ſeyn „ſollen. Eben dieſe Wagens waren nicht zu glei„cher Zeit gegenwärtig. Es kamen einige erſt eine „halbe Stunde ſpäter, und auf Befragen des Ver„walters, warum einige ſo auſſerordentlich ſpäte „ankämen, antwortete er: die Leute werden wohl „die Pferde auf der Nachtweide nicht früher haben „finden können. Die Wagens waren auſſerordent„lich klein oder kurz gemacht, ſo daß ihre Ladung „nicht mehr, als höchſtens zwey Haufen Miſt, wie „ſie auf dem Acker anderswo im Felde abgeſchlagen „werden, enthalten konnten. Das Miſtladen auf

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

„dem Hofe war unausſtehlich anzuſehen. Läßt „man anderswo an einer Stelle des Hofes zuerſt „anfangen, und nach Bedürfniß der Aecker den „Kuhmiſt hier, den Pferdemiſt u. ſ. w. dorthin fah„ren, ſo hatte hier jeder Kopf ſeinen Willen. Ei„nige luden Pferdemiſt, andere Schaafmiſt, dieſe „Schweinemiſt, jene Kuhmiſt, u. ſ. f. Am meiſten „merkte man, daß die Bauernknechte nach dem lan„gen, trocknen oder leichten Miſt, der noch ganz „Stroh war, umher griffen, und den kurzen ſchwe„ren den Knechten und Geſpanne des Nieforts „überlieſſen. Müſſen in ordentlichen Landwirth„ſchaften die Hof- und zu Hofe dienenden Geſpanne „zu gleicher Zeit ab- und zurück fahren, ſo gieng „hier alles nach der Willkühr eines jeden Knechtes. „Bey der Rückkehr aus dem Felde ſahe man hier „einen im Dorfe, dort einen andern Wagen, viele „ſo gar vor der Dorfſchenke ſtill ſtehen, und waren „die Knechte in den Bauerhäuſern, meiſtens aber „in der Schenke, ſich die Zeit vertreiben. Es war „einem wenig erfahrnen Wirthe was leichtes zu „überrechnen, daß die Miſtfahrenden Knechte, „wenn ſie in Ordnung wären gehalten worden, an „einem Tage noch einmal ſo viel Miſt vom Hofe „abfahren konnten, als es wirklich bey der vorſeyen„den Unordnung geſchahe. Das Pflügen auf dem „Felde war eben ſo unordentlich. Es pflügte zwar „der Hofmeyer voran, aber die folgenden Pflüge „machten ſo oft Halte, machten ſich an ihren Pflü„gen entweder was zu thun, daß, wenn dieſes an ei„nem geſchahe, die ganze folgende Reihe, ſtatt den „etwa einer wahren oder nur verſtellten Aenderung „bedürftigen Pflug auf die Seite fahren zu laſſen, „und ihn ſodann vorbey zu gehen, auch ſtille hielt. „Wenn auch dieſes nicht war, ſo hielten die Pflü-

„ger

„ger von Zeit zu Zeit öfters ſtille, lieſen in einen „Kreyß zuſammen, errichteten unter ſich eine Taba„gie, ſcherzten und feyerten von der Arbeit ſo lan„ge ſie immer wollten. So ſahe man auch viele „ſogenannte Rennebalken, und kein einziger Pflüger „ward angehalten, oder war von ſelbſt ſo beſcheiden, „daß er den ausſpringenden Pflug zurückgezogen, „und hiemit die Sache wieder hergeſtellet hätte. „Da dieſes das erſte Umpflügen oder Brachen des „Ackers war, ſo hat ja wohl in den nachfolgenden „Pflugarten der Acker von der ſo großen Menge „der Rennebalken leiden, und eine überaus fehler„hafte Ackerkultur herauskommen müſſen. Der „Meyer ward gefragt, wenn das Bedüngen und „Brachen des Ackers geendiget ſeyn könne. Er „antwortete: etwa binnen drey Wochen. Denn „iſt aber überall Aerndte, ward ihm erwiedert, und „der Roggen vieler Orten ſchon in der Scheune. „Dieſes, verſetzte der Meyer, wird bey uns nicht „geachtet; unſer Korn wird immer erſt gemähet, „wenn es überſtändig iſt. Die Schweine und Gän„ſe haben es auf unſern Feldern dafür ſehr gut, ſie „finden recht viel Aehren und Körner, von welchen „letztern leicht der vierte Theil nach der Aerndte „auf den Aeckern liegen bleibt.“ —

Der Erzähler dieſer Geſchichte ſagte, er habe ſich's vorgenommen gehabt, zwey Tage bey **Nieforten** zu verweilen, und der Zweck ſeines Beſuches ſey geweſen, einen jungen Menſchen als Wirthſchaftsſchreiber bey ihm an- und unterzubringen. Er wäre aber ein Verräther an dem Jünglinge geworden, wenn er ihn hieſelbſt untergebracht hätte. Ihm ſelbſt ſey ein einziger Tag ſeines Aufenthalts auf **Nieforts** Guthe länger, als ein Monat anderswo, geworden, und gedach-

ter Guthsbeſitzer ſey eines ſo anſehnlichen Guthes nicht werth, er werde es auch, wenn er's nicht bald verpachte, allzulange nicht mehr behaupten können.

b) In Spätmanns Landwirthſchaft wird zwar nicht ſo ausſchweifend die Ordnung, als in der des Nieforts, beleidiget, allein er muß ſich doch auch in dem Regiſter unordentlicher Landwirthe mit aufführen laſſen, und ſtark vorwärts ſchreiten, wenn er künftig ungetadelt bleiben will. Nach den Landesverordnungen ſoll kein Gartenbeſitzer ſeine Obſtbäume unabgeraupet laſſen. Spätmann hatte hieran zwar im Winter dieſes Jahres gedacht, ſolches aber von einer Zeit zur andern verſchoben, und er würde ſolches zuletzt wohl gar unterlaſſen haben, wenn ſeine Nachbaren nicht wider ihn laut gemurret und ſich beklagt hätten, daß ihnen ihr Abraupen wenig oder nichts helfen könne, indem Spätmanns Raupen weiter gehen, und die benachbarten Bäume verderben würden. Dieſerhalb ließ er noch zur Zeit der Baumblüthen in den Frühſtunden, bevor die Raupen aus einander gekrochen waren, abraupen, und als ihm von einem eben dazu gekommenen Vetter geſagt ward, daß ſolche Verſpätung ſehr ſchädlich ſeyn müſſe, indem gar zu viele Baumblüthen durch das Abraupen abgeſtoſſen oder abgeriſſen werden, ſo antwortete er dagegen: es könne an den abgeriſſenen Blüthen ſo viel eben nicht verlohren ſeyn. Mehr, erwiederte dagegen der Vetter, als man denket. Wenn von einigen hundert Obſtbäumen nur eben ſo viel Metzen reife Früchte durch das zu ſpäte Abraupen verlohren gehen, ſollte das kein Verluſt heiſſen? Ueberdem müſſen auch die zu ſpät abgenommenen Raupenneſter,

wenn auch nun alle ausgekrochene Raupen noch beyſammen gefunden würden, welches doch nicht möglich iſt, ſchon wenigſtens von jedem Baume ein Paar Metzen Obſt in den Blüthen bereits abgefreſſen und verzehret haben. —

Auch in der Saatzeit des letzten Herbſtes entdeckte ein anweſender Fremdling, daß in Spätmanns Haushaltung die Ordnung in den Landgeſchäften nicht allzuwohl in Acht genommen werde. Auf den benachbarten Feldern ward ſchon grünende Waizenſaat geſehen, als ſelbiger erſt den Anfang mit ſeiner Waizenſaat machte. Jener bemerkte, daß man demohngeachtet damit zu der Zeit noch nicht geeilet habe, als am erſten Morgen der Meyer ſäen ſollte. Denn dieſer mußte mit dem Wagen zwey Stunden vor der Scheune halten, bevor er die zum Anſſäen beſtimmte Zahl von Scheffeln erlangen konnte. Der Waizen nämlich, der Tages zuvor hätte bereits gereiniget und aufgenommen ſeyn ſollen, ward dieſen Morgen erſt von den Dröſchern geworfen. Ob nun ſchon der Vorſprung oder Forderwurf zur Saat weggenommen ward, ſo hätte doch dieſer auch noch durch die Kornfege gelaſſen, oder geſiebet werden ſollen, um ſo viel möglich die darunter befindliche fremde Saamen, als Raden u. ſ. f. annoch davon zu ſcheiden. Die Zeit verſtattete es nun aber nicht mehr, da die Pflüge, welche den Saamen unterpflügen ſollten, bereits drauſſen auf dem Felde warteten, und ſo lange Muße hatten, bis der Saamen ankommen konnte. Spätmann wollte ſich in Gegenwart ſeines Gaſtes ein Anſehen geben, und ſchalt den Meyer und die Dröſcher wegen ihrer bisherigen Verweilung. Jener aber war nicht höflich genug, ſeinen Herrn bey Ehren zu

laſſen, und ſprach: Es iſt nicht meine Schuld, daß ich und die Pflüge drauſſen auf dem Felde ſo lange auf das Reinemachen des Waizens warten und nichts thun müſſen, wenn der Herr den Dröſchern befohlen hätte, daß ſie Tages zuvor hätten den Waizen rein machen ſollen, ſo wären nun bereits einige Scheffel in der Erde. Aber ſo geht es mehrmals. —

c) **Langwart** iſt nicht ganz unter die unordentlichen Wirthe zu rechnen, die, wie beyde vorhergehenden, theils alles, theils manches, zur Unzeit in ihren Geſchäften unternehmen. Er hat aber doch den beſondern Fehler an ſich, daß ihm öfters ſo üble Launen anwandeln, um derentwillen er die Einſamkeit ſuchet, und nicht gern mit Leuten ſpricht. Er unterläßt ſodann ſeinen Wirthſchaftsleuten zu ordnen, was ſie des folgenden Tages thun ſollen, weshalb gar Manches verſäumet oder unrecht gemacht wird. Sein Glück iſt, daß er gute Verwalter haben und halten kann, die bey ihm ausdauern und ſich in ſeine Weiſe ſchicken lernen. Sie müſſen, wenn er des Abends Menſchenſcheu gleichſam iſt, rathen, was er etwa wolle am folgenden Tage gethan haben, da ſie ſich denn in der Saat- und Aerndtezeit, weil hier eine ähnliche Arbeit der andern auf dem Fuße nachfolget, wohl ſelbſt zu helfen wiſſen. Wenn aber zu andern Zeiten keine ſo genau zuſammenhängende Geſchäfte ſich einander ablöſen, ſo gerathen ſie in Verlegenheit, wo was Neues etwa angefangen, oder aufgehöret werden ſolle. **Langwart** iſt aber doch ſo billig, daß er ſeine Wirthſchaftsaufſeher nicht übel anläßt, wenn er wieder heiter geworden, und ſie in ihren Unternehmungen umlenken muß. Hätte er nicht an ihnen Leu-

te,

te, die ſchon ſo lange bey ihm geweſen, und den Hauptgang der beſondern lokaliſchen Wirthſchaftsumſtände inne hätten, ſo würde ſeine Haushaltung vielmals ſehr leiden, da es doch ſo nicht ohne allen Schaden abgehen kann, wenn die Wirthſchaftsaufſeher nur auf allem Fall was angeben, und lauren, ob der Herr es gut heiſſen oder ändern werde.

d) Hellmuth war ſo verdroſſen, zuletzt einen bey ihm ſogenannten Hochmeiſter, weil er ihm an Klugheit überlegen war, gehabt zu haben, daß er auf den Entſchluß kam, künftig gar keinen Wirthſchaftsaufſeher, er möge Namen haben wie er wolle, mehr zu halten, und durch ſich ſelbſt alles zu regieren. Es iſt ſeinen beſondern Umſtänden nach unmöglich, daß er bey ſeinen Leuten beſtändig zugegen ſeyn könne. Seine übertriebene Spaarſucht kömmt dazu, und hat ihm eingegeben, ſich ein Paar Jungens, deren keiner über 14 Jahr alt iſt, zu halten, welche entweder ſeinen Knechten und Frohndienern die Befehle des Herrn zubringen, oder an ſeine ſtatt zuſehen ſollen, was von ihnen geſchiehet. Man kann leicht denken, daß aus Mangel einer Subordination große Unordnungen entſtehen müſſen, und daß hieraus eine Art von Republik entſtanden ſey. Einer will, wenn kein Herr zugegen iſt, rechts, der andre links. Die Leute zanken beſtändig unter einander, wenn einer dem andern was befehlen und anmahnen will, nach des Herrn Befehlen die Arbeit zu verrichten. Ein Freund rieth einſt, mehr im Scherz als im Ernſt, daß Hellmuth ſeinen beyden Jungens Liverey geben möchte, damit ſie hiedurch äuſſerlich von dem Pöbel ſeines Orts unterſchieden, und hiemit Re-

 ſpeckt

ſpeckt bey dem Dienſtvolke haben möchten. Nur müßte ihnen feſt eingebunden werden, daß ſie ſich ſtille halten und nichts ſprechen müßten. Sein zugleich gegenwärtiger Schwager ſetzte hinzu: Hellmuth wird das wohl bleiben laſſen, und an ſeine Jungens nicht die Koſten der Liverey wenden wollen. Er darf nur, und hiemit wieß er auf Hellmuths Portrait, welches ihn in Lebensgröße, geſtiefelt und geſpornet, vorſtellete, dieſes Bildniß von einem ſeiner Jungens zu ſeinen Leuten hintragen laſſen, ſo wird es allen Reſpeckt haben, welchen man dem Original ſchuldig zu ſeyn glauben wird.

d) Es iſt nicht zu beſchreiben, was man für Unordnung auf **Mengmanns** Hofe und in den Wirthſchaftsgebäuden antrifft. Verhungerte, blinde und lahme Pferde, abgeſchundene Ochſen, Kühe, die kaum das liebe Leben haben, und endlich überhaupt zu weniges Vieh allerley Art im Verhältniſſe gegen den Acker des Guthes, der von dem Zugviehe bearbeitet, von allen Thieren aber bedünget werden ſoll. Dieſes zuſammengenommen macht eine ſehr ſcheusliche Ausſicht auf das Gehöfte dieſes Landwirths, der in der Fremde von der Landwirthſchaft ſo viele und große Dinge ſprechen kann, zu Hauſe aber ſich ganz ſtille halten muß. Viele Wagens auf dem Hofe, alle mit abgelaufenen, und aus der Form gekommenen, Rädern, die ſeit vier Wochen nicht geſchmieret worden. Hier treibt ein Pflugbalken in dem Miſte, dort ein Paar Forderpflüge, hier ein Dutzend Ochſenjoche umher. Alle Ackerinſtrumente ſind theils unter freyem Himmel zerſtreuet, theils zerbrochen. Wenn zu Acker gefahren werden ſoll, ſo müſſen die Knechte die Stücken zu-

ſam-

ſammen ſuchen, welche ſelten zuſammen paſſen. Dieſes ſieht der Herr, und wandelt unter den Ruinen ſeines Hofgewehrs täglich umher, indem er über den Hof alle Tage gehen muß, ehe er in den Garten, wo er ſeinen Lieblingsaufenthalt hat, kommen kann. Scheune und Ställe zeigen von auſſen, wie es inwendig ſeyn müſſe. Zerlöcherte Dächer und Wände. Kömmt man in den Kuhſtall, ſo ſieht man keine Krippen und Rauſen. Den Kühen wird das Rauchfutter an die Erde vor die Füße hingeworfen, welches ihnen von den Schweinen, weil die Scheidewand des Kuh- und Schweineſtalles eingefallen iſt, zerwühlet und vereckelt wird. Man ſollte glauben, daß Mengmann, da er in ſeiner Jugend auf der Manege geweſen, an den Pferden den Geſchmack nicht werde verloren haben, und daß für ihre Stallungen bey ihm werde am beſten geſorget ſeyn. Man muß aber erſchrecken, wenn man in einen ſeiner Pferdeſtälle hineintritt. Man erblickt hie und da Rudera, welche beweiſen, daß es die Pferde ehedem wohl in dieſen Ställen müſſen gut gehabt haben. Hie und da ſieht man noch eine Säule von einer ehemaligen Pferdebucht, dort ein Stück von einer eichenen Schwelle, welche beſaget, daß die Pferde ehedem hieſelbſt ihren Stand auf Dielen müſſen gehabt haben. Nun ſtehen ſie auf bloſſer Erde, faſt bis an die Knie im Kothe. Es iſt in ſo fern ein Glück für Fremde, welche Pferdeliebhaber ſind, daß das traurige Anſehen der Pferde ſie nicht verführet, hinanzutreten und ſie mit der Hand zu ſtreicheln. Wie ſehr würden ſie erſchrecken, wenn ſie bey dem Hinzunahen zu den Pferden einſinken ſollten.

So mißfällig nun die bisher angeführte Beyſpiele allen denjenigen ſeyn müſſen, welche an Ordnung und guter Verbindung der Landgeſchäfte unter einander Geſchmack haben, und daran frühzeitig gewöhnt worden, ſo angenehm müſſen ſie den Contraſt finden, welchen ich ihnen in der Beſchreibung einer Sommerſtallfütterung der Kühe auf einem Königl. Amte, 4 Meilen von Berlin, vor Augen lege, ſo wie ſie im 8. B. Berl. Samml. geleſen, auch im Almanach für D. L. alſo gefunden wird, und als ein recht ausgezeichnetes Muſter einer ordentlichen Wirthſchaft angeſehen werden muß.

Zwanzig große Elbkühe werden nebſt einem Stiere (Bullen) von der Mitte des Mays bis Ende Septembers, alſo 4½ Monat mit grünem Futter auf folgende Art ſeit verſchiedenen Jahren, auf dem Stalle gefüttert. Frühmorgens, wenn gemolken wird, giebt man das erſte Futter von rothem Klee; nach 2 Stunden, das zwote Futter von gutem Wieſengras; nach 2 Stunden das dritte Futter vom Klee. Um 11 Uhr wird das Vieh ausgebunden, und geht 2 Stunden auf dem Hofe herum, und nach Gefallen zum Sauffen bey dem Waſſertroge. Nach 1 Uhr geſchieht die vierte Fütterung mit Klee, und die Kühe werden zum zweytenmal gemolken. Um 3 Uhr giebt man das fünfte Futter vom Klee, um 5 Uhr das ſechſte von braunen Kohlblättern, von hohem Kohl u. dgl. Um 7 bis 8 Uhr wird zum drittenmal gemolken, und das ſiebente Futter vom Klee gegeben. Man beobachtet übrigens folgendes.

1) Im Anfang der Stallfütterung hat man ſelten natürliches Gras, noch weniger Kohl zu füttern; um indeſſen doch dem Vieh eine Verän-

derung

derung in der Fütterung zu machen, ſo wird bis dahin junger Klee, der noch nicht in der Blüthe ſteht, gegen Stroh zu Herel geſchnitten, und dies Kurzfutter (in der Mark nennet man alles, was fürs Rindvieh klein geſchnitten worden, alſo) zweymal des Tages gegeben.

2) Der 1te und 2te Schnitt des Klees wird nicht eher gefüttert, als bis der Klee in Saamenknoſpen zu gehen anfängt, weil es ſonſt dem Vieh ſchädlich ſeyn könnte. Nur wenn der Klee mit trocknem Stroh zu Herel geſchnitten wird, kann man ihn ohne Nachtheil füttern, ehe er in der Blüthe ſteht.

3) Der Klee darf niemals im voraus gemäht werden, weil er entweder trocken wird, oder ſich auch erhitzt; in beyden Fällen aber dem Vieh nicht ſchmeckt.

4) Das Vieh bekömmt im May und Junius die Woche 2mal, im Jul. nnd Aug. um den 2ten Tag, und im Sept. täglich einmal Salz zu lecken, allemal 2 Stunden vorher, ehe es zur Tränke ausgelaſſen wird.

5) Wegen Reinlichkeit des Melkens, da das Vieh von dem grünen Futter dünne purgiret, wird der Stall täglich 2mal mit Streu verſehen, und um den 2ten Tag abgemiſtet. — Stünde das Vieh auf Bohlen, ſo würde das Abmiſten alle Tage geſchehen müſſen.

6) Um die Hitze und Fliegen vom Stalle abzuhalten, bleibt der Stall den ganzen Tag zu, die Nächte hingegen offen, und wird daher mit friſcher Luft durchſtreichen. Der Boden über dem Stalle wird nicht mit Leim, Eſtrich oder Brettern bedeckt, ſondern es werden blos Schliete (Stangen, die nicht allzudichte neben einander liegen)

gen) übergelegt, und kein Heu darauf gebracht, damit die Ausdünſtungen des Viehes verfliegen können. Auf ſolche Art ſteht das Vieh auſſerordentlich kühl in den Ställen. (Zur Winterszeit würde, zumal unter Ziegeldächern, das Vieh unter den bloßen Schlieten allzukalt ſtehen, da ſie denn mit Stroh bedeckt werden müſſen. Wo nur ſo genannte Herbſtwieſen, oder einſchürigte vorhanden, und das Heu erſt nach der Mitte des Auguſts eingefahren wird, da kömmt das Heu, wenn ſonſt kein Gelaß vorhanden, doch auch auf die Schlieten des Kuhſtalles, und man thut wohl, wenn die Unterlage auf ſelbigen recht langes Roggenſtroh iſt, und ſodann das Heu darüber gelegt wird. Da es aber im Auguſt, wenn Heu aufgefahren worden, noch ſehr heiß ſeyn kann, ſo hilft man den Kühen damit, daß in den gegen einander überſtehenden Wänden des Kuhſtalles Oeffnungen oder Luftlöcher ſeyn, damit die Luft gerade durchſtreichen, und den Stall abkühlen könne.)

Zum Melken ſind dabey nicht mehr Mägde nöthig, als wenn das Vieh auf guter Weide gienge. (Hierbey muß nur das bloße Melken einzig und allein in Betracht kommen, da das öftere Abfüttern der Stallkühe beſtändig eine oder mehrere Perſonen beſchäftiget, und von Feldarbeiten abziehet. Dieſerhalb können, wo das Dienſtvolk knapp, und das Geſindelohn ſehr hoch iſt, die Oerter aber von großen Städten ſehr entlegen ſind, und das Molkenwerk daher in geringerm Preiſe iſt, viele Wirthe auch bey mittelmäſſiger Weide ſich zur Zeit noch nicht zur Stallfütterung entſchlieſſen.) Mit Abmähen, Anfahren und Verfütterung des Klees hat ſtatt des Hirten, der das Vieh auf der Weide hüten müßte, ein ſtarker

ker und fleiſſiger Knecht vollauf zu thun. Zum Anfahren des Klees ſind 2 Ochſen, davon der eine Vormittages, der andre Nachmittags angeſpannet wird. Dieſe Ochſen werden, wie die Kühe, im Stalle gefüttert, werden dem Sommer über fett, und bezahlen alſo reichlich ihr Futter.

Die Herbſt- und Winterfütterung iſt alſo eingerichtet. Zu Anfang Oktobers, wenn der Klee nicht mehr ſtark wächſt, wird das Vieh von dem Knechte, der es bisher gefüttert hat, auf den Kleeſtoppeln gehütet. Iſt der Klee zur Weide nicht mehr hinreichend, ſo weidet das Vieh Vormittags auf den abgebrachten natürlichen Wieſen, und nur Nachmittags auf dem Klee. Mit ſolchem Austreiben des Viehes wird den ganzen Oktober, und nach Beſchaffenheit der Witterung, noch den halben November fortgefahren. Wenn aber das Vieh in der letzten Zeit nicht mehr ſatt weiden kann, wird ihm Abends und Morgens im Stalle ein Vorfutter von Kohl, Rüben u. dgl. gereichet. Die darauf folgende Winterfütterung geſchieht alſo.

Morgens ein Futter Stroh, um 10 Uhr ein Futter Heu, um 11 Uhr zur Tränke ausgebunden; um 12 warm eingebrühetes Kurzfutter, und Abends zum Nachtfutter Heu, mithin fünfmalige Fütterung. — Die beyden letzten Monathe im Frühjahre bekömmt das Vieh zweymal warm gebrühetes Kurzfutter, alſo täglich eine ſechsmalige Fütterung. Das Kurzfutter beſteht halb aus Strohherel, und halb aus geſchnittenem Klee, auch zum Theil ſtatt deſſen Kaff, (Spreu) und Strünke vom hohen Kohl (dieſes iſt eine Kohlart, die die Höhe von vier bis fünf Fuß und nach der verſchiedenen Güte des Bodens faſt eines Armes

dicke

dicke Stängel, die mit ſchlichten und nur wenigen Blättern bewachſen ſind, erreichet. Der Poll iſt ſehr klein, und den hohen und dicken Stängeln gar nicht angemeſſen. In der Mark nennet man dieſen Kohl gemeiniglich Ruppiner Kohl, in Weſtphalen aber, wo er für Menſchen und Vieh ſtark gebauet wird, ſchlichter hoher Pommerſcher Kohl. Die Stängel, die eben nicht hart ſind, werden gemeiniglich in der Hexellade kurz geſchnitten, im Herbſte aber, bevor der Froſt kömmt, in kleinen Haushaltungen an der Erde hart abgeſchnitten, in kleine Bündel mit Stroh gebunden, und zum Trocknen an luftigen Oertern unter Obdächern aufgehangen.) Weiskohl, auch gelbe und rothe Rüben werden klein geſtampft, mit dem Hexel zuſammen eingebrüht, welches, wenn es verſchlagen iſt, ſammt der Brühe das warme Futter ausmacht. Sind Kohl und Rüben den Winter hindurch nicht hinreichend, ſo wird in jedem warmen Futter $\frac{1}{4}$ Mätze Kleyen, und in deren Ermangelung $\frac{2}{3}$ ſo viel Gerſtenſchrot mit eingebrühet, damit das Vieh zu jeder Jahreszeit fett und im möglichſten Nutzen erhalten werde.

Bey dieſer Fütterungsart giebt die Kuh, nachdem ſie gekalbet, das 1ſte Vierteljahr täglich 6, im 2ten 4, und im dritten und länger 2 Quart Milch. Die Nutzung einer Kuh beträgt jährlich auf 25 Thaler.

Zu dieſer Fütterung ſind 37$\frac{1}{2}$ Morgen mit Klee angebaut, welche außer der Sommerfütterung ſo viel Klee liefern, als zur Winterfütterung des Viehes erforderlich iſt. Kleefelder ſind 8 angelegt, davon 4 mit Getraide beſäet ſind, und 4 jederzeit mit Klee liegen. Alle Jahr

wird

wird ein neues Feld mit Klee beſäet, und das älteſte Kleefeld wieder zu Getraide aufgeriſſen. Der Klee wird mit Gerſte oder Haber geſäet, und dieſer grün verfüttert. Einen Winter um den andern wird er mit langem Miſt bedeckt, der im Frühjahre abgehackt wird; und auf dieſer Art hält der Klee 4 Jahre aus.

Zur Sommerſtallfütterung einer Kuh gehören ¾ Morgen, oder 135 Quadratruthen, 3mal zu ſchneidender und beſtmöglichſt ſtehender Klee. Zu den 20 Kühen, 2 Ochſen und 1 Stier werden alſo 17¼ Morgen Klee grün verfüttert, und die übrigen 20¼ Morgen zu Heu gemacht. Sind naſſe Jahre, ſo wird der Klee dreymal, im trocknen Sommer aber nur zweymal gemähet, da das Erdreich äußerſt hoch und ſandigt liegt, und ehe der Klee angebaut, kaum Haberland geweſen iſt. Nachdem alſo trockne oder naſſe Jahre ſind, bringen dieſe 200 Morgen 20 bis 30 Fuder Klee, das Fuder zu 16 Zentner, hervor. —

Hier überſchaue man nun in dieſem Theile der Landwirthſchaft die ſchöne Ordnung. 1) In der Tageszeit die feſtgeſetzten Futterſtunden. 2) Die wohlabgetheilte Perioden des Kleeabſchneidens. 3) Das nach Monathen, Wochen, Tagen und Stunden abgemeſſene Salzlecken der Kühe. 4) Das tägliche zweymalige Einſtreuen im Stalle und deſſen Abmiſten um den andern Tag. 5) Die Einrichtungen des Stalles, daß friſche Luft hineinkommen, und die Kühe kühl ſtehen können. 6) Das Abmähen, Anfahren und Verfüttern des Klees durch einen vollauf beſchäftigten fleiſſigen Knecht, nebſt den zum Anfahren des Klees ſich einander ablöſenden, und im Stalle gleichfalls

falls mit Klee gefütterten, Ochſen, welche den Sommer über fett und darauf verkauft werden. 7) Die beſondere Herbſtfütterung. 8) Die darauf folgende Winterfütterung. 9) Die Fütterung in den beyden letzten Monathen im Frühjahre. 10) Die mit Klee zur Sommer- und Winterfütterung angebaueten Morgen. 11) Die richtige Folge der mit Getraide und Klee beſäeten Kleefelder auf einander, und die Pflege derſelben. 12) Die Abpaſſung des Ackerinhalts zu der Zahl der im Sommer und Winter mit Klee zu fütternden Thiere. 13) Das nach naſſen und trocknen Jahren eingerichtete Kleeabſchneiden.

Bey dieſer Viehwirthſchaft findet man nun die Reihe der auf einander folgenden Geſchäfte ſo zuſammengekettet, daß die Ordnung nicht richtiger und ſchöner ſeyn kann, daher ſie denn in dieſer Abſicht als ein Muſter ordentlicher Haushaltung völlig gelten muß, ob es ſchon auf der andern Seite ausgemacht iſt, daß man bey der Stallfütterung, die Milchnutzung, da die Kuh täglich zwey- bis dreymal mehr Milch bey der Stallfütterung vieler Orten giebt, weit höher ausbringet, welchen Falls aber auch zu einer ſolchen Anzahl von Kühen mehr Klee und Menſchen erfordert werden.

15) Der Landwirth muß ſeinen Fleiß nicht auf die Gewinnung nur einer oder der andern, ſondern mehrerer Arten von Naturalien erſtrecken.

Es ſind unzählige Landwirthſchaften, in welchen man immer bey dem alten Herkommen bleibt, und nur die wenigen Arten von Naturalien erzielet, die zu des

Va-

Vaters und Großvaters Zeiten am Orte üblich geweſen ſind. Viele Landwirthe kaufen daher lieber die Haushaltungsbedürfniſſe, die ſie mit mehrerm Vortheile doch ſelbſt gewinnen könnten. Es iſt wirthlich, viel zu verkaufen, wenig aber zu kaufen; wenigſtens in der Landwirthſchaft nicht, was man ſelbſt haben könnte. Denn jeder Landwirth muß es ſich zur Grundregel machen, ſich vor allem baaren Geldaufwande, ſo viel möglich, in Acht zu nehmen. S. §. 111.

Hiernächſt muß man am hauptſächlichſten auch dieſerwegen mehrere Arten von Naturalien, wenn ſie ſich ſonſt zuſammenſchicken, erbauen, daß wenn die eine Art derſelben fehl ſchlägt, doch die andre ihrem Abgange die Wage halte. Man muß die Schuld, daß viele Wirthe Stümper bleiben, zurückkommen, ja ganze Provinzen darüber verarmen können, lediglich in der Entgegenhandlung gegen dieſe Hauptregel halten, wie ſolches ſo gleich mit Beyſpielen bezeuget werden ſoll.

Ich freue mich, ſo oft ich des Hrn. Prof. **Beckmanns Grundſätze der deutſchen Landwirthſchaft** in die Hände nehme, und darinne folgendes gleich zu Anfange derſelben, S. 34. leſe.

Einige zweifeln daran, ob ein vernünftiger Landwirth eben aus der Urſache Naturalien ziehen ſoll, weil ſie in der Landwirthſchaft unumgänglich nöthig ſind. Da der Vortheil oder Gewinn der Endzweck der Landwirthſchaft, ſo wie aller Nahrungsgeſchäfte iſt, ſo ſcheinet ihnen nur nöthig zu ſeyn, die allervortheilhafteſten Naturalien, die, nach Beſchaffenheit der Umſtände zu bauen möglich ſind, zum Anbau zu wählen. Ein Oekonom ſoll z. B. wenn ihm die Viehzucht den größten Gewinnſt verſpricht, ſein Land zu Wieſen machen, und das Getraide, was er braucht, ankaufen; ſo wie die meiſten Engländer unter der Kö-

niginn Eliſabeth, nach Errichtung der Wollmanufakturen, würklich thaten. Aber dieſe Einrichtung iſt zu gefährlich. Denn da die Preiſe der Dinge veränderlich ſind, ſo wird ein Oekonom, der verſchiedene Naturalien bauet, doch an dem einen Produkte gewinnen, wenn er, wegen des niedrigen Preiſes des andern, nichts oder wenig erhält. Wenn eine Art Pflanzen durch Mißwachs, eine Art Vieh durch Krankheit verdirbt, ſo wird ihn der Verkauf der übrigen beſſer gerathenen Produkte, wo nicht ſchadlos, doch wenigſtens im Stande erhalten, ſeine Landwirthſchaft fortzuſetzen; da hingegen ein Oekonom, der ſich nur auf eine Art Naturalien einſchränket, **durch Veränderung der Preiſe, durch Mißwachs und Viehſterben verarmen kann.**“

Endlich iſt auch dieſerhalb der Anbau mehrerer Arten von Naturalien anzurathen, weil ihre Abwechſelung mit andern verurſachet, daß jede derſelben deſto beſſer geräth. So wird nach Hirſe, Flachs, Hanf u. ſ. f. das Korn deſto beſſer gerathen. Toback, Ertüffeln, Rübſen, Hülſenfrüchte, Turnipſe oder weiße Rüben u. ſ. f. können machen, daß die darauf folgende Waizen- oden Roggenſaat deſto reichere Aerndten bringet, da es überall in der Erfahrung gegrün- iſt, daß eine, ohne Abwechſelung mit andern, auf einander folgende Feldfrucht ſchlechtere Aerndten bringet. Je mehr verſchiedene Arten von Erdgewächſen ſich nun einander abwechſeln, deſto mehr wird der Ertrag einer jeden, bey vorausgeſetzter guter Cultur, vermehret werden.

a) Steele hat eine ſo ſtarke Brauerey, daß er jährlich an die 30 Winſpel Hopfen verbrauchet. Dieſen Hopfen kauft er beſtändig, und bekömmt ihn nicht immer von rechter Güte, weßhalb ſein Bier nicht

nicht beſtändig von gutem Geſchmack und Dauer iſt. Er muß zu Zeiten in Mißwachsjahren den Hopfen ſo theuer bezahlen, daß er mit der Gerſte einerley Preiß hat. Als ein Wirth ſollte er dieſe Ausgabe an baarem Gelde erſparen. Denn er hat ungemein weitläuftige Kohlgärten, in welchen er weißen Kohl bauet, welchen er ſeit der Einführung der Ertüffeln nicht mehr ſo hoch ausbringen kann, als ehedem. Es ſteht dahin, da er den Kohlbau durch Taglöhner betreiben muß, ob er damit gar auf die Koſten kommen könne. Nähme er nur den ſechsten Theil ſeines Kohllandes, und verwandelte es in einen Hopfgarten, ſo bedürfte er kaum die Hälfte der Arbeiter nach der Anlegung des Hopfens. Denn das Kohlland muß jährlich bey ihm geſtürzet, und nach einiger Zeit zum Aus- und Einpflanzen des Kohls abermals gegraben werden. Der Hopfen, wenn er einmal gelegt iſt, bedarf nur der Hacke und des Stängelns. So fehlt es auch Steelen gar nicht an Hopfſtangen; denn er hat vielen jungen Aufſchlag von Fichten, woraus die zu dick ſtehenden jungen Bäume in der Größe der Hopfenſtangen zu Brennholz jährlich ausgelichtet werden.

b) Das Dorf Nielsfeld hat ſo guten Acker, daß die Hälfte des Winterfeldes jährlich mit Waizen beſtellet wird. Das darin befindliche Ritterguth braucht jährlich für 50 Thlr. Oel, welches von den Kramern der nächſten Stadt erkauft wird. Der Guthsbeſitzer ſollte öltragende Pflanzen, die auf Waizenäckern nothwendig das beſte Fortkommen haben müßten, anbauen, um ſelbſt Oel zu gewinnen, und die Ausgabe zu erſparen. Hiemit würde er auch ſeine Unterthanen mehr in Wohlhabenheit verſetzen, wenn er ſie durch ſein Beyſpiel

ermunterte, gleichfalls auf ihren Aeckern öltragende Pflanzen, als Raps, Rübſen u. dgl. zu erbauen, damit ſie gleichfalls nicht mehr in der Nothwendigkeit wären, Oel zu kaufen, und ihr Geld dafür einzubehalten.

c) In dem Ackerflecken Grünbeck bleiben die Ackerleute immer bey dem alten Schlendrian, daß ſie keinen Flachs, wozu ſie recht guten Acker haben, erbauen. Sie kaufen lieber denſelben von ihren Nachbaren. Und doch wird in ihren Häuſern viel Flachs jährlich verſponnen, indem ſich Männer und Weiber des Winters ſehr auf die Flachsſpinnerey legen, um Garn und Leinwand verkaufen zu können. Auch kaufen ſie ſich zu ihren Haushaltungen jährlich einige Scheffel Waizen, um das Mehl zu Suppen und Gemüſen zu brauchen. Ihre meiſten Aecker ſtoßen an die Wieſen, wo ſie niedriger ſind, und weßhalb der Roggen entweder auswintert, oder falls er gut durch die Winter kömmt, zwar recht langes Stroh, aber deſto kleinere Körner bekömmt. Sie ſollten hieſelbſt Waizen ſäen. Dieſer würde beſſer lohnen und auch ſeltener umſchlagen, weil er mehr Näſſe als der Roggen ausſtehen kann.

d) Das Dorf Schlalach bauet faſt alle in der Mark gewöhnliche verſchiedene Naturalien, ſo daß man alle Jahre an die achtzehnerley Fruchtarten auf den Aeckern erblicket. Im Jahre 1781 erfror hieſelbſt aller Roggen, ſo daß kein Ackerwirth den zwölften Theil der Ausſaat wieder bekam. Der Flachs, der hieſelbſt ſtark gebauet wird, erfror gleichfalls, daß viele Wirthe kaum den Saamen wieder bekommen konnten. Erbſen und Wicken litten ebenfalls in gleicher Maaße

von

von den Mayfröſten. Einige Jahre zuvor war dem Dorfe das nämliche Schickſal begegnet. Der vierte Theil des Winterfeldes beſteht aber aus Waizen, welcher, da er hieſelbſt erſt im October geſäet wird, ſpäte ſchoſſet, und zur Zeit der Mayfröſte waren die Aehren noch nicht ſichtbar. Sie litten alſo nichts, und die Waizenärndte mußte den Ausfall des Roggens weniger empfindlich machen. Die Bauern, da ihnen das erwähnte Uebel zweymal in kurzer Zeit begegnete, wären ganz außer Stande gekommen, wenn Roggen ihre einzige Winterſaat geweſen wäre. Doch nicht nur dieſes, ſondern auch folgendes beſtätiget die Beckmannſche Theorie.

e) Zu Anfange dieſes Jahrhunderts war nur benanntes Dorf noch unter der Zahl derjenigen Oerter, welche nur ſehr wenige Naturalien, nichts als Roggen, Gerſte und Haber erbaueten. Es hatte aber an ſeinem damaligen Landgeiſtlichen, Namens Gerike, einen Mann, der, da er ſelbſt den Ackerbau betrieb, ſeine Landsleute lehrte, allerley Arten von Produkten zu erzeugen. Er war aus dem Orte ſelbſt gebürtig, hatte aber vor dem Antritte ſeines Amts ſich in der Welt umgeſehen, und beſonders dabey auf Landökonomie ſein Augenmerk gehabt, um zu ſeiner Zeit das, was er geſehen und gehöret, in Ausübung zu bringen. Da er ſeine Dorfleute faſt als bloße Bettler vor ſich ſahe, die kaum das liebe Brodt das ganze Jahr hindurch haben konnten, ſo verbeſſerte er ſofort ihre Umſtände damit, daß, da ein Theil der Aecker, wegen ihrer zu niedrigen Lage, als Wieſewachs benutzet ward, er auf ſeinen eignen Aeckern anfing Waizen zu erbauen, nachdem er jedes Ackerſtück durch Aufwerfung hinlänglicher Gräben

nach und nach erhöhete, und ſo fort ſeine Landsleute zu ſeine Nachfolger machte. Ich ſage aber nur nach und nach. Denn wenn er auf einmal den Aeckern die erforderte Höhe hätte geben wollen, ſo würde er, wie es vielen Nachbaren in der Nachbarſchaft erging, den Acker todt, oder völlig unfruchtbar gemacht haben.

Wieſen und alle Grasplätze haben nur eine Hand tief ſchwarze fruchtbare Erde, worauf ein ganz todter Sand folget, der, wenn er zu Tage gebracht wird, gar nichts träget. Er kann an die 30 Jahre auf alle mögliche Art cultiviret und gedünget werden, ohne von ſeiner Natur abzulaſſen. Dieſerhalb muß nur immer ſo viel Sand ausgehoben werden, daß er mit der auf der Oberfläche befindlichen Moorerde mittelſt des Pflügens vermenget werde. Es wird am beſten getroffen, wenn die ſchwarze Erde gegen den Sand zwey Drittheile ausmacht. Auf ſolche Weiſe verwandelt ſich der Sand binnen wenigen Jahren ganz in ſchwarze Erde, und man fähret nach nur gedachtem Verhältniſſe fort, alle drey bis vier Jahre aus den Seitengräben der Ackerſtücken ſo lange Sand aus der Tiefe heraus zu bringen, bis der Acker ſeine genugſame Höhe erreichet hat. Immittelſt muß der hieſige Ackermann, da ſich die Aecker neben den Gräben wieder ſenken, faſt alle zwölf Jahre aus ſolchen Gräben wieder Erde empor bringen, und die daran ſtoſſende Seiten der Ackerſtücke damit belegen, damit ſie nicht in ihren vormaligen Zuſtand zurückkommen, und zu niedrig, mithin zur Fruchtbarkeit untüchtig werden. Dieſe beſondere Beſchaffenheit der Aecker erhält nun die Bauren hieſiger Gegend in beſtändiger, anderswo nicht bekannter, Arbeit, ſo, daß wenn

ihr Pflug im Sommer und Herbſte ruhet, dieſelben immer in ihren Ackergräben arbeitend gefunden werden.

Hatte man nun den Acker nach und nach zum Waizentragen tüchtig gemacht, ſo führte nun der obbelobte Landgeiſtliche den Anbau der mancherley Naturalien in folgender Ordnung ein.

Erbſen waren zuvor nie hieſelbſt geſäet, ob ſchon gegeſſen und erkaufet worden. Er war der erſte, der welche, wie auch Wicken und Linſen in der Brache, ausſäete. Da die Bauren ſahen, daß das hieſige krautartige Land von den Hülſenfrüchten gebeſſert ward, indem ſie das Unkraut vermindern und unterdrücken, auch um der Abwechſelung willen guter Waizen drauf erbauet werde, ſo folgten ſie bald nach. Denn der gemeine Ackermann verſucht nichts Neues, ob er es ſchon irgendwo mag geſehen oder gehöret haben. Er muß es auf ſeinem eigenen, oder ſeines nächſten Feldnachbaren Felde ſelbſt ſehen, daß eine veränderte Cultur und neue Feldfrucht keinen Schaden ſondern Nutzen bringe. Auf gewiſſe Weiſe muß man, wie es von ſo vielen geſchieht, nicht verargen. Er ſieht nicht auf Theorie, ſondern auf Erfahrungen. Denn er hütet ſich vor der Gefahr, durch Neuerungen zurück zu kommen, und erwählet immer das Sicherſte. Dieſes iſt bey ihm alles, wenn er die Erfahrungen in der Hand hat. Seine geringen Umſtände verſtatten ihm nicht, aus ſeiner bisherigen Situation hervor zu gehen. Er will nichts wagen, weil er bey dem allergeringſten Mißlingen gewagter Unternehmungen ſo ſehr zurückkommen kann, daß er die Wunde in vielen Jahren nicht wieder ausheilen

len kann. Wenn alſo der geringe Landmann Befehlen und Vorſchriften nicht gleich folget, ſo iſt das bey ihm Vorſichtigkeit und Klugheit, nicht immer Dummheit. Er verlangt Beyſpiele oder Muſter. Dieſe iſt ihm der Wirth des Mittelſtandes ſchuldig, und ſie werden ſeine Verdienſte um das Wohl des Haus- und Nährſtandes.

Hatten nun aber die hieſigen Landleute das Beyſpiel ihres Geiſtlichen zur Erbauung der vorhin bey ihnen nie üblich geweſenen Hülſenfrüchte genutzet, ſo verbeſſerten ſie damit ihre Viezucht. Das Erbſenſtroh war ihnen ſtatt des Heues bey dem Rindviehe, wovon ſie das ſogenannte Kurzfutter ſelbigem machen konnten. Die Wicken verbeſſerten die Pferdezucht. Da ſie ſonſt nur ganz kleine Pferde hatten, ſo konnten ſie ſich nun über ihre Nachbaren hervorthun, und Pferde erziehen, die ſie verkaufen können, und immer ihre Liebhaber finden, indem ſie von der Größe ſind, wie die Dragonerpferde der Preuſſiſchen Armee zu ſeyn pflegen. Sie verkaufen die Pferde, wenn ſie 4 bis 6 Jahr alt ſind, nachdem ſie ſelbige ein Paar Jahre zuvor im Zuge genutzet haben. Hiebey bietet ihnen aber die vorbeſagte Rindviehzucht die Hand, ohne welche die Pferde den obbeſagten Wuchs nicht erreichen könnten. Denn jeder Bauer hält auf einer Hufe drey Ochſen zum Pflügen. Die Pferde kommen alſo gar nicht in den Pflug, auch müſſen die Ochſen im Frühjahre, wenn ſie noch auf die Weide gehen, den meiſten Miſt im Februar und März ins Sommerfeld ſchaffen, welches denn alles auf die Schonung der Pferde hinzielet. Wer von Fremden dieſe Sache ſo obenhin anſiehet, tadelt die hieſigen Dorfleute, daß ſie zu vieles Geſpann halten.

Aber ſie ſind ſehr zu loben. Alte Ochſen können ſie theurer als junge verkaufen, wovon aber bey Pferden das Gegentheil iſt.

Es hat aber der hieſige Landmann von ſeiner vermehrten Viehzucht den Vortheil, daß er deſto mehr Miſt gewinnen kann. Seine Aecker weichen von der Natur vieler andrer darinn ab, daß ſie alle Jahre gemiſtet werden müſſen. Denn die Moorerde iſt nur leichte, und läßt das mehr gedüngte Korn bald umfallen und zu Lager gehen, daß es davon faulet oder taubkörnicht wird, und gar nicht lohnet. Dieſerhalb muß auch das Gerſteland im Frühjahre mit Miſt befahren werden, wenn ſchon ſolches in der Brache zum Waizentragen iſt gedünget worden. Kömmt man nach 3 Jahren wieder herum, ſo findet man wenig Spuren einer Beſſerung von Dünger in den Aeckern, weil die darin befindliche Feuchtigkeit die Kraft deſſelben bald auszieheт, indem, wie oben geſagt worden, unter der obern ſchwarzen Erde loſer todter Sand gefunden wird. Es iſt alſo in hieſiger Gegend dieſerhalb die Ackercultur ſchon mühſamer als anderswo. Sie müßte es alſo weniger ſeyn, wenn man mit einmal ſo viel Dünger in der Brache auflegen könnte, daß in der zweyten Art die Sommerfrüchte davon noch Nutzen hätten. Hiezu kömmt noch die Krautartigkeit, oder die Geneigtheit des Ackers, vielerley Arten von Unkraut von ſelbſt hervorzubringen. Dieſerhalb müſſen die guten Aecker 4mal gepflüget, und 3mal geegget werden. Die Sandäcker, welche drey Drittheile des Feldes ausmachen, und nur Roggen zur Winterfrucht ertragen, ſind ungemein voller Quecken oder Püden, weßhalb man ſie dreymal pflügen und ſich eiſerner Eggen

bedienen muß, um die Quecken möglichſt heraus zu bringen und zu vermindern. Ein ſchwerer Ackerbau alſo im leichten Lande.

Da mein zweyter Vorwirth wahrgenommen hatte, daß nach vielen vorhergegangenen trocknen Sommern die kleine Gerſte einem öftern Mißwachſe, als die große, unterworfen ſey, ſo fuhr er ſelbſt nach Aaken an der Elbe, und hohlete von da einen Winſpel große Gerſte, die in der ganzen Provinz vorher unbekannt war. Sie ward von ihm 1710 ausgeſäet, und gewann gleich im erſten Jahre der bey den Bauern daneben ſtehenden kleinern Gerſte den Rang ſo ſehr ab, daß dieſe gleich im zweyten Jahre ſeine Nachfolger wurden, und von nun an theils weniger Miswachs von Gerſte, theils davon mehr einzunehmen hatten, indem für die große Gerſte der Scheffel 1 bis 2 Groſchen mehr als für die kleine bezahlet wird. Hiemit ward nun freilich Saat- Pflug- und Aerndtearbeit noch beſchwerlicher. Bey dem Anbaue der kleinen Gerſte kommen zwiſchen nur gedachten Arbeiten mehr Zwiſchenräume, als Erhohlungen für Menſchen und Vieh, vor. Man bedenke nur, daß der Acker zur großen Gerſte ſchon im Herbſte des vorhergehenden Jahres geſtrichen, gewendet und geegget ſeyn muß, um gleich nach vergangenem Winter die Gerſte einzuſäen. Zur kleinen Gerſte bedarf es nur des Streichens vor Winter, und in hieſigem leichten Acker eben ſo nothwendig nicht, da das Streichen auch nach vergangenem Winter noch kann vorgenommen werden, ohne daß die darauf folgenden Bearbeitungen des Gerſtackers darunter leiden. Im Frühjahre darf das Wenden des Ackers zur kleinen Gerſte gar nicht frühe unternom-

nommen werden, wenn ſelbiger ſchon im Herbſte zuvor geſtrichen worden. Man kann noch vorher die Sömmerung der Brache bevollſtändiget haben. Bey der großen Gerſte aber macht das Miſtfahren doch auf die Gerſteäcker, nebſt der Düngung der zu ſömmernden Brache, und gleich darauf folgenden Pflügen der Gerſteäcker zur Saat, ungleich mehr Beſchwerde, da alles in kurzer Zeit auf einander geſchehen muß. Mit der Aerndte iſts eben ſo. Nach Beſchaffenheit der Witterung iſt die große Gerſte entweder vor, oder zugleich mit dem Roggen reif, welches in einem Othem Aerndtearbeiten macht; da bey der kleinen Gerſte eine große Zwiſchenzeit in Anſehung der Abärndtung ihrer und des Wintergetraides ſtatt findet. Dem ohngeachtet findet nun doch das hieſige Landvolk mehr ſeine Rechnung bey der großen Gerſte, ſo wie alles andre in den benachbarten Dörfern, die auch bald Nachfolger wurden. Immittelſt hat man die kleine Gerſte nicht ganz fahren laſſen. Sie iſt in ſo fern nur zum Theil beybehalten worden, um Aecker damit zu beſtellen, welche zu niedrig, und dieſerhalb zu Ende des Winters noch zu naß ſind. Wenn alſo der Acker in den folgenden Frühlingsmonathen mehr abgetrocknet iſt, ſo wird er der kleinen Gerſte gewidmet. Auch in dem Falle wird ſie beybehalten, wenn ein Acker zu ſehr vom Unkraut verwildert worden, der von der großen Gerſte eher mehr verderben, als verbeſſert werden würde. Denn da der Acker zur kleinen Gerſte erſt im Frühjahre vorbereitet wird, ſo dienen dieſe ſpätere Bearbeitungen in der wärmern Jahreszeit dazu, daß mancherley Arten vom Unkraut zerſtöret oder gemindert werden. Vortheile genug, wenn

mehr

mehr als einerley Art von Naturalien erbauet werden.

Mit dem eingeführten Waizenbaue ward auch der Flachsbau vermehret. Denn man fand, daß ein, zur Leinſaat gegrabener, und hierauf gewieteter Acker gedoppelt beſſern Waizen ertrage. Vorhin konnte auf einer Hufe etwa ein Stein Flachs erbauet worden ſeyn. Nunmehro kam's aber ſo weit, daß an die 10 Steine Flachs auf jeder Hufe erbauet wurden. Hievon entſtanden nun eifrige Spinnereyen, daß alle Jahre im Orte einige tauſend Ellen grobe und feine Leinewand verkauft werden können. Und da man, wie eben geſagt worden, mittelſt des Flachsbaues ſich beſſere Kornärndten verſchaffen kann, ſo geben die Hüfener auch den Taglöhnern jährlich um eine ganz geringe Miethe Leinland zu bebauen, wovon ſie Flachs zum Spinnen, und Oel zur Speiſe und Leuchtung gewinnen. Dieſerhalb hat ſich auch die Volksmenge vermehret, daß da 1715 nur 150 Seelen im Dorfe vorhanden waren, nun über 300 gegenwärtig ſind.

Fand man aber nun einmal, daß der Anbau mehrerer Arten von Naturalien ein mehreres Aufnehmen der Nahrung zuwegebringe, ſo ging man nun immer weiter. Der forſchende Geiſt des Geiſtlichen hatte ſchon 1712 die Rübenart, die beym *Linnaeus* Braſſica rapa, (Rapa ſatiua oblonga ſeu Foemina *Bauh*) heißt, eingeführet. Es iſt dieſes die Turneps der Engländer, womit ſie, als mit was Neuem, in unſern Tagen ſo viel Aufhebens gemacht, und ſo viele deutſche Wirthe getäuſchet hat. Unter letztere bin ich auch zu zählen. Denn da man in Oberdeutſchland die Turnipſe ſehr ſtark anbauete und prieß, ſo ließ ich

Saa-

Saamen davon von verſchiedenen Oertern kommen, erhielt aber ſolchen, woraus weiße Beete (Beta vulgaris alba vel Cicla Linn.) ward. Nach vielem Forſchen kam mir endlich der wahre Saamen zur Hand, und da war es eine Rübe, die ſchon ſo lange Zeit unter uns gemein geweſen war. Es iſt die weiße Rübe, die ziemlich weit über der Erde hervorſteht, und eben ſo weit roth von auſſen iſt. Auf provinzialiſch heiſſen dieſe Rüben ſo wohl, als die dicken runden weißen, Waſſerrüben, womit man beyde Arten, das längliche und runde, von den ſo genannten kleinen Märkiſchen Rüben, wovon die beſten im Teltauer Krayſe erwachſen, unterſcheidet. Dieſe Rüben werden in der Brache geſäet, und jetzt faſt nur noch zur Rindviehfütterung verbrauchet. Ehemals waren ſie auch Speiſe für Menſchen, und haben, da ſie ſehr ſtrenge ſchmecken, es aufgehöret zu ſeyn, ſeit der Zeit die beſſer ſchmeckende Ertüffeln eingeführet, und das Manna des gemeinen Mannes geworden ſind.

Auch in der Gärtnerey ward mein Geiſtlicher Anführer. Da er in einem Nebendorfe einen wüſten Coſſäthenhof zum Wiederaufbau als ein Eigenthum überkommen, und dabey einen groſſen, ehemals als Acker genutzt geweſenen, Garten vorfand, und ausgeforſchet hatte, daß hieſelbſt die größten Borsdorfer Aepfel werden könnten, ſo hohlte er ſich Bäume dieſer Art von einem Geiſtlichen aus Sachſen, ſo wie mehrere gute Sorten. Er pflanzte an die 40 Stück Bäume erſter Art an, und die Einwohner des Orts, die bisher nichts als Pflaumenbäume gehabt hatten, folgten ihm in der Baumzucht nach, wozu ſie die Pfropfreiſer von ihrem Anführer bekamen,

nach-

nachdem ſie Stämme dazu aus dem Kern erzogen, oder Wildlinge aus den Wäldern angeſetzet hatten. Nachdem nun die Einwohner allerley Sorten von Obſtbäumen angepflanzet hatten, iſt es ihn.. nie begegnet, daß ſie ganz leer vom Obſte in einem Jahre ausgegangen wären. Hätten ſie nur eine Art davon gehabt, ſo würde es ihnen in manchen Jahren doch daran gefehlet haben. Hiernächſt war ihnen eine neue Quelle zur Geldeinnahme eröffnet worden. Denn da nun beſonders die Borsdörfer Aepfel, als die größten und ſchmackhafteſten in der ganzen Gegend, bekannt geworden, ſo hat die nahgelegene Stadt Treuenbriezen dem Orte immer am erſten ſein Obſt abgehohlet. Zwar waren im harten Winter 1740 faſt alle Borsdörfer Aepfelbäume erfroren, man hat aber wieder junge angezogen, und thut es noch. Man hat Kornmißwachs am Orte gehabt, daß die Einwohner nicht einen Scheffel Korn verkaufen können. Sie haben aber oft in ſolchen Mißwachsjahren das Glück gehabt, vieles Obſt zu verkaufen, und hiemit ihren Kornverluſt ſo ziemlich zu erſetzen. Ohngeachtet die Aepfel 1782 ſo wohlfeil waren, als man es ſich bey Menſchen Gedenken kaum zu erinnern weis, ſo ward dem Orte dennoch der Scheffel Borsdörfer mit 2 Thlr. die ausgeſuchten aber mit 2 Thlr. 16 gr. bezahlet.

In Anſehung der Küchengewächſe blieb man auch nicht bey wenigen Arten beſtehen. Alle mögliche wurden erbauet, wenn man diejenigen ausnimmt, welche den Fleiß eines ſogenannten Kunſtgärtners erfordern. Unter dieſen Gewächſen zeichnen ſich die Bollen, Zwiebeln, oder Zipollen, am meiſten aus. Es ſind die größten in der Provinz;

vinz, werden aus den Häuſern abgehohlet, und in manchen Bauergärten ½ bis 1 Winſpel erbauet. Auch der Hopfen wird hier ſtark gebauet.

Nach dieſem Orte nun haben ſich mehrere benachbarte Dörfer im Preuſſiſchen ſowohl als im Sächſiſchen gebildet, und wenn man dieſe ſeit dem Anfange unſers Jahrhunderts umgeſchaffene Dörfer mit dem angränzenden ſo genannten Flämmige vergleichet, ſo fällt der Unterſchied beyder Gegenden ſehr in die Augen, daß man gar merklich ſehen kann, was die Induſtrie des Landvolks ausrichten kann. Auf dem Flämmige, dem es zu ſehr an Wieſen mangelt, iſt 4 bis 6mal beſſerer Acker als hier. Denn er iſt ein guter ſich faſt durchgängig gleicher Lehmboden. Hier ſind 3 Theile Sand, wovon ½ Theil lockerer Flugſand iſt; 1 Theil des Feldes aber beſteht aus Aeckern, woran die Induſtrie nimmermehr zu künſteln aufhören kann. Auf dem Flämmige hat jeder Bauer zwey- und mehrmal mehr Acker als ein hieſiger. Und doch ſteht ein hieſiger Bauer beſſer als jener. Reicher auch? Dieſes wollte eben nicht ſagen, da Reichthum nur was Relativiſches iſt. Wenn man aber reiche Bauern diejenigen nennen will, die ohne Schulden ſind, und ſich keine Reſte in Anſehung der herrſchaftlichen Abgaben anſchreiben laſſen, ſo gebe ſolches zu. Es giebt ja wohl hin und wieder einige unordentliche und deßhalb zurückgekommene Wirthe, allein die größte Zahl macht auch hier den Namen. Woher kömmt nun aber dieſe Ueberlegenheit der hieſigen Bauern über die Flämmigen? Daher, daß ſie dreymal mehr Naturalien als dieſe erbauen. Hier iſt die Nebeneinanderſtellung derſelben.

Auf dem Flämmige; Roggen, Gerſte, Haber, nur wenige Hülſenfrüchte, Heidekorn, weiße Rüben auf dem Felde, wenig oder gar kein Flachs, wenigſtens keines zum Verkauf. In hieſigen Gegenden hingegen kann man alle Jahre auf dem Felde ſehen; Waizen, Winter- und Sommerroggen, große und kleine Gerſte, Haber, Heydekorn, Erbſen, Wicken, Linſen, Flachs, Mohn, Hirſe, Turnipſe, Hanf, Ertöffeln, Toback, Hopfen und Zipollen nebſt allen übrigen Küchengewächſen.

Nun muß man freilich bey einer Zuſammenverbindung ſo vieler Erdgewächſe ſich recht fleiſſige und ordentliche Landleute gedenken. Die unfleiſſigen cultiviren ihnen je weniger deſto lieber gar nicht viele Arten von Naturalien. Die unordentlichen aber ſind nicht vermögend, Naturalien, deren Cultur ſo verſchiedene Zeiten und Zubereitungen, auch geſchickte Zuſammenknüpfungen erfordert, mit Vortheil zu erziehen. Dieſerhalb findet man in hieſiger Gegend ſehr gewandtes Landvolk, welches in allen Provinzen fortkommen kann, und welches umgekehrt ſelten gilt.

Aber eben dieſe Reihe ſo verſchiedener Produkte ſpannet auch den ländlichen Fleiß zum höchſten. In der Aerndte wird von Morgen um 3 bis 4 Uhr, bis Abends um 10 Uhr hingearbeitet. Im Frühjahre und Herbſte von 4 Uhr Morgens bis Abends 7 Uhr. Des Winters, ſo lange Korn in den Scheunen zu dröſchen iſt, eben ſo lange. Und das aus dem Pabſtthume herrührende hier noch gewöhnliche Mettenläuten, des Winters früh um 4 Uhr, laſſen ſich ordentliche Dörfer nicht gern abbringen, weil ſie ſolches zum allgemeinen Signal zum Anfangen des Dröſchens gebrau-

gebrauchen, bey deſſen Unterbleiben Unordnungen entſtehen, wenn, da die Thurmuhren nicht überall zu hören ſind, die eine Haushaltung zu frühe, die andere zu ſpäte anfangen ſollte. Nicht zu gedenken des Murrens abſeiten des Dienſtvolkes, wenn es vor der Zeit arbeiten ſoll, und des Verluſtes an der Arbeit, wenn kein allgemeines Signal vorhanden iſt, und das Geſinde zu ſpäte aufſtehet. Der Hexel für die Pferde und das Rindvieh wird von früh um 4 Uhr an bis zum Anbruch des Tages im Winter, und Abends vom Finſterwerden an bis um 7 Uhr geſchnitten, die Tageszeiten aber andern in der Jahreszeit gewöhnlichen Arbeiten gewidmet. Iſt vor Landvolk, das wegen ſeines Fleiſſes mehr gerühmt zu werden verdiene?

16) Neue Verſuche müſſen mit vieler Behutſamkeit unternommen und ausgeführet werden.

Wenn man nicht zu den Reichen dieſer Welt gehöret, ſo muß man ſich nicht zu vielen oder zu ſolchen Verſuchen berufen zu ſeyn glauben, welche ins Große gehen, indem man beym Verfolg derſelben unglücklich, und ein Spott ſeiner Welt werden kann. Sagt uns nun unſer Hausbuch, daß wir von unſrer Einnahme und Ausgabe nur wenig Ueberſchuß haben, ſo können wir uns in gar keine neue Verſuche einlaſſen, indem wir allererſt den Nothpfennig zu beſorgen und ihn zu bewahren haben, weil in der Landwirthſchaft mancherley Unglücksfälle, als Mißwachs, Hagelſchlag, Viehſeuchen u. ſ. f. entſtehen können, zu deren Ueberſtehung ein behutſamer Hausvater den Nothpfennig doch in Bereitſchaft haben muß. Iſt man ſo weit gekommen, daß man bey ſeinen Speculationen in neuen Verſuchen den Noth-

pfennig nicht mehr angreifen darf, ſo muß man ſich vorerſt in keine andere Verſuche, als ſolche, einlaſſen, die wenig bey ihrem Mißlingen koſten, und wenn ſie gelingen, was Erhebliches einbringen. Man thut wohl, wenn man noch nicht viel Erfahrung vor ſich hat, daß man ältere Wirthe zu Rathe ziehe, und um ſich her ſehe und frage, ob, und wie dasjenige, was wir im Sinne haben, bereits in der Nachbarſchaft verſucht worden; ob es guten oder ſchlimmen Fortgang gehabt; und wenn das letztere iſt, welches die Urſachen oder Hinderniſſe geweſen ſind, weßhalb ein angefangener Verſuch nicht hat ausgeführet werden können.

Große und ins Weitläuftige gehende Verſuche ſind nur für Reiche, und alle und jede zu Verſuchen aufgelegte Köpfe müſſen, ihr Vermögen mag beſchaffen ſeyn wie es will, keine Ehrenſache daraus machen, wenn die Unternehmung ſo in die Koſten hineinführet, daß das Ende nicht abgeſehen werden kann, die Segel nicht einzuziehen. Denn es iſt dieſes der Hauptfehler vieler Unternehmer, daß ſie ſich nicht in Zeiten zurückziehen, und dieſerhalb um das Ihrige kommen. Eine gute Retirade im Kriege gereicht einem Feldherrn eben ſo ſehr zum Ruhme, als eine gewonnene Schlacht.

a) Wenn man große neue Verſuche nur reichen Männern zuerkennet, ſo wird bey vielen noch immer die Frage übrig bleiben; welches ſind denn dieſe reiche Wirthe? Mich deucht, man müßte dieſe Frage nach folgendem Beyſpiele entſcheiden. Siegmann hat ein Landguth, welches 30000 Rthl. taxiret iſt. Dieſe 30000 Rthlr. ſind nun der Vermögensſtamm des Siegmanns. Er hat dieſen Stamm ſo gut benutzet, daß er von und über ſolchem 30000 Thlr. oder noch mehr, baares

baares Kapital erworben und ausſtehen hat. Nun kann er mit etwanigen neuen Verſuchen ſchon ins Große gehen, in ſo fern ſie ſeinen Baarſchaften angemeſſen ſind. Er müßte nun ſeine Speculation machen, daß ihm der neue Verſuch, im Fall er mißlünge, höchſtens nur 10000 Rthlr. gekoſtet hätte; falls er aber gelinget, wohl 30000 Thlr. und darüber einbringen könne. Hätte Siegmann aber über ſeinem Schuldenfreyen Guthe von obbenanntem Werthe nur erſt 5000 Thlr. baares Kapital, ſo wäre dieſes erſt ſein Nothpfennig, den er nicht angreifen muß. Wäre ſein Kapital 10000 Rthlr. ſo müßte er ſich noch auf kleine und nicht ſonderlich ins Große gehende Verſuche einſchränken.

b) Da neue Verſuche eben ſo leicht ihre Urheber zu großem Reichthum hinaufführen, als in große Armuth herabſtürzen können, ſo muß man die zu verſuchende Unternehmung nicht von einer Seite anſehen, damit man nicht durch die Berechnung des davon zu haben könnenden Gewinnſtes fortgeriſſen werde, und ſich nicht zu voreilig an die Ausführung mache. Dieſerhalb muß man nicht gleich ſeinem erſten Gedanken folgen. Man muß als Oekonom ins Weite ſehen können, ſich alle dabey vorkommende Bedenklichkeiten, eine nach der andern, zergliedern, und es als eine Schulfüchſerey halten, ſolche zu Papiere zu bringen, um ſie ſich, nicht gleich am erſten oder zweyten Tage nachher, da die Liebe zum Neuen und zum Gewinne noch zu warm iſt, ſondern noch ſpäter, und falls man ſich ſelber nicht trauen darf, guten Freunden vorzulegen. Beyſpiele unterrichten in praktiſchen Dingen weit mehr als Theorie. Ich will daher eine ſehr berühmte Geſchichte von

neuen ins Große gehenden Verſuchen herſetzen, und hierauf die Bedenklichkeiten und Urtheile folgen laſſen, wie ſie ſich die Oekonomen in ſolchen und dergleichen Fällen mehr als einmal zur Ueberlegung, auch wohl Prüfung erfahrner guter Freunde vorlegen ſollen. Ich erwählte hiezu die in unſern Tagen ſo viel Aufſehens gemachte neue von Brenkenhoffiſche Verſuche mit Einführung großer und fremder Racen Thiere, ſo wie ſie im mehrmals belobten Almanach für deutſche Landwirthe beſchrieben ſind.

aa) Der Herr Geh. Finanzrath v. Brenkenhoff legte eine große und koſtbare Stuterey an, ließ zur Verbeſſerung der Pferdezucht an 600 Stück Stuten und Füllen an der türkiſchen Gränze aufkaufen; und durch ſeine Einrichtungen gedieh die Pferdezucht in den Netzbrüchen bey Drieſen in kurzer Zeit ſehr weit, ſo daß daſelbſt bey den Unterthanen, ſchon Pferde gezogen wurden, welche man gern mit 60 bis 80 Thalern bezahlte. Er ſelbſt verkaufte 1778 an 50 bis 60 Pferde an die ſächſiſche Armee, das Stück um 24 Ducaten. So nützlich dieſe Anlagen für den Staat und die dortige Gegend waren, ſo wenig Vortheile hatte doch der Urheber ſelbſt davon.

Ueberlegungen und Fragen:

1) Manche Fürſten haben ihre Stutereyen, deren Anlage recht vieles Geld gekoſtet hat, wieder eingehen laſſen, was können ſie für Urſachen dazu gehabt haben?

2) War wohl dieſes nicht die Urſache, daß der Aufwand die Einkünfte davon überſtieg, oder daß es an guter Aufſicht ermangelte, und etwa

wa nach einem Sachverſtändigen Aufſeher oder Verwalter der Stuterey nachläſſige und unkundige Männer gekommen ſind?

3) Es ſind große militairiſche Reiche, in welchen das Finanz- und Cameralweſen auf guten Principien beſteht, deren Beherrſcher ihre Remontepferde größtentheils auſſerhalb Landes aufkaufen laſſen, und Behufs derſelben nicht auf Anlegung eigener neuer Stutereyen gedenken: Sollte dieſes nicht der Grund ſolches Verfahrens ſeyn, daß ſie die auswärtigen Pferde wohlfeiler, als beym Selbſterziehen, haben können?

4) Sollte es ſich nach einem genauen Ueberſchlage wohl nicht finden, daß, mit Einrechnung der neuanzulegenden Gebäude und dem Unterhalte der Stallbedienten, Gras, Heu und Korn im Verkaufe, Vermiethung oder Verwendung auf Kuhmelkereyen, Fettweiden, Schäfereyen u. ſ. f. höher, als bey einer Stuterey, auszubringen ſeyn?

5) Wenn man beym Ueberſchlage die Anzahl der jährlich zu verkaufenden Pferde und ihren Preis ausgeworfen; iſt ſodann im Calcul beyderley Art nicht zu viel geſchehen, und iſt aus ökonomiſchen ſonſt bekannten Gründen die Mittelzahl und der Mittelpreis der zu verkaufenden Pferde auch wohl angenommen worden?

6) In hieſigen Landen ſind die Racen aus dem Königreich Preußen, Meklenburg, Hollſtein, Friesland, Hannover u. ſ. f. beliebt und berühmt: Wie wird es anzufangen ſeyn, daß die neuanzulegende Stuterey Ruhm und Kundſchaft bekomme?

7) Werden die Pferde in der Stuterey wohl ſelbſt geſucht, oder auf den Markt zum Verkauf fort geſchickt werden müſſen?

8) Wenn die Pferde nicht am Orte ſelbſt verkauft, ſondern auf die Pferdemärkte umher geſendet werden ſollen: werden hiezu geſchickte und treue Leute wohl zu finden ſeyn, damit das Umherreiten mit den Pferden nicht zu viele und unvorhergeſehene Koſten mache, oder falſche Rechnungen gemacht werden?

9) Falls dieſes letztere zu beſorgen iſt, was iſt ſodann für ein Ausweg zu erwählen?

10) Sollte es wohl nicht zn viel gewagt ſeyn, 600 Stuten und Füllen auf einmal aufzukaufen; und wäre es wohl nicht gerathener, einige fremde auserleſen ſchöne Hengſte und Stuten anzuſchaffen, nnd ſodann auch einländiſche gut gewachſene Stuten von den fremden Hengſten belegen zu laſſen?

12) Es iſt bekannt, daß beſonders bey den Pferden die Nachzucht mehr dem Vater als der Mutter gleichet; Wollte man nun, da man überſehen kann, daß mit einer Stuterey nicht auf die Koſten zu kommen ſey, und vielmehr ein ſtarker Verluſt daraus erwachſen könne, aus Patriotismus lieber rare ausländiſche Hengſte halten, und die Stuten der Unterthanen damit belegen laſſen, zumal der Nutzen von einer ſolchen Einrichtung dem Patrioten ganz ſicher iſt, und ſehr leicht berechnet werden kann?

bb) Er führte Oſtfrieſiſches Rindvieh ein, und verbeſſerte durch ſolches das Landvieh ungemein. Ein Oſtfrieſiſcher Zuchtſtier wurde gerne mit 40 und mehrern Thalern bezahlet. — Ee ſchaffte eine Menge von Podoliſchen Kühen an, welche, da

ſie

ſie in ihrer Heymath blos zur Viehzucht gewidmet und in den daſigen Wildniſſen nie gemolken zu werden gewohnt ſind, auch nach Abſetzung ihrer Kälber nicht die mindeſte Milch von ſich erzwingen lieſſen. Er ſuchte ſich jedoch von ſelbigen in der Art einen großen Nutzen zu verſchaffen; daß er ſie zu Ammen der Oſtfrieſiſchen Kälber machte, und dadurch die weit reichere Milch der Oſtfrieſiſchen Kühe zur Vermehrung des Molkenweſens erhielt.

Fragen:

1) Welches iſt eine recht gründliche Verbeſſerung des Landwirths zu nennen, diejenige, da man unter vielen Kühen, beſage der H. M. B. IV, S. 536. ff. diejenigen Kühe auswählet, welche unter allen übrigen im Stalle die meiſte Milch geben, und daher von dieſen einzig und allein die eigene Nachzucht ſucht und beybehält; oder diejenige, da man nur überhaupt nach großem Rindviehe trachtet, und ſolches aus der Fremde mit größern Koſten kommen läßt?

2) Iſt es nicht nach der H. M. B. IV. S. 536. ff. ganz richtig, daß man nur Futter oder Weide ſeiner Kühe beſſern darf, um größere Nachzucht als der Vorſtamm war, zu erziehen, und iſt ſolches nicht aus Holland und Friesland bekannt, daß, nachdem das Vieh an Seuchen ausgeſtorben geweſen, und man daher ganz kleines aus Deutſchland müſſen kommen laſſen, davon in der zweyten und dritten Generation eben ſo großes Vieh, als das vormalige, wiederbekommen, mithin der Grund der

mehrern Größe des Rindviehes einzig und allein auf mehr und beſſer Futter und Weide beruhe, daß es daher des Ankaufens größerer Kühe und Stiere oder Bullen gar nicht bedürfe?

3) Iſt es noch nicht eben daher, aus eigener, oder andrer Erfahrung, ſchon erprobet, ja ſchon von ferne her einzuſehen, daß größeres Vieh aus der Fremde, wenn es bey uns auf ſchlechter Weide, oder in geringeres Futter kömmt, weniger Milch, als unſer gewöhnliches Vieh, gebe, und in der Nachzucht ſodann ganz und gar ausarte?

4) Sollte es nicht eben daher nach dieſem Grunde beſſere Oekonomie ſeyn, wenn man, um große Nachzucht zu haben, den Kälbern die ganze unverminderte Muttermilch ließe, um ihren Wachsthum von dem Anfange ihres Lebens an nicht zu vermindern? S. H. M. B. IV. S. 540. ff.

5) Da es vermögenden Landwirthen gar nicht verarget werden kann, daß ſie auf was auſſerordentliches worinn halten, und alſo z. B. ein oder das andre auſſerordentliches großes Stück Vieh halten; wollte man denn nicht den allerkürzeſten Weg dazu erwählen, und ein oder das andre Kalb gleich den Pferden ein halbes Jahr und darüber ſaugen laſſen, ſo wie der Verfaſſer der H. M. es ſchon vor vielen Jahren mit den Schaafen erprobet hat? Und bliebe auf dieſem Wege nicht das Geld im Lande?

cc) Er ließ Büffelochſen und Kühe kommen, legte eine eigne Zucht davon an, welche ganz gut einſchlug, ſo daß er 1775 ſchon über 60 Stück, worunter 40 tragende Kühe waren, hatte. Er ſetzte auch

auch auf die Büffelkühe Frieſiſche Stiere, und auf die Frieſiſchen Kühe Büffelſtiere, und erzog vortreffliche Kälber von dieſer Vermiſchung. Der Unterhalt dieſer Viehart war noch leichter als des gemeinen Viehes, und es war ſelbſt viel wohlfeiler anzumäſten. Zum Pfluge und wirthſchaftlicher Arbeit waren die Büffel wenig zu gebrauchen; zum Ziehen ſchwerer Laſten aber deſto brauchbarer. Sie wuchſen innerhalb 4 Jahren ſo, daß ſie 7 bis 800 Pfund wogen, und eine Haut, welche die beſten engliſchen Sohlen und das ſogenannte Pfundleder giebt, wurde mit 4 bis 5 Friedrichsd'or bezahlet. Sie hatten weit mehrers Fett als andere Ochſen, ein ſchönes mit Fett durchwachſenes Fleiſch, welches beſonders geräuchert, und als Pöckelfleiſch vortrefflich war. Angemäſtete Büffel warden gerne mit 90 Thalern bezahlet. Anfänglich war die Milch ſchwer, jedoch nachher deſto leichter von den Kühen zu erhalten. Ihre Sahne wurde mit der von den Landkühen vermiſcht, gab eine ſehr wohlſchmeckende Butter und Käſe, die den Ziegenkäſen und der Mähriſchen Bimſe gleich kamen. Da dies Vieh ſich alſo reichlich bezahlt, ſo würde ſeine Unterhaltung und die Nachahmung dieſer Benutzung in der Landwirthſchaft vortheilhaft ſeyn.

Fragen:

1) Da der Büffel eigentlich in Aſien und Afrika als ein wildes Thier zu Hauſe gehöret, aber bereits gegen das ſiebente Jahrhundert in Italien naturaliſiret, und daſelbſt zum Hausthiere geworden, und daher auch von den Deutſchen daſelbſt nun ſeit vielen hundert Jahren bereits

geſehen und gekannt worden; warum hat keiner derſelben es ſich je einfallen laſſen, Büffel aus Italien kommen zu laſſen, und ſie unter uns gemein zu machen?

2) Iſt es vielleicht deshalb geſchehen, daß man nicht eigene Heerden und Ställe von ihnen anlegen wollen, weil man, wie Büffon ſchreibt, zwiſchen den Büffeln und Europäiſchen Ochſen oder Kühen eine gewiſſe Feindſchaft und Unvertragſamkeit geglaubet, ſo doch durch die von Brenkenhoffſche Verſuche nun wiederleget iſt, da ſo gar die zuvor unmöglich gehaltene Begattung dieſer beyden Thierarten gut von ſtatten gegangen, und alſo die bisherige Naturgeſchichte in dieſem Punkte eine Berichtigung erhalten?

3) Da es bekannt iſt, daß die in Italien reiſende Deutſchen, wenn ſie auf dem Wege von Rom nach Neapolis beſonders Büffelfleiſch, ſtatt des Rindfleiſches, eſſen müſſen, ſolches nicht nur von einem eckelhaften Geſchmack, ſondern auch widrig riechend gefunden haben; wird ſodann in Deutſchland das Büffelfleiſch wohl dem Rindfleiſche je an die Seite geſetzt, und mit der Zeit wohl eben ſo gut verkauft werden können?

4) Und da von der Milch und Butter der Büffelkühe das Nämliche nicht unbekannt ſeyn muß; kann die Vermiſchung dieſer Butter mit der von den Landkühen nicht machen, daß die Butter des Orts in üblen Ruf kömmt, und daher überhaupt der Abſatz der Butter und der Käſe ſodann nicht vermindert werde?

5) Der Büffelochſe iſt nicht im Pfluge, nur vor dem Wagen zu gebrauchen; wird dieſerhalb der

Euro-

Europäiſche Ochſe, der zu beydes zu gebrauchen, und in Anſehung des Fleiſches mehr gangbare Waare iſt, nicht immer den Preis behalten?

6) Wenn von den Büffelkühen im Anfange die Milch ſo ſchwer zu erlangen iſt, wie ſolches auch von den Podoliſchen Kühen bemerket wird; ſollte man ihnen nicht die Milch eben ſo wie wilden Landkühen abgewinnen können, wenn ihnen ein alter Sattel, oder noch beſſer, eine naſſe Schürze oder ein naſſer Sack über den ganzen Leib gelegt wird?

7) Wenn's auf unter uns ſeltene und auſſerordentlich große Thiere abgeſehen ſeyn ſoll, warum wollte man nicht ſuchen den Auerochſen wie ſolches mit den Büffeln ſo gut von ſtatten gegangen, oder wenn der alte Ochſe zu wild bleibet, junge Auerochſen oder Auerkälber beyderley Geſchlechts zu fangen, und zu verſuchen, ob ſie auch Hausthiere werden können, da man weiß, daß der Ochſe eine Höhe von 7 Fuß erreichen und oft zwanzig Zentner und darüber wiegen kann? Und wenn es auf dicke Häute eben ſo ſehr, als auf recht wohlſchmeckendes Fleiſch abgeſehen ſeyn ſollte, ſo müßte das in Europa immer ſeltner werdende Elendthier vorzüglich zum Zahmmachen geſucht werden. Auch unſer rother Hirſch empfähle ſich, da er immer ſeltner wird, der Aufmerkſamkeit eines vermögenden Landwirthes, um ihn, da ihn in der Geſchwindigkeit nichts übertrifft, gleich den Rennthieren im Zuge zu benutzen. Daß er zahm werde, davon hat man die häufigſten Exempel. Nur fühlt er ſich in der Brunſtzeit, da man ihm ſein Gehörne abnehmen könnte. Wollte man den männlichen Hirſch gar verſchneiden,

ſo

ſo hätte man keine Rückfälle zur Wildheit zu beſorgen, und hätte ſodann von ihm mehr Fleiſch und Feiſte zu hoffen, da man zu Zeiten Hirſche gejaget hat, die an die 650 ℔. und darüber gewogen haben, da ſie ſonſt in unſern Gegenden gemeiniglich nur drey bis vierhundert Pfund haben.

dd) Er hatte die Idee, ſich eine eigene Zucht von Kameelen von dem ſich angeſchafften Paare anzulegen. Das den 29ten März 1774 belegte Kameel brachte den 24ten März 1775 ein Junges, welches aber von der Mutter erdrückt wurde, und dieſe bald darauf ſelbſt mit Tode abgieng. Der Hengſt crepirte aber durch einen beſondern Zufall.

Fragen:

1) Kameele ſind unter allen Hausthieren die nützlichſten, weil ſie mehr als andre Thiere gleicher Größe tragen, und in einem Tage damit 3 bis 4mal weiter kommen können, und doch weit weniger zu unterhalten koſten, da ſie meiſtentheils mit Diſteln, Neſſeln und ſchlechtem Graſe, oder einer kleinen Portion Bohnen und Gerſte für lieb nehmen; eine geſunde und ſchmackhafte Milch haben; die Haare in Manufakturen, der Urin zu Salmiak, der Miſt aber ſtatt des Holzes zu gebrauchen, indem er nachdem er ein Paar Tage an der Sonne gelegen, wie Zunder Feuer fängt: Worauf ſoll es mit ihrer Erziehung abgeſehen ſeyn!

2) Wie kömmt es, daß bey ſo großem Vorzuge vor den Pferden ihr Gebrauch bey unſern Armeen nicht eingeführet wird, und iſt wohl nicht die-

dieſes die hauptſächliche Urſache, daß die ihrer ungewöhnten Pferde im Train und bey der Artillerie vor ihnen ſich ſcheuen und ausreiſſen, ja die Pferde ſchon von weiten ihre Witterung haben, und ſie nicht ausſtehen können?

3) Wäre dieſes richtig, könnte ihr Gebrauch nicht wie bey den Caravanen des Orients eingeführet, und da ein Kameel an die 800 Pfund tragen kann, ſelbige nicht ſtatt der Frachtwägen, Kaufmannsgüther von den Meſſen ab- und zuzuführen, gebraucht, folglich eine große Erſparniß der bisher gewöhnlichen Frachtkoſten und alſo eine Wohlfeilheit der Waaren hiemit erlangt werden?

4) Die Kameele ſind ihren Führern ſehr treu und ergeben, laſſen ſich von ihm durch ein bekanntes Zurufen, durch ihr Singen, oder den Klang ihres Inſtruments ſonder Peitſche zur beſchwerlichſten Arbeit ermuntern: Sollte es daher nicht gerathener ſeyn, ihre erſten vaterländiſchen Führer gleichfalls mitkommen zu laſſen, damit ſie durch hieſige Europäiſche Wärter nicht verwöhnet, oder in der Pflege verdorben werden?

5) Speculiret man mit der Kameelzucht nur darauf, daß man, ohne auf Caravanenart Meßgüter fortzuſchaffen, nur von Landgüthern, die ſehr weit von großen Städten entlegen ſind, mit einem oder dem andern Kameele geſchwinde und viele Produkte, als Milch, Butter, Käſe u. ſ. f. zu Markte bringen wolle?

6) Zielet man nun auf eine oder die andre nur gedachter Beſtimmungen, wie wird man zu der dazu ſchicklichſten Art von Kameelen ſicher und zuverläſſig gelangen können? Denn man unter-

ſchei-

ſcheidet 1) das Türkiſche Kameel, welches zum wenigſten 800 Pfund träget, aber in den Sommermonathen nicht zu gebrauchen, weil es die Hitze unter der Laſt nicht ertragen kann. 2) Das Arabiſche, welches 500 Pfund trägt, die Hitze verträgt, und 15 Tage durſten kann. 3) Der Dromedar, welcher in einem Tage weiter, als die andern in drey Tagen gehet. 4) Das Perſianiſche Kameel, wovon die eine Art zween, die andre einen Höcker hat. Von dieſen letztern giebt es wieder 4 Sorten, nämlich eine, die in Perſien Ner d. i. männliche heißen, und von einem Kameele mit 2 Buckeln und von einer Kameelin mit einem Buckel gezeuget werden. Sie werden für die beſten geachtet, und tragen 9 bis 10 Zentner Laſt, ſind nicht leicht zu ermüden, und das Stück wird zuweilen auf der Stelle mit 100 Thl. bezahlet.

ee) Er hatte Türkiſche und Macedoniſche Böcke, davon das Stück 90 bis 100 Pfund wog. Die Wolle dieſer Schaafe war etwas gröber, als die Landwolle, aber für die Zeugmacher zur Verfertigung der Frieſe und Türkiſchen Decken vorzüglich. Ein Stück gab über 8 Pfund Wolle, und ihre Schwänze, wenn ſie recht fett ſind, haben allein 16, 18 bis 20 Pfund Fett. Er ſchaffte zur Veredelung der Landſchaafe Hollſteiniſche, Eiderſtädtſche, und einen Engliſchen Bock um 200 Dukaten an, durch welchen auch in Zeit von 4 bis 5 Jahren eine Menge ſchöner, großer Lämmer erzeuget wurden; indeſſen war die, durch einen einzigen Bock beabſichtete Verbeſſerung des Schaafſtandes einer ganzen Gegend ſehr übertrieben, indem er jährlich 200 Mutterſchaafe belegen mußte,

mußte, daher er auch nicht lange lebte. Die Eiderſtädtiſche Böcke würden vielleicht ſichrer die Abſichten der Veredelung befördert haben; allein dieſe wurden nur wenig von ihm geachtet.

Fragen:

1) Wohin zielet man mit Türkiſchen und Macedoniſchen Schaafböcken?

2) Iſt dem Staate oder dem Manufakturweſen nicht mehr mit feiner, als grober Wolle gedienet?

3) Will man nur allein mit größern Thieren brilliren, wirds denn ſo nöthig und nicht vielmehr gründlicher ſeyn, die Schaafe durch ſich ſelbſt in der Nachzucht ſo zu vergrößern, daß ſie mehr Fleiſch und Wolle nicht nur haben, ſondern auch geſünder und länger, als nach der alten, bey den Schäfern hergebrachten Unterhaltung derſelben, leben mögen, ſo wie ſolches bereits oben in Anſehung des Rindviehes beſagt, und im Wittenberg. Wochenblatt St. 10. 1774. bekannt gemacht, ſeint der Zeit aber von mehrern Landwirthen hin und wieder glücklich nachgemacht worden?

4) Einem Schaafbocke werden gemeiniglich nur 20 bis 25 Schaafe zum Belegen zugetheilet, was kann daraus werden, ihm jährlich 200 Schaafe belegen zu laſſen?

5) Außer der voraus zu ſehenden kürzern Lebenszeit des Engliſchen Bocks bey der übertriebenen Belegung wird die Nachzucht ſchwach, oder ſtark, werden können? Fortes fortibus creantur.

6) Da zur Verfeinerung der Wolle mittelſt ausländiſcher Böcke in Schweden und manchen

Ge-

Gegenden Deutſchlands ſo wohl eingeſchlagene Proben gemacht worden, warum will man der längſt bekannten Verfahrungsart der Schweden und mancher Deutſchen nicht nachgehen?

ff) Er ließ Engliſche große Schweine kommen, und vermiſchte ſolche mit Weſtphäliſchen, wovon ein in das dritte Jahr gehendes 4 Zentner wog. Er verkaufte von der Zucht dieſer Schweine willig an die Nachbaren, und verbeſſerte die Landrace dadurch gar ſehr. Der gewöhnliche Preis für ein Paar dergleichen angemäſtete Schweine war 20 bis 24 Thaler, ja er erhielt für ein Paar auſſerordentlich großer und fetter Schweine, wovon jedes Stück über 900 Pfund wog, von einem Berliner Schlächter 140 Thlr. Eben auch führte er die großen Moldauiſchen Schweine ein.

Fragen:

1) Was hat man für eine Abſicht bey der Einführung ausländiſcher Schweine, die an Größe die einländiſchen übertreffen?

2) Herrſchet hiebey wohl nicht auch das noch ſehr gemeine Vorurtheil, daß groſe Thiere eine groſſe Nachzucht geben müſſen, ſo wie ſolches in Anſehung des Rindviehes und der Schaafe zuvor bemerkt worden?

3) Läßt ſich nicht in dieſer Abſicht der allgemeine Grundſatz; Von nichts wird nichts, oder von wenigem geringem Futter erwächſt nur kleines oder ſchlechtes Vieh; hier vollkommen anwenden?

4) Kann

4) Kann man nun nach der Lokalität den Landſchweinen das Futter beſſern, wird man ſodann nicht größere Schweine als ſonſt erziehen, wie ſolches bey manchen vaterländiſchen Brau- und Brandtweinbrennereyen alle Tage geſehen werden kann, daß die Schweine, nach dem bekannten Sprichworte, nicht nach dem Tage, ſondern nach dem Troge gedeihen, und letzterer es macht, daß ein jähriges Schwein größer iſt als ein vierjähriges ſchlecht gefüttertes?

5) Hat man die Abſicht bey der einzuführenden fremden größern Schweineart, ſeinen Schweinen einen großen Namen zu machen, und aus entfernten Hauptſtädten die Schlächter, die ſonſt nicht einen ſo fernen Weg reiſen möchten, an ſich zu locken und zu gewöhnen; wird ſodann nicht die erſte Frage ſeyn müſſen, ob Brau- und Brandtweinbrennerey die Kundſchaft unterhalten, oder Falls gar Körner an die Schweine zu verwenden, ob ſolche, zumal wenn man die Schiffarth zur Hand hat, nicht durch den natürlichen Verkauf ungleich höher auszubringen ſeyn?

6) Rechnet man auf Waldmaſt, und kann man in einem Zeitlauf von 12 Jahren etwa nur 4 gute Maſtjahre annehmen, in dieſer Erwartung aber, viele magere Schweine ſelbſt zu ziehen und erhalten zu wollen, Schaden brächte; ſollte es ſodann nicht gerathener ſeyn, da uns aus auswärtigen Ländern jährlich ein Ueberfluß von ausgewachſenen magern Schweinen zugetrieben wird, in einem Waldmaſtjahre davon einige Schock einzukaufen, und damit die Wälder zu betreiben?

7) Wirds getroffen ſeyn, bey der Vermiſchung Engliſcher Schweine mit Weſtphäliſchen auch die berühmten Weſtphäliſchen Schinken von ſocher eigenen Zucht zu erhalten; oder wird wohl nicht die beſondere Lebensart der Weſtphäliſchen Schweine, nebſt der eigenen Art des Einpökelns, Räucherns und des Holzes dazu, wie auch die Behandlungsart der Weſtphäliſchen Schinken, da ſie nur wenig Tage im Rauche, ſodann aber an der freyen Luft hangen, die Hauptſache ausmachen?

8) Wird man ſagen können, daß Verkäufer, wenn man auf ſonſt nichts weiter ſiehet, als auf den Profit, ſolchen haben könne, wenn er ein Paar Schweine um 140 Thaler verkaufet, und den Aufwand genau berechnet?

9) Iſt nicht der Profit einzig und allein auf des Schlächters Seite geweſen, der, wenn das Pfund Schweinefleiſch um 2 Gr. verkauft wird, an jedem Schweine zu 900 Pfund und darüber, einige 70 Thaler profitiret, daß der Verkäufer eben ſo viel daran verlohren haben muß?

10) Pferde- und Schaafzucht kann durch Einführung beſſer ausländiſchen Thiere ihrer Art verbeſſert werden; darf man ein gleiches von der Schweinezucht, eben wie von der Rindviehzucht, behaupten, wenn's nur, wie es jeder, der Erfahrung hat, nicht läugnen wird, auf beſſeres Futter oder Weide ankömmt?

Auf ſolche Weiſe verfahre man nun mit ſeinen vorhabenden neuen Verſuchen, wenn man anders nicht zu ſehr für ſeine erſte Gedanken eingenommen, und, gleich manchen Aeltern, das erſtgebohrne Kind mehr, als die nachgebohrnen ungerechter Weiſe liebet und ver-

verziehet. Man laſſe, wenn die Wahrſcheinlichkeit des Gewinnſtes nicht die Beſorgniß eines Verluſtes völlig überwieget, wenig oder gar nichts aufs Glück in dieſer Abſicht ankommen, und richte ſich nach dem ſehr bekannten alten Sprichworte: Vorgethan und nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht. — Es iſt ſehr zu rühmen und ganz patriotiſch, neue Verſuche zu machen, deren Gelingen unſrer Mit- und Nachwelt Nutzen und Vergnügen gewähren kann. Man muß aber ſeine Kräfte und beſondere Situation dazu kennen und abmeſſen, um nicht auf ungebahnten Wegen zu irren und zu verderben. Man muß ſich an dem Beyſpiele derer, die ſich in dieſer Laufbahn ſo übernommen haben, daß ſie forthin zu ihrem und der Ihrigen Wohl keinen Schritt noch Tritt mehr thun können, Lehren nehmen, und ſeine Denkungsart prüfen, ob man, wenn man ſich in zu große und ins Weitläufige gehende Verſuche eingelaſſen, bey dem daraus entſtandenen Verluſte ſeines Vermögens ſagen und ſich darauf ſtützen könne: **Ich war dazu da, daß ich mich fürs allgemeine Wohl aufopfern ſollte.**

17) Der heruntergekommene und in Schulden vertiefte Hausvater.

Ein Seefahrer hat nur eine halbe Unterweiſung gehabt, wenn er angeführet worden, bey gutem Winde und Wetter zu ſeegeln, ohne daß er mit den Maximen bekannt geworden, welche bey contrairem Winde, Sturm und Schiffbruche in Ausübung zu bringen ſind.

Es ſind bisher Regeln zur Erhaltung und Vermehrung des Vermögens, zur Vermeidung deſſen, was eine Verminderung deſſelben veranlaſſen kann, gegeben worden. Der Unterricht wäre aber nur noch

gleichfalls halb, wenn die Anweiſung fehlete, wie ſich ein Hausvater, der durch mancherley Unglücksfälle herunter gekommen, und Schiffbruch leiden will, zu verhalten habe, um, wo möglich, aus der Gefahr des gänzlichen Untergangs wieder heraus zu kommen.

Der Schuldenzuſtand, nebſt dem klugen Verhalten darinn, in Anſehung der Gläubiger erfordert, um nicht noch mehr ins Labyrinth zu gerathen, eine Kenntniß der Landesrechte, deren beſondere Anwendung hier die Hauptſache ausmacht. Es hat es dieſerhalb ein gelehrter und rechtſchaffener, in öffentlichen Juſtizbedienungen unſers Landes ſtehender, Freund übernommen, den heruntergekommenen und in Schulden vertieften Hausvätern den Leitfaden an die Hand zu geben um ſich zu retten. Seine Anweiſung gründet ſich zwar hauptſächlich auf das Preuſſiſche Rechtsweſen. Da aber ſelbiges von der Beſchaffenheit iſt, daß es den gemeinen Rechten gemäß, und daher auch in andern Ländern angewendet werden kann, ſo wird hoffentlich dieſer Unterricht allen und jeden Leſern willkommen ſeyn, in Anſehung deren mein Wunſch iſt, daß ſie deſſelben nie bedürfen. Wenn ſie aber in Kummer und Noth ſind, ſich oder ihre Rathsbedürftigen Freunde daraus aufs beſte berathen mögen, weil nichts gewiſſers iſt, daß mancher ehrlicher Mann nur deshalb ſich von ſeinem Verfalle nicht wieder aufrichten könne, weil er's nicht verſtanden, woran er ſich halten oder aufhelfen ſolle, oder nicht geglaubet, daß für ihn Hülfe zu finden ſey; oder wohl gar an üble Rathgeber gekommen, die ſeine Umſtände mehr verſchlimmert, als gebeſſert haben.

Ich laſſe nun den Aufſatz des Menſchenfreundes, der ſeinen Nebenmenſchen lieber glücklich, als unglücklich wiſſen wollte, ganz unverändert hier folgen, wie er mir von ſelbigem gütigſt übergeben worden.

Ein

Ein Hausvater kann in ſeinem Nahrung- und Vermögenszuſtande hauptſächlich auf eine gedoppelte Weiſe zurückkommen, oder verfallen.

Einmal ſo, daß er merklich weniger Einnahme hat als vorhin, jedoch daß er noch nicht in einen Schuldenzuſtand gänzlich verſunken iſt.

Zweytens, ſo, daß er ſein Vermögen ſogar ſo weit verloren hat, daß er in mehr Schulden als Vermögen ſteckt.

In beyden Fällen hat er folgendes zu beobachten.

1) Daß er aus Gründen der allein ſeligmachenden Religion und in einem lebendigen, durch rechtſchaffenen chriſtlichen Wandel gewürkten Vertrauen auf Gott, dem Geber alles Guten, und der nichts von Ohngefehr entſtehen läßt, ſich befleiſſige, auf alles dasjenige zu merken, was ihn in ſeinen Umſtänden herunter gebracht habe, und was für erlaubte dienſame Mittel vorhanden ſeyn möchten, ſich wieder empor zu bringen. Immer muß er ſuchen, für das Künftige vorzubeugen, und für das Gegenwärtige trachten, den bereits entſtandenen Schaden, ſo viel nur immer möglich zu repariren. Und dieſes, die Wiederemporbringungsmittel nämlich, muß er ohne Zeitverluſt und in aller Ehrlichkeit auszuſpähen, zu prüfen, und auszuüben bemüht ſeyn. Aus der Lokalität des Orts, den perſönlichen Umſtänden des Hauswirths und ſeiner Genoſſen, wie auch aus den Verbindungen, worinn er mit Verwandten und Freunden ſtehet, und ſelbſt aus der Zeit kann ein ſich reeller Klugheit ergebender Mann, leicht von ſelbſt ermeſſen, was er hierin zu thun habe. Da, wo er ſich nicht ſelbſt rathen kann, ſo wie überhaupt es gut iſt, in eigenen Sa-

Sachen nicht ſein alleiniger Rathgeber zu ſeyn, ziehe er erfahrne Freunde zu Rathe. Er muß aber auch ihrem Rath ſo viel möglich nicht nur folgen, ſondern auch, bey irgend einigem Zweifel, mehr dem Rath anderer ehrlichen Männer, als ſeinem eigenen, ergeben ſeyn, da bekannt iſt, daß man ſelten in ſeinen eigenen, zumal verworrenen Angelegenheiten ſich auf ſich ſelbſt recht verlaſſen kann. Die Vorliebe zu ſich ſelbſt pflegt zu blenden.

2) Hat er die in dem Hausvater gegebene, ſowohl theoretiſche als praktiſche, Vorſchriften mit einer gedoppelten Genauigkeit zu befolgen.

3) Muß er in allen Stücken ſeinen Fleiß, nach Kräften und Umſtänden, zu vervielfachen ſich angelegen ſeyn laſſen, ſo, daß, wenn er vorhin fleiſſig, d. i. treu und ausübend in ſeinem Beruf geweſen iſt, er nunmehr noch fleiſſiger oder aufmerkſamer ſey. Eben ſo ſind ſeine Hausgenoſſen, als Ehefrau, Kinder und Geſinde, zu einem mehrern Fleiß aufzumuntern, und hat der Hausvater, als von welchem gemeiniglich das Meiſte im Hausweſen abhängt, ihnen darin deſto eifriger vorzuleuchten.

4) Sind alle nur irgend zu erſparende Ausgabeartikel ſorgfältig aufzuſuchen, nnd alles das zu menagiren, was ſich nur irgend ohne Ungerechtigkeit und Härte, gegen ſeinen Nebenmenſchen zu begehen einziehen und erſparen läßt. So z. B. muß der Hausvater an den Gaſtereyen abbrechen, bey Ehrenfällen, als Hochzeiten, Kindtaufen u. ſ. w. etwas weniger thun; das irgend zu entbehrende Geſinde abſchaffen, und in Kleidern für ſich und ſeine Hausgenoſſen, nur allein den äuſſern nothdürftigen Anſtand befolgen, ſo daß er weni=

weniger neue Kleidung machen läßt, und dagegen ſich mit den ſchon habenden ältern ſo gut als möglich behilft und was dergleichen mehr iſt. Die Mode und die Luſt zum Neuen hat ſchon manchen Menſchen in trübſelige Umſtände verſetzt.

5) Hüte er ſich unter dem Vorwande am Vermögen erlittenen Schadens, den Arbeitern und Profeſſioniſten oder allen denjenigen, denen er, für gelieferte Arbeit, Mühe oder Dienſte, Zahlung zu leiſten ſchuldig iſt, etwas abzudrängen, oder ſie an ihren Rechnungen über die Gebühr zu verkürzen. So etwas bringt keinen Segen, da ein Arbeiter ſeines Lohnes werth iſt, und ihn hierin wiſſentlich und vorſätzlich zu verletzen, von den Gottesgelehrten mit Recht zu den ſogenannten Himmelſchreyenden Sünden gezählet wird. Denn

Clamitat ad coelum vox ſanguinis et Sodomorum,
Vox *oppreſſorum*, *merces detenta* laborum.

Ich rede aber von Abdrängen, Verkürzen und Verletzen, da es an ſich nichts ungerechtes iſt, Arbeitern und Profeſſioniſten, die keine eigentliche Honoraria haben, ſondern auf laufende oder beſtellte Rechnungen arbeiten, etwas an ihren Rechnungen, in ſo fern darüber nicht vorher ſchon gehandelt oder kontrahirt worden, abzuziehen, weil dergleichen Leute entweder gemeiniglich etwas vorzuſchlagen pflegen, oder aber man ihre öffentlich, oder in den Gewerken approbirte, ſich oft verändernde Taxen nicht allemal kennt. Ein ſolcher Abzug muß indeſſen nicht liebloß, und auf eine gehäſſige Weiſe, unter Zanken, Toben und Poltern geſchehen. Mit einer billigmäſſigen Uebereinkunft iſt hiebey oft in einer Minute mehr geſchehen, als manche, die viel von Ueberſetzen, ſchlecht ar-

beiten und dergleichen predigen, und wieder wegen ſchlechter Bezahlung Vorwürfe hören müſſen, in ganzen Stunden mit Verluſt der ungleich vortheilhaftern Zeit, auszurichten pflegen.

6) Ergreife er die erlaubten Rechtsmittel, ſich mit ſeinen Gläubigern zu ſetzen. Hiezu erwähle er ſich einen tüchtigen, rechtſchaffenen und ehrlichen Rechtsfreund, enthalte ſich alſo dabey der nur aufwiegelnden und die Sache verwirrenden unbefugten Prokurateurs und Herumläufer, die unter dem Schein treuer und fleiſſiger Rathgebung, nicht ſelten ſich ſogar aufzudringen gewohnt ſind.

Die Rechtswohlthaten aber ſind hauptſächlich folgende, die ſowohl nach den gemeinen Rechten, als auch in Rückſicht der Preuß. Landesgeſetze allhier ihre Beſtimmung erhalten.

I. In dem oben geſetzten erſten Fall, da der Hausvater zwar noch mehr Vermögen als Schulden hat, jedoch ruinirt werden würde, wenn die Schulden, die er hat, auf ihn eindrängen, iſt kein für ihn ſchicklichers und von den Gläubigern leicht zu verwilligendes Mittel, als die Nachſuchung eines Indults oder ſo genannten Moratoriums.

Um dazu zu gelangen hat er nach Vorſchrift der Geſetze folgendes zu thun.

1) Hat er ſein Geſuch bey ſeinem ordentlichen, oder wie man es ſonſt nennt, kompetenten Richter, unter welchem er vermöge ſeiner Perſon ſtehet, anzubringen.

2) Muß er ein richtiges und vollſtändiges Verzeichniß ſeines Vermögens und ſämmtlicher Schulden übergeben, zu dem Ende:

a) Die

a) Die ſeinen Aktivzuſtand bewährende Urkunden in Bereitſchaft halten, als z. E. Hypothekenſcheine von ſeinen Grundſtücken, Obligationen, Handſchriften und Wechſel über ihm zuſtändige Forderungen u ſ. w.

b) Sich gefaßt halten, auf etwaniges Erfordern, obiges Verzeichniß mit einem Eyde zu beſtärken, um den Beweis ſeiner Angaben dazu erfüllen, wo keine Documente, oder ſonſt nähere Beweismittel, vorhanden ſind, als z. E. über die Richtigkeit und den Werth ſeines von ihm aufgezeichneten Mobiliarvermögens, über kleinere ohne Schein andern vorgelehnte Schuldpoſten u. ſ. w.

3) Muß er in Befolgung des vorſtehenden Erforderniſſes den zuſammenberufenen Gläubigern klar zu machen bedacht ſeyn, daß er an und vor ſich hinlängliches Vermögen beſitze, den Anforderungen ſeiner Gläubiger ein Genüge zu leiſten, mithin muß unbezweifelt vor Augen gelegt werden, daß er nicht mehr Schulden, als Güther oder Vermögen, habe.

4) Muß er beſcheinigen, daß, und welche, erhebliche und nicht ſträfliche Umſtände obwalten, die es ihm unmöglich machen, ohne ſeinen Ruin, ſogleich promte Zahlung zuthun.

5) Muß er nachweiſen, daß gegründete Hoffnung und Ausſichten vorhanden ſind, welchergeſtalt er durch Verſtattung der gegebenen Nachſicht in den Stand kommen werde, ſeine Gläubiger zu befriedigen, und ſich zugleich in ſeinem Nahrungsſtande zu erhalten, oder ſonſt durch guten Erwerb ſeinem Vermögen wieder aufzuhelfen. Dabey

6) Ueberdenke und überrechne er wohl die Zeit, bis auf wie lange er des Indults benöthigt ſeyn möchte. Unter drey Jahren iſt bey einem Generalmoratorium ſelten viel ausgerichtet. Sehr oft werden die Indulte auf fünf Jahr ertheilt, daher ſie auch vulgo Quinquenelle, und die darüber ſprechende Reſcripte oder Sentenzen auch Quinquenellbriefe genannt zu werden pflegen, ſo wie auch von den Rechtslehrern dafür gehalten wird, daß Indulte, ohne eine gewiſſe Zeitbeſtimmung ertheilt, auf 5 Jahr zu verſtehen ſeyn.

7) Muß er auf Sicherheitsbeſtellung oder Caution Bedacht nehmen; daß nicht nur in der Zwiſchenzeit die Subſtanz ſeines Vermögens nicht verringert werde, ſondern auch daß den Gläubigern die zu fordern habende Zinſen richtig bezahlt werden ſollen. Dieſe Sicherheit kann er

a) **entweder** in ſeinem eigenen Vermögen nachweiſen, wenn nämlich ſolches von der Beſchaffenheit iſt, daß ſelbiges in Anſehung der Subſtanz auf die Kapitalsforderungen, in Anſehung der davon fallenden Einkünfte aber, wegen der laufenden Zinſen, und in Anſehung beydes, der Subſtanz und der Revenüen, zur Caution wegen der etwa beſorglichen Deteriorationen und der rückſtändigen Zinſen hinreicht. Die Art und Weiſe, wie dieſe innere Sicherheit in Effect geſetzt werden könne, iſt nach Lage des Orts, der Zeit und der Umſtände verſchieden. Die vorzüglichſten ſind ohnſtreitig dieſe, daß auf die Grundſtücke des Gemeinſchuldners eine Proteſtation gegen alle fernere Verpfänduug eingetragen werde; daß demſelben in der Bewirthſchaftung der liegenden Grund-

Grundſtücke ein Auſſeher beſtellt werde; daß die Wirthſchaftsbeamten als Adminiſtratores oder Pächter dahin vereidet werden, daß ſie die Revenüen, nach Abzug einer ex aequo et bono feſtzuſetzenden Summe, zur Alimentation des Schuldners und ſeiner Familie an dieſen Auſſeher oder in das gerichtliche Depoſitum abliefern ſollen; daß die ausſtehenden Activa mit Inhibition, dem Gemeinſchuldner nämlich nichts auszuzahlen, belegt, und in ſo fern ſie zahlbar, ebenfalls zum Gerichtsdepoſitum eingezogen werden; daß die Mobiliarſchaft des Schuldners auſſer derjenigen, der er zum täglichen nothdürftigen Gebrauch nicht entbehren kann, gleich als ein Pfand, in gerichtliche Verwahrung genommen werde; daß ihm bey Fortſetzung ſeines Gewerbs oder Handels ein Aufſeher geſetzt werde, ohne deſſen Vorbewußt er keine Diſpoſition von einer Wichtigkeit treffen könne, und dem er die Einnahme oder Verkaufsrechnungen vorzulegen hat, um daraus zu erſehen, was nach Abzug eines proportionirlichen Alimentationsquantums für ſich und die Seinigen, davon als ein Beſtand auf die Forderungen der Gläubiger an Kapital oder Zinſen angewendet werden könne; daß, wenn er in einem jährigen fixirten Gehalt ſtehet, ſolches ebenfalls nach Abzug einer verhältnißmäſſigen Kompetenz, eingezogen werde. Und dieſe Mittel der Sicherſtellung können nach Lage der Umſtände, oder der Beſchaffenheit der Perſon und des Vermögens, entweder zuſammen genommen, oder einzeln ergriffen werden:

b) Oder aber kann er die Sicherheit auſſer ſeinem Vermögen, nämlich durch Bürgen, nachweiſen,

weiſen, wozu angeſeſſene Perſonen, oder die, welche ausſtehende Kapitalien haben, die tüchtigſten und annehmlichſten ſind:

c) Oder endlich kann er dieſe Sicherheit gleichſam auf eine vermiſchte Weiſe leiſten, nämlich durch einen Eyd, da, wie ſich auch bey Nachgiebigkeit der Gläubiger und bey dem Befund, daß der Schuldner ein ehrlicher Mann ſey, nicht ſelten zuträgt, er bloß durch eine eigene eydlich zu leiſtende Verbindlichkeit angelobt und ſich anheiſchig macht, ſein Vermögen nicht nur beſtens zu conſerviren und zu vermehren, ſondern auch nach Ablauf der Indultszeit, jedem Gläubiger völlige Befriedigung zu leiſten, und immittelſt die Zinſen richtig abzutragen.

8) Muß er ſich ſorgfältig für Contrahirung neuer Schulden hüten, da dieſes gemeiniglich der Weg iſt, daß er ſeinem Verſprechen, oder ſeinem etwa geleiſteten Eyde, nicht genügen kann, und hernach der Indult in einen wahren und förmlichen Concurs ausbricht. Nur ſolche neue Schulden können ihm allenfalls nicht zur Gefährde ſeiner ältern Gläubiger imputirt werden, wovon er allenfalls erweißlich darthun kann, daß er ſolche auf erlaubte und tüchtige Speculation zu Fortſetzung ſeines Handels, Gewerbs oder Wirthſchaft, und folglich in der Intention ſeine alte Maſſe zu verbeſſern, gemacht habe.

9) Bemühe er ſich auf eine erlaubte und ehrliche Weiſe, wo nicht alle Stimmen, doch die meiſten ſeiner Gläubiger zum Conſens in den Indult zu erlangen, weil dergleichen Majora das gerichtliche Verfahren über den Indult ſehr abkürzen, und dem Richter die Abfaſſung des Urthels über

den

den ihm zuzuerkennenden Indult ſehr erleichtern, wenn dieſer wo etwa durch die Geſetze angewieſen wäre, ſelbſt beym Widerſpruch der Gläubiger, wenn nur ſonſt die geſetzmäſſigen Erforderniſſe des zu erlangenden Moratoriums vorhanden, auf die Ertheilung des Indults zu erkennen. Die Einwilligung des gröſsten Theils der Gläubiger hat den guten Effect, daß ſie, der Regel nach, ein Beweiß iſt, daß der Gemeinſchuldner aufrecht erhalten zu werden, verdiene.

II. In dem zweyten Fall, wo der Hausvater nämlich ſo weit herunter iſt, daß er mehr Schulden als Vermögen, und mithin in ſich ſelbſt keine Sicherheit, auch bey andern keinen Credit mehr hat, ſind die Vorſchriften ſchon ſpecieller und die Helfungsmittel ſchon intricater und mißlicher. Es kann aber ein Hauswirth auf eine doppelte Weiſe in einen gänzlichen Verfall ſeines Vermögens verſinken:

A. Entweder durch Unglücksfälle, als Brand, Waſſersnoth, Kriegesverheerungen und in Landwirthſchaften noch beſonders durch totale und wiederholte Mißwachsjahre, wohin ein ungleich groſser wiederholter Heuſchrecken- und Mäuſefraß zu rechnen iſt, imgleichen durch Viehſterben, in ſo fern dieſes entweder mit andern Unfällen zuſammen tritt, oder aber ſolches in Proportion des auf Complettirung und Erhaltung des Viehſtandes verwandten Geldes, ſonderlich bey Antritt einer Landwirthſchaft, ſich in zu ſtarker Maaße ereignet:

B. Oder aber durch ſeine Schuld und zwar:

a) Unmittelbarer Weiſe, wenn er der Nachläſſigkeit, Faulheit oder Verſchwendung ergeben iſt:

b) Mittelbarer Weiſe, wenn ſeine Ehefrau oder Kinder den nur gedachten Fehlern unterworfen ſind.

Dem Verunglückten iſt leichter zu helfen, weil dieſer eher Mitleiden erfährt, als dem durch ſeine Schuld verdorbenen Hauswirth, weil dieſem für die Folge weniger zugetrauet wird, und der gerechte Unwille ſeiner Gläubiger das Mitleiden leicht erſticket, worauf er ſich zu verlaſſen ſchien.

Dem ſey indeſſen, wie ihm ſey, ſo haben beyde Arten von gänzlich in ihrem Vermögen heruntergekommenen Hausvätern nachſtehende Mittel, ſich dennoch auf gewiſſe Weiſe einigermaaßen, zu helfen und zu retten.

1) Müſſen ſie einen getreuen Ueberſchlag ihres Activ- und Paſſivvermögenszuſtandes machen. Sie müſſen die Balance ſo treu geben, daß ſie im Stande ſind, ſolchen mit einem körperlichen Eyde auf Erfordern zu beſtätigen. Haben ſie dies gethan, ſo

2) mögen ſie ſich einen Rechtsfreund erwählen, der dieſen ihren Statum bonorum mit ihnen durchgehe, und ihnen rathe, ob es theils thunlich, theils beſſer ſey, daß er mit ſeinen Gläubigern vergleichsweiſe eine Privatbehandlung vornehme, oder aber entweder ſelbſt vor Gericht trete, und ſeine Gläubiger zuſammenrufen laſſe, oder abwarte, daß dieſer oder jener Gläubiger, oder die meiſten von ihnen, oder vielleicht auch alle, gegen ihn klagbar werden, als welcher letztere Fall doch faſt allemal und faſt ganz unbedingter Weiſe, der gefährlichſte iſt, da alsdenn die Eröffnung des Concurſes unvermeidlich iſt, auch ſchon ſo vieles durch vorgängige beſondere Proceßkoſten verloren, und mithin die wenigere Activmaſſe nur noch mehr ge-

geſchmälert worden. Nicht zu verſchweigen, daß der Gläubiger durch einen vorgängigen vergeblichen Proceß, in welchem er im Wege der Execution nichts hat erhalten können, nur noch mehr aufgebracht wird, und es hernach deſto ſchwerer hält, den Concurs in Güte zu behandeln, oder durch Vergleich und Nachlaß an den Forderungen ſelbigen zu coupiren und aufzuheben.

3) Bey Entſtehung eines gütlichen auſſergerichtlichen Abkommens, ſchreite er ohne Zeitverluſt, auf alle nur erlaubte Wege, zur gerichtlichen Ergreifung derjenigen Rechtswohlthaten, die den delabrirten Schuldnern zu Gute in den Rechten geſtiftet ſind, und ſonſt auch flebilia beneficia (traurige Wohlthaten) genannt zu werden pflegen, nicht weil ſie nicht gut ſind, ſondern, weil es die letzten Hülfsmittel ſind, die ein Verſchuldeter nur ergreifen kann; das einzige Brett, woran ſich einer, der im Waſſer untergehen will, nur noch zu halten das Glück hat. Dieſe Rechtswohlthaten beſtehen

a) in der gerichtlichen Behandlung, da man nämlich den Gläubigern gegen gewiſſe Procent Rabatt an ihren Forderungen z. E. 75 oder 50 an ſtatt 100 ſogleich, oder zu einer gewiſſen Zeit, auszuzahlen verſpricht. Dieſe Art der Befriedigung ſeiner Gläubiger pflegt öfters beſſer vor den Gerichten, als auſſergerichtlich, zu glücken. Denn hier reden Richter, und oft die Beyſtände ſelbſt, dem zuweilen harten Gläubiger zu. Die Gläubiger ſind auch durch die Vorladungen des Richters, welchem ſie gehorchen müſſen, leichter zu einem Termin zuſammen zu bringen, und alsdenn

läßt

läßt ſich eher etwas gemeinſchaftliches abſchlieſſen, und das Abgeſchloſſene hat mehr Bündigkeit und Feſtigkeit:

b) In der Abtretung und Ueberlaſſung des Vermögens oder der Güther an die Gläubiger (Ceſſione bonorum) welche Vorzugsweiſe ganz eigentlich das flebile beneficium genannt wird. Gemeiniglich pflegen bloß diejenigen Schuldner, welche nur durch würkliche Unglücksfälle in den Verfall ihres Vermögens gerathen ſind, zu dieſer Wohlthat zugelaſſen zu werden. Indeſſen zeigt doch auch die Erfahrung und ſelbſt beſtätigen es Rechtslehrer, (ſ. *Hellfeldt* in Iuriſpr. for. Lib. 42. Tit. 3. §. 1804.) daß auch nach Römiſchen ſowohl als andern Geſetzen, durch Perſonen, die auf gewiſſe Weiſe durch ihre und ſonderlich der Ihrigen Schuld (Culpa.) alſo nicht auf betrügeriſche Art in öffentlichen Verfall gerathen ſind, zu ſolcher Wohlthat um ſo eher zugelaſſen werden, wenn ſie ſonſt nur nicht bey eigener Declaration, oder gerichtlichem Ausbruch ihres Unvermögens, fälſchlich, berückend, und betrüglich zu Werke gegangen ſind; da es nämlich bey der unendlichen Schwachheit der Menſchen, die größtentheils aus Temperaments- und Erziehungsfehlern herrührt, in eine Grauſamkeit ausarten würde, wenn die Gläubiger einem nicht betrüglich verſchuldeten Hausvater alles Mitleiden ſo geradezu, und gleichſam ohnbedingt und ohne alle nähere Prüfung, völlig entziehen wollten. Denn von freventlichen Concurſchmachern, Bankerutierern, und ſolchen, die durch ganz offenbar unbeſonnene und tollkühne Unternehmungen, oder gar durch begangene

gene Uebelthaten, Falſchheiten und Betrügereyen, ſich auſſer Zahlungsſtand geſetzt haben, iſt hier die Rede nicht. Vielmehr kann ein, durch ſeinen und der Seinigen Stand, und durch fehlgeſchlagene Hoffnungen gleichſam in ſich ſelbſt zu einiger weniger genauen Wirthſchaft verführter Schuldner, oft ein guter Menſch und brauchbarer Bürger ſeyn, wobey ihm zugleich um ſo weniger etwas zu imputiren iſt, wenn er aus Weichheit ſeines Charakters, und um nicht mit ſeinen Hausgenoſſen in öffentlichem Streit zu liegen, oder gar zu Eheſcheidungen zu greifen, dieſen etwas mehr eingeräumet hat, als wohl ſonſt hätte ſeyn ſollen. Der ſo erhabene als erleuchte Geſetzgeber der Preuſſiſchen Staaten ſelbſt gebietet in der neuen Proceßordnung (ſ. Corp. Iur. Frid. Lib. I. Part. 2. Tit. 25. §. 3.) mit ausdrücklichen Worten: daß ſogar der Richter alle Mühe anwenden ſolle, durch Vorſtellung der mitleidenswürdigen Umſtände des Schuldners, und durch Vorhaltung der Gründe, welche Menſchenliebe und Religion an die Hand geben, die Creditores zu Annehmung der Vorſchläge zu diſponiren, und dem Gemeinſchuldner die geſuchte Erleichterung ſeines widrigen Schickſals zu verſchaffen.

Ein Schuldner aber, der auf dieſe Rechtswohlthat provocirt, hat hauptſächlich auf folgende geſetzliche Erforderniſſe zu ſehen.

α) Daß er freymüthig und nach der Wahrheit, die Urſachen ſeines Verfalls zeige,

β) daß er den Gläubigern eine glaubhafte Specification ſowohl ſeines Vermögens- als

als Unvermögenszuſtandes vorlege, ſo wie er es mit einem Eyde gewiſſenhaft zu beſtätigen ſich getrauet.

γ) Daß er ſich durch ſein vorgehendes und nachfolgendes Betragen des Schutzes und der Wohlthaten des Staats, ſo wie des Mitleidens ſeiner Gläubiger, nicht unwürdig mache, als wenn er z. B. von ſeinem Activvermögen etwas verheimlicht, oder auf die Seite gebracht hätte, oder durch Aufſtellung erdichteter Gläubiger, und durch Colluſionen mit denſelben, ſeinen würklichen Gläubigern, die ihnen dem Scheine nach cedirte Maſſe ganz, oder zum Theil, wieder zu entziehen ſuchen wollte; oder aber er ſich durch eine ungebührliche betrügliche Flucht ſeinen Gläubigern, und der ihnen zu ertheilenden Rede und Antwort, entzogen hätte; oder aber endlich, wenn er in einem unbedachtſamen, unfleiſſigen Leben fortwandeln wollte, da er in dem letztern Fall, und weil er den Gläubigern doch immer für die Zukunft, bey Gelangung zu beſſerm Vermögen, verhaftet bleibet, risquiren würde, von neuen angegriffen, und auf eine weniger nachgebende und mildthätige Weiſe behandelt zu werden.

Ein Hauptvortheil dieſer Rechtswohlthat iſt, daß dem Schuldner weit leichter als in andern Fällen eine Kompetenz zu ſeinem nothdürftigen Unterhalt ausgemacht und accordiret wird, immaaßen es der Gläubiger eigenes Intereſſe iſt, daß der Schuldner am Leben bleibe, und in ſolchen Umſtänden erhalten werde, daß er deſto eher Gelegenheit finde, neues Vermögen, woraus er nachzahlen könne, zu erwerben.

Schlagen aber die vorbeſchriebenen Beneficien der Behandlung und Vermögensabtretung um, dergeſtalt,

geſtalt, daß entweder die Gläubiger ſolche nicht bewilligen wollen, oder der Richter, weil die ihm vorgeſchriebene Geſetze ihm dabey entgegen ſtehen, ſelbige dem Schuldner nicht zuerkennen kann: So

4) iſt zwar die gerichtliche Eröffnung des Concurſes, oder die Beſchlagnehmung alles Vermögens des Schuldners und Vorladung aller Gläubiger unvermeidlich, und die Beſtrafung des Gemeinſchuldners als eines vielleicht nicht ſchuldloſen, oder gar wohl betrüglichen Bankerutirs ſchwer zu hintertreiben. Indeſſen giebt es doch auch hiebey gewiſſe erlaubte Vorſichtigkeitsregeln, welche die Erfahrung beſtätigt.

a) Hüte er ſich für eine vorſetzlich betrügliche Entweichung, die ſo ſehr in ſolchen Concursfällen gewöhnlich iſt. Man ertappt einen ſolchen Flüchtling leicht, oder, wo nicht, wird es ihm in der Fremde, in entlegenen Ländern und Gegenden, mehrentheils an Gelegenheit fehlen, ſich auf gewiſſe W. iſe wieder empor zu bringen. Furcht und Elend pflegen einen ſolchen zu verfolgen; und durch die Entweichung vermehrt er ſeine Strafwürdigkeit, weil gar leicht dafür angenommen wird, als habe er entweder etwas heimlich von ſeinem Vermögen entwandt und untergeſchlagen, oder als finde er ſich ſelbſt aus eigener Ueberzeugung ſchuldig; oder auch als beſtätige er den ihm beygemeſſenen Vorſatz, dem Richter und ſeinen Gläubigern nicht ferner verantwortlich ſeyn zu wollen.

b) Hat er das Glück, der Concurseröffnung ohnerachtet, auſſer dem Gefängniß leben zu dürfen; ſo enthalte er ſich von ſelbſt aller Adminiſtration ſeines Vermögens, oder vielmehr

darüber nach Willkühr zu diſponiren. Er veräuſſere davon nichts, ziehe keine Gelder ein, die zur Maſſe gehören, und die er in ſeinen Nutzen zu verwenden trachtet; thue keinem einzelnen Gläubiger Zahlung, räume keinem gewiſſe Vorrechte vor andern ein u. ſ. w.

c) Fiele ihm etwa während des Concurſes einiges Vermögen, oder eine Erbſchaft, zu, ſo zeige er ſolches, wie er zu thun verbunden iſt, den Gerichten oder dem beſtellten Curator ſeiner Maſſe an, damit er um ſo eher ſeinen Schuldenzuſtand vermindere, da er doch ſeinen Gläubigern auch nach beendigtem Concurs noch reſponſable bleibt, und er je mehr wieder zu einigem Vermögen gelangen kann, je weniger er ſeinen Gläubigern am Ausfall nachzuzahlen hat.

d) Hüte er ſich vor allerley falſche und betrügliche Angaben und boshaftes Leugnen, oder freventliches Stillſchweigen, oder Nichtantworten auf die Fragen, die wegen ſeiner Rechenſchaftgebung an ihn gethan werden, weil auch dieſes den böslichen Vorſatz (Reatum) und mithin die Strafe vermehret, und alles Mitleiden aus den Herzen reißet.

e) Suche er ſeine Gläubiger zur Güte und Milde durch dienſame offenherzige Vorſtellungen zu bringen, damit dieſe wenigſtens, durch ihr nicht allemal verworfenes Vorwort, es höhern Orts zu vermitteln helfen, daß der etwanige Bankerontierproceß, aus gewiſſen nicht unerheblichen Vertheidigungsgründen, niedergeſchlagen, und er als Schuldner dadurch in den Stand geſetzt werde, nicht nur ſich eher wie-

wieder zu helfen, ſondern auch deſto eher ſeinen Gläubigern künftig einige mehrere Genugthuung in Nachzahlung des beym Concurs ſich ganz, oder zum Theil, ereignenden Ausfalls an ihren Forderungen zu leiſten.

f) Verfalle er nicht auf den Unſinn, aus eigenen, ſich vorgeſpiegelten leeren Hoffnungen, als ein Wagehals, neue Schulden zu kontrahiren, und des Endes ſeines Zuſtandes unwiſſende neue Gläubiger zu berücken. Wie will er jemals auf einen grünen Zweig kommen, wenn er ſchon auf neue Schulden denkt, ehe noch die alten getilgt ſind?

g) Kurz der Gemeinſchuldner verfahre auch im Concursfall redlich und aufrichtig, ſo wird er weniger Strenge erfahren, und eher, wo nicht eine völlige Begnadigung, doch Minderung, als Vermehrung ſeiner Strafe zu hoffen haben.

In allem Betracht aber hüte ſich jeglich verfallener Schuldner für das niederträchtige Laſter der Betteley, oder die, ohne obrigkeitliche Erlaubniß ohnehin ſtrafwürdige, Ausſchreibung von Brandbriefen, Collecten und dergleichen. Ein ſolches Unweſen verdirbt einen geſitteten, brauchbaren und hoffnungsvollen Bürger, macht ihn zum Landſtreicher, Faullenzer und Tagediebe. Verdient er durch ſein Verhalten Mitleiden, ſo wird er ſchon mitleidige Herzen unter ſeinen Freunden, Verwandten und Bekannten finden. Und iſt er im hohen Alter, oder als ein zur Arbeit unfähiger Mann, verunglückt, und kann er ſich nicht durch der Seinigen Hände ernähren laſſen; ſo wende er ſich an ſeine Obrigkeit, die Pflichtmäſſig nicht ermangeln

wird, ihn aus öffentlichen Fonds, beſonders den Armenkaſſen zu unterſtützen, als womit er und die Obrigkeit ſich des Schutzes des Höchſten nicht unwürdig machen.

Zweytes Kapitel.

Uebereinſtimmung des Hausvaters und der Hausmutter in die innere Haushaltung.

Iſt es in aller Abſicht wahr, daß eine vereinte Kraft mehr als eine einzelne ausrichten könne, (Vis unita fortior) und daß ſich unter einander widerſtrebende Kräfte ihre Wirkungen ſchwächen, oder ſich einander hindern; ſo iſt es im Hausſtande nicht anders. Wenn beyde Ehegatten in Anſehung des Hausweſens nicht einerley Sinn haben, ſo wird die Wirkung des einen Theils gehemmet oder vermindert. Sind aber Hausvater und Hausmutter darüber einig, daß eines jeden Beſtrebniſſe in gleicher Richtung zum gemeinen Wohl ihres Hausweſens, oder Aufnahme der Wirthſchaft, hinzielen, ſo können ſie unter dem Beyſtande des höchſten Hausvaters, der Ordnung und Fleiß der Menſchen gebietet und ſegnet, ſich darauf freuen, daß ſie nicht vergebens wachen, ſorgen und arbeiten werden. Was kann dagegen anders als Stillſtand im Erwerb, oder gehemmte Fortſchritte zur Vermehrung des Vermögens, meiſtens aber Verminderung deſſelben, Spott vor der Welt, ſo genanntes Kummerbrod oder gar Armuth herauskommen, wenn der eine Gatte

Gatte zwar ſammelt, der andre aber zerſtreuet; der eine fleiſſig, der andre faul; der eine rechtſchaffen, der andre aber Pflichtvergeſſen iſt und bleibet.

1) Die Hausmutter muß ſich als eine wahre Gehülfinn des Hausvaters in der Wirthſchaft beweiſen.

Die Hauptpflicht einer rechtſchaffenen Hausmutter kömmt auf dieſe zwey Stücke an: 1) daß ſie ſich in den überall den Hausmüttern obliegenden Geſchäften des Hausweſens treu, geſchickt, fleiſſig und ſorgſam beweiſe, und ſie daher ſo kenne und ausübe, als ſie in der ihnen zu Gute von mir geſchriebenen Hausmutter vorgetragen worden. 2) Daß ſie auch eine Kennerin der Wirthſchaftsgeſchäfte des Hausvaters ſey, um nicht nur ihrem Gatten die erſte Rathgeberinn zu ſeyn, ſondern auch auf den Nothfall an ſeiner Statt die ganze Wirthſchaft deſſelben regieren oder führen zu können.

a) Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, daß nur in kleinen oder mittelmäſſ'gen Haushaltungen es recht der Mühe werth ſey, wenn die Hausmutter, als eine rechtſchaffene Wirthin, das Ihrige thut. Ich laſſe hiebey den Münchhauſenſchen Hausvater reden, der dieſen Irrthum Th. I. S. 425. ff. alſo widerleget.

Bey einem großen Guthe iſt an ordentlicher Einrichtung der innern Haushaltung mehr gelegen, wie man Anfangs meinen ſollte. Es belohnet ſich alſo wohl der Mühe, daß ein Hausvater ſein Augenmerk mit darrauf richtet, wenn ſonſten gleich die mehreſten dahin zu rechnenden Beſchäftigungen für die Hausfrau gehören. Ich rechne nämlich zu der innern Haushaltung alle

im Hauſe ſelbſt vorfallende Beſchäftigungen, als kochen, ſpinnen, waſchen; die unter den Bedienten zu beobachtende Ordnung; ihre Speiſung; die Wartung des Viehes, u. ſ. w. Das Oel z. B. wird zum Lichte für die Bediente bey kleinen Mäßgen ausgegeben; geſetzt, es werde täglich nur ein klein Mäßgen von 4 Loth Oel mehr verbrauchet, ſo macht dies im Jahre ſchon eine ſtärkere Ausgabe von bey nahe 46 Pfund Oel, und das Guth iſt ſchon im Kapital hundert Thaler weniger werth. Noch mehr: Ich habe auf dem Guthe täglich 48 bis 50 Perſonen zu ſpeiſen; macht im Tage 100 Mahlzeiten. Eine Haushälterinn oder Köchinn wird es von geringer Erheblichkeit halten, ob ei- Mahlzeit für jede Perſon 2 Pfennige mehr oder weniger koſte. Geſetzt aber, ich fange eine neue Art an, die Leute zu ſpeiſen, wodurch jede Mahlzeit durch die Bank nur um 1 Pfennig höher kömmt, ſo macht dies ſchon im Jahre einen Unterſchied von 120 Thlr. Vergleiche ich dagegen eine andere Einrichtung, nach welcher ich im Jahre 120 Thlr. erſpare, ſo iſt in ſolchem Falle das Guth ſchon um 6000 Thlr. am Kapital mehr werth, als in jenem Falle. Eben ſo ſoll man auch bey denen zu haltenden Dienſtboten überſchlagen, ob die davon zu hoffende Arbeit ſo viel aufbringet, als ihr Lohn, Beköſtigung und Unterhalt koſtet. Man hält z. E. Mägde zum Spinnen; wenn ihre Koſt aber täglich auf 3 mgr. anzuſchlagen iſt, und man kann das Garn, welches ſie in einem Tage liefern, außer dem Hauſe um 1 mgr. geſponnen bekommt, ſo ſtehet man in dieſem Falle ungleich beſſer. —

b) Eben dieſer Hausvater rühmet von ſeiner Gattinn, daß ſie in ſeiner Abweſenheit alle ſeine Geſchäf-

ſchäfte zu verrichten fähig, und alſo in dieſer, und allen übrigen Hinſichten eine vollkommene Hausmutter geweſen. Ihr Bild iſt ſo ſchön, daß ich es allen Häuſern zur Nacheiferung und Nachbildung herzuſetzen nicht umhin kann.

Ich ſehe mich, ſchreibt er Th. III. S. 33. auf die glücklichſte Art ſeit 17 Jahren verheyrathet, und genieße in dem liebreichen Umgange mit der beſten Ehegattin ein Vergnügen, welches ſich wohl empfinden, aber nicht beſchreiben läßt. Sollte ich ihr Lob machen, ſo weiß ich nicht, ob ich den Anfang machen ſollte von ihrer Frömmigkeit und Gottesfurcht, worin ſie allen zum Muſter dienen kann: oder von ihrer Häuslichkeit; da ſie eine genaue Aufſicht, eine ſtrenge Ordnung, eine mäſſige Sparſamkeit, eine gehörige Beobachtung des Nothwendigen, ſo geſchickt zu verbinden weiß, daß es an dem Nöthigen niemals fehlet; daß alles Ueberflüſſige vermieden, und mithin ein ziemlich groß anſcheinender Aufwand mit mäſſigen, und kaum merklichen, Koſten zu eines jeden Zufriedenheit beſtritten wird: oder von ihrem liebreichen Umgange, da ſie einen jeden, ſie lieb zu haben und ihr gewogen zu ſeyn, zu zwingen und, nach einer nunmehr fünf und zwanzigjährigen Ehe, gleichwohl mit eben den Reizungen noch eben die vollkommene Liebe und Zutrauen zu unterhalten weiß, ohne im mindeſten in dasjenige zu verfallen, was wir Deutſchen, wenigſtens dem Namen nach, nicht kennen, ein Franzoſe aber Coquetterie nennet: oder von ihrem geſetzten Weſen und gefaßten Muthe, da ſie ſich in den bedenklichſten Fällen gleich zu finden, und eine Parthey zu nehmen im Stande iſt, alle Bedienten auch mit den freundlichſten Minen und Wor-

ten beſſer in Ordnung erhält, und mehr Furcht bey ihnen hat, als andere Herrſchaften mit der größten Strenge; vornehmlich aber in den gefährlichſten Kriegeszeiten, Freunde und Feinde ſich gleich bald verpflichtet machte, und als eine wahre treue Gehülfinn in meiner öftern Abweſenheit alle Geſchäfte unermüdet beſorgete: oder von der Treue, womit ſie ſich der Kinder annimmt, worin es ihr ſchwerlich eine Mutter gleich, und gewiß keine zuvor thun wird; da ſie ſolche ſtets um ſich hat, und nicht allein für ihre Erziehung, ſondern auch für ihren Unterricht, ja ſelbſt für ihre Wartung und Verpflegung, ſonderlich in ihrer zarten Jugend, ſo lange ſie ihres Beyſtandes vornehmlich nöthig hatten, Tag und Nacht Sorge nahm, und ſich gegen die Kinder nicht blos als Mutter, ſondern als eine wahre Freundinn erzeiget. Da ſie noch am Leben iſt, ſo muß ſie zu beleidigen ich fürchten, wenn ein mehreres zu ihrem Ruhme ſagen, ein ausführliches Bild von ihr machen, und alle von ihr mir bekannte vorzügliche Eigenſchaften erzählen wollte. An der andern Seite darf niemand befürchten, daß in meiner Beſchreibung etwas übertriebenes enthalten ſey; ſo wie man in den Lebensbeſchreibungen der Verſtorbenen dieſelben gemeiniglich abzuſchildern pfleget, nicht, wie ſie geweſen ſind, ſondern wie ſie hätten ſeyn können und ſollen. Ich kann mich auf das Zeugniß aller derer, die ſie kennen, berufen, ob ſie nicht alle dieſe Eigenſchaften in noch höherm Grade beſitze. —

c) Die Gebrüdere Alfred, zwey Landwirthe, und nicht weit von einander wohnend, heyratheten einer nach dem andern zwey Schweſtern, die ſich

ſehr

ſehr ungleich ſind. Die älteſte war ſchön, kam in eine Koſtſchule bey einer Franzöſinn, die ihr über alle ihre Mitſchülerinnen den Vorzug gab, und ſich darauf was einbildete und rühmte, daß ſie unter ſo vielen andern Koſtſchulen des Orts die Brillanteſte habe, weil Egeſippe, dies war die berühmte Schöne, das ſchönſte Mädchen in der ganzen großen Stadt N** ſey. Die kleine Egeſippe hörete dieſes ſehr oft und nicht ungern, weßhalb ſie ſehr bald in einen unerträglichen Stolz und Selbſterhebung über ihre Geſpielinnen ausartete. Sie ſahe dieſe je länger je mehr als weit unter ſie herabgeſtufte Geſchöpfe an, die nur da wären, alle Anfälle ihres Eigenſinnes zu erdulden. Sie durften ſich auch bey ihren größten Rechten gegen die aufſchwellende Egeſippe bey der Jugendführerin niemals beſchweren, weil ſie niemals gehöret wurden und Recht bekamen. Die alte Närrinn trieb die Sache ſo weit, daß, da ſie zu bekannten Zeiten mit ihren Untergebenen ſpatziren gieng, und ſodann gemeiniglich von einem Schwarm ſüſſer Jünglinge auf der Promenade begleitet, ſich aber gleichſam ſodann als im Triumphe hielt, den übrigen Schülerinnen zu ſagen pflegte: Würde wohl ohne die ſchöne Egeſippe ein junger Herr ſich nach uns umſehen, und ſeyd ihr nicht alle derſelben dafür die größte Achtung ſchuldig? Eine am Orte befindliche Muhme derſelben hatte von ihren Aeltern den Auftrag, über die Tochter mit Aufſicht zu haben, weßhalb ſie alle Woche des Sonntags bey ihr ſpeiſen mußte. Und da dieſe es nicht gleich im Anfange wiſſen konnte, was die Franzöſinn bey der jungen Egeſippe für eine Anlage des Herzens könne gemacht oder ſolche vielmehr umgeſtimmet haben, ſo ließ ſie

ihre Niece niemals ohne viele Lobſprüche wegen ihrer perſönlichen Artigkeit, und daß ſie in ihrem Betragen ſo bald den Ton der großen Welt faſſen und annehmen könne, von ſich. Mehr war nicht nöthig, ein junges, ſich allein überlaßnes, Herz zu verderben. Die Mutter fand ſich, nachdem ihre Tochter ein Paar Jahre nun vom Hauſe abweſend geweſen war, in der Nothwendigkeit, eine Reiſe nach den Ort ihres Aufenthalts zu thun, und ihre Floriane, die zwote Tochter, mitzunehmen, und ſie einem geſchickten Operateur darzuſtellen, da ſie von den einige Monathe zuvor ausgeſtandenen Blattern, die ihr die vorige Geſichtsſchönheit geraubt hatten, einen Schaden an dem einen Auge bekommen und behalten hatte. Da die Mutter bey ihrer Anverwandtin eingekehret war, ſo mußte Egeſippe in den Tagen, ſo lange ſie dort war, bey der Niece bleiben, und auch des Nachts bey ihr ſchlafen, da ihr denn nebſt ihrer jüngern Schweſter ein eigenes Schlafzimmer angewieſen ward. Die Mutter freuete ſich ſehr, an ihrer Tochter eine Schönheit zu finden, die erſt ſo zu ſagen in der Morgenröthe ſich zwar befand, aber den prächtigſten Tag anzukündigen ſchien. Sie ärndtete ihrentwegen von allen Damen und Herren, welche von ihrer Muhme mit zu Gaſte gebeten wurden, die ſchönſten Complimente ein. Immittelſt bemerkte die Mutter gar bald einige Nachläſſigkeiten nicht nur im Anzuge ihrer Tochter, ſondern ſo gar hin und wieder Flecke an einem neuen Kleide ſo wohl, das ſie erſt zum Drittenmal anhatte, als auch an ihrem Kopfaufſatze, der des Tages zum Erſtenmal auf den Kopf gekommen war. Da ſie nach Tiſche mit ihr allein war, frug die Mutter, nach-

dem

dem ſie ein und das andre in Anſehung mancher kleiner, ihrem Auge nicht entgangenen, Nachläſſigkeiten in der Art ſich zu kleiden getadelt hatte, woher ſo manche Flecke in dem neuen Kleide, auch eben dergleichen, nebſt einigen ſogenannten Krünkeln, im Kopfaufſatze gekommen wären. Sie antwortete, das letztere von ihrer Badine, ſo hieß ihr kleiner Schooßhund, dem ſie des Morgens auf dem Tiſche, wo ihr Aufſatz gelegen, Kaffee gegeben, herrühreten, da das Hündchen darauf geſprungen, und die bemerkte Unordnungen angerichtet hätte. Geſchieht es öfters? frug die Mutter weiter. Warum nicht, war die Antwort, dieſes ſind Kleinigkeiten, und ſchönen Leuten ſitzt alles ſchön. Die Mutter erſchrack über dieſe zu freye Antwort nicht nur, ſondern gab auch der Tochter, wie billig, Verweiſe, und wieß ſie auf das Beyſpiel ihrer gegenwärtigen Schweſter, der ſie, der Mutter den Rücken zukehrend, dafür eine ziemlich höhniſche Mine von ſich erblicken ließ. Floriane, die mit aller ländlichen Unſchuld ein edles Herz verband, entrüſtete ſich ſo wenig über dieſe ihr begegnete Verachtung, daß ſie vielmehr ihre Schweſter, da hierüber die Mutter fortging, umarmete und küſſete. Beyde Schweſtern gingen des Abends in ihrem eigenen Nachtzimmer zu Bette, und wie ſehr befremdete es die jüngere, als ſie ihrer ältern Schweſter ſeidene weiße Strümpfe beym Ausziehen erblickte, in welchen die Fußſohlen ganz ausgeriſſen, und hinten an den Hacken der Schuhe von weißem Atlaß, mittelſt ein Paar Stiche von weißer Seide, angeheftet waren, daß ſie ſich nicht in die Höhe begeben, und die nackende Haut nicht über den Saum der Schuhe hervorkommen laſſen möch-

möchten. Nicht weniger fand ſie, daß Egeſippe ein ſo ſchwarzes Unterhemde anhatte, daß ſie es wohl an die 4 Wochen ſchon konnte getragen haben. Floriane, die ſich nicht noch mehr den Unwillen ihrer Schweſter zuziehen wollte, enthielt ſich ihr Vorwürfe zu machen, und es ihr mit deutſchen Worten zu ſagen, daß ſie anfange faul zu werden, hinterbrachte des andern Morgens der Mutter die feine Wirthſchaft ihrer Schweſter, welche des Abends, da ſie merkte, daß ihre Töchter ſich entkleidet hatten, und zu Bette gegangen waren, ins Schlafzimmer, ein Licht in der Hand habend, hineintrat, und Hemde und Strümpfe beſahe. Man kann leicht denken, was ihr die Mutter müſſe für Verweiſe gegeben haben, die aber gar keine Beſſerung würkten. Das erſte, was Egeſippe nach der Entfernung der Mutter fürnahm, war dieſes, daß ſie ihrer Schweſter, die ſie ſo fort als ihre Anklägerinn bey der Mutter hielt, die ſchlimmſten Worte ſagte, die Zorn und Rache nur eingeben konnte, und ſie von nun an, wenn ſie alleine waren, beſtändig ein dummes Dorfmädchen nannte. Floriane ertrug dieſes mit Gedult die 4 Wochen hindurch, als ſie während der Kur ihrer Augen am Orte bleiben mußte. Und da ſie von da an auch da bleiben, und in Penſion eintreten ſollte, ſo unterließ ſie nicht ihre Aeltern unabläſſig zu bitten, daß ſie wieder abgehohlet und bey ihnen ſeyn möchte. Sie war nur 14 Jahr alt, und man muß eben nicht hiebey denken, daß ſie aus Verdruß, von ihrer Schweſter ſo ſehr verächtlich gehalten zu werden, nicht habe bey ihr bleiben wollen. Nein! ſo wenig dieſes, als die Beſorgniß, wegen ihres mindern ſchönen Geſichts unter die meiſten Koſtſchülerin-

lerinnen herabgewürdiget zu werden, war die Urſach ihrer Sehnſucht nach Hauſe. Sie hatte ſchon einen zu richtigen Geſchmack an Häuslichkeit und Luſt zur Landwirthſchaft von ihrer Mutter ſich beybringen laſſen, daß ſie bereits die 4 Wochen bedauerte, die ſie um ihres Auges willen vom Hauſe hatte zubringen müſſen. Ihre Aeltern mußten ihre Gründe gelten laſſen, da ſie ihnen zu Gemüthe führete, daß der Aufenthalt von einigen Jahren in einer großen Stadt zu ihrer künftigen Lebensart gar nichts beytragen könne, indem ſie ſichs vorgenommen habe, nach dem Beyſpiele und Lehren ihrer Mutter dereinſt eine gute Wirthin zu ſeyn. Das Franzöſiſchſprechen könne ſie wohl, wenn's ja Nothwendigkeit ſeyn ſollte, wohl zu Hauſe lernen, wenn ihr daſelbſt eine Franzöſinn gehalten würde, als wofür ſie deſto mehr ihrer Mutter zur Hand ſeyn, und ihr den Aufwand auf ſolche möglichſt damit wieder einbringen wolle. So kam Floriane wieder nach Hauſe, und bildete ſich zu einer vollkommenen Landwirthinn ſo ſehr aus, daß ihre Wirthſchaftskunde ſie ohne alle Ausſtattung oder Mitgabe werth machte, an den beſten Mann dereinſten zu kommen. Egeſippe würde, wenn's nach der Mutter gegangen wäre, das Stadtleben mit dem Landleben von nun an auch haben verwechſeln müſſen. Aber die Aeltern mußten der Muhme ihrenthalben zu Willen leben. Dieſe beſtand darauf, daß die Tochter noch einige Jahre bey ihr in der Stadt zubringen ſollte. Und da ſie ohne Kinder und reich war, ſo machte ſie Mine, dieſer Tochter dereinſt in ihrem Teſtamente unter allen übrigen vielen nahen Verwandten das meiſte zu vermachen. Egeſippe war nun in ihrem ſechs-

zehn-

zehnten Jahre, und formte ihr Herz, neben dem Hochmuthe, Eigenſinne und Rachbegierde auch noch völlig zur Falſchheit und Verſtellung um. Denn da ihr die Mutter znm öftern die zärtlichſten Vermahnungen ſchriftlich ertheilte, alle die religieuſe Geſinnungen bey ſich wieder aufleben zu laſſen, wozu ſie in dem Hauſe der Aeltern erzogen war, und mittelſt derſelben ſich von der an ihr bemerkten Neigung zur Unordnung, Stolz und Rachſucht um- nnd ablenken zu laſſen; ſo antwortete ſie der Mutter immer mit Betheuerungen einer Perſon, die, um ſie nach ihren Worten zu nehmen, als eine Heilige paſſiren konnte. Dieſes gieng ſo weit, daß ſie, wenn Freunde aus der Nachbarſchaft ihrer Aeltern ſie beſuchten, ſo wie dieſe ſie darum baten, Egeſippe völlig die Mine einer Frommen heuchelte, als womit ſie hauptſächlich ihre rechtſchaffene Mutter zu hintergehen oder zu beruhigen gedachte. Da immittelſt ihre Aeltern ihrenthalber auſſer Sorge waren, ſo kamen ſie auf einmal in groſſe Unruhe, als ſie in ihrer Nachbarſchaft auf dem Lande zur Hochzeit gebeten waren, und daſelbſt ein Paar junge Herren aus der Stadt, wo ihre Tochter lebte, vorfanden. Dieſe hatten Egeſippens Portrait inwendig im Deckel ihrer Schnupftabacksdoſen, und trieben damit die Eitelkeit ſoweit, daß einer derſelben der auch zur Hochzeit anweſenden Floriane die Doſe hinreichte, und frug, ob dieſes nicht eine rechte Beauté ſey? Sie konnte die Antwort nicht anders denn bejahen, und nachdem ſie vom Tanzen mit dieſem Chapeau abgetreten war, ſo präſentirte ſich der andre, und zeigte ihr gleichfalls ſeine Doſe, nicht nur mit dem nämlichen Bildniſſe, ſondern ſetzte auch hinzu,

ſie

ſie müſſe die Perſon kennen. Wie kann, erwiederte ſie, ſolches möglich ſeyn, da ich nur wenig Bekanntſchaften auf dem Lande habe, und unter derſelben das Original nicht finde. Verſtellen ſie ſich nicht, fuhr der junge ſüſſe Herr fort, das Original muß keinem weniger unbekannt als ihnen ſeyn, und hiemit führte er ſie nach der Wand, nahm von einem Wandleuchter ein Licht herab, mit den Worten: Nun ſehen ſie dieſe Schönſte recht helle an, ſie werden ſie nicht länger mißkennen können und wollen. Floriane erröthete, blieb aber dabey, ob ſie es ſchon gleich vom Anfange richtig erkannt hatte, daß ſie das Original nicht wiſſe oder kenne. Nun ſo wollen ſie, verſetzte der junge Herr, ihre Schweſter nicht kennen? Soll dieſes meine Schweſter ſeyn, ſprach Floriane, ſo wollte ich, daß ſie der einzige Beſitzer ihres Bildniſſes wären; da ich aber auſſer dem ihrigen ſo eben die nämliche Copie in einer andern Doſe geſehen habe, ſo werden vermuthlich auſſer dieſen beyden noch mehrere gefunden werden. Sie urtheilen nicht unrecht, war die Antwort, eine ſo berühmte Schönheit in = = = will jeder unter uns wenigſtens im Bildniſſe haben und küſſen. Hätte es nur einer von uns, ſo wäre ſchon ein zweyter Trojaniſcher Krieg darüber entſtanden. So bald Floriane die Converſation geendiget hatte, eilete ſie zu der Mutter, und bat ſie, ſich eine von den Doſen zeigen zu laſſen. Doch nein, ſagte ſie, ſie möchten noch mehr als ich dabey leiden, wenn ich's ihnen nicht vorherſagte. Egeſippe hat ſich portraitiren laſſen, und paradiret in den Schnupftabacksdoſen. Die Mutter hatte nicht Luſt ſich hievon durch den Augenſchein ſelbſt zu überführen, ſie konnte ſich auf

Florianens Auſſage völlig verlaſſen. So bald ſie nach Hauſe gekommen, und mit ihrem Manne die Sache überlegt und verabredet hatte, ſetzte ſie ſich auf den Wagen, um ihre Tochter abzuhohlen. Dieſe begegnete ihr eben im Begriffe, in das Haus ihrer Muhme hinein zu gehen; hatte einen ihrer Bedienten, daneben aber drey junge Herren zur Begleitung neben ſich. Die Mutter befahl der Tochter ſofort in ihren Wagen zu ſteigen, und mit ihr ſofort zu ihrer Demoiſelle zu fahren. Sie gieng gleich mit ihr in ihre Kammer, wo ſie ihre beyden Koffers aufſchlieſſen mußte. In dem einen, der ihre weiße Wäſche enthielt, war ein rechtes Chaos; alles unter einander; keine Art neben oder auf der andern, ſo wie ſie zu Hauſe war angehalten worden. Kein einziges Stück ihres Linnengeräthes hatte die gewöhnliche Form, worin es nach dem Plätten weggelegt oder aufbewahret wird. Lauter Schludern von Wäſche. Nun zum andern Koffer. Hier fiel die Tochter der Mutter zu Füßen, und ſagte, ſie könne ihn nicht öffnen. Die Mutter befahl ſofort dem vom Hauſe mitgebrachten Kammermädgen aufzuſchlieſſen. Es geſchahe; und gleich oben auf lag ein großes Paquet von gereimten und ungereimten Zuſchriften junger Herren; ſodann lauter Romanen und gedruckte Komödien. Egeſippe ward gefragt, wo ſie zu ſo vielen Büchern das Geld herbekommen, ſie müſſe zum Erkauf derſelben falſche Rechnungen nach Hauſe eingeſandt haben. Sie antwortete, die Bücher gehörten ihren Geſpielinnen. Dieſe wurden herbey gerufen, und da ſie ſahen, daß Egeſippens Sachen eingepackt wurden, und ſie nicht mehr da bleiben ſolle, ſo hielt ſie keine Furcht

mehr ab, die Wahrheit nicht zu ſagen, und zu geſtehen, daß alle die Bücher ein Eigenthum der Egeſippe ſeyn. Nachdem ein Karrenſchieber zum Fortbringen der eingepackten Sachen war herbeygehohlet, und der Rückſtand der Penſion abbezahlet worden, kam die Mutter mit der Tochter zu der Muhme, mit der ſie den Briefwechſel durchmuſterte, welcher ſo ziemlich im Style verliebter Ritter geſtimmet war, die, da ſich die Schöne für keinen recht erklären, ſondern ſie alle in der Abhängigkeit erhalten wollte, den Tod zur Endigung ihres Unmuths herbeyriefen. Die Muhme war nicht wenig über dieſe Geſchichte betreten, und wurde mit der Mutter darüber eins, daß es am beſten ſeyn würde, die entdeckte Egeſippe, in Betracht ſie ſich mit keinem Liebhaber beſonders eingelaſſen, und bisher nur noch ein gleichſam romantiſches Luſtſpiel verſucht hätte, mit keinen Vorwürfen noch mehr auſſer ſich zu bringen, und dieſes ihre gröſzte Strafe ſeyn zu laſſen, daß ſie nach Hauſe reiſen, und in der ländlichen Einſamkeit ihre Thorheiten vergeſſen ſolle. Unter der Menge ihrer Liebhaber aber war Alfred geweſen, der ſich zu ihren weitläuftigen Verwandten zählete, aber bisher bey ihr nicht mehr Glück, als alle ſeine Nebenbuhler, gehabt hatte. Schmerzete es dieſen aufs höchſte, daß ſie ihre Schöne forthin nicht mehr in ihren Mauern ſehen ſollten, ſo ſchien dieſer aufzuleben, ſobald er Egeſippens Entfernung erfuhr. Denn von nun an glaubte er allein auf dem Kampfplatze feſten Fuß bekommen zu haben, da ſein Guth noch von Vormündern in Pacht ausgethan, nur ein Paar Tagereiſen von dem Guthe des Vaters ſeiner Schöne entlegen war. So ſehr er bisher die Stadt

und ſtädtiſchen Zeitvertreib dem Landleben vorgezogen hatte, ſo ſehr mißfiel ihm nun jede Stadt, jede brillante Geſellſchaft, wo keine Egeſippe mehr war. Er ward zur Verwunderung ſeiner Freunde auf einmal ſchlüſſig, auf ſein Guth zu gehen, ſich majorain erklären zu laſſen, und nach Abfindung des auf ſeinen Antrag aus ſeinen Pachtjahren herausgehenden Pachters ſein Guth ſelbſt zu bewirthſchaften; alles in der Idee, ſeine Egeſippe in der Nähe zu haben, ſie ferner zu ſehen, und ſich um die Gunſt ihrer Aeltern zu bewerben, mittelſt derſelben aber ſich des Herzens ſeiner Geliebten völlig zu bemeiſtern. Er irrete ſich in dieſem Plane gar nicht, indem Egeſippens Aeltern bald viele Achtung vor ihm bekamen, da ſie an ihm einen geſetzten Mann und einen ſich ſehr gut anlaſſenden Landwirth, von deſſen Jahren man kaum eine ſolche Application auf die Wirthſchaft erwarten ſollen, bemerkten. Sie beſuchten ihn daher fleiſſig wieder, und wurden von ihm noch fleiſſiger wieder beſucht, unter dem Vorwande, daß er von alten erfahrnen Wirthen noch recht lernen, und ſich bey ihnen vervollkommnen wolle. Er ſahe es nun ſo fort ein, daß er bey Egeſippen gewonnen Spiel habe, indem ſie einen heimlichen Gram wegen ihrer verlohrnen Freyheit ſich abmerken ließ, und daß ſie ſich dem erſten dem beſten Freyer, als einem Erlöſer aus ihrem nunmehrigen Gefängniſſe, in die Arme werfen würde. Er ward nach wenigen Beſuchen mit ihr eins, daß er um ſie bey den Aeltern anwerben möchte, aber er hatte es nicht erwogen, daß dieſe mit ihrer Tochter einen andern Weg hinaus wollen könnten. Denn er glaubte vom Himmel in den tiefſten Abgrund hinabzufallen,

als

als er bey Anbringung ſeines Gewerbes von den Aeltern hören mußte, die Tochter ſolle noch in keinen 4 Jahren heyrathen, und auch dennoch nicht, wenn ſie keine ächte Proben ihres geänderten Gemüths und gänzlichen Neigung zur Ordnung und guter Wirthſchaft würde abgelegt haben. Alfred beſtand auf ſeinem Anſuchen um die Tochter einmal nach dem anden, mußte aber immer wieder hören, was er zum erſtenmal gehöret hatte. Er trieb die Sache weit, und erklärte, er könne nicht eher weichen, bis er das Jawort von den Aeltern hätte, und es müßte ihm Gewalt angethan werden, wenn er ohne ſeiner Egeſippe gewiß zu ſeyn, ſcheiden ſollte. Die Liebe macht Narren. Alfred beſtätigte vollkommen dies alte Sprichwort, und die Aeltern wußten nicht, wie ſie in einer ſo eigenen Sache ſich mit dem jungen, auf dem Rande ſonderbarer Ausſchweifungen ſtehenden, Freyer benehmen ſollten. Der Vater mußte ihm auf Ehre verſprechen, daß er binnen 8 Tagen ihn beſuchen, und ſeine Tochter mitbringen wollte. Unter der Zeit ſchickte er einen Geiſtlichen an den Alfred ab, der bey ihm alles vermochte, weil er ſein Educator geweſen, und ein überall beliebter Mann war. Dieſer mußte mehr ſagen, als der Vater hatte zu ſagen wagen wollen. Sein Auftrag war nämlich ihm vorzuſtellen, daß er mit Egeſippen nicht glücklich ſeyn könne, da ſie noch keine Wirthinn ſey, und erſt wieder bey den Aeltern verlernen ſolle, was ſie in der Stadt ſich angenommen; dagegen aber erſt noch Häuslichkeit und Application auf Wirthſchaft bey der Mutter lernen ſolle. Floriane aber, die in ihr ſiebzehntes Jahre gehe, ſey eine vollkommene Wirthinn, und völlig im Stande, den Erwar-

tungen des ſchärfſten Landwirthes zu genügen. Er ſolle daher um dieſe anhalten, die würde ihm nicht verſaget werden. Alfred konnte mit aller, für ſeinen Educator ihm beywohnenden, und gleichſam ſchon zur Natur gewordenen, Achtung kaum das Ende dieſer Vorſtellung abwarten, und erklärete, daß jeder andrer, der aus ſolchem Tone mit ihm zu reden ſich erkühnete, von ihm alles erwarten müßte, was der Zorn einem beleidigten Liebhaber eingeben könne. Er begnüge ſich aber ihm zu erwiedern, daß Egeſippe bey ihm eben das und noch mehr werden könnte, was ſie noch bey ihren Aeltern werden ſolle. Ueberdem habe er bey ihrer Unerfahrenheit wenig oder nichts zu risquiren, da er nicht nur an ſeine Geſchwiſter nichts mehr herauszugeben, und überall keine Schulden habe, ſondern auch während ſeiner Minderjährigkeit von den Vormündern bereits ein kleines Kapital zuſammengebracht und auf Intereſſe ausgethan worden. Da der alte Educator ſahe, daß Alfred gleich einem Felſen unerſchüttert ſtehen bleibe, ſo verließ er ihn unter den beſten Wünſchen alles Wohlergehens, und eilte zu Egeſippens Vater, ihm von ſeinen fruchtloſen Bemühungen Nachricht zu geben. Dieſer gieng nun mit ihm zu Rathe, was zu thun ſeyn könne. Er enthielt ſich aber, ſich hiebey einer Entſcheidung anzumaßen, äuſſerte aber viel Peinlichkeit bey der Ausſicht in der Erfüllung ſowohl, als die Nichterfüllung des Wunſches ſeines ehemaligen Zöglings. Der Tag kam indeſſen heran, daß der Vater vermöge ſeines Ehrenworts mit Egeſippen und ihrer Mutter zu dem Alfred hinreiſen mußte. Er war immer noch ſteif auf ſeinem erſten Entſchluſſe, in die

Hey-

Heyrath ſeiner Tochter nicht zu willigen, und erkläret ſich ſonder Umſchweif, als ein ſehr ernſthafter Mann, bald nach dem Eintritte in Alfreds Haus, daß ihn nichts von ſeinem Vorſatze abbringen könne. Er ſagte dieſes in Gegenwart ſeiner Tochter dem Alfred, der, ohne ſich lange zu beſinnen, fragte; ob er Egeſippen als Freund geben oder als Feind laſſen wolle? Und dieſe trat ſofort gleichfalls hinzu mit den Worten: wollen Sie mich als Vater weggeben, oder als Tyranne quälen? Nun ſo gebe ich ſie weg, ſprach der beſtürmte Vater, zwar nicht als Freund, aber auch nicht als Feind. Sie haben mir, ſagte er zu Alfreden, meine Tochter abgezwungen, werden aber bey mir niemals klagen dürfen, nachdem ſie ihr Jugendfeuer werden verlohren haben, wenn ſie ſich mit der Frau vielleicht, und das wolle Gott nicht, daß ich es je hören dürfe! nicht werden berathen, ſondern verrathen haben. Wie konnte ein Alfred den Nachdruck dieſer letzten Worte verſtehen, der nun in dem höchſten Affect der Freude zu ſchnell übergegangen war, und nicht wußte, ob er bey dem Vater oder bey der Tochter mit ſeinen Freudenbezeugungen und Dankſagungen anfangen ſollte. Auch dieſes rauſchte vor ſeinem Herzen vorbey, da ihm ſeine Zukünftige ſofort nach ihres Vaters Einwilligung zur Heyrath zum allererſten Compliment ſagte: Nun haben ſie mich. Aendern ſie aber nie ihre Geſinnungen gegen mich, und laſſen ihren mir gegebenen Verſprechungen gemäß mir die Qualität einer Frau ſo wenig als das Landleben, zur Laſt werden. Alfred durfte nun nicht mehr lange warten zum völligen Beſitz ſeiner Egeſippe zu gelangen. Er hielt

ihr auch treulich ſeine Zuſage, und ließ ſeine junge Gemahlinn ganz nach ihrer Fantaſie leben. Dieſe beſtand aber hauptſächlich darinn, daß ſie lieber in Geſellſchaft von Fremden zu Hauſe, und auſſerhalb deſſelben zu Gaſte ſeyn, als ſich mit Haushaltungsſachen beſchäftigen wollte. Wenn es nach ihrem Sinne gegangen wäre, ſo hätte **Alfred** ſein Guth wieder verpachten, und ſeinen Aufenthalt in der Stadt haben müſſen, wo er **Egeſippen** zum erſtenmal geſehen, und um ihr mit ſo vielen andern gebuhlet hatte. Dieſes aber hatte der kluge Vater noch vor der Hochzeit ſich von dem Eydam ſo wohl, als der Tochter theuer verſprechen, und beyden zur Bedingung ſeiner väterlichen Freundſchaft werden laſſen, daß ſie nicht in der Stadt, ſondern auf ihrem Guthe leben, und ſolches ſelbſt bewirthſchaften ſollten. **Alfreden** fehlte es an keiner einzigen Eigenſchaft dazu. Aber ſeine Gattinn blieb zu ſehr zurück, und war ihm zu wenig Gehülfinn. In den erſten zehen Jahren ihres Eheſtandes war ihr das Hausweſen ſehr gleichgültig; ſie machte in dem hausmütterlichen Fache gar keine ordentliche Einrichtungen; keine Ueberſchläge zur Ermäſſigung der in der Haushaltung zu verwendenden Naturalien; keine Veranſtaltungen, daß ihre Untergebene zur Arbeit und Ordnung wären zuſammen gehalten worden. Die Mutter kam dagegen fleiſſig zu ihr, frug und ſahe nach, wie es mit ihrem Hausweſen ſtehe. Ohne dieſe mütterliche Vorſorge wäre es auf einmal bey **Egeſippen** Feyerabend geworden. Gegen die Zeit, da ſie wußte, daß die Mutter kommen ſollte, raffte ſie ſich zuſammen, um von der Mutter nicht als eine Nachläſſige betroffen zu werden. Wenn ſie

aber

aber wieder weg war, ſo war die weibliche Wirthſchaft des ganzen Hauſes gleichſam wieder eingeſchlafen. Alfred that dabey alles, was er konnte, und bediente ſich aller Mäſſigung, um ſeiner Gattinn keinen Anlaß zum Mißvergnügen, oder gar zum Zorn, zu geben, wenn er ihren öftern ſehr unwirthlichen Anlagen unter der Hand entgegenarbeiten, und nur einigermaßen wieder herſtellen wollte, was Leichtſinn oder Sorgloſigkeit bey ihr verdorben hatten. Man konnte es ihm anſehen, daß ein heimlicher Gram an ihm zehre. Sein Geſicht legte ſich vor der Zeit in Falten, und in den munterſten Geſellſchaften ſchien er ſich Zwang anzuthun, um an den Freuden derſelben Theil nehmend zu ſeyn. Er verſank öfters, ehe man ſich's verſah, in Stille und Abweſenheit des Geiſtes, ſo daß er auf die an ihn gethane Fragen vielmals falſch antwortete. Er durfte der Gattinn nichts von einem Wirthſchaftsfuße ſagen, weil ſie ein für allemal von ihm das Wort genommen, ohne Zwang bey ihm zu ſeyn. Und ein Etat war in ihren Augen Einſchränkung und Mangel der Freyheit. Ideen, die ſie gar nicht ausſtehen konnte. Es war daher gar kein Wunder, daß Alfreds ganzer Wirthſchaftsgang ins Stecken gerieth. Seine Ausgaben übertrafen die Einnahme Jahr für Jahr. Das allzuhäufige Ausreiſen ſeiner Gemahlinn; ihre zu öftere Gaſtirungen, womit ſie nicht einmal die den Landwirthen ſonſt ſo unverletzliche Saat- und Aerndtezeiten verſchonete; ihre unerſättliche Luſt an neuen und den allermodernſten, ſich alljährig faſt abwechſelnden, Kleidungen; der Geſchmack an prächtigen Hausgeräthe oder Meublen; die von Jahren zu Jahren zunehmende Anzahl von Kindern; und

bey dem allen kein Beſtreben, allen ſolchen, den Einkünften gar nicht angemeſſenen, Aufwand durch Einſchränkung der bisherigen Lebensart, durch Sparſamkeit und Häuslichkeit zu mindern. Dieſes brachte den ſonſt in ſeiner Art unverbeſſerlichen Wirth dahin, daß er ein Kapital nach dem andern aufnehmen mußte. Er beſtätigte alſo völlig den Satz, daß eine übel beſtellte innere Einrichtung der Wirthſchaft auch ein großes Guth herunter bringen könne. Nach Verlauf von zehen Jahren, nachdem Egeſippe Frau geweſen war, kam es mit ihrer Mutter dahin, daß eine auszehrende Krankheit ſie dem Tode näherte. Da ſie ihn nun gar nicht ferne zu ſeyn merken konnte, ſandte ſie einen Expreſſen an ihre Tochter, der ihr von ihrem baldigen Abſcheiden Nachricht überbringen, und zugleich melden mußte, ſie ſolle ungeſäumt kommen, eine ſterbende Mutter noch einmal vor ihrem Tode zu ſehen. Sie kam. Und nun ſagte die rechtſchaffene Mutter ihr ſo das Valet. Ich habe nur noch wenige Stunden zu leben, und beſchlieſſe mein Leben vor der Zeit. Mein bisheriger Kummer über deine Lebensart iſt hauptſächlich an die Verkürzung meines Lebens Schuld. Ich habe auf alle Weiſe geſucht, dich mir nachzubilden, und du hätteſt meine Erziehungsſorgen eben ſo gut als deine Schweſter Floriane bey dir ſollen anſchlagen laſſen. Dein rechtſchaffener Mann ſchmeichelte ſich vergebens mit der Hoffnung, daß du an ſeiner Seite noch werden könnteſt, was du bey uns noch nicht wareſt. Uns iſt es nicht unbekannt, wie ſehr er deinethalben in Verfall gekommen. Dieſes war meine Kränkuug. Als Chriſtinn muß ich dir verzeihen, aber ſo leicht mir dieſes

wird,

wird, ſo ſollteſt du mich doch nicht als eine ungetröſtete Mutter ſcheiden laſſen. — Ach, womit theureſte Mutter! ſchrie Egeſippe, könnte ich ſie noch tröſten? Damit, ſagte ſie, daß du mir noch Aenderung zuſageſt, und hiemit macheſt, daß ich deinethalben ohne Kummer ſterben könne. Wollteſt du mir, fuhr ſie fort, das Sterben auch noch ſchwer machen, nachdem du mir das Leben ſehr verbittert haſt? O! könnte meine Reue ſie vom Sterben zurückbringen, rief die in Thränen ſchwimmende Tochter, ſie ſollten an mir ihre Wünſche ſo gut, als an Florianen, erfüllet ſehen. O leben ſie, um von nun an an mir Freude zu erleben. Ich ſterbe, ſchloß die Mutter, binnen wenig Minuten, ich ſegne dich in der Hoffnung, daß du meine Erwartungen von dir, die ich in jene Welt hinüber nehme, nicht täuſcheſt. Nun ergrief die Sterbende die in Ohnmacht vorm Bette dahin ſinkende Tochter und ſtarb.

Mußte es denn der Tod einer der beſten Mutter in der Welt ſeyn, der eine aus der Art geſchlagene Tochter zur Ordnung und Rechtſchaffenheit zurückführete? Bey Egeſippen waren alle andere Betrachtungen vergebens geweſen; von nun an aber ward ſie, was ſie gleich zu Anfange ihres Eheſtandes hätte ſeyn ſollen und können. Was hat ſie aber unter der Zeit im Hausweſen für Unheil und Schaden geſtiftet? So viel, daß zehen andre Jahre verlieſen, ehe ſie mit allen Anſtrengungen ihres Fleiſſes und Wachſamkeit ſo weit kommen konnte, die Schulden ihres Mannes tilgen zu helfen, öhngeachtet ihr eine anſehnliche Erbſchaft vom Vater unter der Zeit darzu kam. Seit dem Tode der Mutter war Alfreds innere Haushal-

tung ganz geändert. Lauter Ordnung, Häuslichkeit und Eingezogenheit abſeiten der Hausmutter. Dieſe findet nun ihre einzige Beruhigung darin, daß ſie ſich am Ende eines jeden Tages Rechenſchaft ableget, was ſie gethan, und wie weit ſie immer mehr gekommen iſt, den Erwartungen einer verewigten Mutter zu gnügen. Sie erzieht ihre Töchter zur Wirthſchaft aufs beſte, und es iſt jedem bey ihr einkehrenden Fremden ein Feſttag, alle aufs genaueſte zuſammenpaſſende Einrichtungen der Egeſippe zu ſehen, und davon etwas, oder alles, ſich zum Modell zu nehmen. Vielmals dankt ſie Gott in Gegenwart ihres Gattens, daß er ihr Leben und Munterkeit verleihet, ihrer Familie nun eben ſo ſehr nützlich zu ſeyn, als ſie ihr vorhin unnütze geweſen. Alfred wird nun von Jahren zu Jahren wieder jünger, da ſeine Gehülfinn ihm ein tägliches Wohlleben verurſachet, und an ſeiner innern Zufriedenheit mit ihr nicht das geringſte mangeln läßt. Noch niemals hat er ihre Reue damit rege gemacht, daß er ihr geſagt hätte: Wie weit würden wir nun ſchon mit unſern Vermögensumſtänden ſeyn, wenn es mit unſerer Haushaltung gleich im Anfange ſo gut und vollkommen, wie jetzt, gegangen wäre.

2) Die Hausmutter muß mit dem ganzen Wirthſchaftsfuße bekannt ſeyn, und ihren beſondern Etat demſelben unterordnen, damit in Verbindung ſetzen, und beſtändig erhalten.

Hat der Hausvater das Glück, an der Gattinn eine wahre Gehülfinn zu haben, ſo iſt gar nicht abzuſehen, warum er ſich vor ihr verbergen, und ihr ſeinen

nen Wirthſchaftsfuß verſtecken ſollte, wie es etwa aus Klugheit geſchehen könnte, wenn man mit einer Närrinn zu thun hat, die, wenn ſie die ganzen Einkünfte ihres Mannes weiß, ſich darauf verläßt, deſto mehr darauf gehen läßt, und ihre hausmütterlichen Pflichten deſto weniger genau beobachtet. Es kann aber dennoch auch wohl gethan ſeyn, daß, wenn der Hausvater noch irgends Hoffnung haben kann, ſeine Gattinn zu beſſern, falls er bisher an ihr noch nicht die rechte Wirthſchaftsgehülfinn gehabt, er ihr ſeine Einkünfte nach den genaueſten Berechnungen ein- und überſehen laſſe, damit ſie nicht ſo darauf los wirthſchafte, als ob's im Hauſe nicht alle werden, und eine unerſchöpfliche Quelle vorhanden ſey. Es muß eine ſo zu ſagen ſchon in Gedanken für verlohren geachtete Frau ſeyn, wenn ſie bey der Gegeneinanderſtellung der Einnahme neben der Ausgabe, das Uebergewicht dieſer über jener mit Gleichgültigkeit anſiehet, und den hiemit ſo nahe vors Auge gelegten Untergang ihres Hauſes nicht beherzigen will.

Iſt aber dem Hausvater keine unkluge Frau zu Theile geworden, ſo weiß ich nicht, ob man ihm zu viel thue, wenn man ihm den Namen eines Haustyrannen beylegt, der ſeine Gattinn für keine Gehülfinn, ſondern nur als eine Sklavinn anſiehet und behandeln will; aber auch hiemit ſo gedienet wird, wie ein von Sklaven bedienter Herr bedienet zu werden verdienet. Er kann wollen und ſagen, dieſes oder jenes ſoll geſchehen, oder nicht geſchehen dieſes ſoll ſo oder anders angegriffen oder behandelt werden; es wird aber hievon meiſtens nur Sklavenarbeit herauskommen. Der Hausdespote ſchadet ſich, wenn er am meiſten ſich zu nützen glaubet.

Dagegen mache der ſich auf ſeine Vortheile beſſer verſtehende Hausvater die Hausmutter mit ſeinem

gan-

ganzen Wirthſchaftsfuße bekannt, und er wird finden, daß er der Gattinn hiemit Selbſttriebe und Aufmunterungen verſchaffen wird, dem Hauptplane der ganzen Wirthſchaft auch ihrer Seits ganz nachzugehen, und mit ihm gleichſam einen angenehmen Wettſtreit in dieſer Abſicht anzutreten, wer den andern in der Vermehrung oder Erhaltung des gemeinſchaftlichen Vermögens übertreffen könne.

Jede Hausmutter ſoll ihren beſondern Etat in Anſehung der, durch ihre Hände gehenden, Naturalien haben; oder es iſt etwas Gewiſſes am Gelde, was ihr zur Anſchaffung der im Hauſe benöthigten Speiſevorräthe für den herrſchaftlichen und Geſindetiſch feſtgeſetzet wird. So kann auch was Gewiſſes zur Erhaltung oder Anſchaffung der Kleider, Meublen u. ſ. w. jährlich beſtimmet werden, welches alles den beſondern hausmütterlichen Etat ausmacht. H. M. B. V. Th. I. K. 1.

Ein ſolcher beſonderer hausmütterlicher Etat bekömmt nur ſein Maaß von der Summe der jährlichen Einkünfte, denen er nach Beſchaffenheit des Standes und des Orts, wo man lebet, angeebnet werden muß. Und da er alſo dem ganzen Wirthſchaftsfuße des Hausvaters untergeordnet wird, ſo hat man ihn als ein Glied deſſelben anzuſehen. Kennet nun die Hausmutter den gleichſam ſo zu nennenden Körper des hausväterlichen Wirthſchaftsfußes, ſo wird ſie, wenn ſie Geſchmack am Ebenmaaß hat, dem von ihren eigenen Händen auszubildenden Gliede auch mehr und mehr die ſchicklichſte Proportion zu ſeinem Körper zu geben ſuchen.

a) Da der Mann an der Frau eine Gehülfinn nach der erſten Regel dieſes Kapitels haben ſoll, daß ſie ſich als eine ſolche in den gewöhnlichen haus-

mütterlichen Geſchäften nicht nur beweiſe, ſondern auch gleich einer eben daſelbſt zum Muſter vorgeſtellten Münchhauſinn erforderlichen Falls die Wirthſchaftsgeſchäfte des Mannes, in ſeiner Abweſenheit, Krankheit u. ſ. f. mit verſehe; ſo wird ſie dieſes nicht beſſer thun können, als wenn ſie den allgemeinen Etat des Hauſes und der ganzen Oekonome nach allen und jeden Theilen deſſelben wohl inne hat, um alles und jedes ſo zu ordnen, daß nirgends wo eine Leere durch ſie veranlaſſet werde.

b) Wenn vorausgeſetzt wird, daß der Hausvater an ſeiner Frau keine Egeſippe, ſo wie ſie in den zehen erſten Jahren ihres Hausſtandes war, habe, ſo wird er ſich ihrer bey Feſtſetzung des Wirthſchaftsetats, als einer Rathgeberinn, mit größtem Nutzenbedienen können und wollen. Hätte aber auch dieſes zu Anfange der Haushaltung nicht geſchehen können, ſo wird doch in der Folge eine Abänderung deſſelben in mancher Abſicht vielmals erfordert. Warum wollte man ſich wenigſtens ſodann nicht des Beyraths ſeiner Gehülfinn bedienen? Denn wenn die Hausmutter ſich als Miturheberinn eines Gebäudes anſehen kann, ſo wird ſie deſto eher und mehr für die Erhaltung deſſelben mit Rath und That ſorgen können und wollen, und eine Ordnung, deren Anlage ſie als die ihrige mit erkennet und weiß, nicht verfallen laſſen, je mehr es natürlich iſt, ſich über das Gute und Schöne überhaupt zu freuen, noch mehr aber, wenn man ſich als den Stifter davon ganz, oder zum Theil, anſehen kann und muß. Jedes gutes Werk iſt für ſeinen Meiſter eine Quelle des Vergnügens. Gute Menſchen ſind es daher, welche andern Gelegenheit

verſchaffen, ſich worüber zu erfreuen. Sollte nun von guten Hausvätern nicht dieſes am erſten in Anſehung ihrer Gattinnen geſchehen?

c) In Häuſern, wo, wie in den Städten, bey gewiſſen Bedienungen das Einkommen ſich immer gleich bleibet, da iſt es leicht, den hausmütterlichen Etat zu formiren. Wer daher z. B. jährlich 1000 Rthlr. reine Einkünfte, oder ſein ſtehendes Gehalt ſo hoch hat, der darf nur ſagen, der dritte Theil des Salariums, oder nach Erforderniß der Umſtände, des Standes und des Orts, ſo und ſo viel mehr oder weniger ſoll zum Etat der Hausmutter jährlich beſtimmt, und zum Aufwande auf Eſſen und Trinken ausgeworfen ſeyn. Ein andrer dritter Theil ſoll für Kleidung und Hausgeräthe, zu Vergnüglichkeiten u. ſ. f. feſtgeſetzet bleiben. In der Landwirthſchaft aber erhält die Hausmutter, wo nicht alles, doch das meiſte in der herrſchaftlichen und Geſindeküche Erforderliche aus der Wirthſchaft, weßhalb hieſelbſt die Quantität und Qualität der Naturalien, die auch, im Mittelpreiſe genommen, zu baarem Gelde gerechnet, und ſo in die Rubrique der Ausgaben kommen können, den hausmütterlichen beſondern Etat ausmachen. Hierüber müſſen nun Hausväter und Hausmutter einverſtanden ſeyn, und es iſt völlige Tyranney, wenn jener der Gattinn einen Etat aufdringen will, womit ſie nicht beſtehen kann. Einer ſo verunglückten Frau kann nicht beſſer gerathen werden, als daß ſie ihre aufgeſchriebene Ausgaben am Ende einer jeden Woche, da bey der Reviſion das friſche Gedächtniß noch alles belegen kann, und die meiſten Ausgaben in Groſchen und Pfennigen beſtehen können, dem Deſpoten vorlege, und hiemit

mit den augenſcheinlichen Beweiß führe, daß ihr Etat zu enge angelegt ſey. Hat der Hausvater an der Gattinn eine gute Wirthinn, ſo muß ihr Etat ſo ins Mittel gehen, daß ſie, ſowohl in ſtädtiſcher als ländlicher Haushaltung noch anſtändige Erſparniſſe anbringen, und hiemit zur Vermehrung eines jährigen Ueberſchuſſes das ihrige beytragen könne.

d) Der hausmütterliche Etat ſetzet noch voraus ein, in der H. M. B. I. S. 367. ff. vorgeſchriebenes, Syſtem, welches in jedem Hauſe mit Einſtimmung des Gatten ſo feſtgeſtellet wird, daß ihm für beſtändig nachgegangen werden muß. Dieſes heißt ein Tiſchſyſtem, und beſteht darin, daß feſtgeſetzet ſey, wie viel Schüſſeln oder Gerichte, alle, oder einige Tage der Woche auf den Tiſch zu bringen ſind: ob einige, oder alle Tage der Woche, Braten, oder überdem noch Gebackenes aufzutragen? ob für gewiſſe, und ſich immer gleich bleibende, Couverts der Tiſch einzurichten; oder, nach Beſchaffenheit des Standes und des Vermögens, auch auf einige ungewiſſe Couverts, täglich zu rechnen ſey? im Fall ein Zuſpruch eines Freundes auf dem Lande beſonders, oder die Ehre des Hausvaters es erforderte; dieſen oder jenen unvermutheten Gaſt, er komme, oder ſey wo oder wie er wolle, zu Tiſche zu bitten, und Gaſtfreyheit, wenigſtens bey Tiſche, zu beweiſen. —

Ohne ein ſolches Tiſchſyſtem nun iſt es nicht möglich, einen Ueberſchlag zu machen, was in einer Woche, geſchweige in einem Jahre, darauf gehen ſoll. Wenn nun aber doch die Hausmutter einen feſtgeſetzten Etat vor ſich haben ſoll, ſo

muß vorausgeſetzet werden, ob eine oder mehrere Schüſſeln, ob alle Tage nur einige Braten oder Gebackenes auf den Tiſch kommen, und in der einmal angenommenen Ordnung ſo fortgehen ſoll?

Nur gedachtes Tiſchſyſtem betrifft allein die gewöhnlichen Mahlzeiten. Denn Gaſtmahle gehen ſehr über das Alltägliche hinaus, weßhalb ihrentwegen was Beſonders ausgeworfen werden muß. Und da in unſern Tagen ſchon durchgängig, wenigſtens in Niederdeutſchland, die Mahlzeiten des Mittelſtandes nicht ohne Obſt gehalten werden, ſo findet man bey Anlegung eines Etats darüber die leichteſte Auskunft in der H. M. B. III. K. 3. allwo eine Berechnung des Tafelobſtes für den Nachtiſch zu finden iſt.

e) Die von dem ältern Alfred verkannte Floriane gehörte unter die zur Wirthſchaft ſo wohl erzogene Töchter, daß ſie noch vor ihrer Verheyrathung in dem Hauſe ihrer Aeltern die Stelle eines Verwalters gleichſam vertreten, und in Abweſenheit ihres Vaters mit einer beſondern Leichtigkeit und Luſt den Gang der ganzen Feld= und Hauswirthſchaft ordnen, oder einrichten konnte. Der Vater pflegte ſie daher ſeinen rechten Arm zu nennen, und konnte ſich, da er einer beſondern Kränklichkeit halber öfters ſich im Bette halten, und ſich ſeiner gewöhnlichen Geſchäfte entſchlagen mußte, völlig auf ſie verlaſſen. Dieſes kam hauptſächlich mit daher, weil ſie das Schreiben und Rechnen ſehr wohl gelernet hatte, alle Wirthſchaftsregiſter aus den Kladden mundirete, und mit dem Wirthſchaftsfuße ihres Vaters dieſerwegen aufs beſte bekannt ſeyn mußte. Dieſer hatte aber überdem noch die Fähigkeit derſelben

auch

auch damit vervollkommnet, daß er ihr in zweifelhaften Fällen ihre Meynung ſagen, und Gründe mit Gegengründen vergleichen ließ. Dieſerhalb kam ihre Wirthſchaftskunde zu einer ſolchen Reiſe, daß ſie mit jedem geübten Oekonomen um den Vorrang ſtreiten konnte. Bey dieſer ihrer Ueberlegenheit gieng ſie aber niemals über die Schranken der Beſcheidenheit heraus, und mengete ſich niemals unter die Geſpräche von Wirthſchaftsſachen, wenn ſich anweſende Gäſte bey der Tafel damit unterhielten. Wer ſie nicht kannte, der ſahe ſie als ein Mädchen an, das höchſtens ſich auf nicht vielmehr, als auf Küche und weiblichen Putz, verſtehen könne. Ein im Hauſe unbekannter Gaſt ward daher nicht wenig überraſcht, wenn er bey Tiſche ſahe, daß die Bedienten Jiorianen öfters Papiere brachten, auf welchen ſie entweder mit dem Bleyſtifte Antwort gab, oder ſtille und gelaſſen von der Tafel aufſtand, um draußen den Wirthſchaftsſchreibern auf ihre Anfragen Beſcheid zu ertheilen, damit der Vater in der Converſation mit ſeiner Geſellſchaft nicht geſtöret, oder unterbrochen werden durfte. Man kann von ihrer ökonomiſchen Klugheit und Gegenwart des Geiſtes aus folgender Selbſführung urtheilen. In einem Frühjahre, kurz vor der Aerndte, brach im Lande die Viehſeuche aus; eine der grimmigſten, weil ſie unter 100 davon ergriffenen Stücken Hornvieh kaum eines am Leben ließ. Man war des Orts bisher noch ruhig, da die Seuche annoch an die 6 bis 7 Meilen entfernet war. Eines Tages hatte man viele Verwandten zu Gaſte, die bis auf den andern Tag da bleiben wollten. Als man des Abends um 7 Uhr ſich zu Tiſche geſetzet hatte, und noch bey der Suppe war,

kam ein Bedienter mit einer ſehr zerſtörten Mine, und ſagte Florianen, es ſey der Kuhhirte nebſt vielen Dorfunterthanen draußen. Dieſe brachten bey ihr an, daß der Hirte, der ſonſt erſt um 8 Uhr herein kommen ſollen, die Kühe eine Stunde früher eingetrieben hätte, weil ihm die 3 Bullen, (Stiere) nebſt 6 Kühen, krank geworden wären, und er ſolche hätte drauſſen müſſen liegen laſſen. Sie hätten des Morgens noch gut gefreſſen, allein gegen Mittag hätten ſie abgelaſſen, und er hätte vermeinet, da er an einem guten Orte gehütet, ſie würden ſich zu ſatt gefreſſen haben. Da ſie aber, wenn er ſie aus dem Lager mit dem Hunde auf- und fortgetrieben gehabt, immer wieder umgefallen, und ſehr geſtöhnet hätten, ſo habe er ſie müſſen liegen laſſen, und ſey mit der Heerde hereingekommen, um es zu melden. Floriane ſagte: es kann leider die Seuche ſeyn. Wo wollte, antworteten Hirte, Bauern und Viehmeyer, die bey uns herkommen, da alle unſre Dorfnachbaren davon frey ſind. Sie antwortete: wenn die drey Bullen krank und liegen geblieben ſind, ſo iſt dieſes ſehr verdächtig. Geht, ſagte ſie zum Meyer, es ſollen zwey Knechte, die ſie mit Namen nannte, ſich zu Pferde ſetzen, ins Feld jagen, und der eine dem Ochſenhirten ſagen, er ſolle mit ſeinen Ochſen die Nacht drauſſen bleiben, und Weg und Weide nicht berühren, wo die Kühe geweſen ſind; der andre Knecht aber ſoll dem Kälberhirten ſagen, er ſolle eine halbe Meile zurück und auf ein Vorwerk treiben, daſelbſt das junge Vieh einſtallen, und ſo lange daſelbſt mit der Heerde bleiben und hüten, bis er andre Ordre bekommen wird. Nach dieſen Verfügungen kam Floriane in den Eßſaal

zurück, brachte keine Spuren der Furcht oder Verlegenheit in ihren Minen mit, fing in aller Gelaſſenheit das Geſpräche wieder mit ihrem Tiſchnachbar da an, wo es bey ihrem Herausgehen war abgebrochen worden, und ließ ihre Aeltern und Freunde in ihren Tiſch- und Geſellſchaftsfreuden nicht nur ungeſtöret, ſondern ließ ſie auch ſämmtlich ruhig zu Bette gehen. Ehe ſie ſelbſt aber zu Bette gieng, befahl ſie dem in dem Kuhſtalle ſchlafenden Hirten, daß er früh um 2 Uhr an ihr Fenſter klopfen, ſie wecken, und Gras bereit halten möchte, um zu ſehen, ob ſämmtliche Kühe anbeiſſen, und das Futter nicht verſagen würden. Als ſie nun beſagter Zeit geweckt war, und dem Hirten folgte, hörete ſie ſchon von ferne, das Kühe im Stalle ein ängſtliches Stöhnen äuſſerten. Sie wurden alle aus dem Lager in die Höhe getrieben, und ihnen Gras in die Raufen gelegt. Von 70 in dem Stalle ſtehenden Kühen fanden ſich 13 Stück, welche den Kopf und Ohren hängen lieſſen, kein Futter anrühren wollten, und große Hitze und Angſt hatten. Die Sache iſt entſchieden, ſagte ſie, es ſollen heute Pferde im Pfluge gehen, die Ochſen gar nicht mehr auf unſer Feld kommen, und nach ein anders Vorwerk, das von dem, wo die Kälber hingetrieben waren, eine halbe Meile zurück lag, fortgetrieben werden. Nachdem der Vater aufgeſtanden war, und ſeiner Gewohnheit gemäß mit der Tochter überlegte, was in der Wirthſchaft weiter zu thun ſey, ſo lenkte ſie das Geſpräch auf die Viehſeuche, und fragte ihn, ob man es ſchon gehöret hätte, daß die Seuche Sprünge mache, und wenn ſie noch viele Meilen entfernet ſey, die Zwiſchenörter übergehen, und

auf einmal da ſeyn könne, wenn bey der ſchärfſten Sperrung und einem großen Zwiſchenraume gar keine Anſteckung zu vermuthen ſey. Als dieſer ſagte, ihm ſeyn dergleichen Fälle ſchon bekannt worden, ſo frug ſie weiter; was würde für uns wohl zu thun ſeyn, wenn uns ſolches Unglück begegnen könnte? Nichts anders, antwortete der Vater, als zu dulden, was wir nicht ändern können. Ich dächte, ſagte ſie hierauf, man müßte, wenn unter einer unſrer Heerden die Seuche ausbräche, die Gemeinſchaft unter ihnen gleich trennen, und die unangeſteckte Heerde nicht nach Hauſe mehr kommen laſſen, ſondern ſie auf eines unſrer Vorwerker hinverlegen. Dies wäre ſehr gut, erwiederte der Vater, wenn man nur das Unglück in Zeiten erfähret, und die Seuche nicht zu gleicher Zeit in allen Heerden zugleich zum Vorſchein kömmt. Nun ſo habe ich es, ſetzte die Tochter hinzu, nachdem ſie den Vater durch ihre bisherige Unterhaltung, um ihn nicht auf einmal zu erſchrecken, in etwas vorbereitet zu haben glaubte, denn getroffen. Unſre Kuhheerde hat die Seuche; aber Ochſen und junges Vieh iſt gerettet. Nun fand es ſich zwar in der Folge, daß auch die Ochſen von der Seuche nicht frey blieben. Sie waren den Tag zuvor, ehe die Seuche unter den Kühen ausbrach, auf eben die Weide gekommen, von welcher die Kühe kurz zuvor weggegangen geweſen. Dagegen blieb das junge Vieh, welches mit den Kühen keine gemeine Hüthung hatte, ſondern nur ganz allein auf der Brache geweidet ward, frey von der Anſteckung. Es beſtand aus einigen 50 Häuptern. Und da darunter bereits an die 20 tragende, und zum erſtenmal kalben ſollende, Ferſen, oder jun-

ge Kühe waren, denen im zweyten Jahre darauf eben ſo viele nachfolgeten, ſo ward im ſpäten Herbſte alles junge Vieh wieder nach Hauſe genommen, hiemit der Abgang bald wieder erſetzet, und die Nothwendigkeit, Kühe zur Erhaltung der Wirthſchaft aufs theuerſte anzukaufen, glücklich vermieden. Die jungen Ochſen wuchſen auch nach und nach heran, daß man keine alten ankaufen durfte. Es ward nur den Pferden, die ſtatt der Ochſen nun den Pflug ziehen mußten, auf ein Paar Jahre mehr Futterkorn, als ſie ſonſt bekamen, gegeben, um der durch das Pflügen ihnen vermehrten Arbeit gewachſen zu ſeyn.

Dieſes war nun die Floriane, die die Gemahlinn des jüngern Alfreds ward. Ohne ſie hätte er Zweifels ohne ſein Guth nicht behaupten können. Denn er hatte vor ſeiner Verheyrathung ſich nie darum bekümmert, wo das Geld zu ſeinen Verſchwendungen herkommen ſollte. Es war ihm genug, wenn er nur Juden und Chriſten finden konnte, die ſeiner verkehrten Wirthſchaft durch Geldvorſtrecken Vorſchub thaten. Seine älterer Bruder lag ihm beym Ausbruche ſeiner Schulden unabläſſig an, Florianen zu heyrathen. Es ſchien im Anfange, daß er ſie mehr aus Noth, als Zuneigung, geheyrathet hätte. Die Aeltern ſagten dieſes ihrem erſten Eydam unter die Augen, der aber für ſeinen Bruder gut ſagte, und verſicherte, daß Floriane bald von ihm von der rechten Seite angeſehen werden, und ſich ihm in ihrem ganzen Werthe zeigen, folglich nicht verkannt werden würde. Er hatte auch hiemit gar nicht zu viel geſagt. Denn Floriane hatte es ſich als Braut gleich ausbedungen, daß

ihr zukünftiger Eheherr ihr verſtatten möchte, die ganze Wirthſchaft nach ihres Vaters ſeiner einzurichten, und hiemit auf einen beſſern Fuß zu ſetzen. Sobald ſie den jährlichen Ertrag vom Guthe erſehen hatte, vereinigte ſie ſich mit ihrem Gatten nicht nur über den beſondern hausmütterlichen Etat, ſondern überredete ihn auch, daß nun der ganze hausväterliche Wirthſchaftsfuß ſo geſtimmet ward, daß, nebſt richtiger jährlicher Abtragung der Zinſen, eine Schuldenpoſt nach der andern, und zwar diejenigen am erſten, welche in den Intereſſen aufs höchſte ſtanden, abgetragen werden mußte. Sie war gleich Anfangs ſeine Rathgeberinn, andre Kapitalien um geringere Zinſen aufzunehmen, um damit die Schulden zu bezahlen, auf welchen höhere Zinſen hafteten. Sie, ihrer Seits, ſuchte, wie hierin, alſo überall anſtändige Erſparniſſe anzubringen, und brachte ihren Gemahl zu einer, dem neuen Wirthſchafsetat angemeſſener, Frugalität, ſo daß ſie aus ihren Regiſtern von Monath zu Monath ihrem Gatten den augenſcheinlichen Beweis vorlegen konnte, was mit einer, in allen Theilen der Wirthſchaft angebrachten, Sparſamkeit für groſſe Dinge nach und nach ausgerichtet werden können.

3) Der Hausvater muß von der Hausmutter es nicht allein wollen, daß ſie ſparſam ſey: er muß ſeiner Seits es gleichfalls ſeyn.

Man muß es als einen großen Irrthum anſehen, wenn man vermeinet, daß die Sparſamkeit mehr der Hausmutter, als dem Hausvater, zuſtehe, wie es in unzählichen Haushaltungen wirklich gefunden wird. Es iſt ganz richtig, was der berühmte Hr. Verfaſſer

der

der Berliner Beyträge zur Landwirthſchaft von der Sparſamkeit rühmet, wenn er davon alſo ſagt: Die Sparſamkeit hat überhaupt das Beſondere an ſich, daß ſie mehr in kleinen, als großen Dingen ſtatt findet, und ſich dennoch durch das allenthalben unendlich vorfindende Kleine, wenn ihre darin gethane einzelne Wirkungen zuſammen genommen werden, im Ganzen als eine fruchtbare Mutter erzeiget. — Darf man es aber wohl einem Manne unanſtändig halten, wenn er auch das viele Kleine zu einer groſſen Maſſe zuſammen bringet? Iſt die Sparſamkeit in großen Dingen keine Untugend, ſo muß ſie es auch nicht in kleinen ſeyn. Nur muß die Klugheit dabey ſo die Rathgeberinn ſeyn, daß man da nicht ſpare, wo die unterbliebene kleine Ausgabe in der Folge ſehr große nothwendig machen kann, wie ſolches der Fehler vieler Leute iſt, die ſich doch eben deshalb für recht gute Wirthe anſehen.

a) Die Sparſamkeit muß als ein Mittel ſein Vermögen zu vermehren gehalten werden, und die Haus- und Wirthſchaftsbücher müſſen es jedem Hausvater und jeder Hausmutter nachweiſen, bey welchem Artikel eigentlich zu ſparen, und wie und wo? näher wozu zu kommen ſey.

b) Die Sparſamkeit iſt im Grunde nichts anders, als die Mäſſigung des Aufwandes ſowohl in Naturalien, oder Materialien, als in baarem Gelde, und es iſt unmöglich, allen Wirthſchaften ein durchgängig einziges Maaß vorzuſchreiben, weßhalb ſich jeder Wirth das Seinige ihm beſonders anpaſſende ausſuchen muß. Immittelſt kann man doch hiebey ſich folgende allgemeine Ordnung bemerken.

Die Ausgaben ſind entweder nothwendige, oder willkührliche. Nothwendige ſind wiederum ordentliche oder auſſerordentliche.

aa) Unſre ordentlichen Ausgaben betreffen die ſogenannte häußliche Conſumtion, in der Küche, Keller, Kleidung, Geſindelohn und alle fixe Abgaben an herrſchaftlichen Gefällen u. ſ. f.

bb) Auſſerordentliche Ausgaben können ſeyn bey Krankheiten, Sterbe- und Geburtsfällen, Ehrentagen, Glücks- und Unglücksfällen u. ſ. f.

Willkührliche Ausgaben betreffen unſre Vergnüglichkeiten, als Gaſtereyen, Delikateſſen, prächtiges Hausgeräthe, koſtbare Gebäude u. ſ. f. Auch gehören dazu die Bequemlichkeiten des Lebens, die wir uns zu Hauſe, auf Reiſen, in Bedienung unſrer Perſon u. ſ. f. verſchaffen.

Nun kömmt es darauf an, daß Hausvater und Hausmutter den Zweck der Sparſamkeit, nämlich einen Ueberſchuß der Einnahme über die Ausgabe herauszubringen, vor Augen behalten, G. §. 38. Sie müſſen daher, wenn ſie bey ihrer Wirthſchaft nicht zurückkommen wollen, ſämmtliche Ausgaben durchmuſtern, was und wie viel ſie an einer jeden abbrechen können. Vielmals müſſen, beſonders bey jungen Anfängern, die willkührlichen Ausgaben gänzlich ceſſiren, welches aber der ſeltenſte Fall iſt bey dergleichen Leuten, die gemeiniglich nicht eher hieran denken, als bis ſie zu weit herunter gekommen ſind.

Aber auch bey den ordentlichen Ausgaben, deren keine ceſſiren kann, muß mehr oder weniger Einſchränkung gemacht, oder jede derſelben kleiner werden, wenn man nicht zum Zweck der Sparſamkeit gelangen kann. Und bey dieſen ordentli-

chen Ausgabeartikeln, für Küche, Keller, Kleidung u. ſ. f. wird immer was zu finden ſeyn, was genauer eingerichtet werden kann. Und je mehr die beſonderſten Ausgabeartikel bey einem allgemeinen ſtatt finden, von welchen auch nur was Kleines abgebrochen werden kann, deſto mehr wird es am Ende in der Summe was Großes doch ausmachen können, wenn alles zuſammen kömmt. Aber in allen dieſen Stücken, wo in Küche, Keller, Hausgeräthe u. ſ. f. die Ausgabe, ſie beſtehe im Gelde oder Naturalien, durch die Hand der Hausmutter meiſtens allein geht, muß doch der Hausvater mit ihr auch einſtimmig ſeyn, und den eingeſchränkten Aufwand nicht nur billigen, ſondern ihn auch benöthigten Falls ſelbſt ordnen, und darauf halten, daß die einmal feſtgeſetzte Einrichtung beybehalten werde, um den Hauptzweck aller Wirthſchaft, den Ueberſchuß der Einnahme über die Ausgabe, er ſey ſo geringe als er immer wolle, zu erreichen.

c) Wenn der ſo erfahrne als einſichtsvolle berühmte Verfaſſer der Grundſätze der theoretiſchen Haushaltungskunde die Urſachen, warum ſo wenig Menſchen die Erſparniß lieben, anzeiget, und unter ſolchen auch dieſe rechnet, daß die meiſten Leute bereits der Wolluſt, der Weichlichkeit, der übertriebenen Pracht und Verſchwendung ergeben ſind, als welche Lebensart der Erſparniß zuwider iſt, ſo macht er §. 39 folgende Anmerkung.

Wenn die einreiſſende Pracht nebſt der Verſchwendung aus keiner andern Urſache einem Staate gefährlich würde, ſo wäre ſie es aus dieſer einzigen allein: weil ſie der Erwerbung des Vermögens gänzlich hinderlich iſt. Zwar wenn

einer

einer und der andere, vornehmlich durch das auf den Luxus ſich gründende Handlungsweſen (hiezu muß man auch die Künſtler und Gewerbsleute rechnen, die für den Luxus arbeiten) zu Vermögen kömmt, ſo werden tauſende gegentheils darüber arm; und dies betrifft gemeiniglich den geringern, wenigſtens fleiſſigen und arbeitenden Theil der Nation. Alle Regeln zur Erſparniß kommen, auſſer den oben vom Wirthſchaftsfuße und den Haushaltungsbüchern angeführten Grundſätzen, kürzlich auf folgende zwey allgemeine Puncte an: 1) Den Aufwand für die Vergnüglichkeiten und Bequemlichkeiten, blos nach dem vernünftigen, und aufs genaueſte eingeſchränkten Wohlſtande einzurichten, darin alles unnöthige, zumal auf Pracht und Ueberfluß abzielende gänzlich, und zwar zuerſt abzuſchneiden; ſich über die gemeinen Vorurtheile der Welt und des Anſehens wegzuſetzen, und wenns nicht anders ſeyn kann, dieſe Dinge gar zu vermeiden. (Dieſes kömmt nun mit der Anweiſung Litt. b. völlig überein, die willkührlichen Ausgaben gänzlich zu unterlaſſen, falls ſie Schuld daran ſind, daß kein Ueberfluß der Einnahme über die Ausgabe überhaupt verbleibet.) 2) Hiernächſt auch von den nothwendigen Bedürfniſſen die Einſchränkung zu machen, daß die ganze Haushaltung den Einkünften durchaus gemäß geführet, und unausbleiblich ein proportionirlicher Uberſchuß, ſo gering er wolle, gelaſſen werde. Denn die Erſparniß giebt die Vorſchrift: nicht wie man will, ſondern wie man kann und ſoll. (Auch dieſes ſtimmt mit der vorhergehenden Anweiſung Litt. b. überein, da geſagt worden, daß bey den nothwendigen Ausgaben genauere Einſchränkungen ge-

ſucht werden müſſen, wenn man nicht anders, als hiedurch zum Hauptzweck, nämlich was zu erübrigen, gelangen kann.)

d) Unter die nothwendigen Ausgaben ſind auch nach Litt. b. die auſſerordentlichen gerechnet worden, auf welche ſich jedes Haus, da ſie heute oder morgen verfallen können, gefaßt halten, und dieſer halb auch um ihrentwillen bey den ordentlichen und willkührlichen Ausgaben auf Erſparungen denken ſollte. Dieſes hieß nun, was hiezu geſammlet oder erſparet war, bey unſern Vorfahren, der Nothpfennig, und der Mangel deſſelben macht es, daß man, aller übriger ordentlicher Wirthſchaft ungeachtet, gleich in Schulden, oder in gänzlichen Verfall, gerathen, und kaum oder gar nicht wieder in die Höhe kommen kann. Denn die Sparſamkeit iſt eine Tugend, welche unſre Ausgaben auf eine rechtmäſſige Art beſtimmet, und ſie hat allemal zween Hauptgegenſtände: 1) Nichts ohne Noth und rechte Urſache auszugeben, 2) etwas auf künftige Vorfälle in Bereitſchaft zu behalten. G. §. 40.

e) Nun kann hiebey die Frage entſtehen: Sollen denn die Reichen auch immer ſparen, und wirds ſodann mit dem Staate wohl ſtehen, wenn jeder Reiche das Seinige zuſammenhält, und lieber einnehmen als ausgeben will? Man muß bey Entſcheidung dieſer Frage zweyerley beſtimmen: 1) wer iſt reich? 2) muß der Reiche, wenn er kein Verſchwender ſey, und ſich nicht in Armuth ſtürzen will, der Sparſamkeit nicht auch ergeben ſeyn, und frugal leben?

Die Frage; wer iſt reich? kann nicht beſſer entſchieden werden, als ſolches in obbelobten Grundſätzen §. 25 geſchehen iſt. Hier heißt es

ſo:

ſo: Manche Menſchen haben kaum ſo viel, oder können kaum ſo viel erwerben, als zu ihrem nöthigen Unterhalte erforderlich iſt. Andere beſitzen und erwerben ſo viel, als außer dem nöthigen Auskommen, noch zu ihrer Bequemlichkeit und Vergnügung des Lebens gehöret. Der erſte Wirthſchaftszuſtand verſchaffet den Leuten höchſtens das Nöthige, der andere aber das gute Auskommen, und beyde machen die mittlern Ordnungen in den ökonomiſchen Zuſtande aus. Die beyden andern Ordnungen, die unter und über dieſen ſind, heiſſen die Armen und Dürftigen, ingleichen gegentheils die Vermögenden und Reichen. Der Arme hat eben ſo ſehr einen Mangel an guten Auskommen, als der Vermögende einen Ueberfluß darinnen hat. Und dem Dürftigen fehlet eben ſo ſehr das Eigenthum zu Erlangung nur der allernöthigſten Lebensmittel, als der eigentliche Reiche den weitläuftigen Beſitz vieler Güther hat, von deren bloßen Einkünften er alle Bequemlichkeiten und Ergötzlichkeiten des Lebens in Uebermaaße, und mit Nutzen anderer, genieſſen kann. In der gleich hierauf folgenden Anmerkung wird aber ſo geſagt: Man kann hier die Begriffe von Armuth nnd Reichthum ſehr genau, wie in der Philoſophie, nebſt ihren mancherley Stufen beſtimmen. **Armuth**, (paupertas) heißt alſo, der Beſitz der bloß nöthigen Bedürfniſſe; **Dürftigkeit**, (egeſtas) der Mangel an den allermeiſten nöthigen Dingen; **Betteley**, (mendicitas) die höchſte Dürftigkeit, der Mangel an allem und jedem Nöthigen u. ſ. w. Der Beſitz des Vermögens, wodurch man auſſer dem Nothdürftigen auch die Bequemlichkeiten nnd Vergnüglichkeiten des Lebens, nach ſeinem

Stan-

Stande, haben kann, heißt ein gutes Auskommen, und was über dieſes am Vermögen da iſt, Ueberfluß. Folglich iſt derjenige vermögend, der einen Ueberfluß im Vermögen, oder ein gutes Auskommen hat, und reich, (dives) der einen hohen Grad dieſes Ueberfluſſes hat; ſo wie derjenige, der wirkliche und eigentliche Güther im Ueberfluſſe hat, begüthert (oplentus) genannt wird.

Nach dieſer Beſtimmung der Begriffe iſt es nun, daß der Vermögende nicht wie ein Armer leben, und der Reiche mehr als der Vermögende muß darauf gehen laſſen, doch ſo, daß ſie dabey die Regeln der Sparſamkeit in ſo fern immer noch beobachten, mittelſt welcher ſie Jahr für Jahr ihrem Stande immer gemäß leben, und alſo vou ihrem Ueberfluſſe allein ihren größern Aufwand beſtreiten. Denn wenn ſie wollten nur immer nichts mehr, als Sammler bey ihrem Ueberfluſſe ſeyn, ſo wären ſie keine nützliche, ſondern dem Staate ſchädliche, Menſchen. Wenn ſie daher ihren Aufwand auf ſtandesmäſſige Ehre und Vergnüglichkeiten ſo mäſſigen, daß ſie ihn ausführen können, und die Quellen ihres Ueberfluſſes nicht verringern, ſo leben ſie frugal. So bald aber die Reichen ihren Aufwand nicht mäſſigen, und ihn dem Ueberſchuſſe ihrer Einkünfte über die Ausgaben nicht proportioniren, und ſo weit gehen, daß ſie mehr ausgeben, als einnehmen, folglich von einer klugen Sparſamkeit ſich entfernen, ſo ſind ſie Verſchwender, und es werden aus reichen Menſchen ſodann vermögende, aus dieſen aber arme.

Es kann über dieſe Materie nichts Inſtructiveres geſagt werden, als was der berühmte Herr

D. Krü-

D. Krünitz in ſeiner Encyklopädie, unter dem Namen Aufwand, lehret, und daſelbſt die Sache alſo erſchöpfet.

Der Aufwand muß ordentlich und dergeſtalt geſchehen; daß von einem erworbenen anſehnlichen Vermögen man ſich ſo wohl, als ſeinem Nächſten gütlich thut, und zwar zu gleicher Zeit. Denn, indem man ſich ſelbſt und den Seinigen gütlich thut, ſo thut man es auch zugleich ſeinem Nächſten, da man ſolchergeſtalt mehr aufwendet und verthut, als ein Armer kann, folglich vielen wackern arbeitſamen Leuten und Künſtlern durch ſeinen Aufwand, Arbeit und guten Abgang ſchaffet, wornach ſie in ihrer Dürftigkeit ſehnlich Verlangen tragen; wodurch ſie ebenfalls zu ihrer Nothdurft ſowohl, als zu ihren Ehren- und Vergnügungsausgaben etwas Anſehnliches verdienen können. — Ein Reicher, der die Abſicht hat, ehrlichen und fleiſſigen Arbeitern etwas zu verdienen zu geben, und die Bequemlichkeit, die ſeltene Artigkeit und Nettigkeit ihrer Waaren zu ſeinem Vergnügen immer mit zu nehmen, kann jährlich großen Aufwand machen, ohne den Vorwurf der Ueppigkeit und Verſchwendung zu verdienen. Wenn reiche und wohlvermögende Leute ſo kärglich leben wollen, als die Armen, ſo fällt die Nahrung dieſer letztern, und aller derer, die gern was verdienen wollen. Sehr viel geizige Reiche in einem Lande ſind mit eine Urſache ſchwerer Zeiten. — Die Tugend wohlvermögender Leute, den Aufwand, den ſie, neben der unentbehrlichen Nothdurft, auf ſtandesmäſſige Ehre und Ergötzlichkeit zu verwenden haben, mit Vermeidung der Kargheit und Knickerey, nach den Regeln aller Tugenden,

inſonderheit der Mäſſigkeit und Sparſamkeit, oder guter Wirthſchaft, zu mäſſigen, iſt die ſogenannte Frugalität, und wer dergleichen Aufwand machet, lebet frugal. Der höchſte Grad derſelben, deſſen nur Standesperſonen von großen Einkünften, oder doch in ſehr hohem Grade reiche Leute fähig ſind, heißt Magnificence, L. Magnificentia Dieſe iſt ein mehr als gemeiner anſehnlicher Aufwand vornehmer und reicher Leute, die nach ihrem Stande und Vermögen zu leben wiſſen, ſonderlich in öffentlichen Ehrenausgaben; da ſie ihren Ueberfluß theils zum gemeinen Beſten, z. E. an öffentliche Gebäude, zu anſehnlicher Belohnung großer Verdienſte; theils auch zwar in Privatgeſchäften, jedoch aber zu gemeinem Nutzen, und mit öffentlicher Milde und Gutthätigkeit, wohl anzuwenden wiſſen, z. E. in Gebäuden, in Kleidung, Hausrath, Bedienung, und andern Bequemlichkeiten, inſonderheit in feierlichen Begebenheiten. —

f) Man wird nun aus dem, was von der, dem Hausvater eben ſowohl, als der Hausmutter, zukommenden Pflicht der Sparſamkeit bisher geſagt worden, ſattſam unterrichtet ſeyn, daß ein Irrthum ſey, dieſe häusliche Tugend von dem einen Theile mehr, als dem andern zu erwarten. Man muß alſo ökonomiſche Schriftſteller, die der Hausmutter nur hauptſächlich die Sparſamkeit zueignen, recht verſtehen oder berichtigen lernen. Unter ſolche iſt auch der Hr. v. Münchhauſen im 4ten Theile ſeines Hausvaters zu rechnen, der S. 304. alſo ſpricht: die Beſorgung einer ſolſchen Sparſamkeit in der Wirthſchaft ſchickt ſich mehr für die Hausfrau, als für den Hausvater, welcher nicht gar wohl ſeine Aufmerk-

ſamkeit auf alle einzelne Stücke erſtrecken kann; vielmehr pflegt es gemeiniglich übel zu gehen, wenn der Hausvater alles und jedes in der Wirthſchaft ſelbſt anordnen, und was in das Fach der Frauen gehöret, mit beſorgen, oder gar, wie jener that, die zu kochende Backbirne, oder die an ein Eſſen zu gebende Roſinen nicht allein ſelber herausgiebt, ſondern ſogar der Köchinn nach Stückzahl zuzählet. Faſt allemal fehlt es einer ſolchen Wirthſchaft an dem Weſentlichen, und es herrſcht entweder ein ſchmutziger Geiz, oder eine unangenehme Unordnung; oder es geht im Grunde mehr auf, als nöthig iſt. Glücklich kann ſich dagegen ein Hausvater ſchätzen, der eine ſolche ſparſame und dabey rechtlich denkende Lucia zur Gehülfinn hat, welche für ſein weſentliches Beſtes in allen Stücken ſorget. Sie iſt ihm mehr werth, als ein Kapitel von 50000 Thaler. —

Es hatte dieſer Schriftſteller zuvor von der Sparſamkeit geſagt, daß, wenn man ſie recht verſteht, mit Wenigen weit gereichet werden könne, und es werde dazu erfordert, daß wir 1) genau wiſſen, wie viel, und was in jedem Falle, erfordert werde; daß man 2) überlegen könne, wie und wozu dasjenige, was man hat, am beſten verwandt werde und daß man ſodann 3) darauf achte, daß in jedem Fall eben das dienlichſte, und nicht mehr als nöthig angewandt werde; wobey 4) der Hauswirth oder die Hauswirthinn ſelber die Aufſicht führen, und ſich nicht blos auf ihre Bediente verlaſſen ſollen. Hierauf hatte dieſer berühmte Wirthſchaftslehrer eine Lucia geſchildert, welche in ihrem Hausweſen nach ſolchen angeführten Erforderniſſen der Sparſamkeit

ſich

ſich beträget, da ſie nämlich jede ihrer Bedientinnen aufs beſte kennnet, und weiß, wozu jede am geſchickteſten und was jede des Tages erarbeiten könne; bey der Wäſche die dazu benöthigten Perſonen und Materialien genau beſtimmet; den alljährigen Aufwand auf Licht und Oel, weiß und einrichtet; die täglich zu beſorgenden ſieben beſondere Tiſche, woran über 60 Perſonen ſpeiſen, ſo verſiehet, daß ſie ſich nicht allein um den Küchenzettel der erſtern Tiſche bekümmert, ſondern auch darauf achtet, daß an den geringern Tiſchen die auf jeden Tag vorgeſchriebene Koſt ordentlich, reinlich und gar gekocht geliefert, aber auch aller Ueberfluß vermieden werde; ſie kann Gaſtmahle ohne große Koſten, meiſtens von den Produckten ihrer Wirthſchaft, zur Zufriedenheit ihrer Gäſte ausrichten, und weiß ſich dabey getreuer, und zur Sparſamkeit und Ordnung mit geneigter, Bedienten zu verſichern, und ſie, ſo bald ſie in ihre Dienſte kommen, zu einer Liebe und Folgſamkeit gegen ihre Ermahnungen zu bewegen, wiewohl dergleichen nicht oft nöthig iſt, indem ſie faſt lauter ſolche Leute um ſich hat, von denen ſie ſchon 20 und mehrere Jahre bedient worden iſt, und ohngeachtet ihrer genauen, und faſt aufs äuſſerſte gehenden, Sparſamkeit, dient ein jeder lieber bey ihr, als in andern Häuſern, wo in gewiſſen Stücken ein Ueberfluß herrſchet, indem bey ihr die Ordnung alles erſetzet, und es allen gar zu angenehm iſt, daß es nie an dem Nöthigen fehlt; ſie verſorget ihre 8 Kinder ſo mit der Kleidung, daß die jüngern ein Kleidungsſtück, wenn es angehen will, von dem bekommen, was die ältern ablegen: ſie verfertiget die Kleidungen gröſtentheils ſelbſt, und weiß,

ob ſie ſchon nur von geringerm Zeuge ſind, ihnen doch eine gewiſſe, den Kindern gefallende und ſie erfreuende, Zierde zu geben, daß dieſe von Jugend auf ſich zu Reinlichkeit, Zierlichkeit und Ordnung gewöhnen, und auch zugleich lernen, den äuſſerlichen Pracht mit einer Gleichgültigkeit, und als etwas ihnen ſehr gewöhnliches und alltägliches, anzuſehen; ſie ſinnet das ganze Jahr darauf, wie ſie den Kindern zwar das Nothwendige von Zeit zu Zeit geben, aber auch nach gerade für ſie einige, wiewohl überflüſſige, doch dabey nützliche und den Kindern angenehme, Stücke verfertigen und ſammlen könne, womit dieſelben auf Weyhnachten auf eine unerwartete Art erfreuet werden; eine Freude, welche die Kinder auf mehrere Zeit auf eine unſchuldige Art ergötzet, und ſie von Jugend auf lehret, daß vielerley zu beſitzen, keine große Glückſeligkeit ſey, mithin ihnen vom Anfang an Begriffe von Sparſamkeit beybringt; da hingegen, wenn ihnen von Kindheit an, alles, was ſie zu haben wünſchen, entzogen wird, die Begierde mehr zu haben, ſein eigener Herr zu werden, und mehreres anſchaffen zu können, mehr zu nehmen und einwurzeln macht. —

Eine ſolche **Lucia** kann nun freylich durch Sparſamkeit was Großes vor ſich bringen. Sie thut aber alles dieſes in ihrem Fache, und ihr Gatte muß mit ihr darüber einverſtanden ſeyn, daß ſie als eine kluge und rechtſchaffene Frau ihr weibliches Geſinde in Ordnung und guter Zucht halte, nach ihrem beyderſeits beliebten Tiſchſyſtem die Ausgaben für Küche und Keller ermäſſige, und in Anſehung ihrer vielen zu bekleidenden Kinder alles ſo genau einrichte, daß dem ohngeachtet

achtet ihr Geſchmack an Reinlichkeit, Ordnung und Sparſamkeit gebildet werde. In dieſem durchgängigen Aufwande iſt Lucia, und jede ihr gleichgeſinnte Frau, freylich die Selbſtführerinn, und ſie muß es auch ſeyn. Wehe dem Hauſe, wenn eine Lucia darin fehlet; wenn ſtatt ihrer eine Faule, Unſorgſame, oder eine Verſchwenderinn vorhanden iſt; oder der Hausvater, wie oben geſagt ward, für die Küche ſelbſt herausgeben, oder gar die Erforderniſſe der Köchinn zuzählen ſoll. Mit Argusaugen wird er in dieſem Falle nicht alles ſehen, und ſo das vielfältige Kleine herausſuchen können, als es einer ſparſamen Frau möglich, leicht, angenehm und anſtändig iſt, um durch die Vervielfältigung kleiner Erſparniſſe am Ende doch eine große Summe herauszubringen.

Hiernächſt muß es der Hausvater nun mit ſeinen eigenen Ausgaben, d. i. ſolchen, die durch ſeine eigene, und nicht der Gattinn Hand geben, eben ſo halten, und in Vereinigung mit ſelbiger ſich von dem Hauptzweck der Sparſamkeit, nämlich nach allen gehabten Ausgaben einen Ueberſchuß in der Einnahme zu behalten, ſich nie entfernen.

4) Die Geſchäfte des Hausvaters und der Hausmutter müſſen ſich einander nicht entgegen ſeyn.

Der Hausvater kann von der Hausmutter, ſo wie dieſe von jenem, in ſeinen beſondern Operationen auf mancherley Weiſe ſehr gehindert oder aufgehalten werden, wenn beyde keinen gemeinſchaftlichen Plan vor ſich haben, und in Zeiten über ihre vorhabende

Unternehmungen ſich vernehmen, um, bedürfenden Falls, theils ſich einander darin die Hand zu bieten, theils aber eine oder die andre Wirthſchaftsoperation ſo lange auszuſetzen, bis die nothwendigſte beendiget worden. Iſt es Eigenſinn auf Seiten des einen Theils, ſo leidet der andre Theil zu ſehr, und es wird ihm das Leben ſauer gemacht. Iſt es aber Leichtſinn, Schläfrigkeit oder Sorgloſigkeit, von denen es herrühret, daß ſich dieſe oder jene Verrichtungen einander im Wege ſind, ſo iſt es gleichfalls Leiden für den wirkſamen Theil; in allen Fällen aber immer Nachtheil für die ganze Haushaltung. Sollte es dem einen Gatten an Gegenwart des Geiſtes, an genugſamer Klugheit und Wirthſchaftskunde fehlen, ſo muß der klügere und mehr verſtehende Gatte ſämmtliche Geſchäfte ſo lenken und regieren, daß die des Hausvaters neben denen der Hausmutter beſtehen, und beyde in ihrem richtigen Gange nicht geſtöret werden.

a) Je größer und je weitläuftiger eine Wirthſchaft iſt, deſto mehr Aufmerkſamkeit wird auch von den aufs beſte unter ſich einigen Gatten erfordert, daß ſie nicht einer dem andern in Weg kommen, und der eine nicht des andern ſeine Einrichtungen, als wozu täglich Gelegenheit ſeyn kann, aufhalte oder umſtoße.

b) Wenn von ohngefähr in einem hohlen Wege ſich zween Wagen, die ſich darin nicht einander ausweichen können, begegnen, ſo muß derjenige zurückweichen, welcher am wenigſten weit hinein gekommen, oder am Leichteſten iſt. Sollte es in Haushaltungen mit zween verſchiedenen Ausführungen des Wirths und der Wirthinn eben ſo von ohngefähr, oder übereilter Weiſe, gekommen ſeyn, ſo muß diejenige zurückgehen, deren Zurück-

ſetzung

ſetzung den wenigſten Schaden bringt. Es iſt ſehr verkehrt gehandelt, wenn der eine Gatte, es mag daraus noch ſo vieles Unheil entſtehen, als da mag und kann, aus Eigenſinn, Rechthaberey und Herrſchaftsbegierde ſein Vorhaben durchſetzet, welches deſto unwirthlicher nur blos in dieſer Abſicht allein ſchon iſt, wenn der in ſeinen Unternehmungen zurückgeſetzte Gatte vor dem Geſinde lächerlich gemacht, und um ſeine Achtung bey ſelbigem gebracht wird. Es muß immer bey dergleichen Colliſionen ein ſolcher Ausweg getroffen werden, daß beyde Theile vor ihren Hausgenoſſen in Ehren bleiben.

c) Wenn beyden Gatten zwar ihre Wirthſchaftsverrichtungen geläufig genung ſind, ſo iſt es ihnen doch, um allen Colliſionen zuvor zu kommen, zu rathen, daß ſie bereits am Ende eines jeden Monaths ihre, in den beyden nächſten Monathen bevorſtehende, Verrichtungen überſchauen, und von da an beyde ſich bereden, wenn dieſes oder jenes Werk unternommen werden ſoll. Zu dieſem Zweck kann beſonders der im vorigen Jahre herausgekommene ſo genannte Hausmutterkalender den Hausmüttern ſehr nützlich ſeyn, und ihnen dazu dienen, daß ſie keine ihrer Operationen ſo zu ſagen am unrechten Orte einſchieben mögeu. In der Vorrede gedachten Kalenders wird dieſes Beyſpiel gegeben.

Der November des Hausmutterkalenders weiſet das Einmachen des weißen Kohls an. Es ſoll nun aber nach obigem Rathe acht Tage vor dem Ende eines jeden Monaths der künftige ſo wohl, als der hiernächſt folgende, alſo zwey Monathe zugleich geleſen werden. Lieſt man nun

z. B. am Ende des Septembers die angerathene Periode, den October und November zugleich, ſo kömmt man beym Durchleſen des Novembers aufs Kohleinmachen. Bey dieſem Haushaltungsgeſchäfte müſſen nun der Leſerinn gleich am Ende des Septembers die Fragen beyfallen: Sind die Sauerkohlfäſſer, die Aufbewahrungsgefäße des einzumachenden Kohls, auch in gutem Stande? Müſſen ſie nicht mit neuen Reifen oder Bändern beleget, nicht wohl gar ganz neue Fäſſer beym Böttcher beſtellet werden? Beſorgungen alſo, die ſpäteſtens im October zu beobachten ſind. Soll aber der Kohl in den erſten Tagen des Novembers eingemachet werden, ſo müſſen die Kohlfäſſer gegen das Ende des Octobers mit Waſſer angefüllet werden, damit, wenn ſie leck ſind, oder Waſſer rinnen laſſen, ſo lange voll Waſſer gehalten werden, bis das Holz wieder feſt zuſammen gezogen worden. Man muß ferner einige Wochen vorher alle übrige Haushaltungsgeſchäfte ſo ordnen und in Verbindung bringen, daß ſie dem Einmachen des Kohls nicht Hinderniſſe, unnöthige Ausdehnung oder Verſchiebung, verurſachen. Es muß alſo dieſem Geſchäfte in der Reihe der vorhergehenden und nachfolgenden bey Zeiten der erforderte Raum ausgefunden werden. Nach der Entlegenheit der Kohlfelder oder Kohlgärten ſowohl, als nach der Menge des Kohls, werden mehr oder weniger Fuhren und Geſpann zum Einfahren des Kohls nöthig ſeyn. Die Hausmutter bedarf alſo der Uebereinkunft des Hausvaters. In dieſer Beziehung muß ſie alſo voraus wiſſen, ob ihr das zum Kohleinfahren benöthigte Geſpann zu ſeiner Zeit nicht fehlen, und ſelbiges von nöthigen Ackergeſchäften, Reiſen u. ſ. werde ent-

entbehret werden können. Dieſerhalb muß ſie ihren beſonderſten Plan mit dem des Hausvaters vereinigen, wozu Vorausſichten und Anlagen von beyden Theilen ſchlechterdings nothwendig ſind. So würde auch in Zeiten Bedacht zu nehmen ſeyn, daß man die erforderliche Menge von Menſchenhänden zuſammen haben und beybehalten könne, um den Kohl auf ſeinem Standplatze abzuhauen, ſodann zu Hauſe die Köpfe oder Häupter zu putzen oder die überflüſſigen Blätter abzunehmen; ferner den Kohl zu hobeln, einzuſtampfen, und die Abgänge an Blättern nebſt den Strünken zam Viehfutter einzumachen u. ſ. f. Auf ſolche Weiſe nun müſſen die meiſten Haushaltungsgeſchäfte auf Wochen, viele aber ſchon auf Monathe vorausgeſehen, geordnet, und in die Reihe der übrigen Geſchäfte ſo eingeebnet werden, daß nichts Holperichtes in der ſo zu nennenden Abrundung häuslicher Operationen erſcheine, als welches unvermeidlich iſt, wenn man zu ſpät an ſeinen Artikel kommt, und ihn dann an einem unrechten Orte, ſo zu ſagen, über Hals und Kopf hineindränget. —

Drittes Kapitel.

Regierung des männlichen Geſindes.

Es werden wenig Wirthſchaften ſeyn, in welchen das weibliche Geſinde der Hausmutter, das männliche aber dem Hausvater zu regieren obliegt. Die Regierung des weiblichen Geſindes iſt in der

der H. M. B. V. S. 63. ff. vorgetragen worden. Die Regeln dazu ſind die nämlichen, welche vom Hausvater in ſeinem Regimente befolget werden müſſen. Ich werde daher die Leſer deshalb dahinein weiſen können, wenn ſie die vollſtändigſte Abhandlung ſolcher Regeln ſich bekannt machen wollen, und will ſie in eben der Ordnung nur kürzlich anführen, damit ſie theils für diejenigen auch hier beyſammen gefunden werden, welche nur gedachtes Werk nicht haben oder nicht nachſchlagen wollen, theils aber manches Beſondere, und das männliche Geſinde näher angehende, hier beygebracht werde.

1) Man muß ſuchen ſolches Geſinde oder Bedienten zu haben, welche ihre Dienſte aufs beſte verrichten können und wollen.

Plutarch meldet von dem Cato, daß er ſich in ſeiner Jugend auf den Landbau gelegt, um dadurch etwas zu erwerben, wie er denn ſelbſt geſagt, daß er ſich zweyer Mittel zum Reichthume, des Ackerbaues und der Sparſamkeit bedient habe. Dieſer gute Hausvater wird auch von eben dieſem Plutarch dem Ariſtides ſehr vorgezogen, und ſeinem durch gute Wirthſchaft erlangten Vermögen zugeſchrieben, daß ſein Geſchlecht bis ins vierte Glied Rom mit Prätoren und Conſuln verſehen, und ſeine Enkel und Urenkel die höchſten Ehrenſtellen verwaltet haben; da hingegen die Nachkommen des Ariſtides, den er als fehlerhaft beurtheilet, weil er als ein gerechter Mann nicht nur andern Nutzen ſchaffen, ſondern auch für ſich und die Seinigen ſorgen ſollen, wegen ihrer Dürftigkeit ſind genöthiget worden, daß ſie ſich theils aufs Traumdeuten und Wahrſagen haben legen, theils wegen ihrer Armſeligkeit den Staat um Allmoſen bit-

ten müſſen, und daß alſo keiner im Stande geweſen iſt, auf herrliche und dem Ruhme dieſes Mannes gemäße Unternehmungen zu denken. Dieſe Bemerkung des Geſchichtſchreibers muß uns nun ſehr aufmerkſam machen, was der ſo große Römiſche Staatsmann und eben ſo kluge Hausvater für Knechte gehabt, gezogen, und wie er ſie regieret habe, um mittelſt derſelben den Reichthum, deſſen er ſich ſelbſt rühmte, zu erwerben. Sein Geſchichtſchreiber läßt uns davon dieſes wiſſen: Er hatte eine Menge Knechte, und kaufte ſich viele von den Kriegesgefangenen, und vornämlich ſolche, die noch jung waren, und Zucht und Unterweiſung annahmen, und wie junge Hunde und Pferde noch konnten abgerichtet werden. Keiner von ſeinen Knechten gieng in ein fremdes Haus, er mußte denn entweder von Cato, oder von ſeiner Gemahlinn dahin ſeyn geſchickt worden. Es hatte auch Cato ſeine Knechte alſo gewöhnet, daß ſie alle, wenn ſie von jemand gefragt wurden, was Cato machte, keine andre Antwort gaben, als dieſe, daß ſie es nicht wüßten. Sie mußten zu Hauſe entweder arbeiten, oder ſchlafen, weil Cato gern ſolche Knechte hatte, die zu rechter Zeit ſchliefen, und glaubte, daß diejenigen, welche ausſchliefen und ſich durch den Schlaf erquickten, beſſer regiert, und zur nöthigen Arbeit könnten gebraucht werden, als andere, welche ſich durch das Wachen abmatteten. Ja er verordnete auch, daß ſeine Knechte für ein gewiſſes von ihm beſtimmtes Geld bey ſeinen Mägden ſchlafen konnten, ohne doch ſich hernach einer andern nähern zu dürfen, (iſt eben ſo viel, als nach den Geſetzen des Chriſtenthums eheliche Treue beweiſen) weil er glaubte, daß ſie ſonſt bey der Liebeskrankheit träg und ſaumſelig würden. Im Anfange, da Cato noch arm war, und den Feldzügen als ein gemeiner Soldat beywohnte, bezeigte er

ſich

ſich niemals unwillig, man mochte ihm auch die ſchlechteſten Speiſen zu eſſen vorſetzen, indem er es für etwas ſchändliches hielt, daß man ſich um des Bauchs willen mit ſeinem Knechte zanke; in den folgenden Zeiten aber, als er zu einem größern Vermögen kam, pflegte er, wenn er ſeine Freunde und Amtsgenoſſen bewirthete, gleich nach der Mahlzeit diejenigen von ſeinen Knechten mit einer Geißel abzuſtrafen, welche bey der Tafel nicht recht aufgewartet, oder die Speiſen nicht recht zubereitet hatten. Er unterhielt auch beſtändig auf eine luſtige Art zwiſchen ſeinen Knechten Streit und Uneinigkeit, und glaubte, daß ihre Eintracht und Vertraulichkeit verdächtig und ſchädlich wäre. —

Man kann aus des Tusculaners Hauszucht manches lernen. Ihm war es mehr um nach ſeinem Sinne wohlgezogene Knechte, als um eine große Zahl derſelben zu thun, die nicht Zucht und Unterweiſung annehmen konnten. Nicht die Zahl, ſondern die Tüchtigkeit des Geſindes fördert das Aufnehmen der Wirthſchaft. Es beſteht aber die Tüchtigkeit des Geſindes nach der H. M. darin, daß es, wo es auf Erfahrung ankömmt, nicht unerfahren, wo Leibesſtärke oder Behendigkeit erfordert wird, nicht ſchwach oder kränklich und langſam, wo Verſtand vorzüglich nöthig iſt, nicht dumm und ſtumpf, wo Muth und Entſchloſſenheit gebraucht wird, nicht feige oder träge ſey. Es muß aber der gute Wille allemal dazu kommen. Denn wenn es daran fehlet, wird die Herrſchaft bey dem, dem Geſinde gereichten, völligen Jahreslohne und behöriger Koſt die Arbeiten eines Vierteljahres, und darüber, verlieren können. Fähigkeit und Leibeskräfte machen die eine Hälfte, die getreue Anwendung derſelben aber die andere und noch mehr aus.

2) Re=

2) Religion verſchafft uns das beſte Geſinde.

Mit der Einführung der chriſtlichen Religion hat die Leibeigenſchaft, oder die Knechtſchaft der erſten Zeit, in vielen Ländern aufgehöret. Die Herrſchaften werden aber ſehr ſchadlos gehalten, indem die Bande des Chriſtenthums das Geſinde weit mehr an das Intereſſe der Herren verknüpfen, und damit weit mehr ausgerichtet werden kann, als mit aller Strenge eines Cato, oder aller Herren, die von Leibeigenen bedienet werden. Die unter uns befindlichen Geſindeordnungen ſind ſehr zu loben. Es heißt aber auch in Anſehung ihrer und alles Regiments: Je beſſer Chriſt, je beſſer Knecht und Unterthan. Derjenige Herr verſteht ſich am beſten auf gute Geſindezucht, der bey ſeinen Leuten religieuſe Geſinnungen herrſchend werden läßt. Sein eigenes Beyſpiel richtet hier das meiſte aus. H. M. B. V. S. 67. ff.

3) Das Geſinde muß zur Beſuchung des öffentlichen Gottesdienſtes angehalten werden.

Herren, welche ihre Dienſtboten vom öffentlichen Gottesdienſte abhalten, oder ſie nicht zu deſſen Abwartung mit Fleiß anhalten, oder ſich ſelbſt dagegen kaltſinnig beweiſen, handeln völlig ihrem eigenen Intereſſe entgegen, indem die Geringſchätzung des öffentlichen Gottesdienſtes zugleich eine Geringſchätzung und Vergeſſenheit des Gottes nach ſich zieht, der Treue und Fleiß in jeder Situation gebietet und zu belohnen verheiſſet. H. M. B. V. S. 72. ff.

4) Auch

4) Auch zum häuslichen Gottesdienſte muß das Geſinde angehalten werden.

Die Aufnahme der Religion unter dem Dienſtvolke, und die Aufnahme des Haus- und Wirthſchaftsweſens durch das Geſinde, gehen mit gleichen Schritten. Der häusliche Gottesdienſt muß hierin das meiſte thun. Unſre Vorfahren hielten mehr, als wir heutiges Tages, darauf, und befanden ſich in ihren Häuſern ſehr wohl dabey. In der H. M. werden die Beſchaffenheit religieuſer Uebungen im Hauſe ſo wohl, als muſterhafte Exempel beſchrieben. H. M. B. V. S. 75—92.

5) Vorſicht bey der Wahl neuer Dienſtboten.

Wenn ſo viele Herrſchaften nach den erſten den beſten Dienſtboten greifen, um nur ihre gewöhnliche Zahl voll zu haben, ſo werden ſie ſo leicht gute als böſe zuſammen bringen. Es iſt nach unſern jezigen Umſtänden nichts gerathener, als abgehendes Geſinde mit ſolchem zu erſetzen, welches von der vorigen Herrſchaft das Zeugniß eines guten Verhaltens mit bringet, oder falls es noch nicht gedienet hat, von ſolchen Aeltern, Vormündern und Verwandſchaften iſt, welche auf Tugend und Rechtſchaffenheit halten. Man nehme z. B. Knechte oder Mägde, deren Aeltern liederlich, diebiſch, verſoffen u. ſ. f. ſind. Ihre Kinder werden Nachfolger des liederlichen Lebens ihrer Aeltern um ſo mehr ſeyn, je weniger es dieſe ſich zur Pflicht machen können und wollen, ihre Kinder, falls ſie in Dienſten ihrer Herrſchaften was Böſes von ihnen ſehen oder hören, zu beſtrafen. Sie werden es eher billigen und gut heiſſen. Dagegen haben Herrſchaften an gut geſinneten Aeltern ihre Gehülfen in

der Zurechtweiſung der dienenden Kinder ſowohl, als in ihrer Erhaltung auf dem guten Wege, wenn ſie ſich einmal darauf befinden. H. M. B. V. S. 92. ff.

6) Das Geſindelohn.

Der Verfall der Haus- Schul- und Kirchenzucht hat es gemacht, daß das Geſinde mehr als jemals der Schwelgerey und Kleiderpracht ergeben iſt. Dieſe Untugenden nehmen mehr ab, als zu. Dieſerwegen ſteigert das Dienſtvolk Jahr für Jahr das Lohn. Wo Hausbücher gehalten werden, da iſt der Beweis vor Augen, daß das Geſinde in den meiſten Gegenden ein Drittheil mehr, in manchen Gegenden aber die Hälfte mehr Lohn, als vor 30 Jahren empfangen. Geſetzt auch daß das Lohn an und vor ſich ſelbſt weniger mehr, als vor der bemerkten Zeit, geſtiegen, ſo ſind dagegen gewiſſe, ſonſt willkührliche, Geſchenke theils ſo erhöhet und deren mehrere erdacht, eingeführet, und zuletzt ſo ſehr vom Geſinde ſich bey der Miethung ausbedungen worden, daß ſie beynahe eben ſoviel, als das Lohn ſelbſt, betragen. Das gewöhnliche Miethsgeld iſt drey bis vierdoppelt erhöhet worden. Es ſind Jahrmarktsgelder eingeführet worden. Neben dieſen noch andere Geſchenke, z. E. bey den Mägden jährlich Geld zu Strohhüten, Camiſölern u. ſ. f. Die Lohnleinwand iſt vermehret worden. Manche andre Naturalien, als Flachs, Federn, Einſaat auf den Aeckern der Herrſchaften u. ſ. f. ſind hin und wieder Bedingungen des Dienſtes auch noch geworden. Es müſſen nicht noch 10 Jahre hingehen, oder es darf nur noch ein Krieg in Deutſchland ausbrechen, und das Volk vermindern, ſo muß das Geſinde ſein Lohn noch um einen Drittheil mehr, als gegenwärtig, erhöhet haben. Man hat mir vor ein

Paar Jahren geſaget, daß ein ganzes Dorf von Wirthen ſich beredet, der Herrſchaft ihre Häuſer und Höfe aufzukündigen, und ſich dagegen als Dienſtvolk zu vermiethen. Wenn unter den Bauern vieler Gegenden einer oder der andere wird mehr und beſſer rechnen gelernet, und gefunden haben, daß das Dienen mehr als Bauer- und Coſſätheſeyn einbringet, ſo können ſie wohl auf gleiche Entſchlieſſung kommen.

Man wird ſagen, die Wirthe müſſen ſich beſſer halten, und nicht mehr, als ſonſt gebräuchlich war, geben. Kann man dieſes verlangen, ſo wird vorausgeſetzt, daß ſie alle einig ſeyn. Darf man aber dieſes wohl je erwarten? Aber die Geſindeordnungen unterſagen in den meiſten Ländern bey Strafe das Mehrgeben und Mehrfordern des Lohns? Dieſes iſt höchſt zu loben, und dankneh migſt zu erkennen. Der Wirth aber ſaget dagegen: ich muß doch alles geben, was ein Dienſtbote verlangt, ſonſt gehe ich leer aus, und bekomme keinen. Die Geſindeordnung aber befiehlt dem Wirth, du ſollſt dergleichen ungebührliche Forderungen des Geſindes deiner Obrigkeit zur Beſtrafung anzeigen. Dieſer getrauet ſich das aber nicht. Denn ſobald er nur einmal Kläger geweſen iſt, ſo hat er ſich damit unter dem Dienſtvolke einen ſo böſen Namen gemacht, daß er keines mehr bekommen kann. Und überdem hilft es ihm auch gar nichts, wenn er ſolches auch eben nicht zu befürchten hätte. Denn wenn nicht die meiſten Wirthe das nämliche thun, und Kläger werden, ſo iſt in der Hauptſache ſo viel, wie nichts, gethan. Das Uebel wird immer bleiben was es iſt. Allein das ſchlimmſte hiebey iſt dieſes, daß es die Obrigkeiten gröſtentheils wiſſen oder wohl wiſſen können, aber die Augen zuthun, weil ſie Zwanggeſinde haben, welches um ein geſetzliches, von Alters her beſtimmtes, Lohn dienen muß. Immittelſt werden

ſie ebenfalls nach und nach ihnen auch ſchaden. Denn das, für ein, in Vergleichung mit der übrigen Dienſtboten ihrem, ſo unproportionirtes Lohn macht, daß ſie ihre Zwangdienſte immer ungetreuer verrichten, je mehr Rohheit, Ueppigkeit und Schwelgereyen im Lande zunehmen. Es ſehnet ſich ſolches Zwanggeſinde ohn Unterlaß nach der Veränderung des Dienſtes, nach ſolchen Herren hin, bey welchen es, mittelſt des mehrern Lohns, reichere Quellen der Ueppigkeit und Verſchwendung finden kann.

Um aber der immer mehr einreiſſenden Unordnung Einhalt zu thun, wäre wohl nichts beſſeres, als daß in jedem Bezirke rechtſchaffene Männer beſtellet würden, welche das unbefugte Lohnſteigern ausforſchen, und es, ohne Zuthun der Brodherren, der Obrigkeit anzeigeten, oder dergleichen Mißbräuche ſelbſt abthun müßten.

Auch militairiſchen Reichen müßte es ſehr gerathen ſeyn, wenn ſie das Geſindelohn nicht ſteigen, ſondern es vielmehr auf den alten Fuß zurückkommen ließen. Denn diejenigen Knechte, welche als Soldaten einrangiret werden, thun mehr, als jemals, ihre Kriegesdienſte verdroſſen, weil unter ihrem Solde, den ſie als Soldaten bekommen, und dem Lohne, welchen ſie als Knechte in Städten und Dörfern erhalten, die allergrößte Diſproportion entſtanden iſt, welches ſie nun für ihr höchſtes Unglück anſehen. Dieſes iſt denn nebſt dem Vorfalle der Religion mit die Urſache, daß das Austreten der Enrollirten, oder Deſertiren von der Fahne, mehr zu- als abnimmt. So macht auch der mehrere Lohn dieſe Leute üppig und weichlich, daß ſie die Kriegesſtrapazen dereinſt weit weniger, als diejenigen, ertragen, die in Friedenszeiten ſchlechtere Zeit gehabt, und eben deshalb weniger weichlich geworden ſind.

Da aber auch verſprochene Geſchenke, zur Aufmunternng des Fleiſſes, zur Steigerung des Geſindelohns Anlaß geben, indem das Dienſtvolk ſich in der Folge ſolche ausbedinget, auch andre Dienſtboten bey andern Herrſchaften ſich darauf berufen, und ſich eben ſolche Geſchenke zur Bedingung ausmachen, ſo ſieht man, daß ſie dann völlig in einen nothwendigen Anhang des, an und ſich ſchon zu ſehr erhöheten, Lohnes ausarten. Hiewider nun ertheilet die H. M. B. V. S. 101. folgenden Rath.

Will man ſich und ſeinen Mithwirthen ohne Schaden etwas thun, ſo ſeyn es ganz willkührliche, durchaus aber nicht benannte, Geſchenke, womit man von Zeit zu Zeit den Fleiß des Geſindes theils belohnet, theils aufmuntert. Am allerbeſten aber gelanget man zum Ziel, wenn man dem Geſinde, auf den Fall eines langen und ununterbrochenen Dienſtes, und wenn es dereinſt zu Ehren ſchreiten, ſich verheyrathen, und eine eigene Wirthſchaft anfangen will, gewiſſe Naturalien, als Federn zum Bette, ein Stück Vieh, oder die Ausrichtung eines, von der Herrſchaft zu ermäſſigenden, Hochzeitmahls, gelobet und hält. Denn ſolches Verfahren war bey unſern Alten in Gewohnheit. Hiemit verſchaffet man ſich getreues Dienſtvolk auf lange Jahre, kömmt bey ſelbigem in einen guten Ruf, und macht, daß man beym Abzuge der alten und ſo belohnten Dienſtboten wieder neue anſtändige finden kann. Man wird es finden, daß Aeltern ſolchen Herrſchaften ſchon zum voraus ihre Kinder zum Dienen anbieten. Auf eine Summe Geldes zu Ende des Dienſtes aber muß ſich der Landwirth gar nicht einlaſſen. Er verringert damit den Werth ſeiner künſtigen Belohnungen ſowohl, als die Treue und Wachſamkeit ſeiner Leute. Hiezu werden ſie weit mehr angeſpornet, wenn ihnen vorhergeſagt wird, daß ſie,

wenn ſie z. B. dieſe oder jene Art von Vieh gut halten und erziehen hälfen, ihnen dereinſt hier- oder davon ein Stück, entweder zur Hochzeit, oder zum Anfange eigener Wirthſchaft, zu Theile werden ſolle. Die Verknüpfung des eigenen Nutzens an dieſer oder jener Sache richtet große Dinge und mehr aus, als Geld, und koſtet auch dem Brodherren ungleich weniger. Die Hoffnung eines zukünftigen Gewinnſtes erfreuet ungleich mehr, als der gegenwärtige Beſitz oder Genuß eines Dinges. H. M. B. V. S. 97 — 102.

7) Dem neuern, oder erſt anziehenden Geſinde muß alsbald ein Verhaltungsplan bekannt gemacht werden.

Die meiſten Dienſtboten werden im Anfange ihres neuen Dienſtes ſich gelenkſamer und williger zur Annehmung herrſchaftlicher Vorſchriften, als in der Folge, finden laſſen. Kluge Herrſchaften müſſen daher dieſe Zeit ja nicht unbenützt vorbey gehen laſſen, und ihre Leute gleich dahin leiten, wo ſie bleiben oder fortfahren ſollen.

Erhält man neues Geſinde von Herrſchaften, wo es zu viel Freyheit gehabt hat, ſo iſt es um ſo nöthiger, gleich im Anfange es einzuſchränken, damit es in dem neuen Dienſte nicht anfange, wo es aufgehöret hat. Man ſäume ſich alſo nicht, neuen Leuten wiſſen zu laſſen, was man künftig von ihnen wolle unterlaſſen haben, wenn man ihnen den Lauf der gemeinen täglichen Arbeiten anweiſet. Hienächſt werden unſre Arbeiten nicht in allen Stücken mit denen, bey andern Herrſchaften, völlig einerley ſeyn. Dieſerhalb müſſen wir ſofort neues Dienſtvolk anhalten, nach unſerm Sinne und Gewohnheiten den Dienſt zu verrichten, und es damit ſowohl, als mit dem übrigen al-

ten Geſinde unſers Hofes in Uebereinſtimmung bringen. Es iſt unangenehm, wenn man in der Folge von einem oder dem andern Dienſtboten hören ſollte: Bey meinem vorigen Herrn wards ſo und ſo gemacht, ich bleibe bey meiner alten Weiſe. Die H. M. lehret hierin alſo.

Iſt anziehenden Dienſtboten noch alles neu, ſo ſind ſie meiſtens immer gelehriger, nehmen eher Weiſung an, laſſen ſich leichter in gewiſſe Falten gleichſam legen, ſtehen von uns mißfälligen Gewohnheiten und Verfahrungsarten eher ab, und beſtreben ſich von der erſten Zeit an, bevor ſie im Dienſte älter werden, den Beyfall ihrer Hausherrſchaften zu verdienen. Man kann auch wohl noch die alten wohlverdienten abziehenden Dienſtboten den neuen auf einige Tage zugeſellen, um ihnen alle Handgriffe und Verfahrungsarten abzuſehen, und hiemit die gewöhnlichſten Verrichtungen im Zuſammenhange deſto geſchwinder zu erlernen. Hat man aber dergleichen treue und wohlgeſinnete Leute unter den Abziehenden nicht gehabt, oder man will manche, zuvor obgewaltete Mißbräuche abgeſchaffet wiſſen, ſo thut man am beſten, daß man die Zugeſellung des alten abziehenden Geſindes unterlaſſe, und dem neuanziehenden den erſten Unterricht ſelbſt ertheile. Jede Hausherrſchaft muß es ohnehin verſtehen, wenn ſie ſchon ſelbſt nicht mit Hand anleget, wie alle geſindliche Verrichtungen ſowohl an und für ſich ſelbſt, als im Zuſammenhange mit andern, anzugreifen und geſchickt zu vollenden ſind. Ohne dieſe Wiſſenſchaft kann nicht wohl regieret, gebeſſert oder verändert, getadelt und gelobet werden. —

In Anſehung des Sittlichen, und eigentlich die Hauszucht näher angehenden, müſſen die Hausväter ihr männliches Geſinde, eben ſo wie die Hausmütter ihr weibliches Geſinde, gleich beym Eintritte in den

Dienſt,

Dienſt, an die dazu dienende beſondere Regeln binden. Dieſe ſind die Eingezogenheit, und das Hausgeſetz, auch des Sonntags, oder des Abends, nach vollendeter Tagesarbeit an Werkeltagen nicht ohne Urlaub und Vorwiſſen der Hausherrſchaft ſich aus dem Hauſe, oder dem Hofe, zu entfernen: Die genaue Beobachtung der Keuſchheit, (hierauf hielt Cato aus den zuvor bemeldeten ökonomiſchen Urſachen bey ſeinen Knechten ſo ſtrenge) und Vermeidung alles verdächtigen Umganges mit Frauensperſonen: Die Ehrbarkeit, und vermöge derſelben auch den böſen Schein zu vermeiden: Die Behutſamkeit in Schweigen, durch Plaudereyen oder ſogenannte Poſtträgereyen; nicht Gezänke oder Mißhelligkeiten unter dem übrigen Geſinde anzurichten, und hiemit den ſo edlen Hausfrieden nicht zu ſtören: Die Sanftmuth, nicht alsbald wegen wahrer, oder vermeintlicher Beleidigungen ſich zum Zorn oder zur Rache aufbringen zu laſſen: Die Freundlichkeit und Höflichkeit in Gebehrden, Worten und Werken gegen die Hausherrſchaft und alle Menſchen: Die Dienſtfertigkeit, das Verlangen anderer, in ſo fern es der Tugend und Ehrbarkeit nicht zuwider iſt, gern zu erfüllen, und ſelbigem zuvorzukommen: Die Enthaltung des ſogenannten Maulens oder Schmohlens, eines ganz unleidlichen Fehlers gegen die Hausherrſchaften, bey erhaltenen Verweiſen, Beſtrafungen, oder abſchlägichen Antworten: Keine, die Herrſchaft angehende, Haus- und Familienſachen auszutragen, und unter die Leute zu bringen; (auch dieſes wollte Cato gleichfalls nicht an ſeinen Knechten leiden.) Bey Verſchickungen ſich nicht in Plaudereyen oder Gaffereyen einzulaſſen; nicht Nebenwege ſich zu machen, noch über die Zeit auszubleiben; vielmehr die Beſtellungen, das Wohinbringen oder Nachhauſeholen treu, richtig und

eiligſt zu verrichten; nichts verkehrt zu machen oder anzubringen, und bey vorkommenden ihnen undeutlichen Aufträgen oder Befehlen von der Herrſchaft ſich Erläuterung auszubitten, oder durch beſcheidene und demüthige Fragen und Vorſtellungen, oder ſittſame Einwürfe ihre Begriffe vollſtändiger, und dem Sinne, oder Intereſſe der Herrſchaft gemäßer zu machen; keinesweges aber ſich ſelbſtgefälliger Ausdeutungen und eigenmächtiger überkluger Aenderungen anzumaſſen u. ſ. f. Dieſe und dergleichen Tugenden gleich dem neuen Geſinde einzuprägen, den entgegenſtehenden Untugenden aber ungeſäumt entgegen gehen, und ihnen unter unſern Augen keine längere Ruhe gleichſam zulaſſen, dieſes ſind Hausherrſchaften eben ſo ſehr Pflichten, als Vortheile. — H. M. B. V. S. 102—106.

8) Prüfung des neuen Geſindes.

Nicht allemal haben die neuen Dienſtboten diejenigen Fähigkeiten und Gemüthseigenſchaften, die man von ihnen verlanget, oder wofür ſie ſich ſelbſt ausgegeben haben. Müſſen muß daher bald zu wiſſen ſuchen, was man von ihnen erwarten, und wie weit man ſich auf ſie verlaſſen kann, um nicht darüber Schaden zu leiden. So geht es auch ſelten ohne Verdruß ab, eine Aenderung in der Folge erſt vorzunehmen, nachdem man die Leute erſt eine Zeitlang bey dieſem oder jenem beſondern Geſchäfte angeſtellet gehabt, indem ſolches immer als eine Art von Degradation, als Beſchimpfung, angeſehen wird.

Sylvan hatte einen neuen Reitknecht bekommen, der unter andern Geſchäften auch dieſes auf ſich haben ſollte, daß er ihm aus einer ein Paar Meilen entlegenen

genen Stadt alle Vierteljahr ſeine ihm über Poſt zugefertigten Intereſſegelder abhohlen mußte. Dieſer hatte aber den Fehler an ſich, daß er ſich gern in die Bierhäuſer begab, und ſich daſelbſt bezechte. Sein erſter Ritt brachte den Herrn um Geld und Pferd. Ihm ward in der Trunkenheit das Geld, eine Summe von dreyhundert Thalern, weggenommen. Er getrauete ſich nicht wieder nach Hauſe zu kommen, und ritt mit dem Pferde davon. Sylvan hätte den Kerl zuvor ausprüfen ſollen, ob er auch zu dem ihw aufgetragenen Geſchäfte ſicher gebraucht werden könne. H. M. B. V. S. 106—109.

9) Keinem Dienſtboten müſſen vor andern Vorzüge eingeräumet werden.

Es iſt hier gar nicht die Rede davon, wenn etwa der älteſte oder mehr verſuchte Knecht den übrigen als Meyer oder Aufſeher vorgeſetzet, und ihm hiemit ein mehreres Anſehen verſchaffet wird. Nur dieſes iſt der Fall, wenn unter allen übrigen ſich gleichen Leuten einer mehr begünſtiget, und ohne wahre Verdienſte durch Geſchenke, Vertraulichkeit und Verſchonung mit ſchwerer Arbeit vorgezogen wird. Dieſes wird von den Mitgenoſſen als Verachtung ihrer Perſonen angeſehen, und macht, daß ſie ihren Dienſt mit weniger gutem Willen verrichten. Dieſes muß noch mehr geſchehen, wenn die mehr begünſtigten Leute falſche ſind, welche ihre Mitgenoſſen bey der Herrſchaft verleumden, und gemeiniglich untreue oder unfleiſſige, oder ſonſt fehlerhafte Arbeiter ſind, welche ihre Mängel durch Schmeicheleyen und Ausheuchelung der andern verbergen oder erſetzen wollen. Es können aber auch ſonſt nicht unverdiente Günſtlinge von den Herrſchaften ſehr verdorben, und zu un-

zuläſſigen Selbſterhöhungen und Anmaſſungen zu vieler Freyheiten veranlaſſet werden. H. M. B. V. S. 109—111.

10) Hausherrſchaften müſſen ihr Anſehen durchs Gemeinmachen mit dem Dienſtvolke nicht vergeben.

Es iſt gar kein Stolz oder Verachtung der Geringen, wenn man ſich im Umgange mit ihnen ſo verhält, daß ſie Empfindungen der Achtung gegen uns haben müſſen. Jedem Hausvater muß es hierum ſehr zu thun ſeyn, damit ſeine Anordnungen deſto mehr von dem Dienſtvolke befolget werden, je mehr er bey ihm in Anſehen iſt. Wenn aber der Herr unter ſeinen Leuten den Pickelhering macht, ſo muß er es ihm ſelber verdanken, wenn er geringgeſchätzet, und ſein Dienſt mit wenigem Eifer verrichtet wird. H. M. B. V. S. 111. ff.

11) Das Geſinde muß ſo viel möglich von böſer Geſellſchaft abgehalten werden.

Voraus geſetzt, daß man unter ſeinen eigenen Hausgenoſſen keine Verführer habe, ſo muß man ſehr ſorgen, daß das Geſinde von böſer Geſellſchaft auſſerhalb des Hofes und Hauſes nicht verdorben werde. Nimmermehr wird man Verbeſſerer der Sitten, oder Erhalter und Förderer der guten, ſeyn können, wenn man über dieſe Regel nicht halten will.

Corrumpunt bonos mores conſortia praua.

12)

12) Ueppige Tanz- und Spielgeſellſchaften des Geſindes, ingleichen nächtliches Auslaufen deſſelben.

Es ſind mir einige Herrſchaften bekannt geworden, welchen die Haus- und Sittenlehren der H. M. S. 170. ff. mißfällig geweſen, und ſolche als zu hochgeſpannt anſehen wollen. Allein eben dieſe Sittenlehre findet in den alten und neuen Geſindeordnungen aller Länder, in welchen eine geſunde Policey die Oberhand hat, ihr Vorwort. Ich habe mit allem Vorſatz Plutarchs Bericht von dem guten Hausregimente des weiſen Cato oben vorangehen laſſen, um hiemit die Einwendungen aller derjenigen zu widerlegen, die entweder durch eine unzeitige Zärtlichkeit zu nachgebend gegen ausſchweifendes Geſinde, oder als Freunde der Ungezogenheit und der Laſter dasjenige bey andern nicht hindern, was ſie an ſich ſelbſt geduldet und ungetadelt wiſſen wollten.

Der Römiſche Sittenrichter wollte die Eingezogenheit ſeiner Knechte, weil er es wußte, daß böſe Geſellſchaften gute Sitten verderben. Er wollte keine der Unzucht oder der Unkeuſchheit ergebene Knechte, und hatte dieſes zum Grunde, daß die Liebeskrankheit ſich mit dem Fleiße und der Arbeitſamkeit gar nicht vertrage. Wenn alſo ſo viele Herren ihren Knechten böſen Umgang mit andern Dienſtboten beyderley Geſchlechts verſtatten, und dabey gleichgültig ſind, ob ihre Leute des Nachts in ihren Betten ſind und ſchlafen oder nicht, ſo ſind ſie keine ſo gute Wirthe, als jener Römer, der gar ſtrenge darauf hielt, daß ſeine Knechte zu rechter Zeit ſchlafen möchten, um hernach gut arbeiten zu können.

Ich glaube immer noch, daß die Moral der H. M. die Prüfung aller erfahrner Wirthe, aber auch ſol-

cher, die keine Tugendfeinde ſind, nicht ſcheuen dürfe. Laut derſelben wird ſo gelehret: Es iſt menſchlich, auch andern Menſchen neben uns Freuden zu gönnen, zu bereiten und zu vermehren. Aber was für Freuden? Nicht die ungezogenen, welche Leichtſinn, oder wohl gar Muthwillen, Schwelgerey und Unzucht zum Grunde haben. — Sie machen den Menſchen zur Erfüllung ſeiner Berufspflichten nicht aufgelegter, mehr träge, mehr verdroſſen, mehr ſchlaff.

Man nehme den Dienſtboten, wie er vom Tummelplatze ſeiner tollen Freuden in das Haus, Hof, und die Arbeit ſeines Herrn, nach den längſten nächtlichen Abweſenheiten und Verſäumniſſen, in den Dienſt der Herrſchaft wieder eintritt. Welcher Eckel, Trägheit und Mangel der Munterkeit zur Arbeit. Welcher hoher Grad der Unzufriedenheit mit ſeinem Geſindeſtande, woraus Grobheiten, heimliche und offenbare Rachſucht am Dienſte, dem Kontraſte ungezogener Geſindefreuden, ſehr natürlich erwachſen müſſen! Welche Sehnſucht von der Arbeit zu neuen Freuden, welche anhaltend peinigende, und die Aufmerkſamkeit auf den Dienſt ſchwächende, Gedanken und Vorſtellungen davon! Welches Sinnen und Trachten nach Unterhaltungsquellen der Schwelgerey- und Unzuchtsfreuden durch Erhöhungen des Lohns, Veruntreuungen oder heimliche Diebereyen! Und das zur Sättigung wildeſter Freuden überhand nehmende nächtliche Auslaufen des Geſindes! Auſſer den daraus entſtehenden Verſäumniſſen des Viehes, und der ſo großen Gefahr, in gewiſſen, jeden Augenblick vorkommen könnenden, Unglücksfällen keine Leute zur Hand zu haben, oder nach ihnen vergeblich zu ſchreyen, muß die Herrſchaft den Abbruch des Schlafes, und der Stärkung mittelſt deſſelben zu den Arbeiten des folgenden

Tages, mit der daraus entſtehenden Schläfrigkeit, Langſamkeit und Verdroſſenheit der Nachtſchwärmer dazu, bezahlen. —

Aber hier wartet das ökonomiſche allgemeine Wohl noch auf die Wiederkunft der Policeyen. Was noch hin und wieder von einzelnen Herrſchaften zur Aufrechthaltung einer höchſt intereſſanten väterlichen Sitte geſchieht, das iſt bey weiten noch nicht hinreichend, allgemeine Beſſerung zu verſchaffen. Dieſes iſt das Werk von weiter reichenden Händen. —

13) Die Befugniß der Herrſchaft ihr Geſinde zu züchtigen.

Wer den Hausherrſchaften die Befugniß ihr Geſinde zu züchtigen aberkennet, der bedenket nicht, daß ſelbige unter ihren Hausgenoſſen, wozu ja das Geſinde gehöret, ja ein Regiment führen müſſen. Noch hat es ja keiner unbillig gefunden, daß Aeltern, Schullehrer, Kunſt- und Handwerksmeiſter ihre Kinder und Zöglinge züchtigen. Sollte denn das Geſinde edler denn dieſe zu achten, und der Zucht des Hausregenten zu entreiſſen ſeyn?

Der Hausvater hat ſeine beſondere Einrichtungen, Ordnungen und Familienverfaſſungen, mit deren Unterſuchung und Beurtheilung die Obrigkeiten ſich nicht benehmen müſſen und können, welches doch allemal nothwendig wäre, wenn das Geſinde immer erſt bey der Obrigkeit belanget, und von dieſer beſtrafet werden müßte, wenn es durch Faulheit, Unordnung und Widerſpenſtigkeit den Zwecken der Haushaltung entgegen handelt. Der Staat hat es eigentlich nicht mit der Regierung der Familien, ſondern nur mit der Regierung der Häupter der Familie zu thun.

Wenn

Wenn daher die Geſindeordnungen eines Landes der häuslichen Gewalt, zur Beförderung des ökonomiſchen Wohls Zwangsmittel verſtatten, ſo handeln die Unterobrigkeiten unrecht, wenn ſie die Klagen des Geſindes wider ihre Herrſchaften annehmen, und zu ihrer Competenz ziehen. Denn dieſes findet nur dann ſtatt, wenn das Maaß in der Züchtigung überſchritten wird.

Man hat mir von einer großen Stadt geſagt, daß in derſelben vor einigen Jahren ein Richter geweſen, welcher ſich's der natürlichen Billigkeit zuwider angemaßet, alle bey ihm vom Geſinde verklagte Hausväter und Hausmütter blos deßhalb zu beſtrafen, weil ſie ſich ihres Hausrechts wider ihr böſes Geſinde bedienet gehabt. Am wenigſten kamen diejenigen Herrſchaften gelinde weg, welche an ihren Mägden Hand anlegten. Der Richter war aber deßwegen ihr Patron, weil er kein Ehemann war, und unter den Stadtmädchens courteſirte. Man kann ſich's vorſtellen, wie ſehr dieſer ungerechte Richter hiemit den Haushaltungen geſchadet, und ihrem Flor und Aufnehmen hinderlich geweſen ſeyn müſſe.

Wenn ſichs die Unterobrigkeiten aber anmaßen, die Klagen des Geſindes wider die Herrſchaft zu ihrer Erkenntniß zu ziehen, um hiemit die Familien in Verwirrung zu ſetzen, ſo entſteht auch dieſes Uebel daraus, daß die Herrſchaften entweder das Geſinde lieber auf der Stelle ihres Dienſtes entlaſſen, um nicht zur Züchtigung deſſelben ſchreiten zu dürfen, oder das Geſinde geht von ſelbſt aus dem Dienſte. In beyderley Fällen leidet das Hausweſen, weil entweder vor Endigung des Jahres keine neue Dienſtboten zu finden, oder, wenn welche wo zu finden ſind, ſich Geld über Geld bieten laſſen, und die Noth oder Verlegenheit

der

der im Bloßen ſtehenden Herrſchaft zu nutzen wiſſen. Wenigſtens müſſen die Herrſchaften dem, auſſer der Zeit geſuchten, Geſinde das völlige Jahrlohn geloben, wenn ſchon ein Vierteljahr oder wohl gar ein Halbes am Jahre fehlen, oder ſchon vorbey ſeyn, ſollte. Am übelſten aber ſind Hausherrſchaften daran, wenn ſie von Unterobrigkeiten bey Strafe angehalten werden, die Dienſtboten, welche Kläger und Ueberwinder vor Gerichte geweſen, beyzubehalten, und ſich ganz ihrem hiedurch geſtärkten Trotze und Muthwillen in der Zukunft müſſen aufopfern laſſen. Ungerechtigkeiten, die nicht größer ſeyn können!

Dagegen müſſen auch die Hausherrſchaften keine Tyranneyen ausüben, und das Maaß in der Zucht nicht überſchreiten, welchen Falls ſie ſich den Strafen der Juſtiz nicht entziehen können. Auch hierin iſt Cato Muſter. Er wußte ſich zu mäſſigen, und verſchob die Züchtigung ſeiner Knechte, wenn ſie bey Zubereitung der Speiſen, oder bey der Aufwartung über Tiſche was verſehen hatten, bis nach der Mahlzeit. Zu einer ſolchen Kaltblütigkeit müſſen ſich alle diejenigen Hausherrſchafteu herabzuſtimmeu ſuchen, welche in der erſten Hitze ſich vergeſſen, und das Maaß der Züchtigung ſodann gemeiniglich überſchreiten.

Auch diejenigen Hausherrſchaften ſind ſehr zu tadeln, welche ihren Mund gegen das Geſinde nicht ohne Murren und Schelten aufthun, und ihnen kein gutes Wort geben oder gönnen können. Hiemit verderben ſie das beſte Dienſtvolk, und machen es zu allen ihren Dienſten verdrüßlich und weniger aufgelegt. Geſetzt man habe einen Bedienten von übler Gemüthsart; wird er damit gebeſſert werden, wenn er kein freundliches Wort von uns erhält? Er wird bleiben, was er iſt, oder gar noch ſchlimmer werden,

wenn

wenn er ſiehet, daß er bey ſeinen guten Verrichtnngen nicht anders, als bey fehlerhaften, angeſehen werde. Ernſt und Freundlichkeit abſeiten der Herrſchaft können gar wohl mit einander beſtehen. Wenn das Dienſtvolk Tadel oder Scheltworte verdienet, ſo beweiſe man ſeinen Ernſt. Man kehre aber hierauf zurück zum Gleichmuth oder Freundlichkeit, und enthalte ſich des ſogenannten Maulens oder Schmolens gegen daſſelbe. Letzteres iſt eine Eigenſchaft des Pöbels. Welcher Herr oder Frau ſollte ſich aber nicht lieber durch eine beſſere Lebensart vom Pöbel unterſcheiden wollen?

Menander wird auf Provinzialiſch in ſeiner ganzen Nachbarſchaft ein Kräckler genannt, weil er immer durch die allergeringſten Kleinigkeiten, die nicht des Namens werth ſind, ſich aufbringen läßt, wider ſein Geſinde zu murren, und des Keifens kein Ende zu finden. Es darf nur am Mondtage frühe einem ſeiner Ochſenknechte begegnet ſeyn, daß ihm einer ſeiner Ochſen auf dem Hofe entlaufen, und ſich nicht geſchwinde genug wieder will angreifen laſſen, ſo hat er gewißlich am Sonnabend noch nicht wieder anfgehöret, ihm mit dieſer Begebenheit ohn Unterlaß die Ohren zu reiben. Man muß eben nicht denken, daß er immer einerley ſage. Einer ſeiner Schulfreunde wollte ihn ohnlängſt beſchuldigen, daß er hiemit Schulfüchſerey triebe, und ſein Chrienmachen noch nicht vergeſſen habe, wobey die ſogenannten Loci topici ſein Steckenpferd geweſen. Er habe ſich einſt einige Wochen bey ihm aufgehalten, und ſey mit ihm am Mondtage frühe im Pferdeſtalle geweſen, da denn einer von den Knechten in ihrer Gegenwart beym Pferdeputzen mit einer alten ſehr abgenutzten Striegel ſtark an den Ständer der Pferdebucht geſchlagen, damit die an der Striegel angeſetzten Pferdehaare los-

gehen

gehen möchten. Menander ſchalt hierüber den Kerl, und fragte, ob er die Striegel ruiniren wolle? Der Knecht ſagte: es iſt nichts mehr daran zu verderben, ſie hat ſchon an die drey Jahre gehalten; ich habe ſchon öfters um eine neue angehalten, und bekomme keine; ich kann die Pferde nicht mehr damit reine kriegen. — Nun ſey das Kräckeln nicht nur eine ganze halbe Stunde im Stalle angegangen, ſondern auch am Tage und alle folgende in der Woche fortgeſetzet worden. Am Mondtage ſey das Quis? durchgegangen worden. Am Dienſtage; Quid? Am Mittwoch: Vbi? Und ſo habe er dieſe Locos nach der Ordnung durchgemacht, und am Sonnabend mit dem Quando? beſchloſſen. Er habe an ſeinen vielen Dienſtboten gemerket, daß ſie ſehr gleichgültig gegen das endloſe Kräckeln deſſelben geweſen. Ein Paar Karbatſchenhiebe nach Bedürfniß, mit wenigen, und leicht zu behaltenden, Worten begleitet, würden ihm Leute verſchaffen, die ihm beſſer dienen, und ſich auf immer in Acht nehmen würden, das Tractement noch einmal zu verſuchen. —

Lodgar hat auch eine eigene Art an ſich, ſeine Leute zu behandeln. Er maulet mit ihnen, wer weiß, wie lange. Wenn er's ihnen noch ſagte, was er wider ſie hätte, ſo möchte es bey einem oder dem andern Gutartigen darunter was fruchten. Aber er beſſert ſich und ſein Dienſtvolk im mindeſten nicht, und iſt ſo ſingulär, daß er's nicht einmal ſeiner Gattinn ſagt, was ihm von ſeinem Geſinde begegnet iſt, wenn ſie ihn auch noch ſo ſehr bitten wollte. Sie läßt aber dieſes wohl bleiben, daß ſie ihn darum fragen ſollte. Denn wenn ſie es thut, ſo fängt er auch mit ihr an zu ſchmolen. Seine Leute lachen ihn in der That aus, und machen ſich nach ihrer Art gute Tage bey ihm. Denn wenn er maulet, ſo vermeidet er ihre Gegenwart,

wart, und geht ihnen ordentlich aus dem Wege. Wenn ſie Luſt zu faullenzen haben, oder ein leichtfertiges Stück ausführen wollen, ſo machen ſie ihm was Mißfälliges. Hierauf werden ſie ihn wenigſtens auf acht Tage los, und verſtehen alſo recht gut das Kunſtſtück, den Herrn zu ſpielen. Wenn ſie alleine ſind, machen ſie was ſie wollen. Doch wollen manche Leute dieſerhalb bey ihm nicht bleiben, und ſagen, ſie wollten lieber ein Paar Hiebe von ihm, als ſein Maulen ausſtehen.

Buſſo ſollte auch von einer ſehr übeln Gewohnheit abſtehen, vermöge welcher er gleichfalls mit ſeinen Leuten maulet, ohne ihnen ein Wort zu ſagen. Dies möchte nun hingehen, wenn er hiervon den Schaden allein auf ſich nehmen wolle. Allein wenn bey ihm ſtilles Wetter geworden, ſo bricht bald darauf ein Donnerwetter aus. So bald er ein Paar Stunden vor ſich allein geweſen, und ſeiner böſen Laune nachgehänget, ſo prügelt er den erſten den beſten, er ſey ſchuldig oder unſchuldig. Vor weniger Zeit wollte ihn einer ſeiner Bekannten beſuchen, und ſchickte ſeinen Bedienten, ehe er aus dem, vor ſeiner Thür ſtillſtehenden Wagen ausſtieg, zu ihm ins Haus, um ſich anmelden zu laſſen. Eben beym Eintreten ins Haus prügelte Buſſo ſeine Hausgenoſſen ganz ſtillſchweigens einen nach dem andern, wovon jeder ſo gut die Flucht nahm, als er konnte, um das Wenigſte abzukriegen. Da die Execution auf dem Flure des Hauſes geſchah, ſo ſprang einer ſeiner Kutſcher hinter dem fremden Bedienten vorbey, und entkam ihm. Gleich ſchlug er, als ob ihm Sehen und Hören vergangen wäre, auf den fremden Bedienten zu, und ſo grimmig, daß er in ein ſchreckliches Schreyen ausbrach. Die Stimme ward bald von dem Herrn erkannt, welcher aus dem Wagen herausſprang, und

Buſ-

Buſſon in die Haare griff, um ihm eben ſo zu thun, als er ſeinem Laquaien that. Er würde vielleicht auch blindlings auf ſeinen Freund losgeſchlagen haben, wenn ihn dieſer nicht übermannet, und ihm die rechte Hand, worinn er ſein Rohr hatte, feſtgehalten hätte. Da ſich der Verwalter hierbey ſicher halten konnte, ſo kam er mit zu Hülfe, um den Herrn in die Stube und zur Ruhe bringen zu helfen. Man warf ihn auf einen Sopha, und hielt ihn einige Minuten feſt, um ihn zur Sprache zu bringen. Sein Freund fragte ihn hierauf, ob er ſich mit ihm den Hals brechen, und ihn kennen wolle? Er wolle ihn nicht übereilen, und würde ihn ſo lange halten, bis er ſich wieder recht beſinnen könnte. Buſſo rieb ſich die Stirne, und fragte ſeinen Freund, was er mache? Man kann leicht denken, was ihm dieſer müſſe geantwortet haben. Jener erkannte ſeinen Fehler mit Thränen, beſchenkte den Bedienten ſeines Freundes, und verſprach dieſem, ſich künftig auf ſeiner Huth zu halten. Noch hat Buſſo ſich nicht recht in ſeiner Gewalt. Denn es iſt ihm ſeit ſolcher Zeit ſchon wieder ein Paarmal begegnet, daß er wider ſeine Leute in ein Schmolen eingegangen, und ſodann, wie unter Kraut und Rüben, dreingeſchlagen hat.

Damaſus will ein Mann vom Stande ſeyn, er erniedriget ſich aber bis zum Pöbel im Umgange mit ſeinen Leuten. Ein andrer alter Wirth ſagte mir von ihm, er habe keinen Menſchen gekannt, der häufigere und ſchrecklichere Flüche wider ſeine Hausgenoſſen hervorgebracht, als dieſer. Einſt ſey er bey ihm geweſen, und habe ihn des Abends von ſeinen Leuten, die für den andern Tag ihre Anweiſung zur Arbeit bekommen, umringt, nie gehörte Flüche ausſprechen gehöret, daß er darüber ſich entſetzen müſſen. Da ihm der Verwalter ſolches angeſehen, habe er zu ihm ganz laut,

laut, daß es der Herr und alle Umſtehende hören können, geſagt: Bey uns donnert es beſtändig, aber es ſchlägt nicht ein. Ein andrer ſagte mir, daß er's mit angeſehen und gehört habe, wie er einem Bauerknecht, der Miſt gefahren, gefluchet, und den Stock über ihm gehalten habe. Dieſer habe ihm eben ſo ſehr entgegengefluchet, und gleichfalls ſeine Peitſche über ihm gehalten. Da ſie keine Fluchwörter mehr finden können, oder die ſchon gebrauchten zu wiederhohlen müde geworden, ſey der Wettſtreit im Fluchen in ein fürchterliches Stillſchweigen verwandelt worden. Damaſus ſey ſeine Wege geritten, und der Bauerkerl habe hinter ihm hergelacht, ſeine Tabackspfeiſe gefüllet, ſich Feuer dazu angeſchlagen, und ſeinen Weg ganz ruhig, als ob nichts geſchehen wäre, fortgeſetzet. Damaſus wäre werth, an des Bauernknechts Stelle zu ſeyn, und Miſt zu fahren.

Rixoſus ſollte als Herr zu ſeinen Leuten ſagen; Dieſes will ich gethan, und jenes unterlaſſen haben. Auf dieſe Weiſe bliebe er in Würden. Aber er hat ſich's angewöhnet, mit ſeinen Leuten, wie mit ſeines Gleichen, zu zanken. Und dieſes recht läppiſch. Denn wenn es gleich eine Sache von Wichtigkeit iſt, darüber er zanket, ſo flickt er doch Bagadellſachen mit ein, welche den Streit von der Hauptſache abziehen, daß man am Ende nicht weiß, was dem Rixoſus zunächſt am Herzen ſitze. Er hat alle ſeine Leute verwöhnet. Denn diejenigen, die nicht ſo lange zanken, als er will, bekommen gewiß Schläge. Die aber ihn mit Zanken ſättigen, gehen frey aus, und haben meiſt immer Prügel verdienet. Er wollte einſt ſeine Köchinn, weil er heyrathen wollte, an ſeinen Jäger verfreyen. Dieſer aber klagte ihm, daß er, im Betracht ihrer guten vom Herrn zu hoffen habenden, Ausſtattung nicht abgeneigt ſey, die Köchinn zu freyen. Es ſey ihm aber

unleidlich, daß ſie der eine Knecht auch liebe, und ſie öfters in ſeiner Gegenwart umarme. Hierüber zankte ſich Rixoſus ein ganzes Vierteljahr mit dem Kerl, wodurch an der Köchinn dasjenige ſichtbar ward, was er mittelſt der vorhabenden Verheyrathung an den Jäger verbergen wollte. Man ſagt, Rixoſus ſey in der Jugend durch ſeinen Hausinformator verdorben worden, weil dieſer die ganze Zucht ſeines Zöglings in Zänkereyen mit ihm beſtehen laſſen. Man glaubte nach ſeiner Verheyrathung mit einer ſehr geſetzten Frau, daß er ſich ändern, oder durch ſie ſich ändern laſſen würde. Nachdem dieſe aber ihre Hoffnung dazu aufgegeben hatte, brachte ſie ihren Mann doch dahin, daß er einen Pächter annehmen mußte. Dieſer hatte alle Hände voll zu thun, ehe er das von dem Herrn verwöhnte Dienſtvolk umlenken konnte, ohne ſeine Anordnungen mit ihnen durchzanken zu dürfen. Am meiſten machten ihm die Knechte der zu Hofe dienenden Bauren zu ſchaffen. Dieſe mußten auſſer ihrem gewöhnlichen Hofedienſte jährlich eine gewiſſe benannte Zahl von Fuhren zu acht Meilen verrichten, und das Korn nach einer ſolchen Stadt hinfahren, wo es der Herr hin haben wollte. Sie hatten ſich bisher faſt immer von dem Drittheil derſelben losgezanket, wenn ſchon der Herr ſeiner Sache gewiß war. Dieſes war der Knechte Vortheil, weil ſie mit ihren Bauren einverſtanden waren, daß ſie von ihnen dafür Geld bekamen, um es in der Schenke verſaufen oder verſpielen zu können. Dieſe Knechte wollten nun mit dem Pächter eben die bisherige Komödie fortſpielen, und da ſie beſtellet wurden, Korn zum Verkauf fortzufahren, gaben ſie für, es ſey die geſetzte Zahl von Fuhren ſchon von ihnen verrichtet worden. Sie kamen daher, da der Pächter darauf beſtand, daß ſie fahren ſollten, alle mit einander, wie ſie es ehedem

immer mit gutem Glücke verſucht hatten, zu dem Pächter ins Haus, um ihm die Fuhren abzuſtreiten. Dieſer gieng ihnen auf dem Flure aus der Stube entgegen, um ihr Anbringen anzuhören. Er ſagte ihnen ſehr gelaſſen, daß er jede bisher verrichtete Kornfuhre angeſchrieben, und den Tag dabey bemerket hätte. Sie möchten nur in die Stube kommen, wo er ihnen ſein Buch zeigen, und es ihnen leſen laſſen wollte. Sie giengen recht freudig hinein, um ihm die Stube recht heiß zu machen. Der Herr Amtmann aber, der als ein ſehr großer anſehnlicher Mann ſich auf ſeine Arme verlaſſen konnte, ſchloß, nachdem alle Knechte herein waren, die Stubenthür ab, griff zu ſeinem Stock, und ſagte, daß er damit jedem die Fuhren auf dem Puckel zuzähle, die abgethan und noch rückſtändig ſeyn. Er verrichtete dieſes Werk mit ſo guter Art an dreyen Kerls, die er als Anführer anſahe, daß der ganze Haufen rief: Sie haben recht, Herr Amtmann, wir beſinnen uns nun. Ein Heroismus, deſſen nicht alle Hausväter fähig ſeyn können, in manchen Ländern aber auch, in Anſehung der Fröhner oder Hofediener, um des Misbrauchs willen, nicht dürfen.

Wie ſehr übertrifft dieſe alle **Aurelius**, ein Landwirth, der ſchon gegen die dreiſſig Jahre in ſeiner Wirthſchaft ſeyn kann. Er verbindet mit vieler Güte gegen ſeine Leute ziemlichen Ernſt, und leidet es nicht, daß ſie Raiſonneurs ſeyn, oder ſeinen Anordnungen Widerſprüche entgegenſetzen. Da er ſo viel Erfahrung vor ſich hat, ſo darf er nicht beſorgen, daß er was wollen könne, was theils den Regeln guter Wirthſchaft zuwider, theils über die Kräfte und Schuldigkeiten des Dienſtvolkes hinaus geht. Er lebet mit ſeiner Gattinn in der beſten Harmonie. Nie iſt ſie von ihm, er nicht von ihr, betrübet worden.

Sie

Sie führet über das weibliche Geſinde ein eben ſo gutes Regiment, als er über das männliche. Sie dürfen ſelten auf neues eher denken, als bis es von ihnen weghеyrathet und eigene Wirthſchaft anfänget, wozu ſie von ihrer Herrſchaft meiſtens verholfen, und zur Belohnung ihrer Treue mit manchen Wirthſchaftspro- ducкten ſodann von ihnen beſchencket werden. Nur einmal iſt es ihm in ſeinem Leben begegnet, einem muthwilligen Knechte auf der Stelle mit dem Spa- tzierſtocke zu prügeln. Er hatte es nämlich unterſa- get, daß die Knechte, wenn ſie den Miſt im Felde abgeladen hatten, beym Wiedernachhauſefahren in eben der Ordnung und Reihe hintereinander ſich hal- ten ſollten, als ſie heraus aus dem Dorfe gefahren waren. Einige derſelben hatten ihre Luſt daran, aus der Reihe auszuweichen, und andern vorzujagen, woraus ein Wettlauf entſtand, und einſt ein Pferd, dem ein Rad eines zu nahe vorbey jagenden Wagens an den linken Vorderfuß gekommen, davon lahm ge- worden war. Dieſes unnütze, und zugleich gefähr- liche, Wettjagen hatte nun Aurelius ſehr verboten. Da die Knechte ihren Herrn einſt nicht vermutheten, kamen ſie im vollen Gallop ins Dorf hineingejagt, ſo daß der Knecht, der einer der hinterſten, ſeiner ge- wöhnlichen Ordnung gemäß, ſeyn ſollte, ſich zum vorderſten gemacht, und den übrigen zuvor gekommen war. Kerl, rief ihm der, um eine Hausecke unver- hofft entgegenkommende, und vorhin nicht geſehene, Herr entgegen, wer heißt dir mit den Pferden ſo zu jagen? Was kann ich dafür, war ſeine Antwort, daß die Pferde ſo laufen. Aurelius folgte ihm gleich auf dem Hofe nach, und beſtrafte ſeine Frechheit mit der- ben Stockſchlägen auf der Stelle, worauf er's nicht wieder erlebte, daß unter ſeinen Knechten ein Wett- jagen wäre gehalten worden. Da er die Dorfobrig-

keit iſt, ſo hält er ſehr darauf, daß die Unterthanen ihre Kinder zur Schule halten müſſen. Man hat es ſeiner klugen Veranſtaltung zuzuſchreiben, daß immer im Dorfe muſterhafte Kirchen- und Schullehrer ſeyn; ſolche Männer, die, nächſt dem daß ſie wohl lehren, auch gut leben, ihren eigenen Häuſern gut vorſtehen, und gute Wirthe ſeyn. Sehen nun die Dorfkinder zuerſt an ihrem Schullehrer Ordnung im Leben und in der Haushaltung, ſo werden ſie gern Nachfolger, und es entſtehen daraus mit der Zeit wohlgezogene Dienſtboten und Wirthe. Hiemit hat der kluge Aurelius ſich ſelbſt eine Baumſchule angeleget, aus welcher er gute Knechte und Mägde nicht nur für ſich nehmen, ſondern auch dergleichen ſeinen Dorfunterthanen verſchaffen kann, als welches ihm gleichfalls zum Nutzen gereichet, indem ſein Wohl mit dem Wohl der Unterthanen zuſammenhänget. Er unterſtützet die gute Erziehung der Dorfjugend mit ſeinem eigenen Beyſpiele aufs angelegentlichſte, indem er dem Kirchenlehrer mit Rath und That an die Hand gehet, die Hinderniſſe des Chriſtenthums bey Alten und Jungen je mehr und mehr aus dem Wege zu räumen. Er verſäumet niemals den öffentlichen Gottesdienſt; auch Nachmittags läßt er ſich durch keine Gäſte oder Geſchäfte abhalten, mit ſeinem ganzen Hauſe bey der Kinderlehre in der Kirche gegenwärtig zu ſeyn. Ein andrer Edelmann (er iſt aber ſonder Zweifel der reichſte Edelmann des ganzen Creyſes) würde, wenn er eine Bibel zum Nachſchlagen in der Kirche haben wollte, ſich ſolche wenigſtens durch den Bedienten nachtragen laſſen. Er nimmt ſie ſelbſt unter den Arm, geht damit in die Kirche, ſchlägt ſie mit auf, und lieſet ſelbſt nach, hauptſächlich ſeinen Unterthanen zum Vorbilde, daß ſie Luſt am Gottes Worte haben, es gern in der Kirche hören und lernen, und mittelſt

der,

der, in der Kirche nachgeſchlagenen denkwürdigſten, Sprüche einen Leitfaden zur Wiederhohlung in ihren Häuſern haben mögen. Aurelius beſtätiget an ſich und ſeiner ganzen Wirthſchaft den Ausſpruch der Bibel: Die Gottſeligkeit iſt zu allen Dingen nütze, und hat die Verheiſſung dieſes und des zukünftigen Lebens, 1. Timoth. IV. 8. Warum wollten ſich nicht mehrere Guthsherren darauf legen, ſich ihr Hausregiment mit gleichem Glücke zu erleichtern? Warum legen ſie nicht hiezu gleichfalls den ſicherſten Grund, durch eine gute Erziehung der Schuljugend ihrer Oerter zur Religion Jeſu? Iſt es nicht dieſe, welche den Dienſtboten vorſchreibet, daß ſie ihren Herren unterthänig ſeyn, in allen Dingen (die der Tugend und Ehrbarkeit nicht zuwider ſind) zu Gefallen thun, nicht widerbellen; nicht veruntreuen, ſondern alle gute Treue erzeigen: auf daß ſie die Lehre Gottes, unſers Heylandes, zieren in allen Stücken. Tit. II. 9. 10. So lange Aurelius gewirthſchaftet hat, war er Verehrer der Religion; leuchtet wie ein Stern erſter Größe in eigenem Lichte, da ſo viele Verächter des Chriſtenthums, die ſeines Standes ſind, um ihn her als Planeten von fremdem Lichte, welches ſie von ihren Gläubigern erborget, nur glänzen. Aurelius kann leicht zwey- bis dreymal mehr an Kapitalien ausſtehen haben, als ſeine ſehr anſehnlichen Güther werth ſind.

Wenn man auf Gratians, auch eines Dorfedelmannes, Hof kömmt, und daſelbſt eine Menge von Leuten gewahr wird, die gleich einem Ameiſenhaufen unter einander umhergehen, ſo wird man zur Verwunderung fortgeriſſen, daß daſelbſt eine Stille herrſchet, die ihres Gleichen nicht haben kann. Einſt kam ich dahin mit einem Ausländer, der mich fragte, ob hier alles Volk Herrenhuther wären. Ich ſagte nein, es geht hier aber nach dem bekannten

Sprichworte: Wie der Herr, ſo der Knecht, wie die Frau, ſo die Magd. Wir fanden die vielen Dienſtboten beyderley Geſchlechts in mancherley Haus- und Hofarbeiten zur Frühjahrszeit unter einander vermenget, wo immer einer dem andern in die Hände arbeitete, ohne daß Unordnung oder Confuſion dabey wahrzunehmen geweſen wäre. Es ward von den meiſten Leuten aus vielen Ställen zugleich Miſt ausgetragen, welcher nach der beſondern Veranſtaltung des Herrns zuſammen und zwar ſo auf einen Haufen kam, daß jede Art von Miſt eine eigene Lage ausmachte, und darin unter einander wechſelte. Nämlich zuerſt Kuhmiſt, dann Pferdemiſt, hierauf Schweinemiſt, und ſodann Schaafmiſt. In dieſer Ordnung ward ſo gut fortgefahren, nnd alles zuſammen gepaſſet, daß ſich keine Parthie von Leuten ſo wenig in Weg kam oder hinderte, als wenig auf einander warten mußten. Auſſer dieſen mit dem Viehdünger beſchäftigten Leuten waren andere, welche langes Roggenſtroh auf Klötzen zerhackten, und es zur Vermehrung des Düngers unter die Schichten deſſelben einſtreueten; noch andere, welche zu gleichem Zweck auf Schubkarren getrockneten Raſen, welches die von Wieſen abgehobelte Maulwurfshügel geweſen, herbey ſchafften, klein hieben, und unter den Miſt ausſtreueten; andere, welche aus der Miſtpfütze die Jauche hohleten, um ſie über den Dünger herzugieſſen, und hiemit die baldige Gährung des ganzen Miſthaufens zu befördern; endlich aber noch andere, welche den in der Rundung angelegten Haufen an den Seiten umher mit langem, in die Schichten verflochtenem Strohe ſo ſchicklich verflechten mußten, daß der ganze Haufen ein dem Auge gefälliges, und dem Hofe zur Zierde gereichendes, Rondel vorſtellete, welches zuletzt mit einem Gehege von Stangen eingefaßt ward, damit das Hornvieh es ſo

wenig

wenig mit ſeinen Hörnern angreifen und zerſtören, als die Schweine ſelbiges durchwühlen und in Unordnung bringen möchten. Mein Fremdling, der ſich an der Sittſamkeit und Einträchtigkeit dieſer Leute nicht ſatt ſehen konnte, ſagte; wenn ich auf meinem Hofe ſo vieles Volk unter einander in ſo mancherley Verrichtungen beyſammen allein lieſſe, (man ſahe hieſelbſt aber keinen Herrn, Verwalter oder Wirthſchaftsſchreiber, ſondern nur einen alten gemeinen Mann, der nichts mehr, als Hofmeyer war, und alles anordnete;) ſo würde tolles Zeug herauskommen. Auch meine Gegenwart würde es ſchwerlich verhindern, daß bey ähnlicher Arbeit nicht einer dem andern Schalkheit beweiſen, und hiemit Lerm und Zänkerey anrichten ſollte. Z. E. die Miſtjauche zutragenden und ausſprengenden, Leute würden bey mir die ſo unter und neben den ſchon ſo erhöheten Haufen ſtehen, ankommen oder weggehen, gewiß mit Vorſatz begieſſen, und vorgeben, ſie könnten nicht von oben herab oder um ſich her genug ſehen, und das Naßwerden der Untenſtehenden nicht verhindern. Und ſo würde ich mit meiner Karbatſche genug zu thun bekommen, und oben drein meinen Zweck vielleicht doch nicht erreichen, und mich darüber ſehr zerärgern müſſen. Da kömmt der Herr her, er hat uns vom Fenſter herab geſehen, antwortete ich meinem Reiſegefährten; fragen ſie ihn, ob er das ſittſame Weſen ſeiner Leute dem Stocke oder der Peitſche zu danken habe? Ich that es aber für meinen Geſellſchafter, damit ſeine Wißbegierde ohne Anſtand befriediget werden möchte. **Gratian** antwortete, daß er das, was uns an ſeinen Leuten gefiele, nicht ſich ſelbſt, oder den von ihm etwa zu gebrauchenden Zwangsmitteln, ſondern hauptſächlich ſeinen frommen Aeltern zuzuſchreiben habe. Dieſe hätten damit für ſein Wohl geſorget, daß ſie auf ihren Güthern,

thern, als öffentlich erklärte Freunde des thätigen Chriſtenthums, bey ihren Unterthanen auf die Liebe und Werthſchätzung deſſelbigen unermüdet gehalten, und ſelbiges aus allen Kräften unterſtützet hätten. Er ſey in ihre Fußſtapfen getreten, und habe dieſe Maxime angenommen, kein anderes als dafür vorhin bekanntes züchtiges, ehrbares, und religieuſen Geſinnungen zugethanes Geſinde, zu wählen. Dieſes ſey ihm nicht ſchwer zu finden, da ſeine Güther mit recht vielen Häuſern beſetzet ſeyn, daß er alſo aus der Menge der guten Leute nur die beſſern ausſuchen dürfe. Es ſchlage ihm ſelten Fehl, ſeine Zahl ſo zuſammen zu bringen, daß er damit zufrieden ſeyn könne. Wäre es ja einmal, dann und wann, gekommen, daß ein räudiges Schaaf unter die Heerde gerathen wäre, ſo hätte er aus Beſorgniß einer Anſteckung ſelbiges gleich wieder fortgeſchafft, indem er, da an ſeinem Orte das Chriſtenthum in öffentlicher Achtung ſtehe, zu zweifeln Urſach gehabt, daß ein ſo lange Zeit verdorben geweſener Menſch, in ſeinem Hauſe, andre Geſinnungen werde annehmen können und wollen. Diejenigen, die in dem Hauſe ihrer Aeltern, von denen ſie doch was beſſeres ſehen und hören, ſich auf die ſchlimme Seite legen, ſeyn ſelten oder gar nicht zu beſſern; wenigſtens habe er niemals die Gefahr auf ſich nehmen wollen, ſolches zu verſuchen, aus zu groſſer Beſorgniß, daß, da die Lüſte der Jugend ſo ſchwer zu bekämpfen ſeyn, nicht einer oder mehrere ſeines Geſindes verführet würden, wo nicht offenbare, doch heimliche Untreue an der Rechtſchaffenheit zu beweiſen. Der Fremdling fragte hierauf den Gratian, was er mit dem, auf ſeinem Hofe befindlichen, Halseiſen mache, da es, nach dem, was er ſage, völlig überflüſſig zu ſeyn ſcheine. Es iſt, antwortete er, eigentlich nur ein Schreckbild, und ſteht, von meinen Vorfahren

fahren her, immer noch auf ſeiner alten Stelle. Ich würde es auch, falls es von weniger dauerhaftem Holze geweſen und nicht länger hätte ſtehen wollen, doch nicht haben eingehen, ſondern ein neues einſetzen laſſen. Nicht eben, daß ich den öffentlichen Beweis meiner Zaun- und Halsgerichte damit fortführen wolle, ſondern nur meinen Leuten davon ein beſtändiges Denkmal der Zufriedenheit vor Augen zu laſſen, wobey ſie ſich immer zu freuen Urſach haben, daß weder ſie, noch die Ihrigen, oder andre ihrer Bekannten, jemals am Pranger haben ſtehen dürfen.

14) Den Kindern muß nicht verſtattet werden, das Geſinde mit Schimpfen und Schlagen übel zu behandeln.

Es iſt allemal in ſolchen Häuſern eine ſehr ſchlechte Kinderzucht, wenn es den Kindern frey ſtehet, mit den Domeſtiquen übel umzugehen, und ſie entweder nach aller böſer Luſt zu ſchimpfen und zu verfluchen, oder ſie gar zu ſchlagen, oder ſie mit Holz, Steinen, Hausgeräthe u. ſ. f. zu werfen.

Haben die Kinder dergleichen ihren Aeltern nicht ſelbſt abgeſehen oder abgelernet, ſo muß eine übertriebene Nachſicht und Verzärtelung derſelben daran Schuld ſeyn. Manche Aeltern denken, wenn ſie von ihren Kindern ſehen, wie ſie dem Geſinde mit ſpielen, ſie ſeyn noch klein, es könne eben den Leuten nicht ſonderlich ſchmerzen; was ihnen von den Kleinen wiederfahre, müſſen die Dienſtboten zum Spaß gleichſam erdulden. Es ſey ſo, daß das, was Erwachſenen von Kleinen wiederfähret, Kleinigkeiten ſeyn, in Vergleichung deſſen, was Größere thun können. Geht dieſes mit den Jahren bey den Kindern aber nicht im-

mer

mer weiter, und wirds nicht wahr werden, was das Sprichwort ſaget: Jung gewohnt, alt gethan? Wird auch das Geſinde, wenn es von den kleinen Kindern ſich hat narren laſſen, und ſolches nicht als Ernſt aufnehmen wollen, von mehr erwachſenen Kindern immer noch ſich wollen plagen laſſen? Steht es wohl der Bettler vor unſrer Thür gern aus, wenn er geſchimpfet, verſpottet, geſtoſſen oder geſchlagen wird? Läßt ſich der geringſte Menſch gern verachten? Sollte das Geſinde nicht mißmüthig im Dienſte derjenigen Hausherrſchaft werden, worinne es dem Muthwillen der Kinder Preis gegeben, und dawider von der Herrſchaft nicht in Schutz genommen wird?

Kömmt man in Ottmars Haus, ſo kann man ſich über die Ungezogenheit der Kinder, welche über das Geſinde volle Macht haben, ſich nicht genug verwundern. Ein Töchterlein von 6 Jahren hat die Freyheit, in Gegenwart der Aeltern die Mägde aufzuziehen, ihre Sprache, Gebehrden und Gang nachzumachen, und die Aeltern ſehen dazu gar nicht ſauer aus. Vielmals lachen ſie dazu, wenn es die Kleine mehr trollicht, als ſonſt, machen kann. Jüngſt ſtand an einem Feſttage das Kammermädchen hinter dem Kinde bey Tiſche, es hatte einen Teller voll Kirſchſuppe vor ſich, und die Mama befahl dem Mädchen, dem Töchterlein die Serviette höher an den Hals hinauf zu ziehen, damit es ſeinen Anzug nicht beflecken möchte. Es geſchahe zwar was befohlen ward, aber das verzogene Kind gerieth darüber in Unwillen, nahm einen Löffel voll Suppe, und machte Mine, ſolchen dem Mädchen an den Kopf zu werfen. Dieſe hielt der Kleinen die Hand, welche darüber ſich ſo ſehr erboßete, daß ſie aufſchrie und an Händen und Füſſen zitterte, auch mit letztern gegen den Tiſch ſtampfete. Was hat das Menſch, rief die gnädige Frau, mit Friede-

ri-

ken vor, will ſie ihr die Hand los laſſen! Sie will mir den Löffel gegen das Geſicht werfen, war die Antwort des Mädchens. Kaum hatte Friederike freye Hand, ſo nahm ſie ihren Löffel, und warf dem Mädchen Suppe gegen das Geſicht, daß ihre Feſtkleider, Camiſol und Mütze, die von weißgeblümtem Zeuge waren, gar niedlich gezeichnet wurden. Das habe ich wohl geſagt, rief das arme Mädchen mit Weinen, daß mir's ſo gehen würde. Wie ſich das dumme Thier hat, ſprach die Mama. Ich muß mich wohl ſo haben, klagte das mißgehandelte arme Geſchöpfe weiter, ſie kaufen mir doch kein neues Zeug wieder, dieſes iſt nun verdorben, und doch ſoll man ſich propre und reinlich bey ihnen halten. Will die Canaille den Augenblick ſich heraus ſcheren, rief der gnädige Herr. Das artige Töchterlein ſchnatterte im weinerlichen Tone dem fortgehenden Mädchen erſtlich alle Worte nach, und lachte ſodann hinten drein mit allerheiterſten Minen. Die gnädige Frau folgte dem herausgehenden Mädchen nach, und nun ward ihr Jammern und Wehklagen drauſſen noch lauter. Denn man konnte es im Saale herein hören, daß die gnädige Dame in das Kammermädchen mit Maulſchellen aus aller Macht hauſirete. Nach geendigter Arbeit kam ſie ziemlich ruhig (ein Zeichen, daß ihr dergleichen Uebungen ſehr alltäglich ſeyn müſſen) in den Eßſaal zurück, und hinter ihr ein anderes Mädchen, welches ſich hinter Fräulein Friderike zur Aufwartung hinſtellen mußte. Dieſes Mädchen brachte ein ſehr verlegenes und ängſtliches Geſicht mit, weil ſie ſonder Zweifel das Veſtigia me terrent im Sinne haben mußte. Sie ward aber wenigſtens bey ihrer diesmaligen Aufwartung durch eine anweſende Dame, die als eine nahe Anverwandtinn des Hauſes mit zu Gaſte hieſelbſt war, gerettet. Allen Gäſten war ihr innerliches Mißver-

gnügen über ein ſo armes gemißhandeltes Mädchen anzuſehen, und keiner hatte Luſt, das aus der bisherigen Tragödie entſtandene Stillſchweigen zu brechen, als vorerwehnte Dame Fräulein Frideriken ſo apoſtrophirte. Nun Friderike hat ſie ein anderes Mädchen hinter ſich, der wird ſie es nicht beſſer, als der erſten, machen wollen. Wenn meine Armgard (ſo hieß die kleine Tochter dieſer Dame, die auch hier gegenwärtig, und etwa 3 Jahr älter, als Friderike war,) ietzt heimlich hinter der Serviette, die ſie vor dem Geſichte hielt, Trähnen fallen läßt, ſo ſind es Trähnen des Mitleidens, die ſie einem armen Mädchen ſchuldig iſt. Sie hält ſie vor Gott und ihrem Gewiſſen, wie alle Menſchen, für ihre Nächſtinn, ob ſie ſchon nicht unſers äuſſerlichen Standes iſt. Sie ſieht daher das, was ihr unbillig wiederfahren, ſo gut an, als ob es ihr ſelbſt geſchehen wäre. Iſt's nicht andem, Armgard, nimmſt du nicht die Sache ſo? Ja, liebe Mama! alle Menſchen ſind meines Gleichen, erlauben ſie mir, daß ich herausgehen, und Friderikens Mädchen tröſten dürfe, weil ſie mir ſo jammert. Thu es meine Tochter, und nimm Frideriken mit. Armgard trocknete geſchwinde ihre Trähnen ab, kam, faßte Frideriken an die Hand, und bat ſie mitzukommen. Dieſe ſtieß die Armgard aber mit den Worten von ſich, nein, ich will nicht mit. Man hätte denken ſollen, der Vater wenigſtens würde die Complaiſance gehabt haben, Frideriken zu befehlen, daß ſie mitgehen ſolle. Er war aber nicht Herr über Tochter und Mutter genug, und ſchwieg ſtille. Armgard ſäumte ſich aber nicht, der erhaltenen Erlaubniß zu Folge das betrübte Kammermädchen aufzuſuchen. Da ſie ſolche noch in Trähnen fand, vermiſchte ſie die ihrigen damit, und da ſie ihr beſudeltes Zeug vor ſich hatte, um zu verſuchen, ob ſie die Flecken wieder

auswaſchen könne, fragte ſie, was ihr das neue Zeug gekoſtet. Da ihr des Vaters Kammerdiener auf dem Winke der Mutter auf dem Fuße nachgehen müſſen, und dieſer auf Reiſen immer bey Caſſe ſeyn mußte, um die vorfallenden Ausgaben davon zu beſtreiten, und ſie zu ſeiner Zeit dem Herrn zu berechnen, ſo ſagte Armgard zu ihm: Johann! gebe er mir das Geld, ich werde es ihm zu Hauſe aus meiner Spaarbüchſe wieder geben. Johann, der ſich über die Edelmüthigkeit ſeines jungen Fräuleins freuete, überreichte es ihr ungeſäumt im groben Silbergelde, und ſie gab es dem Mädchen mit dieſen Worten: Nehme ſie dieſes Geld, es iſt das meinige, meine Aeltern ſchenken mir von Zeit zu Zeit was in meine Spaarbüchſe, daß ich's an Arme wieder verſchenken kann. Sage ſie es meiner Tante (der Dame des Hauſes) ja nicht wieder, ſie möchte ihr es ſonſt wieder wegnehmen. Will ſie meine Tante nicht länger behalten, ſo komme ſie zu uns nach N**; ich werde meine liebe Mama bitten, daß ſie bey uns dienen ſolle. Sie iſt mir ſo gut, daß ſie es wohl thun wird. Gebe ſie ſich nun nur zufrieden, bey uns ſoll ſie es ſchon beſſer haben. Frage ſie nur unſern Johann, der weiß es, daß unſre Leute gut gehalten werden. Ihre Naſe blutet noch, ſie hat ihr ganzes Schnupftuch voll Blut bekommen; hier ſchenke ich ihr meines, das ganz neu iſt. Johann! gehe er geſchwinde oben auf unſer Schlafzimmer, da hab ich auf der Kommode unter dem Spiegel heute frühe eines hingelegt gehabt, das bringe er mir herunter. Auch hat Mama daſelbſt Arquebuſade ſtehen, die bringe er auch mit für die arme Chriſtine, (ſo hieß das Kammermädchen) damit ihr das Naſenbluten vergehe. Da immittelſt das Fräulein Armgard ſich zu lange bey Chriſtinen aufhielt, ſo ſchickte die Mutter einen Bedienten, der ſie

wie-

wieder in den Eßſaal hineinrufen mußte. Als ſie mit ſehr fröhlichem Geſichte, aus dem Bewußtſeyn ihres edeln Betragens gegen die Chriſtine in ihrer Betrübniß, wieder herein kam, hatte ſich Friderike ſo eben ihren kleinen Bologneſerhund auf den Schoos geben laſſen, um ihm gütlich zu thun. Sie ließ ihm ihren, auf ihrem Teller in kleine Stücken zerſchnittnen Braten abfreſſen. Armgard, fragte die Mutter, wem wollteſt du lieber gütlich thun, der Chriſtine oder deinem Schooshündchen? Beyden zugleich, liebſte Mutter, antwortete ſie. Wenn du aber nur für einen derſelben Braten hätteſt, wem wollteſt du ihn am liebſten geben, dem Hunde oder Chriſtinen? Ach! antwortete ſie, ohne ſich lange zu bedenken, denn doch lieber Chriſtinen. Und warum? Sie haben's mir ja ſo oft geſagt, ein Menſch ſey mehr werth, als Thiere. Wohl, gute Tochter, ſprach die unvergleichliche Mutter, es wäre ſehr verkehrt von dir gedacht und gehandelt, wenn es Hunde bey dir beſſer, als Menſchen, haben ſollten. Beharre in dieſer Geſinnung die Zeit deines ganzen Lebens hindurch, ſo wirſt du Gott und guten Menſchen gefallen. Alle Gäſte lobten die Sentiments der rechtſchaffenen Mutter und Tochter um die Wette. Nur der Wirth und die Wirthinn hielten ſich beym Stillſchweigen, und merkten wohl, daß die ganze Lection ſie gelten ſolle. Ich kann nicht ſagen, ob ſie ſich davon werden das Ihrige genommen und ihre Frideriken anders gezogen haben, da ich nach der Zeit nie wieder in ihr Haus gekommen, oder Gelegenheit gehabt habe, bey Bekannten nachzufragen. So viel iſt gewiß, daß ich mich nie eines ſtarken innerlichen Unwillens habe erwehren können, ſo oft ich an ein Haus zurück gedacht, in welchen die Kinder gewöhnt werden, ihre Hunde beſſer als die Menſchen zu halten.

Vor noch längerer Zeit ſahe ich auf Frelidors Hofe dieſe Geſchichte mit an. Ein Kutſcher ſollte zu einer beſtimmten Stunde anſpannen, um aus einer nahegelegenen Stadt Gäſte abzuhohlen. Zwey Söhne des Hauſes, der älteſte von 14, und der jüngere von 12 Jahren mochten ſich beredet haben, ſich die Converſation ihres Vaters mit einigen Fremden, die er bey ſich hatte, zu Nutze zu machen, und mit den Pferden des Kutſchers heimlich auszureiten. Sie verlangten daher, daß der Kutſcher mit dem Anſpannen warten, und ſie noch ein Paar Stunden auf ſeinen Pferden im Felde umherreiten laſſen ſollte. Da ſich der Kutſcher deſſen weigern mußte, ſo hatten ſich die beyden Söhne über ihn hergemacht, und angefangen, ihn mit ihren dünnen, bey ſich habenden ſpaniſchen Röhren zu prügeln. Er hatte ſie im Stalle gar bald entwaffnet, ihnen die Röhre weggenommen und geſagt, ſie möchten ihre Wege gehen, und ihm im Anſpannen nicht weiter hinderlich fallen. Da dieſes ohne vieles Geſchrey nicht vorgieng, und ich ſahe, daß die jungen Frelidore mit Steinen in den Stall hinein warfen, ſo eilte ich dahin, um Friede zu ſtiften. Ich kam eben zu rechter Zeit. Der Kerl war von einem Steine am Kopfe getroffen worden, wovon er blutete. Als ein ergrimmter Löwe that er mit ſeiner Miſtſchüppe in der Hand einen wüthenden Ausfall auf ſeine Feinde, die, ſtatt ſie ihre Retirade ins Haus hätten nehmen ſollen, in die eine Ecke des Hofes hinflüchteten, wo ſie nicht weiter kommen konnten, und dem Mord und Todtſchlag drohenden Kutſcher nothwendig in die Hände fallen mußten. Mir blieb hiebey nichts übrig, als ihn zurückzuhalten, und ihm zu ſagen, er ſolle oben zum Herrn gehen, und es ihm klagen. Das habe ich hundertmal gethan, es hilft mir nichts, erwiederte der Kutſcher, ich bekom-

me immer vom Herrn, wenn ich klage, ein ſauer Geſicht, und die — — — gehen frey aus. Nun muß ich meinen Muth kühlen, und alle beyde auf der Stelle todtſchlagen. So müßtet, ſagte ich, ihr ja wieder ſterben. Wenn auch, erwiederte der wüthende Menſch, laſſen Sie mich los. Ihr ſollt mir aber, war meine Gegenrede, nicht eher los kommen, bis ihr mir verſprecht, mit mir zum Herrn zu gehen, wobey ich zugleich den Söhnen gebot, daß ſie vor mir vorbey ins Haus gehen ſollten. Sie thaten es, worauf ich dem Kutſcher ſagte, daß er nun hinten drein gehen, und klagen ſollte. Das werde ich, verſetzte er, bleiben laſſen, ich will meine Zeit ſchon abſehen, und mir ſelber Recht ſchaffen. —

Von Stockwalls Hauſe wird geſagt, daß um der Töchter willen kein Geſinde gern hinziehen, oder bleiben wolle. Sie vergehen ſich eben nicht ſo weit, daß ſie ihr Dienſtvolk prügeln ſollten. Sie ſind aber ſo brutal, daß ſie ihre Leute die meiſte Zeit nur Hund, Beſtie, Canaille u. ſ. w. nennen. Sieh mal Schweſter, ſagte jüngſt die dritte Tochter zu der erſten, was die Beſtie von Magd für einen feinen Haubenſtrich heute trägt; was bildeſt du Affengeſicht, ſagte ſie weiter zu der gegenwärtigen Magd, dir ein, daß du dich ſo herausputzen willſt. Wenn ich doch einmal hörete, antwortete die Magd, daß ſie mich bey meinem Namen nenneten, und mich nicht immer unverdienter Weiſe Beſtie, Affengeſicht, u. ſ. f. ſchelten wollten! Kaum hatte ſie dieſes ausgeredet, als alle drey Schweſtern einen Strom voller Schimpfwörter und Verwünſchungen über die Magd ausgoſſen. Und da ſie in der Reinigung der Wohnſtube ſo eben begriffen war, ihr Werk ungeſtört vollendete, und mit einer gleichgültigen Mine und Stillſchweigen das Bellen der Hunde zu verachten ſchien, ſo wurden die

drey

drey hölliſchen Furien immer wilder, je mehr ſie ſahen und merkten, daß die Magd Faſſung und Erhebung ihren Niederträchtigkeiten entgegen ſetzen könne. H. M. B. V. S. 142. ff.

15) Vorſicht bey Anſtellung der Wirthſchafts-aufſeher in größern Häuſern und Haushaltungen.

Wer einen Wirthſchaftsaufſeher, unter welchem Namen es immer ſeyn könne, anſtellen will, der muß glauben, daß er nicht nur nichts gethan, ſondern ſeiner Wirthſchaft ſo gar einen tödtlichen Streich könne verſetzet haben, wenn er den erſten den beſten, ſo wie er ihm in die Hände kommen kann, annimmt. Denn die Wirthſchaft wird weniger oder mehr gut beſtellet ſeyn, nachdem es die Eigenſchaften eines ſolchen Aufſehers mit ſich bringen.

Da die mehrern Jahre mehr Erfahrenheit vorausſetzen, ſo wird man in großen Wirthſchaften bey einem Aufſeher immer vorausſetzen, daß er nicht zu jung ſey. Denn wenn er dieſes iſt, ſo wird er nicht wohl diejenige Achtung bey den ihm untergebenen Leuten haben können, welche ihm zur Regierung derſelben nöthig iſt. Es iſt nun ohnehin in allen Ständen das allgemeine Vorurtheil, daß junge Leute beſſer zum gehorchen als befehlen ſind. Fehlt es in Wirthſchaftsſachen an reifer Erfahrung, ſo kann ein Aufſeher darin große Fehler zum Schaden der Herrſchaft begehen, oder im gewöhnlich jugendlichen Leichtſinne was thun oder unterlaſſen, was man bey geſetzten und erfahrnen Männern ſo leicht nicht befürchten darf. Nur dann wird der junge Menſch einem Herrn am brauchbarſten ſeyn, wenn er ſelbſt das meiſte oder

alles anordnet, oft ſelbſt bey der Ausführung zugegen ſeyn kann, oder ſich zum öfterſten Rechenſchaft geben läßt von dem, was? und wie? es geſchehen. Auch dann iſt der junge Menſch brauchbar, wenn er älteren Wirthſchaftsaufſehern bey- oder untergeordnet wird, ſo daß jene immer in der Hauptſache die Alleinführer ſeyn, und dafür ſtehen müſſen. Man muß, ſagt Columella ſehr richtig, einen Meyer (Verwalter u. ſ. f.) dem Guthe und Dienſtvolke vorſetzen, der weder zu jung noch zu alt iſt. Denn jener verſteht noch nicht recht die Wirthſchaft; dieſer kann ſie aber nicht recht mehr durchſetzen.

Da dergleichen Wirthſchaftsaufſeher bey Feld- und Hofarbeiten zugleich das weibliche Geſinde mit unter ſich haben, ſo wird in der H. M. S. 143. ff. der Rath gegeben, daß man wohlgeprüfte, ehrbare und unbeſcholtene Leute zu Aufſehern beſtellen ſolle, und in Beziehung auf das weibliche Geſinde ſo geſagt. Sind die Aufſeher zu jung und unerfahren, ſo werden ſie entweder zum Schaden des herrſchaftlichen Dienſtes mehr Nachſicht gegen das weibliche als männliche Geſinde haben, gar leicht mit erſter'm Scherz und Narrentheidung, der Sittſamkeit und Ehrbarkeit zuwider, treiben, oder mit ſelbigem ſich in heimliche unerlaubte Liebeshändel einlaſſen, und wie es vielmals beobachtet wird, ſich eine Art von Serail errichten. Von beweibten Aufſehern iſt dergleichen Wirthſchaft weniger zu beſorgen, ob ſie gleich ebenfalls von ihrem Poſten einen übeln Gebrauch machen können, und das herrſchaftliche Auge in Anſehung des vorberührten Punkts auch offen ſtehen muß. Wenn nun aber chriſtliche und ehrbare Herrſchaften an ihren Aufſehern doch keine Diener der Ueppigkeit und Unzucht haben wollen, ſo müſſen ſie ſolche entweder ſelbſt genug geprüfet und lange genug gekannt, oder ſie von

andern guten Herrſchaften mit glaubwürdigen Beſcheinigungen ihrer guten und anſtändigen Aufführung übernommen haben. —

Es kann ſolchen Aufſehern, die Liebhaber unreiner Lüſte ſind, ſelten fehlſchlagen, das weibliche Geſinde zu Werkzeugen oder Mitgenoſſen derſelben zu mißbrauchen, wenn ſie diejenigen, auf welche die Wahl fällt, mehr Vorzüge oder Ueberſicht in der Arbeit als das Nebengeſinde genieſſen laſſen. Hiervon pflegen aber vielfältige Zwiſtigkeiten, oder Meutereyen, unter dem Nebengeſinde beyderley Geſchlechts zu entſtehen, welche entweder vom Neide oder gerechtem Unwillen über die begünſtigten Nymphen erzeuget werden, auf alle Weiſe aber den Herrſchaften Schaden und Unheil bringen. —

Vielmals muß die züchtigſte Magd des Hauſes oder Hofes die größten Drangſalen von den Verfolgungen eines Unzüchtigen ausſtehen, wenn ſie ſeine Anerbietungen verachtet. — Es gehöret gar nicht unter die ſeltenen Geſchichte des gemeinen Lebens, daß unbezwingbare Feindinnen der Unkeuſchheit von verachteten Aufſehern aufs unbarmherzigſte, aus rächeriſcher Wuth, mit Schlägen und allerley Plackereyen gemißhandelt werden, um ihnen und andern das Widerſtreben zu verleiden. Sollten nun Herrſchaften zu nachläſſig ſeyn, ihre Nachgeſetzte zu beobachten, ſo können ſie vor Gott nicht ohne Schuld ſeyn, wenn die Seufzer der unterdrückten oder gemordeten Tugend himmelwärts aufſteigen, und ſodann ihnen und ihren Haushaltungen Unſegen zuziehen müſſen. —

Aber das böſe Beyſpiel des Wirthſchaftsaufſehers kann gar leicht den ganzen Geſindeſtand des Orts verführen, und ihn gar bald zur Nachahmung reizen, wie hievon ein merkwürdiges Exempel in der H. M. B. V. S. 146. ff. geleſen und hiemit beſchloſſen

 wird,

wird, daß Herrſchaften ihren Nachgeſetzten die böſen Beyſpiele der Unkeuſchheit nicht zu gute halten, ſondern ſie als ungerechte Haushalter, mehr für Wirthſchaftsverderber, als Wirthſchaftsförderer, anſehen ſollen.

Noch haben die Herrſchaften auch ein wachſames Auge darauf zu richten, daß ihre Wirthſchaftsaufſeher von der niedrigern Art, als Meyer, ſogenannte Hohmeiſter u. dergl. nicht ihre etwanige Verwandte oder Bekannte, in deren Häuſern ſie ein- und ausgehen pflegen, begünſtigen, in der Arbeit überſehen, oder ihnen zu Gefallen diejenigen bedrücken, welche mit ſolchen Häuſern in Uneinigkeit leben. Sie müſſen müſſen dergleichen Aufſeher abſchaffen, weil das Verbieten ihres verdächtigen Umganges ſelten hilft, und es zuletzt wohl gar auf heimliche Entwendungen herrſchaftlicher Naturalien hinaus läuft, da Stehler, Abnehmer von dieſen und Hehler, eine Art von Diebesbande ausmachen, und mancherley liſtige Ränke zu Schaden der Herrſchaft unter einander bereden und ausführen.

Wenn Herrſchaften ihren Nachgeſetzten über ihre Lebensart oder Wirthſchaftsverwaltung was zu ſagen haben, ſo muß ſolches nicht öffentlich in Beyſeyn des ihnen untergebenen Geſindes geſchehen, indem hierin keine Beſſerung zu hoffen iſt. Will man dieſe, und glaubt, daß ein ſolcher Menſch zu ändern ſey, ſo wird man weit ſichrer zum Zweck gelangen, als wenn man ihm unter vier Augen alles ſagt, was zu ſagen iſt. Oeffentliche Beſtrafungen ſind Beſchimpfungen. Man ſchwächt das Anſehen ſolcher Leute, und macht ſie hiemit bey ihren Untergebenen weniger brauchbar.

Ueberhaupt müſſen die Herrſchaften ihre Wirthſchaftsaufſeher dem gemeinen Geſinde nicht gleich halten,

ten, ſondern ſie unterſcheiden, wenn ſie wollen, daß ſie als Vorſteher ihrer Wirthſchaft ſelbige aufs möglichſte fördern und beſſern ſollen. Sie müſſen daher nicht nur gleich vom Eintritte in ihren Dienſt an ſie mit ihrem ganzen Wirthſchaftsplane bekannt machen, ſondern auch ſich öfters mit ihnen darüber unterreden, ihre Meinungen und Einwürfe ihnen frey hervorzubringen geſtatten, ihre etwanige Vorſchläge anhören und prüfen, und ſie hiemit in ſteter Aufmerkſamkeit auf das herrſchaftliche Intereſſe erhalten und dazu ermuntern. Viele vornehme Herrſchaften laſſen daher ihre Wirthſchaftsbeamten, wenn ſie auf den Güthern zugegen ſind oder dahin kommen, bey ſich mit eſſen, um ſie durch ſolchen Vorzug deſto mehr in Achtung zu ſetzen, und darin zu erhalten. Die Herrſchaften haben ſodann die beſte Zeit und Gelegenheit nach alles zu fragen, ſich den bisherigen ganzen Wirthſchaftsgang beſchreiben und zergliedern zu laſſen, und ihren Wirthſchaftsvorſtehern ſodann ihre Zufriedenheit zu bezeugen, wenn ſie finden, daß ſie ſich die Beförderung des herrſchaftlichen Nutzens eifrig angelegen ſeyn laſſen.

Diejenigen Herrſchaften werden immer ſehr gut von ihren Wirthſchaftsaufſehern bedienet werden, welche von Zeit zu Zeit ſolche weiter befördern, wenn ſie etwa nicht Luſt haben, immer zu bleiben, was ſie iezt ſind. Sie zu guten Pachtungen zu verhelfen, oder ſie zu Bedienungen bey Gelegenheit vorzuſchlagen, ihnen auch wohl mit Geldvorſtrecken auf die Beine zu helfen, wenn ſie ohne Vorſtand, Caution u. ſ. f. aus eignen Mitteln nicht auf- und fortkommen können, macht einen ſehr guten Namen, und verurſacht, daß, die ſich ſo um ihre abgehende Leute verdient machen, an ihrer Stelle leicht wieder neue, die nach ihrem Sinne ſind, finden, und ſo lange bey ihenen aushal-

ten, bis ſie gleichfalls Beförderung oder anderweitige Verſorgung gefunden haben.

Auch dieſes macht den Guthsherrſchaften einen guten Namen, wenn ſie ihre Verwalter, die ſich nicht verändert, und bey ihren Herren ſo lange aushalten, als es ihre Jahre, Kräfte nnd Geſundheit verſtattet haben, zuletzt zur Ruhe ſetzen, und ihnen, wenn ſie nicht noch zu einem kleinen ruhigen Dienſt bey ihnen zu gebrauchen oder unterzubringen ſind, freye Wohnung und nothdürftigen Unterhalt geben, und ſie als lebendige Zeugen großmüthig belohnter Herrendienſte darſtellen, damit ihre Nachfolger guten Muth behalten und ſehen mögen, daß es ihnen nach bewieſener Rechtſchaffenheit auch ſo gut werden, und ſie nicht im Alter verſtoßen werden, oder in Noth kommen ſollen; ſo wie es edelmüthigen Herren und Frauen in Anſehung aller ihrer bey ihnen alt und grau gewordener Bedienten zukömmt, daß ſie ſolche alsdenn nicht verlaſſen, wenn ſie ihrer Hülfe und Vorſorge am meiſten bedürftig ſind. H. M. B. V. S. 147. ff.

In dieſer Art zeichnet ſich Firmian unter den übrigen ſeines Standes ſehr aus. Er giebt ſeinen Verwaltern und Meyern nicht eben mehr Lohn, als andere ſeines Gleichen zu geben pflegen. Dagegen ſind ſie doch lieber bey ihm, als anders wo, in Dienſten. Denn die Hoffnung, daß ſie heute oder morgen, bey ſich einfindendem Alter oder Zufälligkeiten, wodurch ſie zu ihren gewöhnlichen Dienſten untüchtig werden können, doch von ihrem guten Herrn nicht werden verlaſſen werden, macht es ſogar, daß ſie nicht fort wollen, wenn ihnen gleich anders wo mehr Gehalt angeboten wird. Dieſe Hoffnung macht es auch, daß ſie alle Treue und möglichſten Dienſteifer beweiſen, und die Herrſchaft kann ſich völlig auf ſie verlaſſen. Einer

ner von Firmians Verwaltern war etwa 10 Jahr bey ſeinem Vater, und bey ihm eben ſo lange geweſen, als er einen Zufall an den Augen bekam und blind ward. Firmian verſäumte zwar nicht, einem berühmten Oculiſten den Verwalter zur Cur zu übergeben, allein er war und blieb blind. Da er nun ſeinem Poſten nicht mehr vorſtehen konnte, ſo mußte ein neuer Verwalter angenommen werden, bey welchem der Blinde Wohnung und Pflege bekam. Die Speiſe ward ihm bey jeder Mahlzeit von des Herrn Tafel, der immer von jeder Schüſſel ihm eigenhändig eine Portion aufthat, durch einen Bedienten zugetragen. Manchen Abend kam er, wenn keine Gäſte zugegen waren, noch mit bey dem Herrn zu Tiſche, der ihn ſonſt täglich einmal in ſeiner Stube beſuchte, mit ihm von allerley ökonomiſchen Dingen ſprach, und ihm hiemit einen Zeitvertreib machte. **Firmian** erzählte ihm gern, was täglich geſchehen wäre in der Wirthſchaft, damit der alte Blinde ja nicht lange Weile haben, und in der Einſamkeit immer was Neues zu denken, und ſich noch immer als einen Menſchen anzuſehen hätte, der mit ſeinen Zeitgenoſſen noch fortlebet, und in ihrer Reihe noch mit eingeflochten wird. Vielmals hohlet der Herr ſeinen Alten perſönlich zum Abendeſſen, hat keinen Bedienten hinter ſich, nimmt ihn unter dem Arm, und führet ihn ins Speiſezimmer, wo er ſodann neben ihm ſitzen und eſſen muß. Eben ſo ſiehet man gleichfalls öfters, wie Firmian den blinden Mann ſich ſelbſt bey der Hand abhohlet, um mit ihm einen Spatziergang bey gutem Wetter ins Feld, oder in dem Garten zu thun. Dieſes ſo tröſtende Augenſpiel haben Firmians Leute zum alleröfterſten vor ſich. Sie waren dem blinden Verwalter wegen ſeiner bewieſenen Rechtſchaffenheit alle geneigt, und hatten ihre Freude daran, wenn ihr Herr ihren geweſenen

Vorgeſetzten ſo in Ehren hielt. Jeder konnte hiebey denken: Wenn an mich auch einſt die Reihe kommen, und Alter oder Schwachheit mich zurückbringen ſollte, ſo wird mein gütiger Herr, oder ſeine ihm nacharteuden Söhne, gleichfalls ſich meiner annehmen, und nicht wollen, daß ich andrer Gnade leben ſolle.

Firmians Gemahlinn hatte lange Zeit für ſich ihren eigenen Laquayen gehabt, welcher auf den Tod eines alten Küſters im Dorfe wartete, und ihn erlebte. Der Pfarrer des Orts war noch jung, und erſt vor wenig Jahren aus Firmians Hauſe, wo er die Söhne informiret hatte, zum Pfarramte befördert worden. Auf dieſen und Firmians Gemahlinn verließ ſich nun der Bediente, ſo daß jener dem Patron hierin den erſten Antrag thun muſte. Dieſer antwortete ihm wider ſein Verhoffen, daß er einen andern in Vorſchlag bringen möchte, indem er ſich zum Schulhalter nicht ſchicke. Er kann ja gut ſchreiben, rechnen und ſingen, erwiderte der Pfarrer, und ſeine Aufführung iſt immer ehrbar geweſen. Ein guter Laquaye, wandte der Herr ein, iſt noch kein guter Dorfſchulmeiſter, zumal wenn er kein Schneider iſt, und die Profeſſion nicht treibet. Es iſt wahr, der hieſige Küſterdienſt hat in ſeiner Art ſo viele Einkünfte, daß auch ein Menſch ohne Profeſſion davon leben kann, und Unerfahrne haben das Vorurtheil, daß der Profeſſioniſt und Schulhalter zugleich das Schulhalten vernachläſſigen, und währender Schulſtunden ſchneidern könne, weßhalb diejenigen Dorfſchulmeiſter, die keine Profeſſion treiben, jenen vorzuziehen ſeyn. Die Erfahrung iſt aber größtentheils dawider. Das Schulhalten erfordert große Geduld. Dieſe iſt eher von einem Profeſſioniſten, als von dem, der keiner iſt, zu vermuthen. Dieſer wird daher das Schulhalten ſich eher ermüden laſſen, die vorgeſchriebene

bene Schulſtunden abkürzen, eher und mehr als jener ſich abſentiren. Geſetzt aber dieſes träfe nicht ein, er ließe ſich in den vorhergehenden Punkten nicht viel zu Schulden kommen; was iſt er außer den Schulſtunden? Ein Müſſiggänger. Was folgt aus dem Müſſiggange? Umherlaufen in den Häuſern, Verweilen in den Dorfſchenken zum Spielen und Schwelgen; ſo wie ich überhaupt bemerkt habe, daß der Mangel einer Profeſſion bey Dorfſchulmeiſtern, wenn ſie bey Herrſchaften Laquayen geweſen, oder aus groſſen Städten aufs Land kommen, den Luxus in Bauerhäuſern einführen, wenn ſie, um davon Mitgenuß zu haben, ſich in ſolche einſchleichen können. Nun wollen wir mal alles gegen einander auf die Wageſchaale legen. Der Schulhalter, der Schneider iſt, ſoll in den Schulſtunden nicht ſchneidern. Da aber ſein Aufſeher nicht immer um ihn ſeyn kann, ſo thut er's doch, beſonders wenn die Kinder in der Bibel leſen, und er den Text ſo ziemlich im Kopfe hat, daß er das, was unrecht geleſen wird, ohne nachzuleſen corrigiren kann; er iſt aber im übrigen ein unbeſcholtener Mann, der ſich, von ſeiner Profeſſion gedrungen, einheimiſch halten, und ſie abwarten muß, folglich alſo ein guter Wirth iſt; ſollte dieſer nicht den Dorfwirthſchaftern weit nützlicher, als ein andrer, der dem Müſſiggange und der Schwelgerey in den Dorfſchenken ergeben iſt, zu halten ſeyn? Dieſer wird mir meine Dorfunterthanen nebſt ihren Kindern durch ſein unwirthliches Leben gar nicht beſſern; vielmehr durch ſein Beyſpiel Müſſiggänger, Spieler und Säufer oder Schwelger machen; jener aber, als ein guter Wirth, ihnen durch ſein Beyſpiel zur Arbeitſamkeit, Sparſamkeit und Ordnung ein beſtändiges Muſter ſeyn, und ſeinen Schulkindern gerade zu ſagen können: Seyd eben ſo fleiſſig und ordentlich in eurem Stande, wie ihr es

von

von mir ſehet und wiſſet, ſo werdet ihr dereinſt als Knechte und Mägde, oder als Wirthe und Wirthinnen euer Brod haben, und überall wohl beſtehen können. Mit ſolchen Schulmeiſtern wird nun den Dörfern überall weit mehr aufgeholfen, wenn von ihnen gute Wirthe erzogen werden. Geſetzt auch daß der als Profeſſioniſt anzunehmende Dorfſchulmeiſter weniger in der Information thun könnte, ſo muß er theils von ſeinem Pfarrer ſich noch weiſen und leiten laſſen, theils muß auch dieſer, was den Kindern noch fehlet, mit ſeinem eigenen Unterrichte erſetzen, wenn er ſie, wie überall gewöhnlich, bey ſich, bevor ſie zum Abendmahl gelaſſen werden, zum Unterricht gehen läßt, und daher auch in früheren Jahren die Kinder dazu zieht. Dieſes macht zwar freylich dem Pfarrer mehr Mühe; er muß ſich aber ſolche nicht zuwider ſeyn laſſen, da er auf vorbeſchriebenem Wege finden muß, da die Kinder eben ſo ſehr zur zeitlichen als ewigen Glückſeligkeit erzogen werden. — Da der Geiſtliche dieſen Gründen nicht anders denn nachgeben mußte, ſo ſtand er ſo fort von ſeinem Geſuche bey dem Patrone ab, der die Converſation mit den Worten abbrach: er möchte ſich nach einem Schneider umſehen, der aber ſein Handwerk verſtünde und fleiſſig triebe, auch nicht aus einer großen, nicht einmal aus einer Mittelſtadt ſey, damit er nicht großſtädtiſche Sitten mit brächte, und ſolche nicht unter den Dorfleuten zu ihrem höchſten Schaden einführete. —

Kaum hatte der Pfarrer den Bedienten verſtändiget, daß für ihn in Anſehung des Küſterdienſtes nichts bey dem Patron auszurichten ſey, ſo gieng er voll Mißvergnügen zu ſeinem Herrn, bat ſo fort um ſeinen Abſchied, den ihm der Herr auch gleich verwilligte, aber ſo, daß er hinzuſetze, er habe iezt nicht Zeit zum Schreiben, er möchte ſich des andern Tages wie-

der

der melden, um einen ſchriftlichen Abſchied zu bekommen. In dieſer Zwiſchenzeit war ihm, wie es Firmian voraus geglaubt und gewollt hatte, die Reue angekommen; er kam daher mit Thränen, geſtand ſeine Uebereilung, und bat, daß der Herr ihn behalten möchte. Ich habe es wohl gedacht, ſprach dieſer, daß euch eure Uebereilung leid werden würde. Habt Geduld, ihr ſoll't verſorgt werden. —

Da nach einigen Wochen ein neuer Laquaye war angenommen worden, ſo ward der zur Geduld angewieſene erſte Laquaye dem Verwalter zugeſellet, daß er unter und neben ihm die Wirthſchaft aufs völligſte erlernen möchte. Da er vorhin ſchon darin kein Fremdling mehr war, ſo kam er binnen ein Paar Jahren ſo weit, daß er einer eigenen Wirthſchaft vorſtehen konnte. Sein Herr recommandirte ihn nun ſeinem Schwager, der eines ſeiner entlegenſten Vorwerker verpachten wollte. Dieſer nahm ihn um deſto lieber zum Pachter, als ſein erſter Herr nicht nur ihm zum Vorſtande das benöthigte Geld vorſchoß, ſondern ihm auch zu ſeiner häuslichen Einrichtung ſo viel an Naturalien und Gelde lehnete, daß er ſeine Pachtung mit vollen Kräften antreten konnte. Sein erſter Herr richtete ihm auch die Hochzeit aus, da er die Tochter des verſtorbenen Küſters, nach deſſen Dienſte er geſtrebet hatte, heyrathete. So hatte er auch nachher noch freyen Zutritt zu ſeinem Herrn, der in ſeinen erſten Pachtungsjahen ihm immer noch Geld vorſchoß, um nicht nöthig zu haben, zur Aufbringung des Pachtgeldes ſeine Produkte um den wohlfeilſten Preis, den erſten den beſten, zu verkaufen, ſondern damit den höhern Preis abzuwarten, und alſo auf dieſem Wege immer mehr zu Kräften kommen zu können. Er kam durch ſolche Unterſtützung ſeines erſten Herrn ſo weit, daß er im fünften Jahren ſeiner

Pach-

Pachtung das gelehnte Geld nebſt den Intereſſen, die die allerleidlichſten waren, gänzlich abbezahlen, und zur anderweitigen Pachtung den Vorſtand aus ſeinen eigenen Mitteln nun thun konnte. Er wollte aber doch auch gern auf einer thätigen Weiſe dankbar ſeyn. Er hatte nämlich im zweyten Jahre ſeiner Pachtung ſein beſtes Mutterpferd von einem feinen ausländiſchen Hengſte belegen laſſen, und hievon ein ſehr ſchönes Reitpferd, welches er ſo ziemlich ſelbſt zugeritten, gezogen, welches von Kennern im vierten Jahre ſechszehn Louisd'ors werth geachtet ward. Dieſes zugerittene, und mit einem ganz neuen Sattel, und ganz neuer, mit Silber reich geſtickten Chabraque verſehene Pferd nahm der dankbare Pachter mit, als er ſein letztes Geld abtrug, um damit Sirmianen ein Präſent zu machen, weil ihm bewußt war, daß er aus einem zugerittenen feinen Pferde viel mache. Dieſer nahm es mit gedoppelter Freude an, theis weil er ſahe, daß er mit keinem Undankbaren bisher zu thun gehabt habe, theils daß ſein Geſchmack an Pferd und Equipage ſo vollkommen getroffen war. Sirmian, der ſo leicht am Edelmuth nicht übetroffen ward, dankte für das ſchöne Pferd, ſagte aber dem Pachter, daß er ihm die Freundſchaft erzeigen, und ebenfalls von ihm ein Präſent annehmen würde. Und damit er das Gegenpräſent anzunehmen ſich nicht weigern möchte, ſo ſollte er es gegenwärtig nicht wiſſen; ſollte es aber, wenn er in ein Paar Tagen zu Hauſe ſeyn würde, bey ſich vorfinden. Sirmian nämlich ertheilte einem ſeiner Schäfer den Befehl, daß er hundert tragende Schaafe nehmen, und ſie nach des Pachters Schäferey hintreiben ſollte. Dieſem war es des Sommers vorher begegnet, daß ſein Schäfer die Schaafe verhüthet hatte, ſo, daß ihm davon nur der dritte Theil am Leben geblieben war. Wer wird

am Ende dieſer Geſchichte den ſich immer gleich bleibenden Sirmian nicht preiſen, der ſich innerliche Zufriedenheit mit ſich ſelbſt auf der edelſten Art bereitet? Ein Edler, der nicht vor ſich allein glücklich ſeyn, ſondern auch andre um ſich her gleichfalls gern glücklich ſieht, und ſie, ſo viel an ihm iſt, zu machen ſucht.

Sirmian muß uns im völligem Lichte darſtehen, wenn ihm Saturnin entgegengeſtellet wird. Dieſer hatte einſt an einem äuſſerſt kalten Wintertage ein Treibjagen angeſtellet, welchem er in ſeinem Pohlniſchen Pelze beywohnete. Bey dem letzten Treiben wurden ſeinem ihm zunächſt ſtehenden Jäger die Arme und Fäuſte vom Froſte ſo ſteif, daß er einen, aus dem abgetriebenem Walde hervorkommenden, Haaſen im Schieſſen verfehlete. Da er befürchtete, daß ſein Herr ihm den Fehlſchuß ſehr verweiſen, und darüber hart anlaſſen würde, gedachte er den Fehler aufs geſchwindeſte zu erſetzen, und noch einmal zu ſchieſſen; fing an zu laden; mochte aber aus übertriebener Eilfertigkeit, oder aus Furcht, vergeſſen haben den Hahn in die Ruhe zu bringen. Kaum hatte er das Schrot in den Lauf geſchüttet, ſo ging das Gewehr los, und das meiſte Schrot in die rechte Hand. Die ſo eben hereingekommenen Treiber lieſen auf den Jäger zu, wickelten ihm ein Schnupftuch um die Hand, damit das Bluten derſelben geſtillet werden möchte. Saturnin kam zwar auch heran, aber mit zorniger Mine, ſprach dem Unglücklichen kein Troſtwort zu, auſſer dieſes, wenn das eines ſeyn konnte; geht in die Stadt, und laßt euch von dem Chirurgus verbinden. Hierauf zog er eine bey ſich in der Jagdtaſche habende Flaſche Wein hervor, kehrte dem Jäger den Rücken zu, trank, ſteckte ſie wieder ein, gieng davon und wieder nach Hauſe. (Sirmian hätte, wenn ihm

ein

ein ſolcher Fall mit ſeinem Jäger begegnet wäre, ihm allen ſeinen bey ſich geführten Wein gegeben, um davon ein Labſal auf dem Wege zur Stadt zu haben. Er würde ihm Leute zur Begleitung nebſt hinlänglichem Zehrgelde gleichfalls mitgegeben haben.) Der Jäger war ſich nun völlig allein überlaſſen, Kein Saturnin, der doch täglich zur Stadt ſchickte, und ſich ſeine Bedürfniſſe daher bringen ließ, bekümmerte ſich ferner um ihn, und ließ niemals nachfragen, was der Jäger mache, und wie es mit der Cur ausſehe. Die Hand war ganz zerſchmettert, und da der kalte Brand dazu kam, ſo mußte zur Amputation geſchritten werden. Dieſe gieng gut von ſtatten, und nun war der Menſch mit einer Hand kein Jäger mehr. Er kannte ſeinen Herrn zu gut, als daß er von ihm was hoffen konnte. Wenn er daher noch einmal wieder zu ihm kam, ſo war es nur ſeine Sachen abzuhohlen. Denn ſein rückſtändiges Lohn hatte er, da es ohnehin nicht viel war, ſich ſchon voher abhohlen laſſen, um damit den Chirurgus ſo wohl zu bezahlen, als auch davon in der Stadt zu zehren. Er kam daher nur um einen ehrlichen Abſchied zu bitten, und ließ es ſeinem Herrn durch einen Bedienten ſagen, da er eben das Mittags zu Tiſche ſaß, einige ſeiner gewöhnlichen Trinkgäſte bey ſich hatte, und mit ihnen, nachdem ſie ſatt waren, beym Weine war. Da der Bediente das Anliegen des Jägers angebracht hatte, befahl Saturnin ihm Feder und Dinte, nebſt Licht zum Unterſiegeln ſeiner Handſchrift, zu bringen. Einige der Gäſte hatten ſich vom Trinken die Gefühle des Herzens noch nicht ſtumpf gemacht, und brachten einige Thaler für den Verabſchiedeten zuſammen, denen Saturnin ein Paar Groſchen zulegte. Die Hand, ſagte einer der Gäſte, iſt mit ein Paar Groſchen nicht bezahlet. Nicht mit ein Paar hundert Tha-

Thaler ſetzte ein anderer dazu. Was kann ich dafür, ich habe dem Kerl die Hand nicht abgeſchoſſen, ſprach der unbarmherzige Herr, er iſt ein gelernter Jäger, und hätte ſein Metier beſſer verſtehen ſollen. Ey, fiel ihm ein Gaſt in die Rede, Bruder! du haſt auf deinem Hofe noch niemals einen ſo guten Kerl gehabt, wirſt auch ſeines Gleichen nicht wieder bekommen. Es iſt, war die Antwort, mein Schickſal, daß ich immer Schurken haben muß. — Da der Bediente wieder mit abgetrockneten Augen herein kam der das ausgebrachte Geld dem Jäger heraustragen müſſen, ſo fragte der Gaſt, der am letzten geredet hatte, was der Jäger geſagt hätte. Er weinete bitterlich, ſprach der Bediente, und ſagte, nun habe ich einen Paß, worauf ich in der Betteley überall fortkommen kann. Gehe er hinter ihm drein, ſagte dieſer Gaſt, er ſoll über 8 Tage bey mir auf meinem Guthe ſeyn, ich habe ietzt keinen Nachtwächter, darzu iſt er zu gebrauchen, und hat neben der freyen Wohnung und Holze ein gutes Deputat. Ey! ſagte Saturnin, Wein her! laßt uns eine neue Sorte koſten, wir wollen uns bey dem Kerl nicht länger aufhalten. —

Noch fand Saturnin beym Antritt ſeiner Wirthſchaft einen Verwalter, der bey ſeiner Schwiegermutter, in welcher Guth er ſich hineingeheyrathet hatte, ſchon über 12 Jahr geweſen war. Nun war er auch ſchon an die 9 Jahr bey ihm geweſen, als er zur Winterszeit bey großem Schneegeſtöber mit vielen Kornwagens nach einer über 4 Meilen entlegenen Stadt fahren, und das Korn daſelbſt verkaufen ſollte. Er ſtellete dem Herrn des Morgens, ehe er abfahren ſollte, vor, er möchte die Kornfuhren ein Paar Tage aufſchieben, bis beſſer Weg und Wetter würde geworden ſeyn. Ich will den Bauern, ſagte er, was anders thun, ſie ſollen und müſſen fahren, und ihm werde

ich einen Bauerwagen, der ſeine Perſon und ein Paar ledige Tonnen fahren ſoll. Ich denke, daß er nicht ſo ſchwer als eine Kornfuhre ſeyn ſoll, daher er nicht fürchten darf, daß ihn die Bauerpferde nicht fortſchaffen ſollten, wenn gleich keine Wagenſpur vorhanden, und der Schnee an die Räder ſich anhänget. Der ſechszigjähige Greis mußte alſo fort fahren, und was er beſorgte, traf ein. Denn bey dem Schneegeſtöber konnte keiner um ſich her ſehen, und aus Mangel der Wagenſpur waren die Knechte in der Irre, und wußten nicht mehr, wo ſie waren. Endlich kamen ſie an Lehmgruben, wo der vorderſte Wagen, jedoch ohne Schaden, hinabſtürzte. Der Verwalter ließ daher die Wagen ſtille halten, und ſagte, es müſſe doch ein Dorf nicht weit vielleicht von den Lehmgruben ſeyn; er wolle etwas voran gehen und recognoſciren. Er kam nicht wieder zurück zu den Knechten, ſie mochten ſo viel ſuchen und rufen, als ſie wollten. Sie glaubten daher, er müſſe irgendswo auf tiefe Gräben geſtoſſen, hineingefallen, und verſoffen ſeyn. Da es Nacht ward, und die Wagen auf der Stelle still halten mußten, ſo ſuchten ſie, nachdem es Tag geworden, und aufgehöret hatte zu ſchneyen, aufs neue umher, und fanden ihren Mann, den ſie endlich mit ſchwacher Stimme ſchreyen hörten, in einem, mit Eys belegten, Bruche, worin er die ganze Nacht ſich herum gearbeitet hatte. Sie würden ihn aber nicht gefunden haben, wenn ſie nicht das aufgebrochene Eys vor ſich gefunden, und der dadurch entſtandenen Spur hätten nachgehen können. Es durfte nur noch eine halbe Stunde währen, ſo hätte dem Verwalter ohnfehlbar das Leben ausgehen müſſen. Er war meiſt ſteif, und die Knechte mußten ihn in dem erſten Dorfe, das ſie auf ihrem gegenwärtigen Irrwege vor ſich fanden, in einer Schenke liegen laſſen, um ihn

von

von da, auf dem Rückwege, nach verkauftem Korne, wieder mit nach Hauſe zu nehmen. Dieſes geſchahe; er mußte aber ein hitziges Fieber ausſtehen, welches ſich mit ſeiner völligen Taubheit endigte. Vielleicht wäre dieſer letzte Unfall nicht anhaltend, oder weniger hart, geblieben, wenn der unglückliche Mann ſich währenden Fiebers beſſer pflegen und einhalten können. Aber ſobald er nur etwas wieder auſſerhalb des Bettes dauern, und ein wenig umher gehen konnte, ſo ſchleppte er ſeinen matten Körper auf dem Hofe und in den Ställen umher, um doch was zu thun, damit ſein Herr nur aufhören möchte, mit ihm zu zürnen. Denn dieſer ließ nach ihm in der Krankheit weder ſehen noch fragen. Die Frau des Meyers war erbarmend, gieng ihm zur Hand, und wachte des Nachts bey ihm ungeheiſſen. Die erſten Tage der Krankheit brachte man ihm zwar Krankenſpeiſe; aber nach vergangenen acht Tagen ward ihm gebracht, was von den Tellern untereinander war zuſammen geſchrapt worden, woran er denn gleich merken konnte, was die Glocke geſchlagen hatte, weßhalb er ſich denn nun nicht länger mehr ſchonete, ſondern ſich, wie vorgedacht, mit größter Lebensgefahr auf den Hof heraus wagen mußte. Nun war das Geſinde dem Mann ſehr zugethan, da es meiſtens unter ihm aufgewachſen, und an ihm den ehrlichen Mann nie verkannt hatte. Es ſpottete daher ſeines Elendes in der Taubheit gar nicht, verſtändigte ihn gern und aufrichtig durch Zeichen, wenn er von einem was wiſſen wollte, oder worüber nachfragte. Kein einziger machte einen Mißbrauch von dem körperlichen Mangel des Verwalters. Nie entſtand eine Klage, daß es mit dem Verwalter in der Wirthſchaft nicht mehr gehe, oder daß der Dienſt unter ihm ſchwerer ſey, nachdem er ſein Gehör verlohren. Zehenmal war er dem ganzen Dorfe lieber,

als der Guthsherr Saturnin. Nur dieſer konnte den armen Verwalter nicht mehr leiden. Ich kann mich mit dem tauben Hund nicht mehr zerſchreyen, ſagte er, oder immer einen Dollmetſcher bey der Hand haben, der ihm meine Worte ins Ohr ſchreyet. Er muß fort. Es geſchahe alſo. Alle Leute des Orts betrübten ſich, einen ſo rechtſchaffenen Mann nicht nur zu verliehren, ſondern ihn auch auf ſeinen alten Tagen in der Verlegenheit, Brod zu haben, zu wiſſen. Er hattr bey ſeinem erſten Herrn auf eben dieſem Guthe eine Frau gehabt, die ihn in eben dem Jahre, als ſein erſter Herr ſtarb, zum Wittwer gemacht, und drey kleine Töchter hinterlaſſen hatte. An dieſe muſte er ſeinen ganzen Gehalt wenden, indem er ſie bey ſeinem zweyten Herrn nicht bey ſich behalten können oder dürfen. Er hatte ſie in der nächſten kleinen Stadt bey Verwaltern untergebracht, und gab ihnen ſein ganzes Gehalt zu den Erziehungskoſten. Nun war er völlig in Gefahr, ein Bettler zu werden. Er hatte nicht einmal den Troſt, daß ihm der Herr einen Wagen gegeben hätte, um ſeine Sachen fort zu fahren. Er mußte ſich einen im Dorfe ſuchen, der ihm auch zu finden nicht ſchwer ward. Jeder Bauer erbot ſich die Fuhre umſonſt zu thun. Er gieng traurig doch ohne Trähnen, hinter dem Wagen her, ohne die Augen aufzuſchlagen, und ſich zuletzt noch umzuſehen auf einem Guthe, das ihm eine Verbeſſerung der Einkünfte, wenigſtens um ein Drittheil, zu verdanken hatte; ein Guth, das er bald nach dem Abſterben ſeines erſten würdigen Herrns hätte um Saturnins willen verlaſſen, und anders wohin gehen ſollen, welches er aber zu thun von ſeiner Ehrlichkeit verhindert ward, da er ſahe, daß er unter ſeinem erſten Herrn nur erſt die Hälfte der Verbeſſerungen zurück gelegt, und die andre Hälfte unter dem neuen Herrn ihm noch

zur Vollendung des Ganzen übrig ſey. Nun ward er aber immer gerührter, je mehr ſein Wagen vor den Bauerhäuſern vorbey fuhr, und die Bauern, oder ihre Weiber, von ihm trähnend Abſchied theils nahmen, theils aber Lebensmittel für ihn auf den Wagen legten. Er kam ans Ende des Dorfs, wo die Hirten wohnen, und wo Saturnin ſtand, und mit dem Schäfer was verabredete. Da ihn Saturnin kommen ſahe, gieng er gleich mit ſtarken Schritten ins Feld, um den treuen ehrlichen Verwalter nicht noch einmal zu ſehen, hinter welchem ſeine Unterthanen mit Trähnen noch eine Weile hergingen, um ihn aus ihrem Dorfe das Geleite zu geben, und welches alles Saturnin geſehen hatte. Nun griff der ſo ſchlecht belohnte Mann nach ſeinem Schnupftuch, um ſowohl ſeine hervorſchießende Trähnen abzuwiſchen, als auch die Augen vor dem Orte zu verbergen, an welchem ſein unmenſchlicher Herr ihn nicht des letzten Anſchauens hatte würdigen wollen. Hier aber umringten ihn noch zuletzt die ihn bisher nachgefolgten Dorfleute, unter denen diejenigen, die reden konnten, ihren Herrn verwünſcheten, dem ſcheidenden Verwalter aber tauſendfaches Gutes anwünſcheten. Dieſer aber ſchied mit den Worten: Welche Gott anſehen und anlaufen, derer Angeſicht wird nicht zu Schanden. Pſ. XXXIV, V. 5.

Leſer, die keine Saturnine ſind, werden bey dieſer Geſchichte nicht ohne Unruhe ſeyn, und zu wünſchen wiſſen, was aus dem armen Verwalter ferner geworden ſey. Er nahm mit dem Wagen ſeinen Weg nach der nächſten Stadt, wo er ſeine Kinder hatte; nicht der Meynung, ſeinen Aufenthalt bey ihren Erziehern, ſeinen Anverwandten, zu nehmen, ſondern vorerſt ſich in dem Gaſthofe des Orts, wo er ſonſt einzukehren gewohnt war, aufzuhalten. Er

ſchickte daher ſeinen Wagen dahin voraus, und ſprach bey dem Thorſchreiber, ſeinem guten Bekannten, ein, dem er ſein Schickſal erzählete, und mit dieſer Erzählung ihn in Trähnen verſetzte. Sogleich kam der Beichtvater dazu, welcher ſeine kranke, aber nun in der Beſſerung begriffene, Frau beſuchen wollte. Dieſer erkundigte ſich nach der Urſach des Weinens, und ließ ſich die traurige Geſchichte des Verwalters erzählen. Kaum hatte er ſie angehöret, ſo that er, was einem rechtſchaffenen Geiſtlichen zukam. Er gieng ſofort in die Stadt zu den Angeſehenſten, erregte ihr Mitleiden, bat ſie um eine milde Beyſteuer, die ſehr reichlich ausfiel. Einige ſandten mancherley Speiſebedürfniſſe in den Gaſthof für den Verwalter, das Geld aber brachte der Geiſtliche ihm ſelbſt, mit dem Verſprechen, daß er hiemit ſeine Bemühungen für ihn noch nicht geendiget haben wollte. Er gieng zum Burgemeiſter, der zugleich Saturnins Gerichtshalter war, und bat ihn, daß er den Verwalter im Hoſpitale möchte eine Kaufſtelle, wozu er das Geld ſchon bey den Bürgern znſammen bringen wolle, angedeihen laſſen. Dieſer Gerichtshalter kannte die Verdienſte des Verwalters um ſeinen Herrn, da er öfters auf dem Guthe geweſen war, und ſagte, die Hoſpitalſtelle ſey für einen ſo wackern Mann eine Hungerſtelle, daran er kein Geld wenden ſolle. Er wolle an Saturnin ſchreiben, daß er, da er den Mann mit leerer Hand von ſich gelaſſen, ihm etwas ſchicken möchte; denn viel glaubte er nicht von ihm herauspreſſen zu können; er wolle ſehen, daß ſo viel Geld für ihn zuſammen könne gebracht werden, um ihn in das Hoſpital einer gewiſſen freyen Reichsſtadt einzukaufen, wo der Hoſpitalvorſteher ſein Oheim ſey, und wo die Hoſpitaliten ſich recht gut und ſo ſtehen, als es der ehrliche Mann werth iſt.

Das Vorſchreiben an Saturninen ward nicht nur unbeantwortet gelaſſen, ſondern es hatte auch noch die Wirkung, daß ein Paar Monathe darauf der Burgemeiſter ſeine Gerichtshalterey verlohr, da ihm der Gerichtsherr meldete, er ſolle ſeine, von ihm bey ſich habenden, Acten überſenden, indem er einen andern Gerichtshalter angenommen habe. Dieſer Burgermeiſter aber ſowohl, als der Geiſtliche nahmen ſich des Verwalters unermüdet an, und erſterer erreichte binnen Jahresfriſt ſeine Abſicht in Anſehung der Hoſpitalſtelle, wo der Oheim den rekommandirten Verwalter, nachdem er von ſeinem ganzen Schickſale war unterrichtet worden, aufs freundſchaftlichſte nicht nur annahm, ſondern es auch veranſtaltete, daß, da der bisherige Rendant des Hoſpitals abgegangen war, der Verwalter, der ſich gut auf der Feder im Schreiben und Rechnen verſtand, ſeine Stelle mit einem ſo guten Gehalte bekam, daß er ſeine drey Töchter zu ſich nehmen, und ſehr gut erziehen konnte. Die älteſte Tochter war kaum drey Jahr bey dem Vater geweſen, als ſie den Unterricht in weiblichen Wiſſenſchaften, worzu in der großen Stadt der Vater die erwünſchteſte Gelegenheit finden konnte, aufs beſte genutzet hatte, daß ſie dieſerhalb ſowohl, als wegen ihrer ausnehmend ſchönen Geſtalt den beſten Mädchens in der ſo großen Stadt den Rang ſtreitig machen konnte. Dieſerhalb fanden ſich gar bald gar anſehnliche Jünglinge, die ſich um ſie bewarben. Sie gab, nach dem Rathe ihres Vaters, aber die Hand einem der reichſten Kaufleute des Orts, Dieſer war ein junger Wittwer, der von ſeiner verſtorbenen Frau ein einziges Töchterlein hatte. Die Hochzeit ward mit dem Beyfalle der ganzen Stadt vollzogen, und die junge Kaufmannsfrau nahm ihre zwey jüngern Schweſtern zu ſich ins Haus, wovon die ältere, die ihrer älteſten Schweſter

nichts nachgab, dem Töchterlein des Kaufmanns erſter Ehe als Demoiſelle vorgeſetzet ward. Aber auch dieſe ward ſehr bald von Freyern geſucht. Unter dieſen wählete ſie gleichfalls einen jungen, aus Erbſchaft von ſeinem Vater ſehr reichen, Kaufmann, der Tugend an einer Gattinn als das beſte Heyrathsguth anſahe, und ohnehin nicht nöthig hatte, auf Geld beym Freyen zu ſehen. Dieſes Familienglück erlebte der alte Vater noch, da ihm die Gichtſchmerzen, welche ſeit ſeiner Erſtarrung in der unglücklichen Nacht bey ihm eingekehret waren, in die Eingeweide kamen, und ſeinem Leben ein Ende machten, welches er in Hinſicht auf das Glück ſeiner Töchter ſehr ruhig beſchlieſſen, und in Anſehung ſeiner jüngſten Tochter gleichfalls auſſer Sorge ſeyn, und ſie der Vorſorge ihrer Schweſtern überlaſſen konnte. — So wollte die Vorſehung einen von ſeinen Guthsherrn verlaſſenen Gerechten nicht verlaſſen, noch ſeinen Saamen nach Brod gehen laſſen. Pſ. XXXVII, 25.

Viertes Kapitel.

Grundſätze zur Beſtellung des Ackers.

Ein Römer, welcher vom Ackerbau geſchrieben, Columella, verlangt, daß der Feldbau wiſſentſchaftlich, alſo nach Grundſätzen getrieben werden ſolle. In agricultura voluntas facultasque citra ſcientiam ſaepe magnam dominis afferunt iacturam, cum imprudenter facta opera fruſtrantur impenſam. —

Wille oder Luſt und Vermögen machen es alſo noch nicht aus, daß man, wie es ſeyn ſoll, vom Ackerbaue den möglichſten Nutzen ziehe. Alle Mühe kann, wenn es an der Wiſſenſchaft den Acker recht zu bauen mangelt, den Aufwand nicht erſetzen. Ohne Kenntniß der Grundſätze des Feldbaues wird man nach dem Ausſpruche des Römers und der durchgängigen Erfahrung vielmals, ſtatt der erwarteten Vortheile, großen Verlnſt erleiden müſſen.

Nun iſt es wohl wahr, daß ein Landwirth vom Mittelſtande, da er nicht ſelbſt Hand anzulegen nöthig hat, ſich Leute halten kann, durch die er, als ſeine Nachgeſetzten, kann den Ackerbau regieren laſſen. Allein es iſt doch ſicherer und ungleich vortheilhafter, wenn der Herr nicht mit fremden Augen ſehen darf. Villicus, ſchreibt **Cato** de re ruſtica, non plus ſentiat ſapere ſe, quam dominus. Hiemit ſtimmt auch **Columella** ſo überein: Male agitur cum Domino, quem villicus docet, d. i. es ſteht ſchlecht um den Herrn, der ſich von ſeinem Meyer muß lehren laſſen.

Beſſer iſt es alſo, wenn der Herr Lehrmeiſter ſeyn, und ſeine Untergebene leiten, oder doch wenigſtens, wenn er nicht immer gegenwärtig iſt, beurtheilen kann, ob ſie alles recht machen, oder ob ſie nicht in ihren Verfahrungsarten was ändern und verbeſſern können. Dieſerhalb muß kein Landwirth, der nicht ſelbſt Hand anlegen darf, denken, daß er der Wiſſenſchaft von der Beſtellung des Ackers entbehren könne.

1) Die proportionirliche Anzahl der zum Ackerbau benöthigten Arbeitsleute.

Zur Gewinnung unſrer Ackerproduckte werden Menſchen erfordert, welche in dieſer Abſicht gar mancherley Geſchäfte in gewiſſer Ordnung verrichten müſ-

 ſen,

ſen. Hat man dieſe Leute bey ſich im Hauſe, in Lohn und Koſt, ſo werden ſie im beſonderſten Verſtande Ackergeſinde genannt. Hat man aber auſſer oder neben dieſem Ackergeſinde Leute, welche nicht in unſern Häuſern wohnen, und um Taglohn, mit oder ohne Speiſung bey uns, arbeiten, ſo heiſſen ſie Taglöhner, auch wohl Arbeitsleute oder Handarbeiter. Sind aber bey einem Landguthe Bauern, Coſſäthen und Häuſeler (Leute, die kleine Häuſer ohne Aecker auf dem Grunde des Landguthes beſitzen) welche Behufs des Ackerbaues an beſtimmten oder unbeſtimmten Zeiten und Tagen arbeiten müſſen, ſo nennet man ſie in unſern Gegenden **Hofediener** auch **Fröhner**. Wenn ſie ihre Dienſte mit ihrem eigenen Geſpanne im Wagen oder Pfluge verrichten müſſen, ſo heiſſen ihre Dienſte **Spanndienſte**, die der übrigen aber, **Handdienſte**. Man habe aber von einer, oder allen Arten nur genannter Leute, ſo muß ihre Anzahl den, auf dem Acker ſelbſt, oder in Beziehung darauf zu verrichtenden, Geſchäften angemeſſen ſeyn, damit ſie theils an und vor ſich ſelbſt, theils in ihrer natürlichen Ordnung, oder Folge auf einander, vollzogen werden.

a) So wenig es gute Wirthſchaft iſt, wenn zu vieles Ackergeſinde gehalten wird, ſo wenig iſt es vortheilhaft, wenn zu weniges vorhanden iſt; und ein kluger Wirth muß eben hier an ſich meiſterhaft beweiſen, daß er juſt ſo viel Ackergeſinde habe, daß damit alle Ackerarbeiten zu rechter Zeit beſtritten werden können. Man darf in keiner Gegend weit umher ſuchen, um Wirthe zu finden, welche der Sache zu viel oder zu wenig thun. Es iſt freylich in Anſehung vieler Länder, wo Lohn und Koſt des Ackergeſindes ſich ſeit 20 — 30 Jahren zu Laſten der Herrſchaften ſo ſehr verändert

ändert haben, anders, daß dieſe ſich um ein Drittheil wenigſtens verſchlimmert, jenes aber ſich eben ſo viel mehr in Lohn und Koſt verbeſſert oder erhöhet haben, und jene ſehr darauf rafiniren, daß man mit wenigerm Ackergeſinde, als ſonſt, auskommen könne; aber es muß nicht ſo weit gehen, daß dadurch der guten Ackerbeſtellung was abgehen, mithin der Acker dieſerhalb weniger, als ſonſt, einbringe.

Albanus übernahm vor drey Jahren ein anſehnliches Oekonomieamt, und glaubte, daß ſein Vorfahre der Sache zu viel gethan, und zu vieles Ackergeſinde gehalten habe. Er vermeinte, daß derſelbe den vierten Theil deſſelben wenigſtens hätte erſparen können. Ohne zuvor die eigene Erfahrung, mindeſtens nur für ein Jahr, ſelbſt machen zu wollen, gieng er mit übereilten Schritten ſeiner Idee nach, verabſchiedete ſo viel Geſinde nicht nur, als der vierte Theil ausmachte, ſondern ſchaffte auch zwey Geſpann Pferde ab. Hiemit machte er nun in der Nachbarſchaft vieles Aufſehen, da man ſeinen Vorfahren als einen Mann gekannt hatte, der alles ſehr wohl heraus zu ſuchen und zuſammen zu halten wußte. Manche Nachbaren ſagten auch dem neuen Beamten, daß ſie ſeine Veränderung in Anſehung des Ackergeſindes nur als einen Verſuch von ihm anſähen, und glaubten, daß er wohl ins alte Geleis in Kurzem zurück kehren würde. Er gab ſich dagegen das Anſehen eines klügern Wirthes, und behauptete, ſo jung er auch noch war, daß er alles ſchon calculiret und voraus gefunden habe, es ſey in ſeiner Wirthſchaft mit wenigerm Geſinde ſehr wohl auszukommen. Ja! ſagte einer ſeiner Nachbaren, er glaube, daß er wohl könne

weniger Hausgeſinde halten, allein die Reduction des Ackergeſindes werde ſich von ſelbſt bald beſtrafen, und allen um ſo mehr offenbar und in die Augen fallend werden, da Albanus gemeſſene Hofedienſte habe, die er ja nicht vermehren könne oder dürfe. Nein! blieb dieſer dabey, es muß mit wenigerm Ackergeſinde angehen; vorhin iſt zu viel auf dem Hofe geweſen, und mein Vorfahre hat ihm zu viel in der Arbeit nachgeſehen. Weniger, aber deſto arbeitſamere, Leute unter guter Aufſicht und Anleitung fördern die Wirthſchaft mehr, als zweymal ſo viele nachläſſige und nicht gut angeführte Menſchen. Alban ſchaffte ſo ziemlich alles alte Dienſtvolk ab, und erſetzte es mit neuerm, um deſto gewiſſer ſeinen Plan durchzuſetzen. Es hätte dieſes in ſo fern hingehen können, um in der bisherigen Geſindeſpeiſung einen niedrigern Ton ſowohl anzuſtimmen, als auch etwas weniger Lohn zu geben. Allein nun ward es allen Nachbaren auf einmal offenbar, daß die Reduction des Ackergeſindes zugleich die Reduction des Ackerertrages geweſen war. Gleich im erſten Herbſte ſahe man, daß Alban, mit der Ackerbeſtellung zur Saat, zur gewöhnlichen Zeit nicht fertig werden konnte. Sein Vorfahre hatte zwey Wochen vor Michael ſchon mit der Roggenſaat anfangen, und ſolche zwey Wochen nach Michael endigen können. Alban fieng erſt an zu ſäen, wenn jener aufgehöret hatte. Es gieng aber auch nach dem Anfange der Beſäung gar nicht hurtig fort. Sie mußte durch das Miſtfahren immer zum öftern unterbrochen werden, eine Sache, die ſchon vor dem Anfange des Säens im Felde bey dem meiſten Wirthen vergeſſen, oder zuvor geſchehen ſeyn muß. Je ſpäter

ſpäter man aber im Jahre die Ackerbeſtellung anfängt, deſto mehr verliert man in der Tageszeit, beſonders auf großen Güthern, indem die Tage im ſpäten Herbſte zu kurz ſind. Man verliert aber auch, ohne auf die Kürze der Tage zu ſehen, an der Arbeit des Zugviehes, wenn ſolches Weidevieh iſt. Denn je weiter es nach Michael heraus kömmt, deſto kraftloſer und träger wird ſolches Vieh, weil das Gras, wenn auch noch ſo viel auf der Weide wäre, immer weniger nährend und kräftig wird. Hiervon werden Pferde und Ochſen matt, und thun daher immer weniger im Pfluge. Ihr Schritt wird vom Woche zu Woche geringer oder kleiner. Nun konnten Albans Pflugochſen ſowohl, als die der zu Hofe dienenden Bauern, das lange nicht mehr ausrichten, was ſie vor und kurz nach Michael hätten thun können. Um Martini war kaum das halbe Feld beſtellet. Im December lag wenigſtens der vierte Theil des Winterfeldes noch unbeſäet, und der angehende Froſt verſtattete nun nicht mehr das Pflügen und Säen. Er beſchloß für diesmal alle Feldarbeiten, und Albin beſäete im Frühjahre den rückſtändigen Theil des Winterfeldes mit Sommerroggen.

Mit dem Sommerfelde gieng es nun nicht beſſer. Die des Orts übliche Saat der kleinen Gerſte ward erſt zu der Zeit angefangen, als die Gerſte der benachbarten Felder anfieng zu ſchoſſen. Dieſes war etwa um Johannis. Es war eine trockne und zugleich ſehr warme Jahreszeit, weßhalb die Gerſte gar nicht recht aufgehen, die aufgegangene aber nicht wohl fortkommen konnte, ſo daß man ſofort ſehen konnte, daß bey der Gerſte der Ausfall um die Hälfte ſeyn müſſe.

Als

Als die Roggenärndte bey den Nachbaren geendiget war, gieng Albans erſt an. Der Vorfahre ward damit immer in 14 Tagen wenigſtens fertig. Alban brachte 5 Wochen damit zu, ohngeachtet er wegen der allzuſpäten Beſäung und der daraus entſtandenen Auswinterung ſowohl, als wegen der fehlerhaften vorhergegangenen, und zur unrechter Zeit geſchehenen, Vorbereitungen zur Saat, mittelſt der verſchiedenen Bepflügungsarten, das Feld kaum halb ſo viel Mandeln, als ehmals, hatte. Zu der Zeit, als Albans Gerſtemandeln noch draußen im Felde, nämlich um Michael ſtanden, hatten die Nachbaren ſchon wieder grünende Winterſaat auf ihren Aeckern. Sie waren ſchon vor 4 Wochen mit der Korn- und Heuärndte fertig geweſen. Alban hatte noch bis gegen Martini Heu auf den Schwaden liegen. Sein Vorſahre ward zwar auch immer ſpäter, als ſeine Nachbaren, mit beyden Aerndten fertig, aber dieſes konnte höchſtens nur einen Unterſchied von 6—8 Tagen ausmachen. Allein er hatte nach Proportion ſeines Feldes immer ein Viertheil Mandeln mehr, als jene, auf gleicher Ackerfläche, welches er ſeiner tüchtigen Ackerbeſtellung zuzuſchreiben hatte. Er hatte auch dieſerwegen nicht genug an ſeinem Ackergeſinde, er nahm, nach Zeit und Umſtänden, auch noch Tagelöhner mit zu Hülfe. Seine Pferde bekamen mehr Futterkorn als Albans. Dieſer giebt ihnen ein Drittheil weniger, weil er überall ſparen will. Aber ſie können weniger Laſt ziehen. Bey Albans Vorgänger that ein Geſpann Pferde in 2 Tagen ſo viel, als bey dieſem kaum in 3 Tagen geſchiehet. So ſtarben auch jenen mehr Pferde, als dieſem, weil ſie zu

Zei-

Zeiten übertrieben werden, wenn ſie eben ſo viel Laſt ziehen, oder in eben ſo vieler Zeit, als bey dem Vorfahren, Arbeiten vollenden ſollen.

Man darf nicht denken, daß der ſich ſo klug dünkende Alban in der Folge mit Schaden klug geworden ſey. Er giebt vor, er habe keinen Schaden von der geänderten Wirthſchaft, ohngeachtet man unter der Hand höret, daß er Geld aufnehme und borge, da er doch nicht wenig Geld mit aufs Amt gebracht hat. Es iſt aber doch ſehr wohl zu glauben, daß er ärmer werden müſſe. Wir wollen ſeine Fehler zergliedern, und ſehen, ob er, oder ſein Vorfahre, klüger bisher gewirthſchaftet habe.

a) Alban hat den 4ten Theil des Ackergeſindes abgeſchafft, und erſparet daran jährlich an Koſt und Lohn, 500 Thlr.

b) Er hält zwey Geſpann Stallpferde weniger, und erſparet hierin mit Einrechnung der Schmiede-Wagner- und Riemerarbeit, jährlich an die 450 Thaler. Die Summa der verringerten Ausgabe beträgt alſo 950 Thaler.

Nun wollen wir ſeine verringerte Einnahme vom Ackerbaue im dritten Jahre ſeiner Wirthſchaft berechnen.

aa) Der Vorfahre hat jährlich 15 Dreiſſig Wintergetreyde mehr erbauet. Wenn wir die Mandel zu 1 Thlr. anſchlagen, ſo beträgt ſolches 450 Thlr.

bb) Eben derſelbe hat jährlich an die 12 Dreiſſig Gerſte mehr gewonnen. Hierin die Mandel gleichfalls zu 1 Thlr. angeſchlagen, beträgt der Ausfall 360 Thlr.

cc)

cc) Sämmtliches, in der Brache als Sömmerung ausgeſäetes, Getreyde, an Erbſer, Wicken, Linſen und Hirſe wird an die 10 Dreiſſig weniger erbauet; jedes Dreiſſig, und alle Sorten in Pauſch und Bogen zuſammengenommen, zu 15 Thlr. gerechnet, macht in Summa, 150 Thlr.

dd) Das Winter- und Sommergetreyde giebt wegen der fehlerhaften Ackerbeſtellung ſo wohl, als wegen des, von der verminderten Viehzucht ausbleibenden, Düngers im Ausdruſche weit weniger als zur Zeit des Vorfahren. Das Korn erwächſet nicht mehr zu der ſonſtigen Länge. Es beſtaudet oder beſtocket ſich weniger; es iſt der vierte Theil Windhalm, Hederich und anders Unkraut in den Mandeln, dieſes alles verurſachet nun einen Ausfall jährlich von wenigſtens 1400 Thlr.

ee) Es iſt der Strohgewinnſt nun ſo ſehr verringert, daß weniger Kühe gehalten werden können. Das Heu kann, wegen des allzuſpäten Einärndtens, wenig oder gar keine Kraft zur Winterfütterung haben; da es ſo ſpäte gemacht wird, kömmt es ſelten recht trocken auf den Heuboden, und über kurz oder lang wird ſich das Rindvieh faul davon gefreſſen haben. Die abgehende Viehnutzung hauptſächlich in Anſehung der Melkerey beträgt jährlich, 300 Thlr.

ff) Das Schaafvieh iſt von dem ſo ſpäte eingebrachten Heue ſehr anbrüchig geworden, weßhalb in einem Winter 700 Stück Schaafe, eben da ſie lammen ſollten, geſtorben ſind. dieſer Verluſt von 70 tragenden Schaafen beträgt, das Stück zu 1½ Thl. gerechnet, 1050 Thl.

Nun

Nun die Recapitulation

	aa)	450 Thlr.
	bb)	360 Thlr.
	cc)	150 Thlr.
	dd)	1400 Thlr.
	ee)	300 Thlr.
	ff)	1050 Thlr.
Summa Summarum,		3710 Thlr.
Hiervon nach b) abgezogen,		950 Thlr.
Verbleibt,		2760 Thlr.

Dieſes wäre nun der Verluſt des Albans in ſeinem dritten Pachtjahre geweſen. Wollte man nun ſchon denken, daß die Rubrique ff) künftig wohl nicht mehr alle Jahre zum Anſchlag kommen, und Vorſicht gebraucht werden könnte, daß den Schaafen alle Jahre künftig das erſte, und immer trockneres Heu aufgefahren werde, ſo müſſen doch alle vorhergehende Rubriquen, wenn die Wirthſchaft ſo fortgeſetzet wird, ganz natürlich immer größere Specialſummen des Verluſtes hervorbringen, daß wohl die vorſtehende Summa Summarum die jährige immer bleiben wird. Nun urtheile man aus ſolcher Berechnung, was es endlich mit dem Alban für ein Ende nehmen müſſe. Er muß verarmen. Dieß betrift jedoch ihn und ſeine Familie nur allein. Seinen Nachbaren aber iſt er nützlich. Denn er wird ihnen und ihren Kindern noch lange Zeit ein Beyſpiel ſeyn, woran ſie lernen werden, daß man nicht mit einmal ſo große Abänderungen in der Wirthſchaft unternehmen, und erſt mehrere Erfahrungen müſſe voran gehen laſſen, bevor man einen Plan durchſetzet, den andere und ältere Wirthe widerrathen oder mißbilligen. So wird er auch

andern Hausvätern noch lange ein Vorbild von der Schädlichkeit des Beſtehens auf ſeinem Sinne ſo wohl, als auch der Ehrſucht bleiben, wenn man einmal eine Ehrenſache daraus gemacht, der Welt glaubend zu machen, daß man nicht geirret habe, oder nicht irren könne. Ein Fehler unzählicher Menſchen! Warum lenkte **Alban** nicht nach Verlauf des erſten Jahres wieder ein, und kam auf die Klugkeitsregel, daß es beſſer ſey, zu geſtehen oder offenbar werden zu laſſen, man habe geirret, als ſich zu ſeinem eigenen Schaden zu verſtellen? Wenn nun **Alban** nicht mehr ſeine Pacht wird abtragen können, und wohl gar dereinſt oben drein noch über die ruinirten oder verwilderten Aecker wird Rechenſchaft geben ſollen? Welche Schande iſt größer, dieſe, daß man in Zeiten von ſeinen Fehlern zurückkömmt, ſein Vermögen erhält und vermehret, oder dieſe, daß man ſich darum bringet und ſich arm macht, um das Vergnügen auf wenige Jahre gehabt zu haben, klüger denn andere zu ſcheinen?

b) Der Leſer muß es hier nicht erwarten, daß für die Landwirthſchaften die eigentliche Zahl des Ackergeſindes angegeben werden könne. Wenn man auch ſagen wollte, daß für eine Hufe, ſo und ſo viel Morgen, oder wie das Maaß der Aecker irgendswo genennet werden kann, dieſe oder jene Zahl von Leuten angenommen werden müſſe, ſo wäre doch dieſes ſoviel als nichts geſagt. Denn die Qualität der Aecker iſt zu ſehr verſchieden, und fordert daher bald mehr bald weniger Bearbeitung. So muß auch zugleich hiebey mit betrachtet werden, daß gewiſſe Ackerprodukte, wenn ſie an einem Orte mehr, als am andern, erbauet werden, auch mehr Hände erfordern. Man denke

hiebey z. B. an Oerter, wo ein ſtarker Flachsbau getrieben wird, was dieſes einzige Ackerprodukt für Arbeit erfordert.

c) Wenn auf großen Güthern Haus- oder Lagerbücher gehalten, und darin die Zahl des alljährigen Ackergeſindes genau verzeichnet worden, ſo hat ein angehender Hausvater hieran einen Leitfaden, an welchem er ſich ſo lange halten muß, bis er einige Jahre ſelbſt gewirthſchaftet und gefunden haben kann, daß er mehr oder weniger Geſinde, als die Vorfahren, gebrauche. Sind es nur kleine Wirthſchaften, ſo nimmt man die mehrern des Orts oder der nächſten Nachbarſchaft zum Richtſcheid, und läßt es gleichfalls auf eigene Erfahrung von ein Paar Jahren ankommen, ob man mit wenigerm Dienſtvolke fertig werden könne. In kleinen Wirthſchaften iſt freylich das ſchon ein großer Gewinnſt, wenn nur ein einziger Dienſtbote gemiſſet werden kann. Ein Gewinnſt, welcher vielmals der einzige iſt, der noch herausgefunden werden kann, um ſo mehr, da Lohn und Koſt ſeit 20—30 Jahren ſo ſehr geſtiegen. So iſt auch dieſes keine geringe Empfehlung dieſes Punkts, daß bey der zunehmenden Unſittſamkeit des Geſindes derjenige ſeinen Verdruß vermindert, wenn er einen, oder mehrere Dienſtboten weniger halten kann.

d) Wenn man nicht auf alle Tage gleich vieles Dienſtvolk gebrauchet oder gebrauchen kann, ſo erſetzet man es in kleinen Wirthſchaften beſonders, nach Zeit und Umſtänden mit Taglöhnern. Denn es kann ſeyn, daß man etwa nur auf einige Wochen in der Aerndte, oder bey andern Arbeiten, die theils ordentlich, theils auſſerordent-

 lich,

lich, ſeyn können, einer mehrern Zahl von Arbeitern bedürfte, ſo muß um eines ſo kurzen Zeitraums willen kein Geſinde, ſondern nur Taglöhner, gehalten werden, wenn man ſchon findet, daß das Taglohn ſo hoch, als das Jahrlohn eines Dienſtboten, kommen kann. Denn man muß hiebey die Erſparniß der täglichen Koſt rechnen. Geſetzt nun man hätte auf ein ganzes Vierteljahr einen Taglöhner zu halten, und ſein Taglohn liefe ſo hoch, als das Jahrlohn eines Ackerknechts in der bemerkten Zeit, ſo hätte man doch bey ſolcher Einrichtung die Koſt von drey Vierteljahren erſparet, indem man im angenommenen Falle nur den Taglöhner 1 Vierteljahr zu ſpeiſen gehabt.

•) Kann man die Wahl unter Taglöhnern haben, ſo muß man ſolche ausſuchen, welche dem Geſinde in Anſehung des Fleiſſes, der Ordnung und der guten Sitten überhaupt zum Muſter dienen können. Nichts verdirbet das Dienſtvolk ſo ſehr, als wenn es mit unordentlichen Taglöhnern vermiſchet wird. Dieſe werden nicht nur das Geſinde in ſeinen Untugenden verſtärken, es zur Widerſpenſtigkeit gegen die Herrſchaft aufreden, an ſeinen Faulenzereyen Gefallen haben und Theil nehmen, und es wohl gar zu Beſtehlungen der Herrſchaft verführen, wenigſtens ſolche verſchweigen. Angehende Landgeiſtliche müſſen ſich hauptſächlich in Anſehung dieſes Punkts gar ſehr vorſehen, damit ſie, wenn ſie zumal in Städten gebohren und erzogen worden, nicht in ihren kleinen Wirthſchaften gleich zu Anfange den Grund zur Zerrüttung ihres ganzen künftigen Lebens legen, und oben drein von ihren Gemeinden darüber verachtet werden. Dieſe und andre Hausväter in dergleich-

gleichen kleinern Wirthſchaften können viel aus folgender Geſchichte lernen.

Thorſander war ein Mann von einigen dreiſſig Jahren, als er aus einer großen Stadt zu einer Landpfarre befördert ward. Er verſtand gar nichts von Landwirthſchaft, und ſeine Frau noch weniger, da ſie beyde nicht auf dem Lande gebohren und erzogen waren. Er hätte klug gethan, wenn er entweder eine Tochter ſeines verſtorbenen Vorfahrens, oder ſonſt ein Mädchen vom Lande genommen, und ſich, bey ſeiner gänzlichen Unerfahrenheit, durch ſolche hätte leiten laſſen. Da aber dieß nicht war, ſo hätte er doch wenigſtens ſo klug ſeyn, und ganz die Wirthſchaft ſeines Vorgängers nachahmen ſollen, um ſo mehr, da er ſahe und hörete, daß ſelbiger Mittel hinterlaſſen, und folglich kein ſchlechter Wirth geweſen war. Nun hätte er endlich wenigſtens einen, bey ſeinem Vorfahren lange geweſenen, Taglöhner beybehalten ſollen, um von ihm das Lokale zu erlernen, da er ſo fort das Vorurtheil für ihn hätte müſſen gelten laſſen, es werde dieſer Menſch, da ſo viele Taglöhner des Orts wohnhaft ſind, unausgeprüft, und alſo des Beybehaltens nicht unwerth ſeyn. Das Unglück wollte aber, daß Thorſander einem andern Gehör gab, der ſich bey ihm einſchmeichelte, und durch mancherley Erdichtungen ihm die Wirthſchaft ſeines Vorgängers als tadelhaft vorſtellete. Er ließ ſich ſo ſehr von ihm einnehmen, daß er auf ſein Anrathen lauter neue Dienſtboten annahm, und von den auf dem Pfarrhofe vorgefundenen alten Leuten keinen Knecht noch Magd behielt. Der neue Taglöhner beſorgte und miethete ihm andere, ward und blieb einige Jahre hindurch ſein Rathgeber in

in allen ſeinen Oekonomieeinrichtungen, die ſämtlich ihm zum Schaden waren. Er hätte können z. B. die Pferde von den Erben ſeines Vorgängers bekommen, ſein Rathgeber war aber dawieder, und er mußte ſich andre zuſammenbringen, die nie zuſammenpaſſeten, weil junge mit alten, und ſtarke mit ſchwachen, zuſammen geſpannet wurden. Da er mir zum erſtenmal ſeine beyden Spannpferde zeigte, und meine Meynung darüber zu wiſſen verlangte, ſo fragte ich ihn, ob er, da er ein ſtarker Humaniſt ſeyn wollte, den Columella geleſen, und daraus als ein Landwirth die Regel behalten hätte: Cuſtodiendum eſt, ne in corporatione, vel ſtatura, vel viribus impar bos (equus) cum valentiori iungatur, nam vtraque inferiori celeriter affert exitium. — Es währete nicht lange, daß Thorſander die Entgegenhandlung dieſer Columelliſchen Wirthſchaftsregel theuer büßen mußte. Sein Taglöhner war ein ungetreuer Kerl, welcher ſeinen Herrn beredete, ſeinen Freunden Pferde abzukaufen, und ſie aufs höchſte zu bezahlen, weil er es nicht verſtand. Dieſer falſche Rathgeber war mit den Knechten völlig eins. Sie muſten ihm das Futterkorn des Nachts heimlich zubringen, welches er ihnen um das halbe Geld abnahm. Er rieth, ohngeachtet ehrliche andre Dorfwirthe davon abriethen, dem Herrn, daß er ſein Korn in einer über 4 Meilen entlegenen großen, und nicht in der nächſten kleinen, Stadt, verkaufen möchte, unter der Vorſpiegelung beſſerer Wirthſchaft, weil der Scheffel Korn in der kleinen Stadt ein Paar Groſchen weniger galte. Dieſer falſche Rath zielte aber dahin, daß Thorſanders Knechte in der großen Stadt ihr mitgenommenes Pferdefutter

ter verkaufen könnten, wozu in der kleinen Stadt keine Gelegenheit war. Hiernächſt wurden Taglöhner und Knechte ferner ſo eins, daß ſie, wenn gedreſchen ward, das reine Korn aus der Scheune, oder von dem Kornboden, entwendeten, und letztere es dann in ihren Futterſäcken mit zum Verkauf nach der großen Stadt hinnahmen. Da auch die Knechte in den kurzen Herbſt- und Wintertagen des morgens ſehr frühe im Finſtern von Hauſe abfahren mußten, ſo veranſtaltete es der Taglöhner, daß die Knechte auſſerhalb des Dorfs, an verabredeten Oertern, von andern böslichen Dorfleuten noch einige Scheffel Korn mit aufladen muſten, um es in der großen Stadt, des mehreren Preiſes halber, mit zu verkaufen. Bey dieſer Wirthſchaft konnten die an und vor ſich ſelbſt übel zuſammengepaßten Pferde nicht lange beſtehen. Eins nach dem andern ſtarb, oder ward krüppelhaft und untauglich. Binnen 7 Jahen hatte Thorſander 19 Stück Pferde angekauft, und ſich hiemit in Schulden geſteckt und zum völligen Stümper gemacht. Bey der Ackerarbeit ward Thorſander gleichfalls hintergangen. Da der Taglöhner ſich eine Kuh und Schweine hielt, und von dem Dünger dieſer Thiere ſich theils bey ſeinem Herrn, theils bey andern Dorfwirthen Ackerland ausmiſtete, um ſich ſelbſt darauf eigenes Korn einzuſäen, ſo mußten die Knechte, als Diebe und Diebesgeſellen, den beſten Miſt vom Hofe ihres Herrn auf das Land des Taglöhners hinfahren. Fuhr dieſer Kerl mit den Knechten Zehend in der Aerndte ein, ſo nahmen ſie was weniges von böſen Zehendleuten, und lieſſen ihnen ſelbigen, zum eignen Nachhauſefahren, im Felde ſtehen, ſagten aber dem Herrn, daß

daß er von ihnen mit weggeladen und in die Pfarrſcheune eingefahren worden. Solche und dergleichen Schelmereyen trieb der Taglöhner ſo lange, bis er endlich vermeinte ſo viel zuſammen gebracht zu haben, daß er aus dem Dorfe weggehen, und ſich unter einer andern entfernten Gerichtsobrigkeit einen Coſſäthenhof für einige hundert Thaler ankaufen konnte. **Thorſander** erfuhr nun zu ſpät alle die übeln Streiche, die ihm ein Kerl geſpielet hatte, den er wider alle ſeine Ankläger ſo ſehr in Schuß genommen und vertheidiget hatte, daß es die beſſer geſinneten Leute des Orts für rathſam hielten, ihren Pfarrer mit eigenem Schaden klug werden zu laſſen. Er ward ſehr ſpät ein rechter Wirth, und konnte, nachdem er das Vermögen ſeiner Frau in der Wirthſchaft zugeſetzet hatte, niemals recht zu Kräften kommen, ohngeachtet er in der Folge auſſerordentlich theure Jahre in dem ſiebenjährigen Preuſſiſch-Oeſterreichiſchen Kriege erlebte, welche ſo manchen Landwirth da, wo der Krieg ſelbſt nicht hinkam, ſo ſehr auf die Beine halfen. Als er ſtarb, ſo fand ſich's, daß ſein Vorfahrer, deſſen Wirthſchaft er doch bey ſeinem Anzuge auf der Pfarre ſo ſehr verachtet, viermal mehr Vermögen, als er, hinterlaſſen hatte.

Es gehöret unter die Vollkommenheiten eines Landguthes, wenn es hinlängliche Hofedienſte hat. Da die Berechtigung dazu aus den älteſten Zeiten herrühret, ſo ſind ſie, wenn ſie ja wo zu Gelde angeſchlagen ſind, im ſo zu nennenden Spottpreiſe gegen das Geſinde- und Tagelöhnerlohn zu achten, welches auch eine der Urſachen mit iſt, weßhalb die Arbeit von den Hofedienern oder

oder Fröhnern ſo unwillig, und wenn ſie damit durchkommen können, ſo mangelhaft verrichtet wird. Hiezu kömmt, daß ſie in manchen Ländern oder Gegenden nicht nur täglich mit der Hand, ſondern auch in Reiſefuhren beſonders, ſo weit oder ſo lange dienen müſſen, als es der Herrſchaft beliebet. Hievon wird nicht nur der Unwille dieſer Leute aufs höchſte getrieben, ſondern auch ihre eigene Wirthſchaft immer herunter gehalten, ſo daß ſie auf ihre Verbeſſerung weder denken können noch wollen. Da nun überdem die herrſchaftlichen Arbeiten, die von Hofeleuten verrichtet werden, ungleich ſchlechter ſind, als die, ſo von eigenem freywilligen Ackergeſinde verrichtet werden, ſo iſt in unſern Tagen die Frage gar ſehr rege geworden, ob es nicht beſſer ſey, die Hofedienſte ganz abzuſchaffen, und ſtatt derſelben den Unterthanen ein gewiſſens Dienſtgeld geben zu laſſen?

Es finden ſich in der That hin und wieder ſchon manche Edelleute, die blos deßhalb alle ihre Hofedienſte eingehen laſſen, weil ihre Pflugarbeiten beſonders, da die Bauern ſo kraftloſes Pferde- oder Ochſengeſpann haben, langſam und untüchtig geſchehen, und das herrſchaftliche Geſpann, wenn es ſchon vorangehet, nur aufgehalten oder deſſen Pflugarbeit unvollſtändig gemacht wird, wenn ſolches zwar gehörig angegriffen, aber keine Uebereinſtimmung mit dem Geſpanne der Hofediener erhalten wird. Dergleichen Edelleute wollen bey ihrer Veränderung gefunden haben, daß ſie nach abgeſchafften Hofedienſten mit eigenen Geſpann und Leuten, auſſer der tüchtigern Arbeit an und vor ſich ſelbſt, in der Summe wenigſtens ein Viertheil mehr Ackerarbeit können-

nen beendigen laſſen, welches denn ſchon einen ſehr anſehnlichen Gewinnſt ausmacht. Noch mehr kömmt aber heraus, wenn man nun die in Freyheit geſetzten Bauern berechnet, was ſie nun in ihrer eigenen Wirthſchaft vor ſich bringen können. Und daß dieſes nicht leere Einbildung ſey, darf man nur die benachbarten, gar nicht zu Hofe dienende, Dörfer mit denen, die zu Hofe dienen, in Vergleichung ſtellen. Jene befinden ſich in ungleich beſſerm Wohlſtande, als dieſe. Er fällt offenbar in die Augen. Jene haben beſſere Pferde und Ochſen; dieſe haben gleichſam nur Krüppel dagegen. Jener Aecker ſind beſſer beſtellet und gebeſſert, ſie haben daher mehr Einkommens; ſie unterſcheiden ſich in der Art ſich zu kleiden und zu ſpeiſen u. ſ. f. und legen damit zu Tage, daß ſie blos, wegen nicht zu leiſtender Hofedienſte, ſo voraus und in mehrerer Wohlhabenheit ſind.

Soll man aber alles zuſammen wohl überlegen, ſo kann man doch die Aufhebung der Hofedienſte nicht ſo durchgängig in aller Abſicht den Herrſchaften als vortheilhaft anpreiſen. Es iſt wahr, die meiſten Handdienſte kommen kaum zur Hälfte in Anſehung des Fleiſſes und der Genauigkeit gegen freyes Ackergeſinde, ohngeachtet man Strenge und Aufſicht gebrauchet, und das Uebel doch nicht mindern kann. Man könnte ſich ſo ſetzen, daß man nur einen Theil von Handarbeiten und zwar ſolcher, ſich vorbehalte, wobey eine gewiſſe, gar keinem Streite unterworfene, Abmeſſung ſtatt findet. Z. B. Ein Hofediener oder Fröhner ſoll an einem Tage in ſo und ſo viel Stunden eine Mandel Stroh, und wovon das Bund ſo und ſo viel Gewicht halten muß, zu

Hexel

Hexel oder Heckerling, der nur ſo oder ſo viel lang oder kurz ſeyn muß, zerſchneiden; eine Hofedienerinn ſoll an einem Tage ſo und ſo viel Strohſeile zum Aerndtegebrauch ſchürzen, oder ſo und ſo viel Pfund Flachs ſpinnen und das Garn nach einem gewiſſen Gewichte abliefern u. ſ. f. In Anſehung der Aerndtegeſchäfte würde es wohl dienlicher ſeyn, wenn, wie es ſonderlich in Schleſien ſehr gebräuchlich iſt, die Herrſchaft den Dröſchern, Coſſäthen, oder Häuslern die ganze Aerndtearbeit gegen die ſo oder ſo vielſte Mandel überließe, als wobey man am allerwenigſten Gefahr läuft, daß die Arbeiten wegen der daran haftenden Vortheile der Arbeiter aufs wirthſchaftlichſte zum Beſten der Herrſchaft nicht verrichtet werden, welches auf der andern Seite gar ſehr zu befürchten wäre, wenn einem Hofediener eine gewiſſe Zahl von Ackerſtücken zur Verrichtung der darauf gefallenden Aerndtearbeiten zugeeignet würde. Denn es könnten die Hofediener allzulange Stoppeln beym Mähen ſtehen laſſen; nicht rein harken oder aufſammeln; die Garben ſchlecht binden; und bey der ganzen Abbringung des reifen Getraides damit ſo wenig ſchonend umgehen, daß allzuviel Körner auf dem Felde ausfallen und verlohren gehen. Alles dieſes iſt nicht zu beſorgen, wenn der Aerndteleute Nutzen und Schade an die Arbeit gebunden iſt.

Bey den Spanndienſten wird es eben ſo ſeyn müſſen. Es iſt ſchon vorhin des untüchtigen Pflügens der Hofediener erwähnet worden. Ihnen aber eine gewiſſe Anzahl von Ackerſtücken zum Bepflügen und Eggen zuzueignen, ließe lauter untreue und untüchtige Arbeit, zum gewiſſeſten Schaden der Herrſchaft, befürchten; es wäre denn,

denn, daß dieſe ſich an Sudel- oder Stümperarbeit begnügen laſſen, und die möglichſt beſte Ackerbeſtellung nicht verlangen wollte.

Mit den Miſtfuhren iſt es nicht anders, da die Hofediener dreymal weniger wenigſtens, als eigenes herrſchaftliches Geſpann laden und fahren. Denn wenn ſchon den Unterthanen nicht erlaubt wäre, die Wagen nach Belieben kurz und ſchmal einzurichten, daß deſto weniger Miſt darauf kommen könne; ſo kann doch ein Miſtladender Knecht beym Laden ſelbſt ſchon ſo loſe und locker den Miſt auflegen, daß deſtoweniger auf den Wagen gehen muß. Ihnen aber durch andre Leute laden, oder den Miſt eintreten zu laſſen, würde beſtändiges Streiten und Klagen veranlaſſen, auch abſeiten der Herrſchaft gemißbraucht, und die Unterthanen dabey gar leicht Gewalt leiden müſſen. Es wäre alſo gerathener, daß Herrſchaften den Miſt mit eigenem Geſpanne ins Feld fahren lieſſen.

Dagegen wären dieſes für Herrſchaften die beſten Fuhren in der Aerndte, wenn es beſtimmt iſt, daß die Hofediener ſo und ſo viel Mandeln jedesmal aufladen, und ſo und ſo oft des Tages fahren ſollen, wobey aber die Entlegenheit des Feldes, von wannen die Mandeln abzufahren ſind, in Anſchlag käme. Auch wären dieſes die beſten Fuhren, wenn beſtimmt iſt, wie viel Scheffel Korn geladen, und wie weit ſolches gefahren werden ſollen, um es in den Städten zu verkaufen.

Wären nun dergleichen Fuhren in Anſehung ihrer jedesmaligen Laſt, der Weite des Weges, und der jährlichen Anzahl beſtimmet, ſo daß die Unterthanen in ihrer Wirthſchaft weder willkühr-

lich

lich von den Herrſchaften, noch zu oft, unterbrochen und zurückgeſetzet, hauptſächlich aber in der Aerndte- und Saatzeit mit Fuhren auſſerhalb ihrer Wohnörter gänzlich verſchonet würden, ſo könnten dergleichen gemäſſigte Spanndienſte wohl beybehalten werden.

Hiernächſt käme es noch auf dieſe Hauptbedenklichkeit an, ob in dieſem oder jenem Lande auch hinlängliches Ackergeſinde zu finden, und ob Koſt und Lohn nicht über das Mittelmäſſige hinausgehen? Eine Sache, welche überhandnehmende Sittenverderbniß und Irreligion des gemeinen Volks der Zukunft immer furchtſamer machen, und weßhalb ſo manche Guthsbeſitzer alle Vorſchläge zur Aufhebung der Hofedienſte gleich von der Hand weiſen, und davon nichts hören wollen. Sie ſehen und hören es täglich, daß die nach dem Tone unſrer gegenwärtigen Zeit angegebene Aufhebung der Haus- Schul- und Kirchenzucht die jetzige Generation des gemeinen Volks, als ein ſolches, aufſtehen macht, welches nach einer völligen Gleichheit des Standes ihrer Herrſchaften ſtrebet, lieber befehlen als gehorchen und dienen will.

Die Beſtrafungen der im Hofedienſte begangenen Fehler ſind manchen Mißbräuchen unterworfen, und ſie wurden in Preußen ſchon vor vielen Jahren, in Anſehung der königlichen Aemter, in der Maaße unterſaget, daß die Leute im Hofedienſte nicht auf der Stelle geprügelt, ſondern nach vorgängiger rechtlicher Unterſuchung und Erkenntniß abgeſtrafet werden ſollten.

Wenn es den Wirthſchaftsaufſehern, zumal jungen unerfahrnen Schreibern, oder Laquaien, frey

frey ſtehet, nach Willkühr die Hofediener zu ſchlagen, ſo iſt das der Mißbrauch, der ſchon im vorhergehenden dritten Kipitel gerüget, und daher den Herrſchaften angerathen worden, ſich nach erfahrnen, klugen, geſetzten, und nicht zu jungen Wirthſchaftsaufſehern umzuſehen. Von Leuten dieſer Art kann man auſſerdem, daß ſie ihres Poſtens nicht zur Stillung ihrer böſen Affecten mißbrauchen, auch noch dieſes erwarten, daß ſie geſchickt und bedachtſam genug ſeyn werden, ſo viel möglich den Vergehungen ihrer Untergebenen durch genaue Wachſamkeit zuvorzukommen. Was Columella in dieſer Abſicht von Hausvätern überhaupt verlanget, ſolches findet auch in Anſehung der ihnen nachgeſetzten Wirthſchaftsaufſeher ſtatt, wenn er alſo ſpricht: Paterfamilias pareat etiam minus bonis, ita ut potius timeant eius ſeueritatem, quam crudelitatem deteſtentur. Id contingere poterit, ſi maluerit cuſtodire ſubiectos, ne peccent, quam negligentia ſua committere, ut puniat delinquentes. —

Um den Vergehungen des gemeinen Mannes ſowohl, als den darauf geſetzten Strafen zuvorzukommen, fehlt es, wie mich deucht, noch gar ſehr an guten Anſtalten, warum es doch den Obrigkeiten oder Polizeyen ſehr zu thun ſeyn ſollte. Da ich hier von den Beſtrafungen der Hofediener oder Fröhner auf dieſe Materie geleitet werde, ſo ich richte meine Vorſchläge hauptſächlich auf das Landvolk, um ſolches zum Wohl des Staats oder mehrerer Aufnahme der Oekonomien, zu leiten. Man ſetzet beym Landvolke guten Schul- und Kirchenunterricht voraus, aber man muß damit noch nicht die Sache ganz berichtiget halten. Das junge Volk mag auf dem Lande in

der Kindheit immerhin unter guter Zucht und Anführung gewesen ſeyn, es wird hiervon noch lange nicht bey ſeinem Eintritte in die Welt, und den darin vorkommenden Anfällen der Jugendlüſte, ſeine ganze Verwahrung dawider haben, wenn es ſich ſelbſt, wie überall jetzt andem iſt, allein überlaſſen, und im Umgange mit verdorbenen, oder ausgearteten, jungen Leuten der gänzlichen Gleichſtellung oder Verführung blosgeſtellet wird. Wir müſſen es allerdings als eine vorzügliche Glückſeligkeit unſrer Zeiten anſehen, daß das Schulweſen in den meiſten Ländern mehr, als jemals zu einer Hauptangelegenheit des Staats gemacht wird. Sollte es aber nicht nothwendig ſeyn, daß der Staat auch dafür ſorgete, daß der Saame aus dem Schulunterrichte in den Herzen der Jünglinge und Jungfrauen auch nicht am Aufgehen und Fruchtbringen verhindert würde? Führten wir durch den erſten Schul- und Kirchenunterricht das Kind gleichſam an der Hand, und laſſen ſie los, ſobald das Kind Jüngling oder Jungfrau geworden, ſollten dieſe nicht ſodann noch am erſten fallen oder umſchlagen? Lehret dieſes nicht die tägliche Erfahrung des jungen Landvolks, wenn es aus der Haus- und Schulzucht heraus getreten iſt? Die Kirchenzucht trat zur Zeit unſrer Vorfahren an die Stelle der beyden vorhergehenden. Unſre Zeiten vermochten ſie nicht länger, beſonders in den Oberſtänden, zu ertragen. Es liefen freylich Mißbräuche mit unter; aber um dieſer willen mußte die ganze Anſtalt noch nicht eher als unnütze verworfen werden, wenn man nicht eine andre ſubſtituiren konnte oder wollte. Man wird doch über kurz oder lang über den Verfall der Kirchenzucht kla-

klagen müſſen, wie ſolches ſchon von Patrioten, die gar nicht zur Cleriſey gehören, in öffentlichen Schriften geſchieht. Diejenigen, die das Aufhören einer ſo zu nennenden Androgogie für unnütze halten, und dagegen nur Pädagogie haben wollten, haben wohl nie daran gedacht, daß Rom in ſeinem beſten Flore Sittenrichter gehabt, welche mit großem Ernſt und Anſehen den Sittenverderbniſſen entgegenſtreben mußten. Ein Beweiß, daß es in den beſten Staaten einer Anſtalt bedürfe, wodurch dem Ueberhandnehmen verderblicher Sitten unter Erwachſenen und Alten geſteuret werden muß. Um nun was, den weiſen Römern, Aehnliches auf jedem Dorfe zu haben, müßte man drey oder viel verſtändige und ehrbare Männer beſtellen, welche alle Monat zuſammen kämen, und ſich als Sittenrichter bewieſen. Man könnte ſie das Dorfſeniorat nennen, und es wäre eben nicht nöthig, vielmals gar ſchädlich, daß die Schulzen oder Richter des Dorfs mit zum Seniorat gehörten, weil ſie an den meiſten Orten nicht Verſtand und Sittſamkeit, ſondern nur die Geburt, zum großen Schaden eines Orts, in ihre Würde einſetzet. Einer des Seniorats müßte zugleich ein ſo zu nennender Inſtigator ſeyn, welcher die vorfallenden Ungezogenheiten der Leute ſeines Orts anzeigen, und gleichſam ſich als ihren Ankläger beweiſen müßte. Dieſes Seniorat hätte nun ferner die Befugniß, die Angeklagten vor ſich zu fordern, ihnen zuzureden, und ſie auf einen beſſern Weg zu bringen. Es müßte ferner die Befugniß haben, kleine Strafen zu dictiren, die eben nicht in Geld beſtehen müßten. Es müßten immer Strafen ſeyn, die das gemeine Beſte des

Orts förderten, z. B. eine gewiſſe Anzahl von Bäumen an den Wegen oder auf Gemeindeplätzen anzupflanzen, einen angewieſenen Fleck der Hütung von Sträuchern, Diſteln, Unkräutern, oder ſchädlichen Pflanzen zu reinigen, Maulwurfshügel wegzuſchaffen, gewiſſe Niedrigungen auszuhöhen, Feldgräben zu heben und erneuren, an den Straſſen und Wegen zu beſſern; und dergleichen nützliche Geſchäfte mehrere müßten es ſeyn, in welche das Seniorat zur Strafe diejenigen verurtheilete, welche nach einer oder der andern vergeblichen Ermahnung zu ihren Untugenden zurückkehrten. So müßte auch die Obrigkeit die Hand über ein ſolches Seniorat halten, und wider die Dorfleute, die ihm widerſpenſtig ſeyn wollten, mit Nachdruck Zwangsmittel gebrauchen. Es gehörte nun auch für dieſes Seniorat, das Ackergeſinde zu belehren, wie es ſich, beſonders im Hofedienſte, treu, geſchickt und fleiſſig beweiſen müſſe; dasjenige aber, von deren Untreue, oder Unfleiß, und heimlichen Tücken es Erkundiguug einziehet, ungeſäumt vorzufordern, und es zur Beſſerung anzuweiſen, welches gewiß mehr fruchten würde, als wenn es von denen geſchiehet, die ein Intereſſe an der Sache haben. So müßte es auch nur dieſes Seniorat alleine ſeyn, welches dem aus dem Orte abziehenden Geſinde Zeugniſſe ſeines Verhaltens ertheilte, und beym Anziehen die mitgebrachten annähme, und ſolchen zu Folge den neu anziehenden Dienſtboten nützlichen Rath oder Vorſchriften gäbe. Mittelſt einer ſolchen Anſtalt könnte nun aber noch mehr Gutes erreichet werden. Es müßte das Seniorat z. B. alle emanirte Landesedickte und Policeyverordnungen in ein Buch zu-

ſammengeheftet halten, ſolche immer von Zeit zu Zeit ſeinen Dorfleuten in Erinnerung bringen, den Kern davon ausſuchen, und, was man rationes legis nennet, ſeinen Landsleuten zeigen, ſich mit ihnen darüber für und dawider beſprechen, und ſie am Ende zu einer recht freywilligen Annehmung und Beobachtung der Geſetze bewegt und entſchloſſen machen. So könnten ferner auch dem Seniorat kleine Quellen angewieſen werden, um davon eine kleine Bibliothek, beſonders von Wirthſchaftsbüchern, anzuſchaffen, und daraus zu lernen, was noch an ihrem Orte für Verbeſſerungen anzubringen ſeyn können, da man doch ſchwerlich irgendswo wird ſagen können, daß man ſchon alles wiſſe und ausübe. Und geſetzt dies wäre andem, ſo hätte man noch eine der angelegentlichſten Lectüren vor ſich, deren Ermangelung dem Staate ſo viele Menſchen koſtet. Ich meine das Leſen ſolcher Bücher, welche den gemeinen, ohne Aerzte lebenden Landmann belehren, wie er ſeine Geſundheit erhalten, ihrem Verluſte zuvorkommen, oder in Krankheiten ſich berathen ſolle, wie ſolches in Tiſſots und andrer Schriften geſchiehet. Mit einem ſolchen Inſtitute ſollte ich glauben, daß ſo viele, bisher noch rückſtändig geweſene, Wünſche des Patrioten, in Anſehung des Landvolks, zur Erfüllung kommen müßten.

2) Die dem Acker angemeſſene Zahl des Viehes.

Nächſt dem, daß wir der Menſchen zum Betrieb des Ackerbaues benöthiget ſind, müſſen wir auch hinlängliches Vieh haben, um damit ſowohl den Acker zu beſtellen, als auch ſo viel Dünger davon zu erhalten,

ten, daß das Fruchtbringen unſrer Aecker davon unterſtützet und vermehret werde.

Man theilet das Vieh in den Landwirthſchaften überhaupt ein, in **Zugvieh**, und **Milchvieh**. Das erſtere ſind Pferde und Ochſen dieſes aber Kühe, zum Theil aber auch, wiewohl mit ſchlechterem Nutzen die Schaafe, als welchen man die Milch für die Lämmer ſowohl, als zur Erhaltung beſſerer und mehrerer Wolle, und überhaupt einer beſſern Nachzucht laſſen ſollte. Das Milchvieh muß auſſer dem davon zu erhaltenden Dünger annoch Milch, Butter und Käſe, ſo wie auch auſſer den Pferden, alle übrige Hausthiere, Fleiſch zur Unterhaltung der Menſchen, ihre Felle oder Häute aber zur Bekleidung derſelben hergeben.

Das Zugvieh muß der Zahl und körperlichen Beſchaffenheit nach zur Beſtellung des Ackers und aller ſich darauf beziehenden Arbeiten hinlänglich ſeyn, damit ein ſtümperhafter Ackerbau, der dem Staate ſowohl überhaupt, als auch beſonders den Ackerbauenden ſchädlich iſt, vermieden werde. Es iſt ſchädlich zu vieles zu halten; es iſt aber noch ſchädlicher, theils zu weniges, theils zu ſchlechtes, Zugvieh zu halten. In Anſehung des wohlgehaltenen Milchviehes kann die Menge ſelten, nur die Wenigkeit nebſt der Geringigkeit ihres Körpers, welche aus dem zu geringen Futter entſtehet, ſchaden, da es, wenn's nicht anders ſeyn kann, beſſer wäre, noch weniger, aber beſſer gefüttertes, Vieh zu halten. Schon **Columella** gab die Wirthſchaftsregel; Exiguus ouium (beſtiarum) numerus, cum pabulo ſatiatur, plus domino reddit, quam maximus grex, ſi ſenſerit penuriam. —

 3) Ideal

3) Ideal des proportionirten Zugviehes zu dem Acker.

Eckhart giebt in ſeiner Experimentalökonomie, nach der Suckowſchen Edition, S. 754 ff. das Ideal eines Vorwerks von 64 Hufen Acker, in gutem und mildem Boden, in 4 Arten getheilet. 300 Morgen gute Wieſen, über 100 Hufen gute Hutweide, 384 Stück Rindvieh, 1000 Stück Schaafe, 50 St. Maſtvieh in der Stärkenmacherey, 3 Schock Schweine, 8 Knechte, 8 Enken, 8 Wagen, 16 Pflüge, einen guten Hofmeiſter, (Meyer) einen guten Verwalter. Hiebey wirft er die Frage auf: ob 8 Knechte und 8 Enken, Summa 16 Perſonen, welche das Ackern und Pflügen recht gut verſtehen, jeder mit einem tüchtigen Pfluge und einem Paar guter eiſerner Eggen, 64 Hufen guten Acker dreymal pflügen, den Saamen einegen, mit 8 Wagen den Miſt ausfahren, und die Früchte vom Acker in die Scheuern ſchaffen können?

Auf dieſe Frage nun antwortet er: daß, weil von undenklichen Jahren, auf allen Aemtern und Vorwerkern, auch adlichen großen Güthern, allezeit auf acht Hufen Acker, 1 Spann Pferde mit einem Wagen, zwey Pflüge, ein Knecht, und ein Enke vertheilet worden, und bekannt iſt, daß ein Knecht mit acht Ochſen (wenn früh von 5 bis 8 Uhr zwey friſche Stücke, von 8 bis 11 Uhr zwey friſche Stücke, von 1 bis 3 Uhr zwey friſche Stücke, und abermalen von 3 bis 6 Uhr zwey friſche Stücke eingeſpannet werden, alſo zwey Ochſen täglich nur 3 Stunden ziehen) mit einem Pfluge täglich zwey Morgen Acker, von 180 Quadratruthen, ganz füglich herum pflügen kann; ſo können folglich in 180 Tagen, 8 Hufen, oder 240 Morgen, mit 2 Knechten, und zween Pflügen, dreymal

mal gehörig gepflüget werden; mithin bleiben nach Abzug 65 Sonn- und Feyertage, von 300 Tagen, jährlich 120 Tage zum Miſt ausfahren und Früchte einzuführen, auch eggen, walzen, und Heu herbeyzuſchaffen übrig; ſintemal von acht Hufen, zwey Hufen Braache liegen, und die Früchte von 6 Hufen oder 180 Morgen, die nahe um das Vorwerk herum liegen, mit einem vierſpännigen Wagen, in 21 Tagen, des Tages 6mal, ganz leichte können eingefahren werden; alſo bleiben noch zu Miſt, Heu und andern Fuhren 99 Tage. Von 8 Hufen werden alle Jahre zwey Hufen Braache gemiſtet, das ſind ſechzig Morgen; davon dünget der Schäfer funfzehn weit entlegene Morgen mit dem Ferch, bleiben alſo 45 Morgen mit Miſt zu befahren. Auf einem jeden Morgen gehören ſechs Fuder, Summa 270 Fuder. Achtmal kann wegen der Nähe ganz füglich gefahren werden. Summa 34 Tage zu Miſtfuhren, bleiben alſo 65 Tage. Ferner werden von 300 Morgen Wieſen, 600 Fuder Heu, und Grummet, einzufahren ſeyn, hierzu ſind acht vierſpännige Wagen, mit acht Knechten, und acht Enken bereit. Wenn nun wegen der Nähe ein Wagen täglich nur ſechsmal fähret, ſo iſt in 25 Tagen alles gefahren, bleiben alſo noch 40 Tage zu eggen, zu walzen, und zu einigen nöthigen Holzfuhren. Es iſt nichts mehr zu erwähnen nöthig, als daß die Tage recht ökonomiſch eingetheilet, und angewendet werden, nämlich wenn es regnet und naſſes Wetter iſt, ſo daß im Felde nichts zu machen iſt, muß der Miſtwagen mit Macht gehen. Iſt das Wetter aber gut, ſo wird geackert.

Beurtheilung dieſes Ideals.

a) Nächſt der angegebenen Zahl der Ackerknechte findet man zugleich hier die Zahl des zu 64 Hu-

ſen Acker benöthigten Zugviehes. Die Hufe Acker enthält 30 Morgen. Ein Morgen 180 Rheinländiſche Quadratruthen.

b) Der Autor ſetzet zwar nicht die Zahl der Pferde an, die aber, wenn man ſich in Gedanken in die Provinz, von welcher er das Ideal genommen, verſetzet, 4 Stück von der größten Art in Deutſchland ſeyn müſſen, und daſelbſt ein Geſpann heiſſen. Sie gehen im Wagen zwey und zwey neben einander, und es werden dabey zwey Knechte gehalten, wovon der zweyte gemeiniglich Enke (in andern deutſchen Provinzen kleiner Knecht) genannt wird. Der erſte Knecht heißt auch wohl daſelbſt Schirrmeiſter, auch wohl Hofmeiſter. Es ſind aber auch Länder, wo ſechs Ackerpferde ein Geſpann ausmachen, da der Hof- oder Schirrmeiſter zwey Knechte, davon der eine Ober- oder Großenke, der andere aber Unter- oder Kleinenke heißt, unter ſich hat. In der Provinz aber, worauf der Autor ſiehet, gehen nur 2 Pferde in dem Pflug, daß alſo Knecht und Enke jeder mit einem Pfluge ackern. Es giebt aber auch Gegenden, wo 4—6 Pferde des feſten Ackers halber vor einem Pfluge ziehen. Es iſt daher das Ideal doch noch nicht für alle Provinzen, wo ein ſtarker Acker iſt, paſſend.

c) Es iſt ganz richtig, daß man nach der beſchriebenen Einrichtung, wenn die Ochſen alle 3 Stunden untergeſpannet werden, ſo daß zwey ſtarke gut genährte Ochſen täglich nur 3 Stunden ziehen, mit einem Pfluge zwey Morgen Acker, wenn früh um 5 Uhr angefangen wird, täglich herumpflügen könne.

d) Wenn

d) Wenn nach dieſem Maaßſtabe in 180 Tagen, 8 Hufen mit 2 Knechten und 2 Pflügen, dreymal gepflüget werden können, ſo iſt dieſes auch nicht überall paſſend. Denn wir haben ſehr viele Gegenden, wo der Waizenacker viermal gepflüget werden muß, weßhalb ſchon nach ſolcher Proportion mehr Geſpann gehalten werden muß. Hiezu kömmt noch in eben dieſen Gegenden, daß dieſer Acker auch dreymal geegget werden muß.

e) Wo in des Autors Provinz 8 Ochſen zwey Morgen täglich herumpflügen können, da geſchiehet dies meiſtens ſo von den 2 Pferden, daß ſie in eins weg Vor- und Nachmittags arbeiten, alſo nicht wie die Ochſen abgelöſet werden. Sie dürfen auch ſo frühe, wie die Ochſen, nicht angeſpannet werden, und bezwingen doch, wenn ſie ein Paar Stunden des Mittags gefüttert worden, ihre 2 Morgen im Pflügen. Es muß aber hiebey nicht an mager geringer Graßpferde gedacht werden, ſondern, wie vorgedacht, an Pferde der größten Art, ſo daß man gemeiniglich die Unterhaltung eines ſolchen Geſpanns von 4 Stück jährlich mit Einſchluß des Futterkorns, des Heues, der Schmidt- Sattler- und Stellmacherarbeit nahe oder ganz an 300 Thlr. rechnet. Können nun aber in manchen Gegenden, wo ſehr ſtarker oder feſter Boden iſt, zwey Pferde den Pflug nicht zwingen, ſo bedienet man ſich der Ochſen daſelbſt nicht, und die Enken reiten auf den lang geſpannten Pferden, um ſie deſto beſſer zu regieren. Viele, neben, noch mehr aber vor einander geſpannte Ochſen ſind ſchwerer zu regieren, kommen leicht in Unordnung, und halten, wenn ſie nicht zahm genug ſind, und beſonders das Ungeziefer ſie plaget, die Arbeit auf.

 f) Daß

f) Daß der Autor mit einem vierſpännigen Wagen des Tages ſechsmal Korn einfahren läßt, kann man ihm wohl paſſiren laſſen. Ich hätte nichts dawider gehabt, wenn er, da der Acker in der Nähe des Vorwerks angegeben wird, 7 Fuhren angeſetzt hätte. Ein erfahrner Wirth muß aber mit ihm nicht einig ſeyn, wenn er ſagt, daß ein Wagen nur täglich 6 Fuder Heu einfahren ſolle, welches ſogar dahin zielet, daß er allenfalls mehr thun könne. Wäre dieſes richtig, ſo hätte er vorausſetzen müſſen, daß ein Wagen täglich 12—18 Fuhren Korn einfahren könne. Denn das weiß jeder aufmerkſamer Landwirth, daß man eher 3 Fuhren Garben, als eine Fuhre Heu aufladen könne. Das Abladen der Garben geht gleichfalls zwey- bis dreymal geſchwinder von ſtatten, als das des Heues.

g) Auch die Anweiſung des Miſtfahrens auf die Regentage wird vieler Orten auch Abfall leiden, da in manchen Gegenden, wo thonichter Boden oder Niederungen ſind, wenn's nur einen Tag geregnet hat, faſt mit keiner Laſt fortzukommen iſt, und das Geſpann dabey zu ſehr würde ruiniret werden. Im Sandboden, auch auf Höhen, wo kein ſehr bindendes Erdreich iſt, kann der Miſtwagen dann gehen, obſchon freylich, wenn's nur einen Tag geregnet hat, der von der Miſtſtäte des Hofes aufgeladene Miſt von dem eingezogenen Regen wohl um den vierten Theil kann ſchwerer geworden ſeyn. Hat es aber ſo ſehr geregnet, daß die überflüſſige Näſſe des Miſtes von dem Wagen, währenden Fahrens, herabtriefen muß, ſo verlieret der Miſt unterwegens ſeine beſte Geile, daß es daher beſſer iſt, an ſolchen Tagen das Miſtfahren gar einzuſtellen.

h) Wir

h) Wir wollen nun nach Eckharts Anweiſung auch das übrige Vieh hinzuthun. Nach ihm können zuerſt vier gute ſtarke Ackerpferde auf acht Hufen Acker, wozu ein Knecht und ein Enke, damit ein jeder mit zween Pferden pflügen kann, gehalten werden, welche zugleich die erforderte Miſt- und Getreyde- Holz- und alle andre Fuhren verrichten müſſen. Acht Ochſen aber mit einem Knecht, wovon täglich zwey Stück nur drey Stunden arbeiten, die andre Zeit aber des Sommers geweidet, des Winters aber im Stalle gehalten werden, beſtellen jährlich vier Hufen Acker. Auf eine jede Hufe von dreyſſig Morgen ſollen drey Kühe, und drey Stück junges geltes Vieh ernähret werden. Auf eine Hufe Acker können ferner dreyſſig Stück Schaafe gehalten werden, wenn viel Erbſenſtroh gewonnen, auch keine kleine Braache, nebſt genugſamen Wieſewachſe, vorhanden iſt. Man rechnet aber auf ein Schaaf zur Auswinterung jährlich einen Centner Heu.

i) Die Frage: ob 384 Stück Rindvieh, 30 Stück Maſtvieh und 1000 Schaafe ſo vielen Dünger geben, daß 16 Hufen ſattſam damit gedünget werden, da die Felder in vier Arten getheilet, und der vierte Theil von 64 Hufen, alſo nur gedachte 16 Hufen nach der Reihe alle Jahre gedünget werden ſollen? beantwortet Eckhart alſo.

Es iſt jedermann bekannt, daß auf einen Morgen Acker von 180 Quadratruthen, ſowohl Winter- als Sommerfrüchte, mehr als zwey Schock Garbenfrüchte erzielet, und alſo auf das allerwenigſte zwey Schock Bundſtroh, auf der Tenne davon gebunden werden. Da nun 48 Hufen, oder 1440 Morgen, alle Jahre zu ärndten ſind;

ſo fallen 2880 Schock Stroh. Daß ein Schock ein Fuder, ja ich ſage ein recht großes vierſpänniges Fuder Miſt giebt, ſolches wiſſen alle kleine Bauerjungen. Und weil 600 Fuder Heu, etliche 100 Fuder Kraut und Rüben, ingleichen aller Abgang von 2400 Scheffel Weizen jährlich in der Stärkenmacherey, (welcher Abgang ſo gut iſt, als 2400 Scheffel Gerſtenſchrot) verfüttert werden, und

1000 Stück Schaafe
384 Stück Rindvieh
50 Stück Maſtochſen in der Stärkenmacherey
180 Stück Schweine

Summa 1614 Stück Vieh, Jahr aus Jahr ein, vollauf Futter bekommen, ſo muß der Miſt von 2880 Schock Stroh, und 600 Fuder Heu, gewiß gut werden, und alſo, wie gedacht, weit mehr als 2880 Fuder ausmachen. Von 64 Hufen Acker ſind der vierte Theil, nämlich 16 Hufen oder 480 Morgen zu düngen; auf jeden Morgen müſſen 6 Fuder Miſt gefahren werden, wenn alles wohl gerathen ſoll; macht 2880 Fuder Miſt, welcher, wie vorgedacht, überflüſſig vorhanden ſeyn wird, ja es muß noch ſo viel übrig ſeyn, daß Gärten und Wieſen nach Bedürfen gedünget werden können. —

k) Um dieſen Düngeranſchlag allgemeiner zu machen, müßte die Stärkenmacherey, die allzuſpeciell, und nicht überall anzubringen iſt, weggelaſſen, und dagegen mehr Wieſen angenommen werden. Hatte der Autor bey ſeinen 64 Hufen Acker 10 Hufen Wieſen, und über 100 Hufen gute Huthweide angenommen, ſo mußte, um den vor-

vorberechneten Dünger herauszubekommen, an 15 Hufen Wieſen wenigſtens ingleichen an 150 Hufen Huthweide zum Grunde geleget werden. Es giebt Güther, welche ſo viel Wieſen und Hüthung haben, daß ſie ſo vieles Vieh erhalten können, nun noch mehr Dünger, als oben berechnet worden, zu gewinnen. Dieſes ſind aber die wenigſten. Dieſerhalb wird da, wo Vieh und Dünger fehlen, die Stallfütterung angerathen. Man kann aber auſſer der Stallfütterung noch auf andrer Weiſe den Dünger ſo vermehren, daß er zur Fruchtbarmachung der Felder ſehr geſchickt ſeyn muß, wie ſolches in dem Kapitel vom Dünger der Aecker mit mehrern gelehret werden ſoll.

4) Ein zwotes Ideal von dem Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbau, in Anſehung des Futters und Düngers hauptſächlich.

Dieſes zwote Ideal nehme ich aus Hr. Bergens Anleitung zur Verbeſſerung der Viehzucht, S. 296 ff. wo man alſo lieſet.

Wir wollen in jeder Hauptart des Bodens, in ſo fern man ihn in gut, mittel und ſchlecht einzutheilen pflegt, eine Wirthſchaft von einer Hufe, oder dreiſſig Morgen Magdeburgiſch, verſetzen, und annehmen, daß, zur Weide für ein Stück Vieh im guten Boden ein Morgen, im mittel Boden zwey, und im ſchlechten Boden drey Morgen; zur Winternahrung aber, auſſer was der Acker dazu hergiebt, im guten Boden vier und ein halber Morgen erfordert; daß zugleich im guten Boden um das neunte Jahr, im mittel Boden um das ſechste, und im ſchlech-

ſchlechten Boden um das dritte Jahr gedünget werden; folglich in Anſehung des guten zu dem mittel und ſchlechten Boden Weiden und Gräſerey wie 1 zu 2 und 3, und die Düngung, den Jahren nach, wie 3 zu 2 und, 1 ſich verhalten; ferner daß ein Stück Vieh, weil es geweidet wird, acht gute vierſpännige Fuder Dünger geben, der Acker in jedem Boden gleich ſtark gedünget, die Aerndte alſo auch im mittel und ſchlechten Boden gleich, und nur im guten etwas beſſer ſeyn; und endlich, daß nur derjenige Theil des Ackers, der gedünget wird, gebraachet, und was nicht gebauet wird, als Weiden und Wieſen benutzet werden ſolle; ſo entſtehen aus dieſen Principien, wogegen wohl niemand etwas einzuwenden haben wird, folgende Berechnungen.

Die Wirthſchaft im guten Boden gebraucht für drey Stück Vieh zur Weide 3, und zur Heugewinnung $4\frac{1}{2}$, zuſammen $7\frac{1}{2}$ Morgen. Davon werden jährlich $2\frac{1}{2}$ Morgen, als der neunte Theil, gedünget, und hiezu an Dünger 25 Fuder erfordert, ſo viel die drey Ochſen oder Kühe geben.

Sie ärndtet folglich von 20 Morgen am Winter- und Sommergetreyde, jeden Morgen im Durchſchnitt zu 6 Mandeln gerechnet, — 120 Mandeln.

Davon kommen auf ein Stück überhaupt 40 Mandeln, und täglich in den ſechs Wintermonaten $3\frac{1}{3}$ Garben, auf ein Fuder Dünger aber fünf Mandeln Stroh.

Die Wirthſchft im Mittelboden bedarf für drey Stück Vieh zur Weide 6, und zur Heugewinnung 9, zuſammen 15 Morgen; zum Beackern bleiben alſo 15 Morgen, wovon jährlich $2\frac{1}{2}$ Morgen, als der ſechste Theil, gedünget, und hiezu 25 Fuder

Dünger erfordert werden, welchen die drey Ochſen oder Kühe beſcheren.

Von $12\frac{1}{2}$ Morgen, die nur mit Getreyde beſtellet werden, ärndtet ſie im Durchſchnitt auf den Morgen 5 Mandeln, und in allen — $62\frac{1}{2}$ Mandeln.

Auf ein Stück Vieh kommen 21 Mandeln, und täglich den Winter über $1\frac{2}{3}$ Garben, auf ein Fuder Dünger aber nur $2\frac{1}{3}$ Mandeln Stroh.

Die Wirthſchaft im ſchlechten Boden muß, des Düngers wegen, ebenfalls drey Stück Vieh, dafür aber zur Weide 9, und zur Heugewinnung $13\frac{1}{2}$, zuſammen $22\frac{1}{2}$ Morgen haben; behält alſo nur als Ackerland $7\frac{1}{2}$ Morgen, wovon jährlich zum dritten Theil $2\frac{1}{2}$ Morgen gedünget, folglich nur fünf Morgen mit Getreyde beſtellet werden.

Davon ärndtet ſie auf den Morgen 5 Mandeln, und in allen 25 Mandeln.

Auf ein Stück Vieh kommen folglich nur $8\frac{1}{3}$ Mandeln, täglich im Winter $\frac{2}{3}$ Garben, und auf ein Fuder Dünger, 1 Mandel Stroh.

Bey der Wirthſchaft im guten Boden, dieſes ſind nun die Reflexionen des Autors, findet ein ziemlich richtiges Verhältniß in allen Dingen ſtatt. Der Strohvorrath iſt dem Vieh und Dünger angemeſſen.

Bey der im Mittelboden iſt des Strohes ſchon zu wenig. Will ſie die Anzahl des Viehes einſchränken, den Getreydebau vergrößern, und ſich hiedurch mehr Stroh verſchaffen, ſo wird ſie ſchlechter düngen und ſchlechter ärndten, folglich dasjenige wieder verlieren, was ſie durch den vergrößerten Getreydebau zu gewinnen gehofft. Indeſſen kömmt es auf die Güte des Ackers und der Wieſen, oder der natürlichen guten Beſchaffenheit des Bodens an. Trägt jener das ſechste Korn, und geben dieſe viel und gutes Heu, ſo kann ſie fertig werden.

Bey

Bey der Wirthſchaft im ſchlechten Boden iſt vollends das größte Mißverhältniß. Drey Stück Vieh gegen $7\frac{1}{2}$ Morgen Acker, wovon überdem nur 5 Morgen beärndtet werden, können ſich unmöglich mit dem wenigen Stroh behelfen, und noch weniger iſt dieſes zum Dünger hinreichend. Weiden und Wieſewachs, wenn ein ſolcher Boden noch Graß zu tragen im Stande iſt, zu vermindern, um den Getreydebau zu vergrößern, ſchränkt auch die Anzahl des Viehes ein und dieſe Einſchränkung vermindert den Dünger in eben dem Maaß, in welchem der vergrößerte Ackerbau ihn mehr als vorhin erheiſcht. — Sollen aber, weil der Boden zur Ernährung des Hornviehes gar zu ſchlecht ſeyn mag, Schaaſe gehalten werden, ſo gewinnet der Dünger noch weniger; denn wie viel Schaaſe gehören nicht zu 25 Fuder? Und wenn dieſe ſich auch auf die $22\frac{1}{2}$ Morgen im Sommer ernähren könnten, wovon kömmt der Winterbedarf, und woher wird der Acker beſtellt? Die Schaaſe ſind am wenigſten geſchickt, zum Gleichgewicht zwiſchen Ackerbau und Viehzucht zu werden.

Aus dem allen, folgert endlich der Autor dieſe Schlüſſe, iſt zu ſehen, daß bey gemeiner Wirthſchaft (dieſe iſt bey ihm ſolche, wo man ohne Aufhebung der Gemeinheiten keine Futterkräuter anbauet) nur im guten, und höchſtens noch im mittel Boden ein Verhältniß zwiſchen Viehzucht und Ackerbau ſtatt finden, im ſchlechten Boden aber durchaus nicht erreicht werden könne. — Daß Weiden und Gräſung zum Acker im guten Boden wir 1 zu 2, im mittel Boden wie 1 zu 1, ſich verhalten, oder daß dort Ein Drittheil Graß- und zwey Drittheil Kornland, hier aber die Hälfte Graß- und die Hälfte Kornland zum Maaßſtabe angenommen, und darnach die Einrichtung getroffen werden müſſe. —

Beur-

Beurtheilungen.

a) Wenn man das Bergenſche Ideal mit dem Eckhartſchem vergleichet, ſo muß man jenem den Vorzug laſſen, und geſtehen, daß es genauer und mehr beſtimmt als dieſes angegeben worden, wenn man ſowohl darauf ſiehet, wie viel Vieh zur hinlänglichen Düngung des Ackers, als auch Futter zur Unterhaltung des Viehes, um von ſelbigem ſelbſt auch die erforderte Nutzung zu haben, erfordert werden. Herr Bergen ſetzet ſehr richtig voraus, daß ein guter Marſch- oder Kleyboden wenig Dünger brauche, und viel Nahrung für's Vieh gebe; ſo wie ein Lehmboden, der bey ihm ein mittel Boden heiß't, um ſo mehr Dünger haben muß, je kälter er iſt, und je weniger er Nahrung fürs Vieh giebt. Ein trockner Sandboden aber bedarf noch mehr Dünger, und giebt noch weniger Viehnahrung, daß daher alſo die das Vieh ernähren ſollende Grundſtücke im Verhältniß zum Acker- oder Kornlande, weniger im guten Boden, als im mittelmäſſigen, und in dieſem wieder weniger als im ſchlechten betragen.

b) Man muß es nicht verlangen, daß das Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbau noch genauer angegeben, und mehrere Unterabtheilungen der Güte des Bodens, die auch wirklich ſtatt finden, gemacht werden ſollen; indem ſich der Schriftſteller ſodann zu ſehr ins Weitläuftige hineinbegeben müßte. Wenn die gewöhnliche Eintheilung des Bodens in die drey Hauptarten beybehalten wird, ſo laſſen ſich für jede Gegend oder Ort die Ab- oder Zuſtufungen leicht hinzuthun oder ausfinden. Herr von Münchhauſen rechnet in ſeinem Hausvater, daß 1000 Stück

Schaa-

Schaaſe in einem Winter 800—1000 Fuder Miſt geben, wenn es an Streuung nicht fehlet; und auf 30 Stück Rindvieh 220 ſtarke Fuder Miſt.

c) Da die Wirthſchaften im mittel Boden, allermeiſtens aber die im ſchlechten, nöthig haben, daß man ihnen mit Futterkräutern und Gewächſen zu Hülfe komme, um von ihnen zu erlangen, was die Natur nicht freywillig giebt, ſo hat auch nur gedachter Autor hierauf gar ſehr Bedacht genommen, und den rothen Klee für den Sommer, Ertüffeln aber und allerley Rüben für den Winter, ſo wie die künſtlichen Wieſenkräuter beydes für Sommer und Winter angerathen. Die Sommerfütterung rechnet er zu vier, die Winterfütterung aber zu acht Morgen.

Ein Morgen rother Klee, ſchreibt er, ernähret den Sommer hindurch reichlich zwey Stück Vieh. Ein Morgen Ertüffeln verſchafft für vier Stück, und ein Morgen Rüben gleichfalls für vier Stück Winternahrung. — Bey den künſtlichen Wieſenkräutern kömmt es darauf an, ob man mehr Ertüffeln und Rüben, und dabey weniger Heu, oder weniger von jenen und mehr von dieſem füttern will. Da ein Morgen vierzig Centner Heu giebt, ſo wird im erſtern Fall für ein Stück ein halber, und in letzterm ein ganzer Morgen nicht zu viel ſeyn; dort erhält es den täglich neu, hier achtzehn Pfund Heu.

Ein Stück Vieh bedarf dennoch für den Sommer] am Klee einen halben, für den Winter an Ertüffeln einen viertel, folglich für Sommer und Winter zuſammen — einen Morgen.

Zur

Zur Fütterung der Rüben und Ertüffeln wird Stroh, Hexel erfordert. Sollte aber das Stroh zum Einſtreuen nöthiger, oder welches einerley iſt, der Acker ſo ſchlecht ſeyn, daß er noch mehr Klee, Rüben, Ertüffeln und das getragene Stroh zum Dünger erforderte; ſo muß dem Mangel durch die gedörreten künſtlichen Wieſenkräuter abgeholfen werden.

Da das Vieh Jahr aus Jahr ein im Stalle bleibt, ſo giebt es noch einmal ſo viel Dünger, als dasjenige, was die Hälfte des Jahres auf der Weide herumläuft Man kann alſo auf ein Stück Vieh ſechszehn Fuder, der beſſern Nahrung und der Güte des Düngers wegen aber, noch mehr rechnen.

Von dieſen Grundſätzen macht endlich der Autor auf beyde Bodenarten die Anwendung, wovon der mittel Boden um das ſechste, der ſchlechte um das dritte Jahr zu düngen, und wie vorhin eine Wirthſchaft von dreiſſig Morgen Magdeburgiſch zum Grunde gelegt, und in Anſehung des viel fettern Düngers jedoch angenommen wird, daß bey der dreyjährigen Düngung nur ſieben bis acht, bey der ſechsjährigen hingegen ebenfalls zehn Fuder, jedes zu 10 Fuß lang 4 Fuß □, und alſo zu 40 Cubicfuß gerechnet, erforderlich ſeyn ſollen.

Die Berechnung fängt gegen die vorige rückwärts an: Was dort das Facit war, indem man ſich erſt um die Nahrung fürs Vieh bekümmern und darnach die Größe des Ackers beſtimmen mußte, wird hier der Anſatz. Erſt wird der Dünger, und nach demſelben das Vieh und deſſen Nahrung ausgemittelt. Man muß dieſe Berechnung aber beym Autor ſelbſt nachleſen. —

d) Es können im ſchlechten Boden Oerter ſeyn, wo die von dem Autor erforderte Turnipſe oder weiße Rüben ſo wenig, als die Ertüffeln in trocknern Jahren gar nicht, kaum in naſſen, gedeihen. Da auch ſodann der rothe Klee gleichfalls umſchlägt, ſo bleibt für dergleichen Oerter und Gegenden, die kaum, oder gar nicht einmal das benöthigte Wurzelwerk für die Küche gewinnen können, nichts anders übrig, als das Honiggras, Holcus lanatus Linnaei, als welches besage H. M. B. IV. S. 452 ff. ſogar auf dem Flugſande angebauet werden, und ihn feſte und beſtändig machen kann.

e) In Anſehung des zu bemiſtenden ſchlechten Sandbodens würde es ſehr dienlich ſeyn, wenn es ſo eingerichtet wird, daß alle drey Jahre, wie es auch von Hr. Bergen angenommen wird, und nicht alle ſechs Jahre, gedünget werde. Denn bey der ſechsjährigen Düngung läuft man, wenn ein trocknes Jahr darauf einfällt, Gefahr, daß das Korn, wie man ſagt, verſcheine, oder vor der Zeit weiß und die Aehren taub werden. Es iſt daher ſicherer, den Dünger, den man hat, in zwey Theile abzuſondern, und den einen Theil davon nur alle drey Jahr aufzulegen. Geſetzt auch man käme mit den zwey aufgelegten Theilen des Düngers gut weg, weil kein trocknes Jahr einfiel, ſo hat doch der Acker keine Beſſerung mehr davon in den darauf folgenden Jahren, weil der Sandboden zu wenig zuſammenhängend iſt, und die Nahrungstheile des Düngers nicht ſo lange einbehalten und in ſich verſchlieſſen kann, als ſolches von einem feſten Lehmboden geſchiehet. So wird auch der Sandboden durch zu vielen, auf einmal aufgelegten Dünger zu ſehr getrennet, weſ=

weßhalb er Thau und Regen deſto geſchwinder aus ſeiner Oberfläche, worin die Kornwurzeln ſich davon nähren ſollen, in die Tiefe weiter herabdringen, oder nach oben zu in die Luft hinein zu geſchwinde verdunſten. Dieſes muß ohne Zweifel die Urſach ſeyn, weßhalb M. *Bertrand* in ſeinen Elemens d'agriculture ſagt: Vous feries même très bien, de mettre en deux fois le fumier ſur les terres legeres; une partie en ſemant, et l'autre moitié pendant l'hyver ſur la neige, ou lorsque le terrein eſt gelé. — Par là on diminueroit l'ouvrage dans une ſaiſon, ou le tems eſt precieux, et l'on fourniroit ainſi de nouveaux ſuis aux plantes, lorsqu'elles en ont le plus beſoin, et on les reterreroit, ce qui les feroit trocher. —

5) Welche Art von Zugvieh ſoll man zum Ackerbau wählen, Pferde oder Ochſen?

Dieſes Problem iſt in unſern Tagen ſehr rege geworden, und die ökonomiſch-klaſſiſchen Schriftſteller ſind darüber uneinig.

Eckhart iſt ſehr geneigt, den Ochſen die Pflugarbeit ſowohl, als das Ziehen im Wagen vorzüglich zuzueignen. Er thut aber dieſes zuerſt in ſeinem beſondern Ideal, worin er eine große Stärkenmacherey annimmt, und in Anſehung derſelben ſogar verlanget, lieber Ochſen als Kühe zu halten, um erſtere vom Abgange des Waizens beym Stärkenmachen zu mäſten, und ſie dann mit Profit zu verkaufen. Können aber alle Güther Stärkefabriquen anlegen? Wenn ſie es könnten und wollten, wo ſollte der Abſatz herkommen? Unter hundert Güthern müßte nur eines ſeyn, um bey dieſer Wirthſchaft zu profitiren.

Aber auſſer dieſem Ideal und mehr des allgemeinen Beyfalls werth, will er S. 178 ff. auf ſeinem neuangelegten Amte Friedrichsfelde, daß, mit Ausnahme der Milchkühe, ordentlich 200 Stück Ochſen und Rinder, und zwar in Anſehung des Ackerbaues gehalten werden. Er ſchlägt 5 Chöre an, und rechnet zu jedem Chor 50 Stück, z. E. 50 Stück vierjährige Ochſen. Dieſe beſtellen Paarweiſe, öfters abgewechſelt, den Acker, und ſind das erſte Chor. Ferner 50 Stück dreyjährige; dieſe ſollen zum Pflügen und Fahren angewöhnet werden, und heiſſen das andre Chor. 50 Stück zweyjährige ſind das dritte Chor, und gehen beſtändig auf der Weide. Endlich werden noch 50 Stück einjährige, und auch auf die Weide gebrachte, als das vierte Chor, angeſchlagen. Dieſe 4 Chöre werden gleich vom Anfange ſo gut bis aufs Frühjahr gewartet, da denn die vierjährigen, 5 Jahre, die dreyjährigen, 4 Jahre, die zweyjährigen, 3 Jahre, und jährigen, 2 Jahre alt werden. Hierauf müſſen noch 50 Stück einjährige dazu geſchafft, ſogleich in die Weide gebracht, auch ſonſt recht gut gefüttert werden. Nun ſind die 5 Chöre in Ordnung. Das erſte, andere, und dritte Chor wird wechſelsweiſe alle Tage zum Pflügen, Eggen und Fahren gebraucht. Das vierte und fünfte Chor aber, nämlich die zwey- und einjährigen, werden nur gut gewartet. Wenn nun das Jahr zu Ende iſt, ſo wird das erſte Chor alle Jahr ausgehoben, und als ſechsjährige Häupter in die Brandtweinbrennerey geliefert, fett gemacht, und an deſſen ſtatt 50 Stück jährige für das 5te Chor wieder angekauft; ſo ſind die 5 Chöre in ihrer Ordnung, von ein- zwey- drey- vier- und fünfjährigem Alter zu 50 Stücken. —

Es müſſen aber dieſe 5 Chöre Ochſen, wenn anders die Oekonomie gut fortgehen ſoll, mit der erſinnlich,

lichſten Sorgfalt gepfleget und gefüttert werden. Und zwar von der Zeit an, wenn das Vieh im Herbſte zu Hauſe bleibet, und nicht mehr geweidet wird, bis aufs Frühjahr; und alſo den ganzen Winter hindurch, müſſen die ein- und zweyjährigen Ochſen, nämlich das vierte und fünfte Chor, beſonders das letzte, täglich dreymal, mit der beſten und zarteſten Kleye, mit gröbern Zeuge und Afterkehrigt von der Dreſchtenne, mit Spreu von Hirſe und Hafer, worauf etwas geſtoſſenes Kraut, Rüben, Ertüffeln, auch Trebern aus dem Brauhauſe, ingleichen Schrot von unreinem ſpitzigem Getreyde, gefüttert, wohlangebrühet und getränket werden. — Nach ſolcher Winterpflege müſſen dieſe Chöre noch einmal ſo groß und ſtark werden, als andrer Leute ihre. Wenn nachgehends dieſe ein- und zweyjährige Ochſen ins dritte, zweyte und erſte Chor kommen, ſo können ſelbige beſſer in Pflügen und Fahren beſtehen, und alles den ſtärkſten Pferden gleich thun. —

Letztlich kann auch der Hausherr, wenn die Ochſen in der Brandtweinbrennerey fett gemacht worden ſind, wegen ihrer vorzüglichen Größe, Schwere und Stärke noch einmal ſoviel daraus löſen, als andere Leute aus ihrem dürren und ſchwindſüchtigen Vieh. —

Die drey- vier- und fünfjährigen Ochſen, welche das erſte, zweyte und dritte Chor ausmachen, müſſen ſo ſorgfältig im Winter gepfleget und gefüttert werden, als wenn es Türkiſche oder Neapolitaniſche Hengſte wären. Müſſig ſollen ſie nicht ſtehen, ſondern den ganzen Winter hindurch mit Wechſelwagen Miſt aus dem Hofe in die Felder fahren. Für dieſe Chöre aber iſt das Winterfutter dieſes. Waizen- Hanf- Lein- Erbſen- Wicken- Linſen- und Heidekornſpreu (Kaff) und Hülſen, auch recht kurzer Herel von

von ſehr groben Heu und Gerſtenſtroh, immer wechſelsweiſe mit einer Zuthat von Kraut, Rüben, Ertüffeln, Oelkuchen, Schrot vom ſpitzigen und reinen Afterkorn angebrühet. Dieſes wird den Ochſen alle Morgen, Mittage und Abend in ihren Krippen gefüttert, und auſſer dieſer Zeit, die Raufen bey Tage, wechſelsweiſe mit allerley weichem Strohe, Abends aber voll vom Heu geſteckt, auch zur rechten Zeit, alle Tage dreymal, getränket, wöchentlich aber ihre Krippen dreymal ausgeſalzen. — Bey ſolcher Ordnung können nicht allein ſolche Ochſen die Winterfuhren, ohne matt und elend zu werden, verrichten, ſondern ſie befinden ſich auch im Frühjahre in dem Stande, daß die Sommerfelder damit ganz füglich beſtellet und beſaamet werden können.

Es muß aber bey den drey Hauptchören Ochſen in der Arbeit eine rechte Repartition gemacht werden. Das erſte muß zu ſchwerern Fuhren, das zweyte zu mittlern, und das dritte nur zu ganz leichten Fuhren gebraucht werden. Da nun der Numerus ſo groß iſt, daß von allen dreyen Chören kein Ochſe länger, als Vormittags drey Stunden, und Nachmittags ſowohl im Wagen, als im Pfluge gehen darf, wo alsdenn ſolche entweder im Winter im Stalle, oder im Sommer auf der Weide gepfleget werden können; ſo ſind die Knechte anzuhalten, daß andre Ochſen, die ausgeruhet haben, eingeſpannet, und hiemit die Arbeit verrichtet werde. —

Hierbey müſſen wir auch eine Frage, welche von Wichtigkeit iſt, erörtern, und beurtheilen, ob es beſſer ſey, daß die Ochſen in krummen hölzernen Jochen, welche einen Kummet vorſtellen, wie in der Mark Brandenburg und ſehr vielen andern Ländern gebräuchlich iſt, wie die Pferde ziehen? Oder ob es beſ-

beſſer ſey, daß ſie an breiten Balken mit dem Kopfe ſchieben, wie in der ganzen Schweiz, Frankenlande und in unzählig vielen Ländern üblich iſt? Es zeiget ſich von ſelbſten, daß kein Paar Ochſen mit einem hölzernen Kummet oder Joch, eine rechte Laſt ziehen kann; weil ihnen das Joch oder Kummet auf dem ſo genannten Rüſſel, welches man bey den Pferden das Forderroß nennet, ſolche Schmerzen machet, daß es nicht zu ertragen ſtehet, auch der Wagen in keinem Gleichgewichte gehalten werden kann. Es iſt auch nicht rathſam, daß, wenn die Ochſen mit den Köpfen ſchieben ſollen, ein jeder Ochſe allein ein kurzes hölzernes Kopfgeſchirre hinter den Hörnern liegen habe, welches mit Riemen an die Hörner, die dadurch Noth leiden, und ſich öfters gar abdrehen, gebunden iſt, woran Stränge befeſtiget ſind, welche hinten am Wagengeſchirre hangen. Denn dadurch behält die Wagendeiſtel ihre Freyheit, immer hin und her auf beyde Seiten zu ſchlagen; die armen Ochſen werden irre, und den Rädern wird Gelegenheit gegeben, in der Wagenleiſe hie und dahin zu wanken und zu rändern, welches die Ochſen ſo matt machet, daß ſelbige nicht lange dauren können. Wenn aber, wie ich in der Schweiz, Allgeyer- Schwaben- und Frankenlande angemerket, die zwey Ochſen an einem einzigen Joche, welches hinter ihre Hörner, und forne über die Stirne ein Zwilichküſſen, ſo mit Pferdehaaren ausgeſtopft iſt, geleget, und mit einem breiten ſtarken Riemen über die Stirne hinüber und herüber, nicht aber an die Hörner gebunden wird, ſchieben muſſen, ſo kann erſtlich die Deiſtel nicht ein Haar breit weder zur Rechten noch zur Linken wanken; zweytens kann kein Ochſe den andern übervortheilen, ſondern ſie müſſen das Gleichgewichte halten. Ich habe vielmal geſehen, daß in der Schweiz und Tyrol zwey Ochſen

eine ganze Klaſter Holz ſechs Fuß hoch, ſechs Fuß breit und drey viertel Fuß lang über die höchſten Berge gehoben, welches bey uns vier Kapitalpferde nicht vermögend ſind. Wenn wir aber an andern Oertern an ſtatt ſonſt gehaltener kleiner Pferde unſre Chöre Ochſen einführen wollen, ſo iſt noch weit dienſamer, daß, wie um Jena herum Mode iſt, ein jeder Ochſe vor der Stirne, gleich unter den Hörnern, ein handbreites Ellenlanges, zwey Zoll dickes Holz, das an beyden Enden ein Loch hat, bekömmt, welches auf einem mit Pferdehaaren ausgeſtopften Küſſen den Ochſen vor die Stirne geleget, und wo durch jedes Loch der Strang gemacht wird. Dieſes iſt unſtreitig die beſte Art für junge und alte Ochſen.

Ein zweyter ökonomiſch- klaſſiſcher Schriftſteller, der Herr von **Münchhauſen**, hält weniger auf die Ochſen, als die Pferde, und ziehet letztere deßhalb vor, weil man mit ihnen zweymal geſchwinder, als mit jenen arbeiten kann. Einſt war er gereiſet, um ökonomiſche Entdeckungen zu machen, kam in Franken, und daſelbſt in eine Gegend des Itzgrundes, welche, wenn ſie nicht unter die ſchönſten in Deutſchland gehöret, dennoch eine der fruchtbarſten iſt. Hier fand er den Ackerbau und Fleiß der Einwohner aufs Höchſte getrieben, kein Winkelchen ungebauet, und jeder Acker muß im Jahre doppelte Aerndten geben. Das Beackern aber, ſchreibt er, B. IV. S. 92 ff. geſchieht blos mit Ochſen. Zween Ochſen müſſen einen ſchweren Pflug in ziemlich ſteifen, ſchweren, ſteinigten und bergigten Acker von des Morgens früh um 4 Uhr bis Abends 7, ſo länge wie die Leute arbeiten, (es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß die Ochſen, während der Mittagsmahlzeit der Knechte, auch einige Stunden werden gefüttert und ſodann getränket werdes) alſo 12 bis 14 Stunden lang ziehen. Sie werden,

den, wenn das Feld ſehr trocken und bindend iſt, am Abend recht müde, aber nicht matt noch ſteif, und arbeiten des folgenden Tages doch wieder fort.

Vier Ochſen fahren in einem Tage über 24 dortige Simmer, das iſt ſoviel wie 80 Braunſchweigſche Himten, alſo 3840 Pfund ſchwer Nürnberger Gewicht, oder über 32 Hannöverſche Zentner, durch Berg und Thal drey Meilen weit und wieder zurück.

Bey aller Arbeit kriegen ſie nichts, als im Sommer Klee und Gras, und im Winter Heu, dabey wöchentlich Salz. Sie arbeiten bis ſie ſieben Jahr alt ſind, und werden zuletzt, etwa nur ſechs Wochen, mäſſig gebraucht, und ſodann noch 8 bis 12 Wochen ohne alle Arbeit aufgeſtallet; da denn ein recht guter Ochſe bis 14 Centner wiegt, die Höhe von fünf Kalenberger Fuß bis ſechs Schuh vier Zoll erhält, und zu 70, 80, 90 bis 100 Rthlr. verkaufet wird, nachdem die Preiſe hoch ſind. Man hat aber den mehrſten Vortheil drey Ochſen mittlerer Größe, welche zu einige 70 bis 90 Rthlr. das Paar eingekauft, und nachdem ſie einige Monathe gebraucht, und fett gemacht worden, mit einem Gewinnſt von 30, 40 bis 60 Rthlr. gleich wieder verkauft, und ſo das ganze Jahr durch abgewechſelt werden. Man findet, wenn ſie nicht ſo gar ſchwer ſind, eher Käufer: ſie nehmen alsdenn eher und beſſer zu; erfordern nicht ſoviel Futter; die Gefahr iſt nicht ſo groß; man ſetzt ſein Capital öfterer um; der öftere Profit iſt am Schluſſe des Jahres beträchtlicher, nur auf dieſe Weiſe erhält man ſeinen Acker umſonſt, ja mit einem Vortheil und einer baaren Geldeinnahme beſtellt, da auf die bey uns mit vieler Gefahr und Koſten zu haltende Pferde ein todtes, am Ende verlohren gehendes, und mit vielen Nebenunkoſten verknüpftes, Capital gerechnet werden muß.

Wenn ich nun dieſe und andere mehrere vortheilhafte Einrichtungen mit einem blos bewundernden und zu Neuigkeiten geneigten Auge betrachte, ſo würde mit der Vorſtellung zurückreiſen, daß die Niederſächſiſche Wirthſchaft gar nichts nuͤtze. — Ich würde ſchon im voraus berechnen, wie vortheilhaft es mir wäre, wenn ich drey Spann Pferde abſchaffte, deren Unterhalt man ietzt bey uns auf 12 bis 1500 Rthlr. rechnet, und dagegen 20 Ochſen von meinem ohnedem zu haltenden Viehſtapel zum Ziehen brauchte, wovon alle Vierteljahre wenigſtens 6 Stück mit 150 bis 200 Rthlr. Vortheil verkaufte, auch daher jährlich mehrern und beſſern Miſt gewönne. — So ſehr ich aber Urſach habe, die Fränkiſche Einrichtung nach der Landesart zu loben, und ſo wenig Gelegenheit finde, Verbeſſerungen darin anzurathen, ſo wenig wird mir Gelegenheit übrig bleiben, etwas davon bey mir in Niederſachſen nachzumachen. —

Dieſen füge ich nur noch hinzu, was ein dritter ökonomiſch-klaſſiſcher Schriftſteller in ſeinem Lehrbegriff ſämmtlicher und Kameralwiſſenſchaften, Thl. I. B. I. Hauptſt. II. Kap. III. §. 202. ſchreibet.

In einigen Ländern läßt man die Ochſen am Kopfe, in andern am Halſe ziehen. Wir geben der letztern Art den Vorzug, weil der Ochſe, nach der beſten Naturkundiger Meynung, ſeine größte Stärke in der Bruſt und Schultern hat, zu geſchweigen, daß ein mit dem Kopf an das Joch befeſtigtes Thier, ſich in einer beſchwerlichen Stellung befindet, weil es währendem Ziehen den Hals beſtändig ſteif halten muß, und ſich des Ungeziefers nicht erwehren kann. Wir können alſo dieſer Anſpannungsart nur in gebürgigten Gegenden Beyfall geben, weil ein, an dem Kopfe angeſpannter Ochſe, den Wagen am beſten aufzuhalten im

im Stande iſt. Denn ob ſchon ein auf dieſe Art angeſpannter Ochſe mehr unter dem Gehorſam des Treibers ſtehet, als ein anderer, ſo muß man doch dieſen kleinen Vortheil der ſtärkern Kraft dieſer Thiere nicht aufopfern, ſondern ſie ſo anſpannen, wie es ihrer Natur am bequemſten, und wie ſie die meiſten Dienſte thun können.

Ein Ochſe kann täglich ziehen, wenn man ihn ſeinen langſamen Schritt ziehen läßt, und ihn mit Heu, Stroh und Gras reichlich verſorget. Es iſt gar zuträglich, dieſe Thiere im Winter täglich zu ſtriegeln, und ihnen reichliche Streue zu geben; im Sommer aber öfters zu ſchwemmen, oder zu baden. Vor dem Anſpannen in den Sommermonathen ſoll man ſie mit Waſſer waſchen, worin Wallnußblätter oder Nußſchalen gekocht ſind, um ſie für den Stich des Ungeziefers zu bewahren; welche Abſicht man auch durch Lorbeeren und deren Blätter, wenn ſie in Oel geſotten, nnd die Ochſen nur am Halſe, Bruſt und Kopfe damit beſtrichen werden, erhalten konn. Wenn die Ochſen aus der Arbeit kommen, iſt ihnen der Schweiß abzuwiſchen, ſelbige auch nicht eher zu tränken, bis ſie ſich halb ſatt gefreſſen haben. Ihr Getränke muß zwar nicht in warmen, jedoch noch weniger in eißkaltem Waſſer beſtehen. Man kann ſie daher im Sommer an Flüſſen, Quellen und Bächen tränken, des Winters aber einen Vorrath vom Waſſer im Stalle haben, und die Kälte abſchlagen laſſen, ehe man die Ochſen ſaufen läßt. In den Sommermonaten müſſen die Ochſen früh in den Pflug geſpannt, bey angehender Hitze in den Stall gebracht, und erſt gegen fünf Uhr Nachmittags wiederum angeſpannt werden. Sie können täglich acht Stunden, vier Vormittags, und eben ſo viel Nachmittags ziehen. Wer ſo viel Ochſen hat, daß er ſie umſpannen, oder

zu

zu jedem Pflug doppeltes Zugvieh halten kann, thut bey kühlem Wetter wohl, den ganzen Tag pflügen, die Ochſen aber alle drey Stunden umwechſeln zu laſſen, da er dann einen Ochſen, bey mäſſigen langen Tagen, neun Stunden brauchen, und immer friſch Vieh, das einen muntern Schritt geht, haben wird. —

Beurtheilungen.

a) Die beyden erſten Schriftſteller ſind über die Ochſen, als Zugvieh, nicht gleichſtimmig. Eckhart will ein großes Guth, Friederichsfelde, ganz allein mit Ochſen bewirthſchaften. Hr. von Münchhauſen iſt ein Augenzeuge von der Möglichkeit und Nutzbarkeit des Hornzugviehes, er berechnet die Vortheile davon gegen die Pferde, und will doch kein einziges Geſpann, das in der damaligen Zeit bey ihm jährlich 4—500 Rhlr. zu unterhalten koſtete, damit verwechſeln. Er bezieht ſich auf ein Sprichwort: Dans tout ce que vous faitez, conformez vous au gout de la ſage antiquité (*Haukiou Choaan.* Hiſtoire chinoiſe T. IV. p. 162.) Und nun ſetzt er hinzu: Gleichwie man in Franken Urſache gefunden, den Ackerbau auf dieſe Art einzurichten, ſo denke ich nach, ob meine Vorfahren nicht guten Grund gehabt haben, nach dem daſigen Grund und Boden, und der dortigen Landesart zu wirthſchaften. Ich überlege, was ich für Vortheil von der gegenwärtigen Einrichtung meiner Güther genieſſe; was ich würde anwenden müſſen, wenn gewiſſe Veränderungen einführen wollte, was für Hinderniſſe mir im Wege ſtehen würden; wie ſehr der zu hoffende Vortheil in der Folge eingeſchränkt

und vermindert werden mögte, und was ich für einen andern Abgang dadurch in andern Zweigen der Einkünfte erleiden könnte. —

Wenn man ſeinen Hausvater durchgeleſen hat, und hiemit mit ſeiner Denkungsart bekannt geworden, ſo muß man überhaupt von ihm bemerkt haben, daß er in Landwirthſchaftsſachen keine ſonderliche Veränderungen auf ſeinen väterlichen Erbgüthern beliebte, je mehr er von der guten Wirthſchaft ſeiner Vorfahren überführet ſeyn wollte. Vielleicht hielt er es der Achtung eines dankbaren Sohnes und Enkels gegen ſeine Väter zuwider, ihre vorgefundene Wirthſchaftseinrichtungen ſtark umzuändern, und ſie hiemit vor der Welt tadeln zu wollen. Er war zu furchtſam oder zu gelinde, ſein Ackergeſinde und Frohnvolk von den Pferden an Ochſen zu bringen. Er ſchreibt z. B. an einem Orte: Im Weſtphäliſchen müſſen alle Knechte in den Abendſtunden ſpinnen; bey uns im Kalenbergiſchen lieſſe ſich ein Knecht eher todtſchlagen, als zum Spinnen bewegen. Mir iſt was ähnliches begegnet. Ich habe in dreiſſig Wirthſchaftsjahren nur ein einzigesmal einen Knecht bekommen können, der mit einem Ochſenwagen hätte Miſt fahren wollen. Die Knechte dieſer Gegend werden von andern verſpottet und gänzlich geringe geſchätzet, wenn ſie nicht Pferde haben, ob es ſchon hier durchgängig üblich iſt, daß die Ochſen, und keine Pferde, im Pfluge gebraucht werden. Hiernächſt ſahe auch der Hr. von Münchhauſen ſonder Zweifel wohl ein, daß er bey ſeiner magern Weide mit den Ochſen nicht hätte fortkommen können, und daß er theils das beſte Heu im Winter ſeinen Schaafen und Kühen, um die

Ochſen gut zu füttern, würde haben entziehen, theils aber Futterkräuter für ſie zum Sommerunterhalt anbauen, hiemit aber eine große Aenderung auf ſeinen Feldern vornehmen müſſen.

b) Es muß einem Staate ſehr daran gelegen ſeyn, daß für fette Ochſen nicht zu vieles, oder wenn's möglich, gar kein Geld zum Lande herausgehe. Dieſerhalb wurden nicht nur im Preuſſiſchen ſchon vor einigen Jahren manche Provinzen zur Ochſenzucht, und Gebrauch der Ochſen im Pfluge, durch Prämien aufgemuntert, ſondern es erging auch in dieſem Jahre der Befehl ins Land, daß ohne ſpecielle Erlaubniß keiner mehr Ochſen einführen ſolle; um hiemit zu veranſtalten, daß die Landleute ihre Ochſen ohne Schaden los werden, und in der Zuzucht derſelben fortfahren möchten. Auch ſolche Länder, die Seewärts keine Kornausfarth, und dieſerhalb zu geringe Kornpreiſe haben, müßten anfangen, mehr auf Ochſen zu halten. Sie laſſen ſich ausländiſche fette Ochſen aus Pohlen, Ungarn, Jüttland u. ſ. f. zuführen. Gemeiniglich ſieht man in den beſten Kornländern beym Ackerbaue gar keine Ochſen, nur in mittel Ländern, am meiſten in ſchlechten Die guten Länder ſollten die beſten und meiſten Ochſen haben, und da ſie zu vieles Korn in den meiſten Jahren erbauen, um es gut los zu werden, ſo ſollten ſie theils das Ackerland durch anzulegende Kleekappeln oder Anbauung künſtlicher Gräſer zum Behuf der Ochſenzucht vermindern, theils aber einen Theil ihrer Körner, wenn ſie das erſte nicht wollen, ſchroten, und ihn den Ochſen zum Unterhalt und Fettmachen widmen. Auf dieſe Weiſe zögen ſie das Geld, welches bisher bis zu Tonnen Goldes

ent-

entfernten Ausländern für fette Ochſen zugewendet worden. Dergleichen Länder haben ſchlechterdings eines ſolchen Umſchlags nöthig, und ſollten an dem, was im Preuſſiſchen in dieſer Abſicht geſchiehet, ein Beyſpiel nehmen. Gilt die Wirthſchaftsregel des Cato in Anſehung der Privathaushaltungen: Paterfamilias non emax, ſed vendax ſit: ſo muß ſie in Anſehung eines ganzen Landes um ſo mehr gelten, da nicht nur ſo vieles Geld im Lande behalten, ſondern auch hauptſächlich durch die Ochſenwirtſchaft eine lebhaftere innere Circulation des Geldes befödert wird, welche dem Staat eben ſo ſehr zur Geſundheit gereichet, als von einem lebhaften Umlaufe des Geblütes im Körper menſchliche Geſundheit arhalten wird.

c) Bey ſchwerem Acker ſollte man auf die möglich gröſten Ochſen halten, um ihrer deſto weniger im Pfluge zu bedürfen, weil, wie ſchon oben geſagt worden, viele auf oder neben einander, ſich weniger bequem und leicht, als Pferde in gleicher Anzahl, behandeln laſſen. Wo an die ſechs oder mehr Pferde vor einem Pfluge gehen müſſen, da wird es hauptſächlich ſchwer halten, ſolche mit Ochſen zu verwechſeln, indem die Knechte oder Enken gewohnt ſind, auf den Forderpferden zu reiten. Dieſe werden ſich ungern als Fußgänger neben her wollen gebrauchen laſſen, zumal in manchen Gegenden, wo zur Frühgerſte im März bereits geackert wird, und das Land noch ſo feuchte iſt, daß das Zugvieh bis an die Knie einſinkt. Wo aber in ſtarkem aber nicht allzu feſtem Boden nur mit zwey Pferden gepflüget wird, da würden die Ochſen leichter eingeführet werden können.

d) Wenn

d) Wenn man bey den Ochſen in der Zeit der Arbeit nicht zurückbleiben, oder davon verlieren will, ſo müſſen ſie, wenn man ſie, zumal nach **Eckharts** Vorſchrift, nicht unterſpannen kann, wie im Itzgrunde, gepfleget werden. Das Unterſpannen der Ochſen iſt bey Bauern und kleinen Landwirthen nicht wohl anzubringen, indem dazu eigene Hirten oder Jungen, welche die neu unterzuſpannenden Ochſen den Pflügern im Felde zuführen, und die nach einer dreyſtündigen Arbeit ausgeſpannten Ochſen zur Weide oder Fütterung in den Stall abnehmen und zurückbringen, erfordert werden, welches eine ſo nöthige, als nützliche Einrichtung auf großen Güthern iſt. Werden die Ochſen, wie im Itzgrunde, ſo gefüttert, daß ſie wenigſtens immer ſchon halb fett, lieber aber ſchon darüber ſind und beſtändig bleiben, ſo können ſie, Tag für Tag, an die 12 — 14 Stunden täglich arbeiten, es ſey im Pfluge oder Wagen. Man bedürfte denn deſto weniger Zeit und Maſt zum völligen Fettwerden, und könnte ſie allenfalls mit Vortheil unter dem Joche ſchon an die Schlächter verkaufen. Nach dem **Eckhart** ſollen die Zugochſen wie Türkiſche oder Neapolitaniſche Hengſte gepfleget werden.

e) Im mittel und leichten Boden ſind die Ochſen, worin man ſie ohnehin ſchon antrifft, anzurathen; hier aber, beſonders im letztern ſind ſie gemeiniglich armſelige Creaturen; klein, mager, träge und dieſerhalb in der Arbeit gar nicht förderndd. Wenn bey ihrem Gebrauche Nutzen heraus kommen ſoll, ſo müſſen ſie ebenfalls groß und ſtark ſeyn, auch ſo gefüttert werden, daß ſie zuletzt unter dem Joche ſchon von den Schlächtern

weggekaufet werden. Denn, wenn die Ochſen nicht mehr zögen, und bereits durch andre wären abgelöſet worden, ſo würden die Schlächter darauf mißbieten, und den armen Bauer in die Noth verſetzen, daß, wenn das zur Maſt beſtimmte Futter alle iſt, er ſeine Ochſen um das erſte das beſte Geboth hingeben müßte, wie dergleichen Fälle alle Tage bey armen Bauern vorkommen. Wenn aber die Ochſen noch immer fortarbeiten, ſo muß der Schlächter ſchon geben, was ſie werth ſind. Man hat gar nicht zu beſorgen, daß, in leichtem Boden, die Pflugochſen beſonders nicht bey der ſo leichten Arbeit, die in ſolchem Boden vorkömmt, ſich gleich bleiben, und bey fortgeſetzter gleicher Fütterung ihr Fett verliehren ſollten. Auch im Wagen können ſie ſonder Abnahme ihrer Fettigkeit täglich gehen, und falls die Laſt zu ſchwer ſeyn ſollte, allenfalls drey Stück vorgeſpannet werden. Ich habe Gelegenheit gehabt, dieſes viele Jahre hindurch auf dem Königl. Amte Bornſtädt, ohnweit Potsdam, zu beobachten, wo man fette Pohlniſche Ochſen im Miſtwagen gehen ließ, ohne daß ſie bey guter Fütterung an ihrer Fettigkeit was verlohren hätten.

f) Man muß es nicht erwarten, daß auf mittlerm und ſchlechtem Boden, bey gemeiniglich knapper oder unkräftiger ſchlechter Weide, die Ochſen nach der Vorſchrift Litt. e. ausfallen können. Hier ſind es äuſſerſt jämmerliche und verhungerte Thiere, weil ſie auf der Weide ſich nicht recht ſatt freſſen können, und doch mit Arbeit nicht verſchonet werden. Dieſerhalb muß für ſie Klee zur Sommerfütterung, Honiggras aber zum Heu zur Winterfütterung, angeſäet werden. Ein gut im Futter gehaltener Ochſe kann einen ſo weiten

und hurtigen Schritt, als ein Pferd haben, und was daran fehlet, mit längerm Aushalten in der Arbeit erſetzen. Doch wäre es nach des Hrn. von **Pfeifers** Rath ſehr gut, die Ochſen bey der größten Tageshitze zu ſchonen, und ſie ein Paar Stunden ſpäter des Nachmittags anzuſpannen. Wenn ſie ſchon in leichter Arbeit ſodann gehen, ſo werden ſie doch von der Hitze zu ſehr entkräftet. **Zwey ſehr heiſſe Stunden thun dem ziehenden Ochſen mehr Wehe, als zwey Tage der ſchwerſten Arbeit.**

g) Rindermiſt iſt für leichte und ſandichte Aecke beſſer, als Schaaf- und Pferdemiſt. In dieſer Abſicht iſt alſo dieſen Aeckern das Halten der Ochſen ſehr rathſam.

h) Obſchon **Eckhart** ſein Guth Friedrichsfelde ohne Pferde allein mit Ochſen beſtellen will, ſo würde es doch keinem Landwirthe ſo gerade zu anzurathen ſeyn, auf einmal alle Pferde abzuſchaffen, und Ochſen einzuführen. Bey einer jeden vorhabenden Hauptveränderung in der Wirthſchaft muß man behutſam verfahren. Hier wäre die Mittelſtraſſe die beſte, ſo daß man die Hälfte ſeines Zugviehes vorerſt immer noch in Pferden, die andere Hälfte in Ochſen, oder nach Beſchaffenheit des Lokalen, den dritten oder vierten Theil in Ochſen beſtehen lieſſe, und dieſe vorerſt nur zum Pflügen gebrauchte, nach und nach aber immer weiter ginge, je nachdem man mehr oder weniger Nutzen von ſolcher Veränderung in der Wirthſchaft verſpürete. Gänzlich wird man aber höchſt ſelten der Pferde, wo es auf Reiſen und mehrere Geſchwindigkeit in der Arbeit ankömmt, entbehren können und wollen.

i) Das Ankaufen noch ganz junger Ochſen, die 1 oder 2 Jahr alt ſind, wie es **Eckhart** anräth, wird

wird wohl in den wenigſten Gegenden ſtatt finden. Selten findet man dreyjährige auf den Viehmärkten, geſchweige jüngere. Und wenn es welche wo gäbe, da würden ſie doch ſchon ſo verbuttet ſeyn, daß nichts rechts daraus gezogen werden kann. Es ſollen aber Ochſen gehalten werden, die wenigſtens beym Verkauf oder Schlachten an die 800 Pfund Gewicht haben. Man darf ſich ſolcherwegen nicht nach fremden Ländern umſehen, ſondern nach Vorſchrift der H. M. B. IV. S. 535. ff. ſolche Ochſen von ſeinen eigenen, obſchon bisher noch kleinen Kühen erziehen, wenn man nur gleich die jungen Abſetzekälber aufs beſte wartet und füttert, und ſie hiemit zum anſehnlichſten Wachsthum in die Höhe treibt. Denn alle Größe und Stärke unſrer Hausthiere hat ihren einzigen Grund in der beſten Fütterung von der Jugend an.

k) Um bey auch ſehr guter Fütterung den Wachsthum der jungen Ochſen nicht zu hemmen, muß man ſie im dritten Jahre, wenn ſie zum Ziehen angebracht werden, nicht zu viel arbeiten laſſen. Man laſſe ſie neben alten zahmen Ochſen erſt ein Paar Tage im Wagen oder Pfluge ledig gehen, um nur des Ganges gewohnt zu werden. Hierauf ſtelle man das Geſchirr oder die Wage, woran die Strenge ſind, ſo, daß der junge Ochſe etwa nur den dritten oder vierten Theil der Laſt eines alten ziehen dürfe. Auch erwähle man zum Angewöhnen des jungen Ochſen keine heiſſe ſondern kühle Tage, damit ſie ſich nicht verfangen, oder ſich einen innerlichen Schaden zuziehen, der ihr Zunehmen in der Folge verhindern und ſie nicht fett werden laſſen könnte.

l) Wenn man ſich mit der Ochſenzucht ſo einrichtet, daß, nach Eckharts Anſchlage, die Ochſen im ſechſten, längſtens ſiebenten, Jahre zur Schlachtbank kommen, ſo wird man, wenn ſie im Wagen gehen, keine ſteiſe nnd deßhalb weniger gut fortſchreitende Ochſen haben. Läßt man ſie aber im Wagen älter werden, ſo werden ſie mit der Zeit ſteiſ, welches zwar ihren Werth beym Verkauf nicht vermindert, aber doch Verkäufern und Käufern weniger vortheilhaft ſeyn muß. Ein alter Ochſe braucht mehr Zeit und Futter zum Fettwerden, als ein jüngerer, und ſein Fleiſch iſt weniger niedlich, als das von jungen Ochſen.

m) In manchen Gegenden bedienet man ſich bey den Wagen- und Pflugochſen nur einer einfachen, an den Hörnern des Leineochſen befeſtigter, Leine. Es iſt ſicherer, ſich bey gut genährten Ochſen eine gedoppelte Leine nicht nur, ſondern auch beſondere Zäume, deren eiſerner Band äuſſerlich oberhalb der Naſe herum gehet, zu gebrauchen. Noch beſſer iſt es, daß dieſer Band gleich eines Stangenzaums gebrochen ſey, um damit den Ochſen nach Bedürfniß deſto mehr zu kneiſen und im Gehorſam zu halten. Daß übrigens die Ochſen, um ſie auf dem Eiſe im Wagen, oder Schlitten zu gebrauchen, beſchlagen werden können, iſt eine hier zu Lande längſt bekannte und in Uebung geweſene Sache.

n) Ob es beſſer ſey, die Ochſen mit den Köpfen ſchieben, oder am Halſe ziehen zu laſſen, entſcheidet bisher immer noch Landesart und Gewohnheit. Wo der Ochſe Bergan ziehen ſoll, da wird ihm das Schieben mit dem Kopfe leichter, wie man ſolches leicht in gebürgigten Gegenden

ver-

verſuchen kann, wenn man eine gleich ſchwere Laſt von zwey Paar Ochſen, deren das eine zum Schieben, das andre zum Ziehen gewöhnet iſt, einen Berg herauf ziehen und ſchieben läßt. Jenes wird bald ſtille ſtehen und den Othem verlieren wollen; dieſes aber unaufgehalten fortſchreiten. Es iſt damit eben ſo, wie mit manchen Landeseinwohnern, davon dieſe die ſchwerſte Laſt auf den Köpfen, andre aber nur auf den Rücken tragen. Jene finden ihre Laſt weit leichter, wenn ſie ihnen nicht auf dem Rücken, ſondern auf dem Kopfe ruhet. Wo aber viel Waldung, und daher vieles ſtechendes Ungeziefer vorhanden iſt, da ſind die ans Joch ziehenden Ochſen beſſer daran, weil ſie die Bewegung der Köpfe frey haben. Um dieſer Urſach willen mußte eine Pfälzercolonie, welche vor vielen Jahren ihren Platz und Ackerbau im Walde in meiner Nachbarſchaft bekam, das Schieben der Ochſen abſchaffen, welches ſie aus ihrem Vaterlande her hier beybehalten wollte, und dagegen die Ochſen am Joche mit der Bruſt ziehen laſſen.

Es hat aber doch das Joch das Uebel an ſich, daß, wenn die Ochſen an Regentagen darin gehen, der ſogenannte Rüſſel, wo es oben in der Mitte gegen liegt, und der einzige Punkt iſt, welcher die ganze Laſt heben muß, leicht durchgeſcheuert und unterköthig wird, daß daraus ein langer, ſehr ſchwer zu heilender, Schade entſtehet und man eines ſo wund gewordenen Ochſen ſich auf lange Zeit im Zuge, damit er wieder heil und die Haut hart werde, nicht gebrauchen kann. Manche Ochſen haben auch, wenn ſie jung angeſpannet werden, eine ſo dünne Haut, daß ſie auch auſſer einer Regenzeit, durch wird, und auf

immer in der Folge daran zu heilen iſt. Es wäre daher gut, wenn man beyde Arten zu ziehen, beſonders wenn die Ochſen ſtark im Wagen gehen ſollen, einführete, und ſie an Regentagen ſchieben, auſſerdem aber, beſonders bey nicht zu ſchwerer Arbeit, am Joche ziehen lieſſe. Sonſt hat man in Anſehung der hölzernen Joche zu bemerken, daß man ſich hierzu nicht des Eichenholzes bediene, indem es zu ſehr auf der Haut brennet, und ſie bald verderben kann. Es pflegen zwar manche weiche Lappen oder Pelzwerk in der Beugung des Jochs zu befeſtigen; allein der Schweiß der Haut macht, daß die Haare ſich bald abreiben, und die bloſſe Haut ſodann wund wird. Es iſt daher am beſten zu den Jochen leichteres Holz, dergleichen das von Ellern iſt, zu nehmen. Von letzterm ſucht man daher dasjenige aus, welches als ein Knieſtück gleichſam von ſelbſt im Freyen gewachſen, und daher auch am beſten hält.

o) Da nach vorhergehenden Vorſchriften die Ochſen nicht viel über 6 Jahr alt werden, und theils unter dem Joche, als fett, theils nachher noch erſt recht duch beſondere Mäſtung fett gemacht, verkauft werden ſollen, ſo müſſen die Verkäufer in kleinen Wirthſchaften vornehmlich ſich ſo einrichten, daß, da nach gleichen Vorſchriften, immer zwey Ochſen nur im Pfluge gehen ſollen, ſie nicht eher die vorhergehenden verkaufen, bis die nachfolgenden im Pfluge zu gehen wohl gewöhnet worden. Es geht zur Noth wohl an, daß man noch nie unter dem Joche geweſene Ochſen vor dem Pfluge ſpanne, indem man jeden Ochſen durch Leute auf beyden Seiten führen läßt. Allein es wird theils hiezu allzuviel Zeit verbracht, theils aber

ſehr

ſehr unvollkommene Pflugarbeit damit verrichtet, indem die geführten Ochſen bald aus der Fahre nach der Seite zu weg- theils wohl gar durchgehen, und nur Menſchen quälen. Es iſt daher ſchon oben Litt. k. der Rath gegeben worden, die jungen Ochſen neben den Alten im Zuge anzugewöhnen. Geſchieht dieſes nicht, ſo bekömmt man ſelten ein ſicheres Geſpann, und man hat vielfältig bemerket, daß die anders zum Zuge angewöhnten Ochſen, wenn ſie ans Ende eines Ackerſtücks kommen, und umlenken ſollen, falls nicht ein andrer Pflug ſchon als Wegweiſer vorangeht, ſolches nie thun, ſondern entweder gerade aus fortgehen, oder nach der unrechten Seite hinausweichen, und dem Pflüger unaufhörliche Mühſeligkeit verurſachen. So können auch dergleichen von Menſchenhänden nur allein angebrachte Ochſen von ihrer mehr- oder wenigerer natürlichen Wildheit was an ſich behalten, und bey Gelegenheit durchgehen. Sodann hat man noch hauptſächlich auf die Wahl des Leineochſen zu ſehen, daß man hiezu theils den ſtärkſten und zugleich gemachſamſten erwähle. Er muß 1) der ſtärkſte ſeyn, weil er theils in Anſehung des Lenkens mehr, als der Nebenochſe angegriffen wird, theils auch über dieſen die Oberhand haben, und ihn allenfalls verſtoſſen muß, wenn er ihn beym Umlenken nicht nachgeben, oder gar zuvorkommen will. Iſt der Nebenochſe Obermann, und kann den Leineochſen verſtoſſen, ſo hat der Pflüger oder Fuhrmann beym Lenken immer Händel, oder die Ochſen gehen durch. 2) Der Leineochſe muß auch unter beyden der gemachſamſte ſeyn. Wäre er's nicht, ſo wäre das Geſpann unſichrer, und die Gefahr des Scheuens oder Durchgehens deſto

größer. Columella hat uns auch hievon dieſe Regel hinterlaſſen: Ex domitis bubus valentiſſimum, eundemque placidiſſimum cum indomito jungimus, qui et procurrentem detrahat, et cunctantem producat. Das heißt: Von den Zugochſen ſpannen wir den wilden oder ungezähmten neben dem ſtärkſten und gemachſamſten, damit er den vorauswollenden zurückhalte, den zurückbleibenden aber vorwärts bringe.

Noch hat man zu beobachten, daß die Oberherrſchaft des einen Ochſen über den anden eben nicht auf die körperliche Stärke an ſich, ſondern faſt immer mehr aufs Gehörne ankomme. Wenn dieſes die Form eines halben Zirkels hat, ſo überwindet es ein anders geſtaltetes Gehörne dergeſtalt, daß, wenn Ochſen dieſes ſo verſchiedenen Gehörnes, ſich ein- und das andermal im Stoſſen verſucht haben, und der Ochſe mit dem Gehörne erſterer Geſtalt gewonnen, der überwundene Ochſe Zeit Lebens nachgeben, und auf die geringſte Wendung des Ueberwinders im Zuge achtſam ſeyn wird.

In der H. M. B. IV. S. 568. wird aus guten Gründen gelehret, wie man theils das junge hervorwachſende Gehörne der Kälber beobachten und behandeln, theils aber die Kühe nicht halten oder beybehalten ſolle, welche ein, auf beyden Seiten in einer geraden Linie ausgehendes, Gehörne haben. Bey den Zugochſen findet dieſe Regel noch mehr ſtatt. Der Ochſe, deſſen Hörner wagerecht aus einander ſtehen, wird dem neben ihm ziehenden, wenn er eine Bewegung nach ſeinem eignen Leibe zu machen, und ſich die Fliegen abwehren will, entweder das Auge ausſtoſ-

ſtoſſen, oder ihn, wo nicht verwunden, doch durch ſein Gegenfahren mit dem Horne an ſeine Seite zwingen, daß er aus ſeinem Geleiſe heraustreten muß. Auſſerdem ſieht auch nichts heßlicher als ein ſchlecht gehörnter Ochſe aus. Er iſt als eine Beſchimpfung des Hofes und Geſpannes gleichſam anzuſehen. Man findet ſogar Bauern, die, da ſie Geſchmack haben, einen ſchlecht gehörnten Ochſen theils bald verkaufen, theils aber, wenn ſie Käufer ſind, ihn nicht nehmen, wenn ſie ihn ſchon wohlfeiler, als einen andern, haben können.

p) Der Ochſe kann mit ſeinem Schwanze und Bewegungen der Füſſe nicht ſo viel zur Abwehrung des ſtechenden Ungeziefers ausrichten, als ſolches von den Pferden geſchiehet. Dieſe können mit ihren, ſich mehr ausbreitenden und mehr bewegſamen, Schwänzen ſich eher und mehr den Rücken und Seiten vom Ungeziefer frey halten, auch durch ſtarkes und geſchwindes Stampfen mit den Füſſen ſich ſelbiges abhalten. Der Ochſe leidet noch einmal ſo viel davon, und kann ſodann leicht ſo wild werden, daß er im Wagen fürnehmlich durchgeht, und nicht eher ſtille ſteht, als bis er nicht weiter kommen kann. Auch iſt nichts gefährlicher für den Knecht, der abſpannen ſoll, als wenn die Ochſen voll Ungeziefers ſind, und links und rechts mit den Hörnern blind und raſend umherfahren. Man legt ihnen zwar Decken von Leinwand auf, aber der Bauch, Füſſe, Hals und Kopf bleiben blos.

Etwas Linderung verſchafft man den Ochſen, wenn ſie an ſehr heiſſen und windſtillen Tagen früh aus- und ſpäte wieder angeſpannet werden, indem das Ungeziefer in den Früh- und Abend-

ſtunden weniger oder gar nicht umher flieget. Es leidet es aber die Folge dringender Arbeiten nicht allemal, daß man ſo viel Zeit den Ochſen Ruhe laſſen könne. Dieſerhalb hat man, auſſer denen von dem Hr. von **Pfeifer** angeprieſenen Mitteln, mancherley verſuchet, um die Haut der Thiere wider das Ungeziefer zu ſichern. Ich will noch zwey hinzuthun, die ich ſelbſt noch nicht verſucht, mir aber von andern angerühmet worden. Das erſte iſt der Wermuth, womit die Ochſen berieben werden ſollen. Der Saft davon, oder das Waſſer, worin Wermuth gekocht worden, müßten doch beſſere Wirkung thun, und es würde ein Pinſel dazu nöthig ſeyn, um das Beſtreichen des Tages an den Orten zu wiederhohlen, wo die Witterung oder die Bitterkeit der Infuſion vergangen ſeyn kann, und wo das Ungeziefer am meiſten an- und auffällt. Von den Bienen iſt es mir aus eigener Erfahrung bekannt, daß ſie dem bloſſen unzerriebenen Wermuthe ſogar ſchnell ausweichen, oder ſich von dem Platze, wo ſie ſitzen, augenblicklich wegtreiben laſſen. Das zweyte mir angerühmte Mittel iſt das gemeine Flöhkraut, Pferſingkraut, Röttich, Röthſchel, Perſicaria maculoſa offic. Da ich, wie oben geſagt, dieſes Mittel nicht verſucht, ſo wollte faſt eher glauben, daß der Landwirth, der es mir angeprieſen, ſolches wohl nicht den rechten Namen nach kennen mag. Es ſoll vielleicht das ſcharfe Flöhkraut, Waſſerpfeffer oder brennender Röthſchel, Perſicaria acris, Polygonum hydropiper Linn. ſeyn. Jenes Kraut hat nur einen wenig ſäuerlichen und zuſammenziehenden Geſchmack; dieſes aber einen ſolchen, der ſcharf und beiſſend iſt, dieſerhalb aber wohl das Ungeziefer von der

der Thierhaut, die mit dem Safte der Pflanze beſtrichen worden, zurückhalten kann. Sie wächſt an naſſen Oertern, in Moräſten und Gräben, hat röthlichte oder gelbgrünlichte Stängel, ſchmale, lanzenförmige, auf beyden Seiten glatte kurzgeſtielte Blätter, und am Ende der Stängel und Zweige lange zarte Blumenähren mit purpurfärbigen Blümchen, wovon ſie von den der Kräuterlehre Unkundigen am erſten erkannt werden kann.

6) Weniger, und in guter Cultur gehaltener Acker bringt mehr ein, als vieler, der nicht tüchtig beſtellet werden kann.

Es war ſchon unter den Römern eine nicht unbekannte Sache, daß man beym Feldbau ſich mäſſigen, und lieber wenigern, als zu vielen Acker zu beſtellen unternehmen ſolle. Non dubium eſt, quin minus reddat laxus ager non bene cultus, quam anguſtus eximie. Col. lib. 1.

Wider dieſen Grundſatz wird unter uns noch an unzählichen Orten gefehlet, da man nur nach der Menge von Ländereyen geizet, und denket; je mehr, je beſſer.

Man muß nicht glauben, daß wider dieſe Regel nur auf großen Güthern gefehlet werde, und daß daſelbſt zuvieler Acker gefunden, und wegen ſeiner Vielheit alſo nicht zum beſten cultiviret werden könne. Nein! auch bey unzählichen Bauergüthern findet es ſich, daß ſie mehr Aecker haben, als die Wirthe wohl beſtellen können. Und bey dieſen kann man hin und wider ſich aus dem Augenſchein zur Stelle überführen, daß zu vieler Acker mehr ſchädlich, als nützlich ſey. Denn man ſiehet z. B. an einem und eben dem-

demſelben Orte, daß einige Bauern 4—6, andere aber nur 2 Hufen unter dem Pfluge haben. Die Aecker dieſer letztern werden aber weit beſſer in Cultur gehalten, als die der andern, und tragen daher ungleich beſſer zu.

a) Man kann auf mehr denn einerley Weiſe die Vielheit der Aecker vermindern, indem man ſie theils zur Weide, oder zu ſolchen Plätzen nützlicher anwendet, die zur Aufnahme und Verbeſſerung der Viehzucht mit Futterkräutern und Futtergräſern beſtellet, theils aber ſie zum Holzaufſchlag, oder zur Anlegung einer neuen Colonie widmet, ſo wie es die beſondere Lage, und der größte davon zu hoffende Vortheil eines Guthes, oder Orts, mit ſich bringen können.

b) Wenn man ſehr entlegene Aecker hat, ſo werden ſie, blos allein ſchon um ihrer Entlegenheit willen, theils ſchlechter, theils mühſamer beſtellet, wenn ſie ihrer innern Güte nach ſchon nicht die allerſchlechteſten ſind. Fehlt es nun dem Guthe nicht an hinlänglicher Weide und Wieſewachs, oder künſtlichen Wieſen, ſo thut man am beſten, dieſe entfernteſten Aecker zum Aufbau zu beſtimmen, und, durch Anlegung einer neuen Colonie, ſich entweder mehr und wohlfeiler, zum lebhaftern Betriebe der Wirthſchaft, Arbeitsleute zu verſchaffen, oder mittelſt eines proportionirlichen Erbzinſes, oder Miethe, ſeine Grundſtücken höher als bisher zu nutzen, ſo wie davon oben ein Beyſpiel von den Graf Podewilſiſchen Güthern beygebracht worden.

c) Vielmals ſind die entfernteſten Aecker noch nicht die ſchlechteſten des Orts, und man beſtimmet nicht gern in der Mitte ſeines Ackerfeldes einen Platz zu einer Colonie, weil man ſein Feld ſodann

dann unſichrer macht, und das Beſtehlen deſſelben weniger abhalten kann, als wenn eine ſolche am äuſſerſten Ende des Ackerfeldes angeleget iſt; man kann aber eben nicht in der Nothwendigkeit ſich befinden, auf mehr Weide- und Wieſenplätze zu denken, da es denn am gerathetenſten ſeyn wird, den zu miſſenden Theil des Feldes zum Holzaufſchlag liegen zu laſſen.

d) Hat man Plätze auf dem Felde, die aus Sand beſtehen, ſo muß man ſolche um deſto lieber mit Holz beſaamen, je weniger dergleichen Sand, als Acker benutzet, einträgt, und je mehr man es überſehen kann, daß das Holz von Jahr zu Jahren theurer werden müſſe. Man richtet ſich in der Wahl des Holzes nach der innern Beſchaffenheit des Sandes. Iſt derſelbe kalter Art, ſo wird die Birke darauf am beſten fortkommen. Iſt er aber hitzig, ſo haben die Kiefern darauf ein beſſers Gedeyhen. Hat aber der Sand unter ſich gute Erde, ſo werden Eichen und allerley Laubholz darauf angebauet werden können.

e) Daß Plätze von nur beſchriebener Beſchaffenheit mit mehrern Nutzen zur Holzanzucht, als zum Ackerbau an und vor ſich ſelbſt angewendet werden können, hiervon wird im Lehrbegriff ſämmtl. Oekon. und Cameralwiſſenſchaften ein Beweis geführet, wider welchen, meiner Meynung nach, gar nichts eingemendet werden kann. Man lieſet ihn Th. I. B. I. §. 600 alſo: Wenn wir annehmen, daß ein hitziger und trockener, niemals gedüngter Sand, alle 6 Jahre mit Roggen, Haber oder Buchweitzen (dieſer letztere darf eigentlich nur in einem kalten Sandboden geſäet werden, wenn etwas daraus werden ſoll) beſäet

wer-

werde, ſo hat man in 120 Jahren, 20 Aerndten zu hoffen. Geſetzt alſo, unſer anzubauendes Erdreich beſtehe aus einem Morgen zu 400 Quadratruthen, und könne Roggen tragen, bringe gemeiniglich das zweyte Korn, und erfordere 120 Pfund Roggen zur Saat. (Nach Preuſſiſchem Kornmaaße alſo $1\frac{1}{2}$ Schffl. wiewohl man auf eine dergleichen angegebene Ackerfläche ſchlechten Sandes zur Ungebühr meiſtens wohl ein Drittheil mehr auszuſtreuen pflegt.) Laſſet uns ferner rechnen, daß das Stroh, Kaff oder Spreu, und die geringe Hüthung, die Beſtellungskoſten bezahlen, und wir folglich ein Korn, oder 120 Pfund Roggen, bey jeder Aerndte, folglich nach Abzug der Aerndte- und Dröſcherkoſten, 2 Gulden erübrigten; ſo hätte der Staat, bey ausbleibendem Mißwachſe, (dieſem ſind aber dergleichen Aecker in trockenen Jahren allemal unausbleiblich unterworfen, des Froſtes und der Sturmwinde hiebey nicht zu gedenken) in 120 Jahren, 2400 Pfund, (5 Scheffel) mithin in jedem Jahre 20 Pfund ($\frac{1}{4}$ Scheffel) Roggen; der Eigenthümer aber an baarem Gelde 40 Gulden gewonnen, alſo die Nutzung ſeiner 400 Quadratruthen Ackers jährlich auf 20 Kreutzer gebracht. (Wenn dieſes nach Preuſſiſchem Kornmaaße, und nach dem allerhöchſten, ſeit vielen Jahren gangbaren, Roggenpreiſe, der Scheffel zu 1 Thl. genommen wird, ſo betrüge der jährliche Gewinnſt des Eigenthümers 6 gr.

Wenn dagegen dieſer Morgen Landes mit Kiefernſaamen beſtreuet, und in 120 Jahren zweymal abgeholzet würde, ſo kann man annehmen, daß bey dreymaliger Abholzung erfolgen:

1) An

1) Am Klafterholz, 75 Klafter, die nach Abzug der Unkoſten, und in Rückſicht auf die mindere Güte des Holzes gegen das Büchene, betragen können, für die Klafter 3 Gulden, alſo für 75 Klaffter, 225 fl.

2) Am Zackenholz, Stangen- und Stammholz (Stubben) ohngefehr für 50 fl. Summa 275 fl.

Wären alſo von dergleichen Morgen in zwey Hauungen, oder in 120 Jahren, zu hoffen 550 fl.

Laſſet uns für die Bereitung des Holzlandes und den Saamen abrechnen 50 fl. ſo bleibt der Gewinnſt, 500 fl.

Der Gewinnſt beym Getreydebau beſtand in eben ſo einer langen Reihe von Jahren aus 40 fl.

Folglich findet ſich beym Holzbau, ein Ueberſchuß, für den Eigenthümer, von 460 fl. —

Nähme man aber nur einen Ueberſchuß von der nur berechneten Hälfte an, da man doch nach der verſchiedenen Größe und Preiſe der Holzklaftern in verſchiedenen Ländern wohl an die 500 fl. wird heraufkommen, noch höher aber, wenn man den, nach jedem Decennium immer mehr zunehmenden Holzpreis zum Grunde legt; ſo ſieht man ſehr wohl ein, daß ein Staat es wollen und befehlen könne, daß wenigſtens die Bauern, von Jahren zu Jahren Holz anſäen, indem nicht nur ihre Nachkommen, ſondern ſie ſelbſt auch ſchon gegenwärtig gebeſſert werden, wenn ſie jährlich ein Paar Groſchen an ihren Ackerhölzern, weil ſie nicht mehr beackert werden, verliehren, dagegen aber eben ſo viel und mehr Thaler gewinnen, indem ſie ihre übrige nun verminderte Aecker beſſer beſtellen, und hiemit höher nutzen können.

7) Namen und Eintheilungen der Ackerfelder.

Die zu beackernde Felder werden verſchiedentlich benennet, und bekommen ihre Namen von den mancherley Eintheilungen, die bereits irgendswo eingeführet ſind, oder etwa noch eingeführet werden können.

Diejenigen Felder, welche in drey, vier und mehrere Theile ſo abgeſondert ſind, daß beſondere Beſtellungsarten nebſt ihren beſondern Feldfrüchten, ſodann aber eine gänzliche Ruhe oder ſogenannte Braache in einer ſtäten Ordnung auf einander folgen, nennet man **Artfelder**; **Jahr- oder Wechſelfelder** aber diejenigen, welche unaufhörlich, ohne Ruhe oder Braache, gebauet und mit Winter- und Sommerfrüchten wechſelsweiſe beſtellet werden. Es ſind jedoch Gegenden, in welchen man unter Wechſelfeldern nur allein die Artfelder verſtehet, weil das Tragen der Feldfrüchte und ihr Nichttragen oder Braacheliegen in beſtändiger gewiſſer Ordnung auf einander folgen. Hier heiſſen ſodann die anderswo ſogenannten Wechſelfelder nur allein Jahrfelder.

In den Jahrfeldern, welche mit Winter- und Sommergetreyde abwechſeln, nennet man das Feld, welches Winterfrüchte trägt, das **Winterfeld**, das Feld aber, welches mit Sommerfrüchten beſtellet iſt, das **Sommerfeld**.

Sind die Aecker in drey Theile abgeſondert, ſo hat man hieſelbſt, neben dem Winter- und Sommerfelde, die **Braache**, welche an den meiſten Oertern aber nicht ganz in Ruhe, oder ungebauet, gelaſſen, ſondern mit mancherley Sommerfrüchten, als Hülſenfrüchten, Flachs, Toback, Ertüffeln, u. ſ. f. beſtellet wird. Man nennet dieſes auch **Sömmern** oder in die **Sömmerung** ſäen.

Win-

Winterfrüchte, oder **Wintergetreyde**, ſind diejenigen Früchte, welche im Herbſte ausgeſäet werden, und, nach vergangenem Winter, im drauf folgenden Sommer erſt reif werden. Dieſe ſind nun, Waizen, Dinkel, Roggen, Wintergerſte, Raps und Rübſen. **Sommerfrüchte**, oder **Sommergetreyde**, ſind, Gerſte, Haber, Erbſen, Wicken, Linſen, Hirſe, Flachs, Mohn, Bohnen u. ſ. f. Dieſe werden im Frühjahre geſäet, und kommen im gleich drauf folgenden Sommer zur Reiſe. Kürzer; was auf den Aeckern vor Winters geſäet wird, heißt **Wintergetreyde**, was nach dem Winter, im nächſten Frühjahre geſäet wird, **Sommergetreyde**.

Wo mehr als drey Arten im Ackerbaue üblich ſind, da findet man auch auf den Aeckern, die unmittelbar zuvor eine gewiſſe Art von Winterfrüchten getragen, wieder andere Arten von Winterfrüchten, wie ſolches bald gezeiget werden ſoll.

Es läßt ſich nicht ſo gerade zu behaupten, wie von manchen klaſſiſchen Schriftſtellern geſchiehet, daß die Eintheilung der Felder in ſo und ſo viel Arten die beſte ſey, da man, wo man in der Gemeinheit leben muß, die eingeführte Ordnung theils nicht nach Gefallen ändern kann, theils aber die Hinlänglichkeit des Düngers und der, für das zu haltende Vieh benöthigten, Weide in Betracht ziehen muß.

Im **Hannöv. Hausvater Th. I. S. 178.** wird ſo gelehret:

Die beſte Einrichtung für mageres kaltes Land, wie in dieſen Gegenden das meiſte iſt, ſcheint zu ſeyn, wenn man man die Aecker in drey Felder theilet, indem man ſodann alle Jahr ein Drittel des Ackers mit Winterfrucht beſtellet. —

Man weiß jedennoch viele Gegenden, welche warmes, nicht eben mageres, Land haben, ſondern ſolches, deſſen Hälfte ſogar mit Waizen beſtellet wird, und es in drey Felder abgetheilt haben, auch das Winterfeld alle Jahr düngen, es ſey nun daß ſolches in, oder ohne eine Sömmerung, geſchehe.

Eckhart lehret in ſeiner Experimentalökonomie S. 6. f. alſo: An vielen Orten wird der Ackerbau in vier Arten, an einigen in drey, ja wohl an einigen gar in fünf bis ſechs Arten eingetheilet, das iſt, wo alle vier oder drey Jahre gedünget wird. — Aus einer langwierigen Erfahrung, heißt es weiter, nachdem Sachſen, Brandenburg, Magdeburg, Halberſtadt und Braunſchweig zum Muſter angeprieſen worden, hat es ſich ergeben, daß **vier Arten** den meiſten Nutzen bringen. —

So wenig aber die Eintheilung der Aecker in vier Arten durchgängig in nur belobten Ländern angetroffen wird, ſo wenig muß man ſie ſo ſchlechthin als die beſte anrühmen. Ueberhaupt davon zu urtheilen, müßte man nur gedachte Eintheilung allenfalls nur für einen guten ſtarken Boden annehmen, der an und für ſich ſelbſt ſo viel Fruchtbarkeit enthält, daß er durch ein öfteres Bemiſten übertrieben, und ein allzu geiler Wuchs der Feldfrüchte dadurch veranlaſſet werden könnte. Dagegen geht **Eckhart** zu weit, und eignet auſſer dem Mittelboden ſogar noch einem ſchlechten Boden die nämliche Eintheilung zu, wie in der Folge bemerket werden ſoll.

Um aber angehenden Wirthen die Folge der Arten vor Augen zu ſtellen, werden ihnen folgende Tabellen vorgelegt.

Dreyartiges Ackerfeld.

1783.

a.	b.	c.
Sömmerung.	Waizen.	Gerſte.
Braache.	Roggen.	Haber.

1784.

b.	c.	a.
Waizen.	Gerſte.	Braache.
Roggen.	Haber.	Sömmerung.

1785.

c.	a.	b.
Gerſte.	Braache.	Waizen.
Haber.	Sömmerung.	Roggen.

1786.

Braache.	Waizen.	Gerſte.
Sömmerung.	Roggen.	Haber.

1787.

Waizen.	Gerſte.	Sömmerung.
Roggen.	Haber.	Braache.

1788.

Gerſte.	Sömmerung.	Waizen.
Haber.	Braache.	Korn.

Dieſe Tabellen weiſen nun die Folge dreyer Arten oder Feldereintheilungen.

Und da bey dieſer dreyartigen Feldeintheilung Winterfeld, Sommmerfeld und Braache unter einander abwechſeln, ſo ſieht man, daß das Winterfeld b. z. E. des Jahres 1783, im Jahre 1784 da ſeyn werde, wo daſelbſt im erſten Fache b. ſteht. Das Sommerfeld c. von 1783 iſt im Jahre darauf, nämlich 1784, da, wo c. über dem mittelſten Fache ſtehet. Und ſo geht es immer weiter, daß man alſo die Folge auf viele künftige Jahre überſehen, und ſeine Maaßregeln darnach machen kann. Selten ſind die Felder eines Orts immer von gleicher Stärke und Güte, daher ſie theils mehr Außaat, Dünger und Arbeit, als ein anders nämlichen Orts erfordern, worauf man lange zuvor Speculation machen kann und muß. Weiß ich z. B. daß das Feld c. wegen ſeiner mindern Güte, theils wenigern Ertrag giebt, theils eher dem Mißwachſe von Dürre oder Näſſe unterworfen iſt, ſo muß ich mich darauf gefaßt halten, und mit meinen Korn- und Futtervorräthen mich ſo einrichten, daß ich aus dem vorhergehenden Jahre her was in Reſerve behalte, und hiemit den etwanigen Ausfall erſetze.

Es ſind nur die gewöhnlichſten Feldfrüchte angeſetzet worden, weßhalb der Leſer ſich die übrigen, die im Winter- und Sommerfelde, außer den in den Tabellen benannten, erbauet werden können, hinzudenken muß.

Das Fach der Braache iſt bald an und für ſich ſelbſt Braache, bald Sömmerung, das heißt; es wird ein Theil, oder die Hälfte, der Braache mit Sommerfrüchten, als Erbſen, Wicken, Flachs, Hirſe u. ſ. f. beſtellet. In dieſer Sömmerung muß nun auch eine Folge ordentlich ſtatt finden, dergeſtalt, daß z. E. die Hälfte der Braache, die 1783 geſömmert war, nach 3 Jahren, alſo 1786 ſeyn wird, nur nicht Sömmerung abermals, ſondern Braache an

und für ſich ſey. So ſieht man dieſes aus dem Schema 1783, und dem von 1786. Da nun zu ſolcher Abwechſelung ſechs Jahre gehören, ehe man mit der Sömmerung herumkömmt, ſo geben die vorſtehenden Tabellen davon die Ueberſicht.

Vierartiges Ackerfeld.

1783.

Söm̃erung.	Waizen.	Roggen.	Gerſte.
Braache.	Roggen.	Gerſte.	Haber.

1784.

Waizen.	Roggen.	Gerſte.	Söm̃erung.
Roggen	Gerſte.	Haber.	Braache.

1785.

Roggen.	Gerſte.	Söm̃erung.	Waizen.
Gerſte.	Haber.	Braache.	Roggen.

1786.

Gerſte.	Söm̃erung.	Waizen.	Roggen.
Haber.	Braache.	Roggen.	Gerſte.

1787.

Söm̃erung.	Waizen.	Roggen.	Gerſte.
Braache.	Roggen.	Gerſte.	Haber.

1788.

Waizen.	Roggen.	Gerſte.	Braache.
Roggen.	Gerſte.	Haber.	Söm̃erung.

1789.

Roggen.	Gerſte.	Braache.	Waizen.
Gerſte.	Haber.	Sömerung.	Roggen.

1790.

Gerſte.	Braache.	Waizen.	Roggen.
Haber.	Sömerung.	Roggen	Gerſte.

In dieſen Tabellen ſind die gewöhnlichſten Kornarten gleichfalls nur aufgeführet worden, da man z. B. unter dem Wintergetreyde auch noch Dinkel, Raps und Rübeſaat, auch wohl Wintergerſte mit verſtehen muß, wo ſolche gebauet werden. Mit den Sommerfrüchten iſt es eben ſo.

Man verfähret aber in vierartigen Feldern mit Abwechſelung der Früchte unter einander vieler Orten nicht nach einem und eben demſelben Fuße; nur vermeidet man gern, nicht unmittelbar auf einander gleiche Winter- und Sommerfrüchte, als Roggen auf Roggen, Gerſte auf Gerſte u. ſ. f. folgen zu laſſen, indem hiervon meiſtens ſchlechtere Aerndten zu erfolgen pflegen. Wenigſtens muß ſolches nur höchſt ſelten, oder im Nothfalle, geſchehen. Ich will daher Tabellen aus dem Eckhart herſetzen, welche vielen noch ietzt zum Muſter dienen, wie die Früchte in den Arten auf einander folgen.

Starker Boden.			
1te Art.	2te Art.	3te Art.	4te Art.
W.	Roggen.	Gerſte.	in Miſt
Rübſaat.	Roggen.	Gerſte.	
Raps.	Roggen.	Gerſte.	Erbſen.
Waizen.	Gerſte.	Erbſen.	Linſen.
Roggen.	Gerſte.	Haber.	Wicken.
Toback.	Sommerwaizen.	Wicken.	Kraut, oder
Dinkel.		Linſen.	Weiskohl.
		Bohnen.	Rüben.
			Hanf.
			Hirſe.
			Ertüffeln.
			Bohnen.

Um dieſe Tabelle deſto beſter zu verſtehen, muß man noch zuvor wiſſen, was das heiſſe, in die erſte, zweyte Art u ſ. f. ſäen, welches die wenigſten Landwirthe in ſolchen Gegenden verſtehen, wo keine vierartige Felder ſind, und wo man gemeiniglich nur ſaget, dieſe oder jene Frucht ſey im friſchen Miſte, oder nach der gedüngten Sömmerung, geſäet worden.

Eckharts Unterricht hiervon wird erſt S. 8 hierüber deutlich, da er vorhin zu weitſchweifig davon geredet.

In der erſten Art wird der Acker, der zuvor Braache geweſen, ſo bearbeitet und gedünget, daß er drey Jahre hinter einander mit abgewechſelten Früchten beſtellet werden kann.

Die andre Art iſt, da der Acker einmal getragen, und nun zum zweytenmal beſäet wird. Dieſes heißt in die zweyte Art ſäen.

Die dritte Art iſt ein Acker, der ſchon zwey Jahre Früchte getragen, und nun die dritte Frucht bringen ſoll. Hier ſäet man alſo in die dritte Art.

Die vierte Art iſt das Braachfeld, wovon, wie bereits oben geſagt worden, ein Theil, oder die Hälfte, gemiſtet und mit allerley Früchten nach vorhergehender Tabelle beſtellet wird. In ſo weit nun dieſes mit der Braache geſchiehet, heißt es, wie auch ſchon gelehret worden, die Sömmerung. Was aber von der Braache nicht geſömmert wird, ſolches muß durch drey- bis viermaliges Pflügen und ſtarkes Düngen zum Tragen der Winterfrüchte vorbereitet werden.

Nun zur Tabelle. Hier findet man den Toback in der erſten Art, unter die Winterfrüchte. Er iſt keine Winterfrucht, verlangt aber recht gutes ſtark gedüngtes Land. Er kann in gutem Boden, der noch in der Beſſerung iſt, auch gut fortkommen. Man laſſe es ſich aber zur Hauptregel dienen, daß der Toback, der ſo oft von frühzeitigen Fröſten überfallen und verdorben wird, wenn er in friſchem Miſte ſtehet, dem Froſte eher widerſtehet, und von ihm am wenigſten beſchädiget wird. Sonſt wird der Toback am liebſten in der Sömmerung geſäet, wodurch der Acker ſehr geſchickt wird, unmittelbar darauf guten Waizen oder Roggen zu tragen. Man ſieht in der zweyten Columne, daß dreymal auf einander Roggen angeſetzet worden. Er wird beſſer nach Rübſaat und Raps, als nach Waizen, gedeihen, Gerſte beſſer nach Waizen und Roggen, als Sommerwaizen nach Dinkel, welcher eine zu gleichartige Frucht des Waizens iſt. Dem Dinkel wäre Sommerrübſen beſſer nachzuordnen geweſen.

In der dritten Columne folgen Schotengewächſe gedeihlicher auf Gerſte, als der Haber, welcher der Gerſte ſich ungleich mehr nähert. Je weiter die Feldfrüch-

früchte in der Aehnlichkeit von einander entfernet ſind, deſto gedeihlicher werden ſie in der unmittelbaren Folge auf einander abgewechſelt. Ein nie zu vergeſſendes Axiom!

Die vierte Columne zeiget die Sömmerung, bey welcher diejenigen unter den benannten Feldfrüchten erwählet werden, welche nach der Erfahrung jeder Gegend die beſten ſind.

Es kann in ſtarkem Boden geſchehen, daß, da der Acker, beſage der Tabelle, nur alle vier Jahre einmal ſo düchtig gedünget werden ſoll, daß es bey den, auf die erſte Art folgenden, Trachten gar nicht mehr nöthig iſt, die Erbſen, Wicken und Linſen davon zu ſehr ins Stroh wachſen, umfallen, und faulen; da man denn, ſtatt ihrer, ſolche Gewächſe nehmen muß, die nicht umfallen können, als Kraut, Rüben, Hanf, Pferdebohnen, Ertüffeln u. ſ. f. Hirſe wird niemals gut in ſtarkem Boden gerathen. Lieber Mohn, welcher nebſt dem Leine und manchen Handelskräutern in der Tabelle ausgelaſſen iſt.

Mittelboden nach dem Eckhart.			
1te Art.	2te Art.	3te Art.	4te Art.
W.	Winterroggen.	Haber.	in
Rübſaat.	Hirſe.	Gerſte.	Miſt.
Winterroggen.	Gerſte.	Buchwaizen.	Erbſen.
Som̃erroggen.	Erbſen.	Erbſen.	Linſen.
Som̃erwaizen.	Wicken.	Wicken.	Wicken
Toback.	Linſen.	Hanf.	Rüben.
Gerſte.	Toback.		Kraut.
Hirſe.	Leinſaat.		
Som̃errübſaat.	Bohnen.		

Für einen Mittelboden iſt die vierartige Einrichtung der Felder nicht völlig die beſte, und die dreyartige vorzuziehen, da man im Winterfelde gar keine Sommerfrüchte hat. Wo aber jene vorhanden, und davon nicht abzukommen iſt, da muß man obſtehende Tabelle, wie bey der vorhergehenden ſchon erinnert worden, in der Maaße befolgen, daß keine Feldfrucht einer und eben derſelben Art zweymal hinter einander auf dem Acker geſäet werde. Da nun beſage dieſer Tabelle in der zweyten Art Winterroggen ſtehet, ſo müßte ſelbiger nicht auf den Roggen der erſten Art folgen; auch nicht auf Sommerroggen und Sommerwaizen, auſſer im Nothfalle. Er würde alſo auf folgende Früchte der erſten Columne mit Vortheil folgen; Lein, Toback, Hirſe, Sommerrübſaat.

Wo Sommerwaizen wachſen ſoll, da könnte beſſer Winterwaizen ſtehen, wenn beſonders Toback vorhergegangen, ingleichen Lein, wenn ſelbiger in Miſt gekommen, und der Acker dazu gegraben worden. Auch Ertüffeln, falls ſie in der 4ten Art und in Miſt, alſo in der Sömmerung geweſen, können vortheilhaft mit Winterwaizen abgewechſelt werden. Ein gleiches hat man vom Kraute, oder weiſſen Kohle, der in der vierten Art geſtanden, zu erwarten.

In vielen Gegenden, die man im Mittelboden krautartig nennet, weil die Unkräuter allerley Art darin zu Hauſe gehören, und ſehr wuchern, ſäet man ungern Sommerwaizen und Sommerroggen, indem ſie, wie der gemeine Mann ſagt, das Land zu ſehr auszehren. Dieſes kömmt aber daher, daß ſie unter und neben ſich die mancherley Arten vom Unkraut, als Windhalm, Kamillen, Hederich u. dergl. nicht verblüſchen, welches mehr von Hülſenfrüchten geſchiehet.

Es

Es ſind auch Gegenden im Mittelboden, die den Ueberſchwemmungen des Winters ſehr ausgeſetzt ſind, und daher lieber Sommerroggen und Sommerwaizen als Winterfrucht ſäen. Da ſie aber entweder Hülſenfrüchte in der Sömmerung oder Lein, bey deſſen Jäten das Land vom Unkraute ſehr befreyet wird, vorhergehen laſſen, ſo iſt der Anbau vorgedachter Sommergetreydearten daſelbſt minder unvortheilhaft. Mit mehrerm Nutzen wird der Sommerroggen im Sande, der nicht zum Unkraute geneigt iſt, im friſchen Miſte geſäet, welcher deſto beſſer geräth, je früher im Jahre die Ausſaat, im März, oder bey offenem Wetter, ſchon im Hornung, unternommen wird. Dieſe Saat gelinget ſogar daſelbſt, wenn Winterroggen vorhergegangen, aber nur der Acker, der zuvor nicht geſtoppelt oder geſtürzet worden, friſch gemiſtet, und ſolcher Sommerroggen nur einjährig beſtellet wird.

Die Leinſaat in der zweyten Art ſcheint für die wenigſten Länder zu paſſen, in denen die Flachsäcker gegraben und folglich auch gedünget werden müſſen, ſo wie es bey mir in einem Umfange von mehr als vier Meilen geſchehen muß. Es wird daher das Leinland am beſten, zur Verbeſſerung obiger Tabelle, in die vierte Art zu bringen ſeyn. Bey mir iſt dreyartiges Feld, welches, als Moorland, zugleich krautartig iſt. Wenn der Waizenacker nicht mehr gut tragen will, ſo iſt eine Leinſaat für ihn das zuverläſſigſte Verbeſſerungsmittel, weil 1) dazu ſtark gedünget; 2) das Leinland gegraben und gewietet oder gejätet wird. Hierauf erwächſet der allerbeſte Waizen, und im folgenden Jahre die beſte große Gerſte, beydes ohne Miſt. Ja noch im vierten und fünften Jahre darauf beweiſet noch vorgedachte Leinſaat ihre gute Würkung bey der Waizen- und Gerſtenſaat, ſo, daß man dergleichen Ackerſtücke vor andern immer noch

vor-

voraus kennen kann, indem ſie beſſern Waizen und Gerſte erwachſen laſſen, als da, wo in längerer Zeit keine Leinſaat hingekommen. Man hat hieſelbſt ſogar den gerühmten Nutzen auch dann zu hoffen, wenn ſchon der Lein im Sommerfelde geweſen, und darauf der Acker in der Braache zur Weide des Viehes in Ruhe gelegen.

Mit der Hirſe hat es hieſelbſt gleiche Bewandniß. Sie wird in der Braache, oder im Sommerfelde im beſten Roggenlande geſäet, dazu gemiſtet, und das Land gegraben, worauf der beſte Roggen, und ſodann Haber, in eben der Maaße, als zuvor vom Waizen und Gerſte geſagt worden, erfolgen. Daß aber in der Tabelle ſich Hirſe in der zweyten Art befindet, iſt nicht bey vierartigen Feldern ohne höchſte Noth nachzuahmen, indem dieſe Feldfrucht, wenn ſchon dazu der Acker nicht gegraben, ſondern nur gepflüget wird, viel Mühe erfordert. Sie muß, wenn was rechtes daraus werden ſoll, doch zweymal gejätet werden, worzu an den meiſten Oertern die Zeit fehlen würde, da die Tabelle dahin zu zielen ſcheint, daß recht viel geſäet werden ſolle, weil ſie in zwey Arten angeſetzet worden. Es wird daher, wie bey dreyartigen Feldern, am gerathenſten ſeyn, die Hirſe im Sommerfelde, oder in der Sömmerung, alſo nach dieſer Tabelle, in der dritten und vierten Art, zu ſäen, um hierauf recht guten Roggen zu erbauen.

Die Ertüffeln fehlen in der ganzen Tabelle, und gerathen doch im Mittelboden beſſer, als im ſtarken. Sie müßten alſo hier in der vierten Art eingeſchaltet werden, weil ſehr guter Roggen oder Waizen darauf erfolget, indem das Ertüffelland von wegen des Hackens ſehr durchgearbeitet, auch zugleich damit vom Unkraut befreyet wird.

Wenn

Wenn Bohnen, und die man gemeiniglich Pferdebohnen nennet, weil ſie nicht zur Menſchenſpeiſe, ſondern zum Viehfutter, beſonders für die Pferde gebraucht werden, in krautartigen Aeckern geſäet werden, ſo werden dieſe davon auf viele Jahre verdorben; es wäre denn, daß man ſie ausjäten, oder behacken, und hiemit vom Unkraute befreyen wollte. Wenn Wicken darunter geſäet werden, ſo wird das Unkraut mehr zurückgehalten oder unterdrückt; es iſt aber das Trocknen dieſer Mengefrucht ſehr mißlich, indem die Bohnen, wegen ihrer dicken Stängel ungleich länger zum Trocknen auf dem Schwad liegen müſſen, wovon die untergemengten Wicken in naſſer Witterung entweder ihre Blätter, als den beſten Theil des Futters nach den Körnern, verlieren, oder verfaulen, oder die Körner aus den aufſpringenden Schoten können auslaufen laſſen.

Der Hanf, der in der Tabelle in der dritten Art ſtehet, würde beſſer in die vierte Art geordnet, weil auf den Hanfacker, der gemeiniglich fünf- bis achtmal gepflüget wird, der beſte Waizen erwachſen kann. So gehöret auch der Hanf unter die Feldfrüchte, der recht vielen Miſt vertragen kann, ohne davon ſich umzulegen. Er kann daher bey ſolcher Einrichtung, worauf ſich die Tabelle beziehet, in der Sömmerung wohl da den Hülſenfrüchten vorzuziehen ſeyn, wo ſie nur ins Stroh, aber nicht in die Körner, wachſen, wenn das Land nur alle vier Jahr gemiſtet werden ſoll, und ſelbige, nach der Tabelle, im Miſte doch ſtehen ſollten.

Der Mohn hätte in dieſer Tabelle in der vierten Art einen Platz verdienet, weil er im Mittelboden ſehr gut zu gerathen pflegt.

Leich-

Leichter Boden.			
1te Art.	2te Art.	3te Art.	4te Art.
Roggen. Toback. Hirſe. Somerrübſaat. Gerſte. Erbſen. Kraut.	Hirſe. Haber. Heydekorn Lein. Ertüffeln.	Haber. Heydekorn.	

Kann man die vierartige Ackereintheilung im Mittelboden allenfalls noch gelten laſſen, ſo iſt doch die im leichten Boden auf keinerley Weiſe zu rechtfertigen, und ſie müßte, wo ſie obwaltet, ſchlechterdings auf eine dreyartige zurückgeführet werden. Wo aber lokaliſche Umſtände ſolches erſchweren, und dabey geblieben werden ſoll, ſo müßten doch die zu erbauende Fruchtarten anders und beſſer geordnet werden.

Wenn, wie es die Tabelle mit ſich bringet, der Acker nicht ſo ſchlecht iſt, daß er einer ſechs- bis neunjährigen Ruhe bedarf, um darauf wieder Roggen erbauen zu können, ſo könnte den, an dieſe vierartige Eintheilung gebundenen, Oertern, oder Gegenden, in Abſicht der Braache ſo geholfen werden, daß ſie ſolche nicht in einem einzigen Felde, ſondern in zwey Feldern, anlegten, und hiemit eine Sömmerung erhielten, ohne im Grunde von der Quantität der Huthweide auf der Braache eine einzige Quadratruthe zu verlieren. Denn was ſie zur Sömmerung aus dem vierten Felde nach der Tabelle abgeben, das bekommen ſie aus dem dritten Felde, oder der dritten Abtheilung wieder. Ja, da die Felder gemeiniglich ſelten einer-

ley

ley Güte ſind, ſo könnten ſie zur Braache, und Huthweide auf derſelben, was aus der zweyten Art, oder zweyten Abtheilung, noch in der Maaße ſo viel dazu nehmen, daß ſie, wenn die Morgenzahl aus den drey Abtheilungen zuſammen genommen wird, immer ſo viel Braache zu behüthen haben, als ſie bisher nur allein in der vierten Abtheilung gehabt haben. Wir wollen aber nur bey der erſten Verbeſſerung dieſer vierartigen Ackereintheilung beſtehen bleiben, und hiervon folgende Tabellen darſtellen, worin die Abwechſelung der Kornfrüchte aufs ſchicklichſte geordnet iſt.

1783.	1784.	1785.	1786.
Sömerung.	Sömerung.	Roggen.	Gerſte.
Braache.	Braache.	Roggen	Haber.

1788.	1790.	1791.	1792.
Braache.	Braache.	Roggen.	Gerſte.
Sömerung.	Sömerung.	Roggen.	Haber.

1793.	1794.	1795.	1796.
Sömerung.	Sömerung.	Roggen.	Gerſte
Braache	Braache.	Roggen.	Haber.

Aus dieſer Tabelle ſieht man nun, wie die Sömmerungen in der Braache ſo folgen, daß die Theile, oder die Hälften der Braache, die in den Jahren 1783 und 84 geſömmert worden, in den Jahren 1788 und 90, von den andern Theilen oder Hälften der Braache zur Sömmerung abgelöſet werden, in den Jahren 1793 und 94 aber ihre erſte Beſtimmung wieder erlangen.

Zur

Zur Sömmerung würde nun aus bereits oben angeführten Gründen zu nehmen ſeyn, Lein, Hirſe, Ertüffeln, Kraut, Erbſen, Wicken, Linſen, Sommerrübſen, Toback, Hanf. Denn wo Lein wächſet, da muß auch Hanf wachſen. In einem Boden aber, auf welchem Toback wächſet, da kann auch Winterrübſen in der erſten Art erbauet werden. Hieraus entſtünde nun folgende Tabelle.

Leichter Boden.			
1te Art.	2te Art.	3te Art.	4te Art.
Winterroggen. Winterrübſen.	Sommerroggen. Gerſte. Sommerrübſen.	Haber. Heydek. Sommerroggen.	Lein. Hirſe. Toback. Kraut. Hülſenfrüchte. Hanf.

Die Leſer müſſen ſich hier nicht wundern, daß in dieſen Tabellen dem Klee, oder künſtlichen Gräſern, kein Platz angewieſen worden. Es wird hiervon an ſeinem Orte ausführlich geredet werden, indem man bisher nur einzig und allein den Unterricht von den unter uns gewöhnlichſten Feldeintheilungen, nebſt den davon entſtehenden Benennungen, geben wollen. Und wenn dabey die beſchriebenen Feldeintheilungen beurtheilet, und in Anſehung der abzuwechſelnden Früchte hauptſächlich berichtet worden, ſo hat man ſeine Abſicht auf angehende unerfahrne Landwirthe fürnehmlich gehabt, damit ſie theils ihre bisherige Behandlungsarten des Ackers darnach prüfen oder abändern, theils, wenn ſie Nachahmer dieſer oder jener Ackerart, wenn ſie davon hören, oder ſolche ſehen,

ſeyn

ſeyn wollen, das beſte herausnehmen, und bey ſich anwenden mögen.

So habe ich auch meine Meynung über die Beybehaltung oder Abſchaffung der Braache noch nicht geſagt, da manche Schriftſteller vom Anſehen auf die Abſchaffung derſelben dringen.

Daß die Braache, ohne auf ihre Nothwendigkeit zur Huthweide zu ſehen, nach der mehrern oder geringern Bedürfniß des Bodens zur Hervorbringung beſſerer Winterfrüchte geſchickt ſey, ſolches erhellet theils aus ihrem durchgängigen Daſeyn von Alters her, theils daraus, daß man ihr nur die Erzeugung der Winterfrüchte bisher meiſtens allein anvertrauet, als welche beſſer in geruheten, als ungeruheten, Feldern zu gerathen pflegen, es ſey denn, daß man letztern durch eine beſondere Cultur, wenn der Boden ſolche verſtattet, und wovon hernach die Rede ſeyn wird, zu Hülfe komme.

Einer der älteſten Naturkundiger hat ſchon den Nutzen der Braachen beobachtet, und davon geſagt: Arva alternis annis ceſſare cupiunt. Plin.

Wenn die Braachen, nach oben beygebrachten Tabellen, beſonders nach der allerletzten, ſtark und ſo geſömmert werden, daß nur immer in vierartigen Feldern, die zwey letztern, oder das dritte und vierte Feld, jedes zur Hälfte, oder in ſolchen Theilen zur Braache ausgewählet, und die beſten Theile davon zur Sömmerung, die ſchlechtern aber zur Ruhe, oder Grastragen beſtimmet werden, ſo kann man mit einer ſolchen Einrichtung alles ausrichten, was berühmte Schriftſteller zur Verbeſſerung und Aufnahme des Ackerbaues gewünſchet.

Man kann überhaupt in Anſehung aller und jeder Aecker auch nach eingeführteu Culturen, nach dem Rathe derjenigen, die auf die gänzliche Abſchaffung

der Braachen dringen, nicht ſo gerade zu ſagen, daß die niemals braachliegenden Aecker mehr einbrächten, als die andern. Bey mir und in einem Umfange von 4 Meilen iſt die mehr, als hundertjährige Erfahrung gänzlich dawider. Denn neben dem, was in meiner Nachbarſchaft auch ſo iſt, will ich nur von dem dreyartigen Felde meines Wohnorts den Beweis hernehmen. Auſſer dem dreyartigen Felde haben wir auf beyden Seiten des Dorfs, ganz nahe, zwey Ackerſchläge, die Jahrfelder, oder ſolche ſind, die Jahr für Jahr ohne Ruhe bearbeitet und beſäet werden. In dieſen Schlägen wird, wie in dem Artfelde, mit allerley Feldfrüchten, als Lein, Mohn, Ertüffeln, Erbſen, Wicken, Linſen u. ſ. f. abgewechſelt, und jedesmal zu jeder Frucht, auſſer nur nicht, wenn Lein und Ertüffeln, wozu auch gedünget, neben dem auch das Land gegraben worden, vorangegangen, gedünget. Wenn wir aber nach der ökonomiſchen Umwechſelung der Früchte wieder an den Waizen, und Gerſte darauf, kommen, ſo haben wir, nach Proportion der Ausſaat doch weniger Mandeln, als auf dem unmittelbar daran ſtoſſenden Artfelde von gleicher innerer Güte. Den meiſten Ausfall aber haben wir in Anſehung des Scheffelns oder Schüttens der Körner von den Mandeln der Jahrfelder, indem ſie wenigſtens ein Viertheil weniger ſcheffeln, oder Körner beym Ausdruſche geben, als die Mandeln gleicher Fruchtarten aus dem Artfelde. Mit dem Flachſe iſt es noch ſchlechter. Von einer gleichen Anzahl Bunde erhält man ein Drittheil weniger am Gewichte, als von dem aus dem Artfelde. Man wird aber an den geſagten noch nicht genug haben, ſondern die allernächſte Urſach hievon wiſſen wollen. Hier iſt ſie. In hieſigen Gegenden iſt die Ackerwinde mit pfeilförmigen ſpitzigen Blättern und einzelnen Blumen,

oder wie ſie provinzialiſch bey uns heißt, Päthewinde, Convolvulus arvenſis Linn. das gemeinſte Unkraut auf den Aeckern. Die ausdaurende Wurzel dieſer Winde geht theils ſehr tief in die Erde, theils mit ihrem Auslaufen zur Seite, vermehrt ſich ungemein, und jedes abgeriſſene Stückchen wird zu einem neuen Stocke, wenn es nur die Erde erreichen kann. Die Stängel kriechen auf der Erde hin in der Braache, weil ſie nichts finden, woran ſie ſich halten können, ſind auch ſodann ganz ſchwach, ſehr kurz, mit magern, kleinen unanſehnlichen Blättern. Finden aber die Stängel ein Gewächs, fürnehmlich in lockerm Erdreiche, woran ſie ſich anhalten können, ſo winden ſie ſich daran in die Höhe und überweg, und werden alſo wohl zehn- bis funfzehnmal länger, als wenn ſie kriechen, ſo wie auch die Blätter beym Steigen theils häufiger, theils drey- bis viermal größer werden. Wann nun Waizen und Gerſte unter den hier gewöhnlichen Feldfrüchten am längſten wachſen, ſo wuchert die Winde auch darunter am meiſten, macht aber eben hiemit, daß die Kornfrüchte weniger ergiebig ausfallen, weil ſie ihre Nahrung zu ſehr mit dieſem Unkraute theilen müſſen. Daß aber eben dieſe Winde in den Artfeldern die Kornfrüchte weniger entkräftet, kömmt theils daher, daß ſie, wie eben geſagt worden, in der Braache ſelbſt ſchwach iſt, dagegen ſie in den Jahrfeldern immer bey vollen Kräften bleibet, und durch das alljährige Bearbeiten beſtändig mittelſt der abgeriſſenen Stücken von der alten Wurzel neue Stöcke anſetzet, folglich ſich bey jedesmaligem Pflügen immer vervielfältiget; theils aber werden die Wurzeln ſowohl in den Artfeldern alle Jahre nach der Aerndte, als auch in der Braache, von den Schweinen, die ſodann darauf gehütet werden, vermindert, als welche nach den Wurzeln in der Erde

wühlen, ſie aufſuchen und begierigſt faſſen. Beym Anfange meiner Wirthſchaft, da ich noch nicht Erfahrung oder Kenntniß genug von dieſem Unkraute hatte, nahm ichs mir für, dieſe Winde durchaus auszurotten, und gab den Acker im Jahrfelde an Taglöhner umſonſt, daß ſie ihn recht tief graben, die Windewurzeln herausnehmen, und ſodann ſich Früchte nach Belieben darauf erbauen ſollten, als wozu ihnen auch den Dünger unentgeldlich dargab. Sie thaten alles mögliche, und von einem Flecke, worauf ein Scheffel Ausſaat einfällt, bekam ich einen ganzen gehäuften Miſtwagen voll Wurzeln. Mit der Zeit ſahe aber wohl, daß die Arbeit vergeblich ſey, da jedes abgeriſſene Stückchen der Wurzel, welches bey der großen Menge und Tiefe nicht vermieden werden kann, aufs neue austrieb. Die alten Wurzeln des Jahrfeldes ſind eines kleinen Fingers dicke, und gehen ein bis zwey Fuß tief in gleicher Dicke herunter in die Erde, worauf ſie dünner und feiner werden. In den Artfeldern aber, die unmittelbar an den Jahrfeldern anſtoſſen, findet man die Wurzeln nur in der Dicke des Kiels von einer Taubenfeder. — So können es nun andre Unkräuter mehr ſeyn, welche durch die Braache zu geringern Kräften kommen, mithin den Feldfrüchten weniger Abbruch thun können. Denn ich muß der Winde ſofort bey mir noch den **Windhalm**, Ackerſchniele, Ackerſtraußgras, Gramen ſegetum panicula arundinacea C. B. P. Aira ceſpitoſa Linn. an die Seite ſetzen.

Dieſer Windhalm iſt in hieſigen Gegenden, weil ſie niedrig liegen, ſehr zu Hauſe, hat eine ausdaurende Wurzel, die flatterhaft und ſehr fein iſt. Der geringſte davon abgeriſſene Theil macht ſich im Acker ebenfalls zu einer beſondern Wurzel, und ſtaudet in vielen Nebenſproſſen hervor. Hiezu kömmt noch, daß

der

der Windhalm hundert- bis tauſendfältigen Saamen träget, welchen der Wind auf dem Acker weit umher zerſtreuet. In naſſen Jahren kann er leicht die Oberhand gewinnen, und die Winterfrüchte vornämlich, zu Zeiten aber auch nebſt andern Sommerfrüchten auch die Hülſenfrüchte, ſo unter ſich erſticken, daß ſie, zwar am Strohe lang genug, doch an die vier Fünftheile weniger Körner ertragen. Hier findet es ſich nun, daß in naſſen Jahren die Jahrfelder noch einmal ſoviel Windhalm, als die Artfelder haben. Die Urſach hiervon iſt nun die nämliche, die zuvor in Anſehung der Winde beygebracht worden. Woraus man denn erſehen kann, daß für ſehr viele Länder die Braache doch nützlich, und diejenigen Ackerſyſteme ſodann vorzuziehen, welche eine Art von Braache oder Ruhe nach einer gewiſſen Ordnung enthalten, und ſich hierinn den vorhin beſchriebenen gemeinen Bauarten mehr, oder weniger, nähern. Damit aber die Leſer von den verſchiedenen Ackerſyſtemen eine gründliche Einſicht erlangen mögen, ſo will ich diejenigen, die unter uns Deutſchen den meiſten Beyfall bisher gefunden, herſetzen, und zwar ſo, wie ſie in des berühmten Herrn Sprengers Anfangsgründen des Feldbaues gefunden werden, weil ſie alles Weſentliche in der beſten Ordnung und Kürze darſtellen. Ich werde aber auch einige Erklärungen und Beurtheilungen in Parentheſen einſchalten, damit theils den Leſern nichts unverſtändlich bleibe, theils aber auch das, was mehr oder weniger anwendbar iſt, bemerkt werde.

8) Ackerſyſtem des Camillo Tarello.

Man kann das Syſtem des Tarello gleichſam als die Mutter, oder den Grund mancher folgenden Bauarten anſehen, weßhalb, da es zumal den mei-

ſten folgenden im Alter noch vorgehet, ihm den erſten Platz einräume. M. Camillo *Tarello* di Lonato, ein Venetianer, ward wegen der Angabe ſeines Ackerſyſtems von ſeinen Obern ſtattlich belohnet, und es hat zum fürnehmſten Grunde dieſes, daß es durch beſſere Bearbeitung in einer zweyjährigen Braachzeit, durch mehr Ruhe, die man den Feldern durch Grasliegen giebt, und durch ein dünneres Säen den Ackerbau verbeſſern will, ſo daß man ⅔ Saamen erſpare, bey wenigerer Arbeit, Koſten und Mühe das Unkraut beſſer vertilgen, mehr Stroh, Heu und grün Futter habe, folglich mehr Vieh, mehrern Nutzen und Dünger davon erhalte.

Es geht aber dieſe Bauart 1) auf das bisher geweſene Ackerfeld; 2) auf die bisher beym Guthe geweſene Wieſen.

I. Tarello will, daß man entweder einen jeden einzelnen Acker, oder ſein ganzes Ackerfeld in zwey gleiche Theile theile.

1) die erſte Hälfte wird als Getreydeland beybehalten, und wieder in zwey gleiche Theile getheilet, wovon der eine mit Getreyde angeſäet, der andre aber gebraachet wird. (Hier heißt Braache nicht Ruhe, ſondern Pflügen.)

a) Dieſe Braache pflügt man 8mal bis zur Saat, auſſer der Boden ſey ſehr leicht. Jedes Pflügen nimmt man zu trockner Zeit vor. Man fängt mit dem erſten Pflügen wenigſtens 10 Monathe vor der Einſaat, alſo im Herbſte an, fährt im Frühlinge fort, ſo, daß man gegen das Ende des Maymonaths 4mal gepflügt hat, und im Sommer bis zur Winterſaat hin nur noch 4mal zu ackern hat, welches nicht mehr mühſam iſt. (In ſofern iſt das letzte Pflügen nicht

nicht mehr mühſam, daß der Acker nicht mehr ſo ſchwer dem Zugviehe zu bearbeiten, als bey den vorhergehenden Pflugarten, iſt, indem er, je öfter er gepflüget wird, deſto loſer und dem Pfluge deſto mehr trennbarer wird.

Ich erinnere mich hiebey in Du Hamels Schriften geleſen zu haben, daß ſein Pachter durch öfters Pflügen ſeine Vorgänger und Nachbaren ſo ſehr übertroffen und den Ackerertrag hiemit ſich verdoppelt habe. Ich bitte daher beſonders diejenigen meiner Leſer, die zur Aufhebung der Gemeinheiten nicht gelangen können, daß ſie ein öfteres Pflügen, als das gewöhnliche ihres Orts iſt, als ein Mittel anſehen und gebrauchen mögen, ihren Ackerertrag ſehr zu vermehren. Beſonders müſſen diejenigen Landwirthe, die mit dem Dünger zu den Winterfrüchten nicht herum kommen können, ſich dieſes wohl geſagt ſeyn laſſen. Sie können den Mangel des Miſtes einigermaßen damit erſetzen. Denn wer kann es ihnen bey der bisherigen Gemeinheit verwehren, wenn einmal der Anfang gemacht worden, zu braachen, in der Folge diejenigen Ackerſtücke zwey- bis dreymal öfter zu pflügen, als es von ihren Mitgenoſſen geſchiehet. Eine Ausnahme von dieſer Ackerregel würde nur in ſehr ſchlechtem Boden ſtatt finden, der durch allzuöfters Pflügen freylich mehr verſchlimmert, als verbeſſert wird.)

b) Nach dem ſiebenden Pflügen düngt man den Acker, aber mit allem dem Miſt, den ſonſt der ganze Acker empfangen hat, von dem man jetzt nach Nr. I. nur die Hälfte braachet. (Dieſe Art zu düngen iſt nur in ſtarkem, ſehr feſtem, Boden und mit Vorſicht anzurathen, allenfalls nicht ohne kleine Verſuche erſt zu erfahren, wie viel Dünger ein Acker vertragen kann, ohne daß das Wintergetreyde um-

falle, weßhalb Reichhart in ſeinem Ackerſyſtem in der erſten Art, das heißt in friſch und ſtark gedüngtem Acker erſt ſogenannte Gartenfrüchte, oder Küchengewächſe, vorangehen läßt, die von dem mehrern, auf viele Jahre hinaus reichen ſollenden, uud mit einmal aufgelegteu Dünger nicht übertrieben werden können. In mildem, nicht ſonderlich feſtem, Boden iſt es überall rathſam, den Dünger nicht auf einmal aufzulegen, ſondern es nach und nach für die abgewechſelten Feldfrüchte zu thun. Und dieſes nicht blos in Anſehung des Roggens allein, ſondern auch des Waizens. Denn ob man leztern ſchon theils durch das Behüten im Winter mit den Schaafen, meiſtens aber durch das ſogenannte Schröpfen im Frühjahre zu Hülfe kommen, und damit ſein Zulagergehen, oder Umfallen, abwenden kann, ſo iſt es doch von mir ſattſam erprobet, daß derjenige Waizen, der ohne Schröpfen, ſich gerade und ungelagert halten können, wenigſtens um ein Viertheil beſſer ſcheffele, oder ſchütte, als derjenige, der durch vorhergegangenes Schröpfen zum Gerade bleiben eingeleitet worden. Oft beträgt ſolcher Unterſchied ſogar ein Drittheil im Körnerertrage, welcher durch die Waizenſchröppe, als Viehfutter betrachtet, bey weitem nicht erſetzet wird. Dieſerhalb thut man am beſten, wenn man ſo zum Waizen dünget, daß er nicht zu Lager gehen könne, und den, dem Acker zukommenden, Miſt ſo vertheilet, daß ein Theil, oder, wie es die eigenen Verſuche ausweiſen ſollen, die Hälfte deſſelben nach der Waizenärndte, dem darauf folgenden Sommergetreyde gegeben werde.)

c) Man beſäet ihn hierauf mit Saamen aus ſelbiger Gegend, und zwar nur mit $\frac{2}{3}$ der auf einen ſolchen Platz ſonſt gewöhnlich geſäeten Menge. Alle Braache beſäet man mit Wintergetreyde. (Hier hat

es

es dem Urheber dieſer Bauart wohl an der Erfahrung gemangelt, nach welcher der Gebrauch eines fremden, oder von andern Orten hergenommenen Saamens ſehr zuträglich ſeyn kann. Nach ſo häufigen Erfahrungen iſt fremder Saamen ſehr anzurathen. Dieſes will nicht nur ſagen, daß man, wie es jeder von ſelbſt ſchon einſehen wird, reinen Saamen von andern Orten hernehmen ſolle, wenn man ſeines Orts keinen reinen haben kann, da z. B. in manchen Gegenden beſtändig Trespe und Raden unter dem Wintergetreyde, ſo wie Lolch und Hederichſaamen unter dem Sommergetreyde gefunden werden; ſondern daß man auch, wenn man den zwar reinſten Saamen hätte, doch ſelbigen mit fremden vertauſche. Es iſt nicht zu ſagen, was dieſes für viele Aecker für ein Vortheil ſey, und den Kornertrag vermehre. Aber man muß zuvor auch erſt in Kleinem Verſuche mit fremden Korne, am allermeiſten mit dem Roggen, gemacht haben, indem nicht jede Vertauſchung ohne Unterſchied gut einſchlägt. In hieſiger Gegend kennen wir ſchon die benachbarten Dörfer des Flämings, von welchen der Roggen bey uns gut und beſſer, als der einheimiſche, einſchlägt. In eben dem vorigen 1782ſten Jahre konnten wir hier herum den Beweis hiervon häufig vor Augen ſehen. A. 1781 hatten die Mayfröſte unſern Roggen ſo ſehr verdorben, daß wir neue Saat ankaufen mußten. Hierdurch ward er in der Nachbarſchaft bald ſo rar, daß viele Ackerwirthe höher auf den Fläming herauf gehen, und ſich von ſolchen Aeckern Saamen hohlen mußten, die ungleich kälter ſind, als diejenigen, von welchen wir den Roggen ſeit langer Zeit erprobet hatten. Der Saamen von den kältern Aeckern gieng auf unſerm ungleich warmen Boden faſt acht Tage ſpäter auf, als derjenige, der von wärmern Flämingsdörfern war ausgeſäet worden. Er

wuchs auch im Herbſte nicht recht fort, blieb kurz, und beſtaudete ſich gar nicht, welches doch von der andern Saat geſchahe. So verhielt ſich ſolcher Roggen den ganzen Frühling hindurch, ſo daß er zur Aerndtezeit nicht nur faſt eine Viertelelle kürzer, als jene war, ſondern auch weit dünner geblieben war, und dieſerhalb ein Viertheil Mandeln oder Garben weniger gab. Schon lange zuvor hatte man es geſehen, daß Ackerwirthe in der Nachbarſchaft, mit Umtauſchung des Saamens von der Ferne her, ſich ſo ſehr geſchadet, daß der Roggen hiervon noch in der dritten Zeugung kürzer blieb, als der einheimiſche. Will man daher die gewiß anſehnlichen Vortheile von der Umtauſchung des Saamens haben, ſo muß man erſt kleine Verſuche machen, und Acht geben, welcher Saamen aus der Fremde gut thue.

Ueber das Dicke- und Dünneſäen iſt viel Zwiſtigkeit ſowohl unter Oekonomen ſelbſt, als unter den Schriftſtellern, die alle mit einander Unrecht haben, wenn ſie das eine oder das andere ſo gerade zu ohne Ausnahme bejahen oder verneinen. Es kömmt freylich eine ziemliche Summe heraus, wenn man, wie hier in dem Tarelleiſchem Ackerſyſtem gefordert wird, ⅗ der Auſſaat erſparen könnte. Es würde aber bey mir leicht eintreffen: Wer kärglich ſäet, wird kärglich ärndten.

Wenn der Acker recht klar und fein gearbeitet worden, ſo kann man wohl überhaupt im guten und Mittelboden annehmen, daß ein Morgen von 180 Rheinl. Quadratruthen 2 Berliner Scheffel Auſſaat, Erbſen, Wicken und Linſen aber nur 1 Scheffel erfordere. Viel weniger werden wir wohl nicht annehmen dürfen. Im leichten ſchlechten Boden aber könnte der Morgen wohl von 1½ bis zu 1 Scheffel genommen wer-

werden. Hieran hätte man nun in unſerm Lande ein allgemeines Maaß, ſo, daß, wenn ein Paar Mätzen darüber oder darunter genommen werden, ein dickes oder dünnes Ausſäen daraus entſtehet. Ein Maaß muß hier ſeyn, ſonſt wird zu weitſchweifig über Dicke- und Dünneſäen geſprochen. Nun können krautartige Aecker im Mittelboden ſowohl, als im guten ſeyn, wo man das Dünneſäen ſchlechterdings widerrathen muß. Denn wenn zu dünne geſäet wird, ſo läßt man dem Unkraute des Ackers zu viel Platz, daß es ſich ausbreitet, und das Korn entkräftet. Wird aber hier dicke geſäet, ſo wird zwar das Unkraut auch ſeyn. Allein es findet bey der Menge der Getreydepflanzen zu wenig Nahrung, als daß es frech werden, und das Korn unterdrücken oder aushungern ſollte. Das Gegentheil muß ihm vielmehr vom Getreyde wiederfahren.

So kann auch eine mißliche naßkalte Witterung bey ſpäter Herbſtſaat es wohl nothwendig machen, daß man dicker, als bey der frühen, ſäen muß, da zu beſorgen iſt, es möchte von der Näſſe, oder bald zu beſorgendem Froſte, viele Saat verderben, und ſelbige im Frühjahre zu dünne gefunden werden. So pflegt man auch wohl bey allzutrockner Witterung, wenn man befürchtet, es werde der Saamen nicht alle aufgehen können, etwas dicker, als ſonſt, zu ſäen. Es wird überhaupt jedem Landwirthe angerathen, daß er ſich am liebſten nach ſeinen eigenen Verſuchen richte, die Mittelſtraſſe hatte, und im Säen weder zu viel noch zu wenig thue, in ſeinem Saatregiſter aber alle Jahre das Maaß nebſt der jedesmaligen Witterung anzeichne, wie viel auf jedem Ackerſtücke die Einſaat geweſen, und was darauf gewonnen worden, um den Sämann darnach anzuweiſen, ob er beſtändig einerley Maaß halten, oder nach Erforderniß des mehr- oder

wenigen Düngers, der im Acker befindlichen Beſſerung, (der Kraft, die noch von einer vorhergegangenen Düngung im Acker ſeyn kann) ingleichen der Witterung bald dicker bald dünner, ſäen ſolle.

2) Die 2te Hälfte wird mit Klee u. dergl. Futterkräutern beſäet, alſo Grasland. Von dieſem Graslande reißt man wieder nach zwey Jahren die eine Hälfte gleich nach der Winterſaaat um, und macht ſie zur Braache, die man nach Nr. I. behandelt. Alsdann trägt ſie noch ſo viel als ein Land, das nicht 2 Jahre Kleeland war.

3) Dagegen aber macht man das, was nach Nr. I. Wintergetreyde getragen, wieder zu einem Kleefeld, indem man es gleich nach der Winterärndte, ſpäteſtens im October, tief, gut, und ohne Furchen ackert, im März wieder pflüget, und, wenn die Fröſte vorbey ſind, Klee ſäet, und ſo das Land wieder 2 Jahr ruhen läßt.

II. Die Wieſen ſolle man in 4 Theile eintheilen.

1) ¼ davon wird Ackerfeld. Man hebt den Waſen auf, verbrennt ihn, ſtreut die Aſche auf dem Platze herum, ackert hierauf tief, bauet im erſten Jahre Hirſe oder Roggen darauf, und in 4 folgenden Jahren Winterwaizen ohne Braache. Nach 5 Jahren wird dies Viertel wieder zur Wieſe, wie Nr. I. anweiſet, gemacht, da man Klee- und Heuſaamen vermengt ſäet. (In einem ſo warmen Klima, als die Lombardey iſt, können die Waſen, oder Raſen bald zum Verbrennen tüchtig werden. Bey uns gehöret längere Zeit dazu, und wenn wir Wieſen in Ackerland verwandeln wollen, ſo pflügen wir zum erſtenmal vor Michael, gleich nach der letzten Heuärndte den Raſen

flach

flach herum, und falls ſelbiger, nach Beſchaffenheit der frühern und wärmern Zeit, nachdem das erſte Pflügen geſchehen, dieſer Raſen verrottet, ſo wenden wir ihn wohl noch im ſpäten Herbſte um. Iſt aber dieſes nicht geſchehen, ſo wenden wir im folgenden Frühjahre, und kommen mit der Egge hinterher, um den umgewandten Waſen vollends zu zerreiſſen und zu zerſtücken. Dünkt uns ſodann dieſe Arbeit noch nicht hinreichend, ſo pflügen wir zum drittenmal, und haben ſodann an dem veralteten Raſen einen guten Dünger. Hierauf pflegen wir Lein, Hirſe, Heidekorn, Haber, Ertüffeln u. ſ. f. noch im Maymonathe darein zu ſäen, und nach ſolchen eingeärndteten Sommerfrüchten dieſes neu aufgeriſſene Land zu ſtürzen oder zu ſtoppeln, noch ein= oder mehrmal zu pflügen, und im Herbſte Winterkorn darin zu ſäen, daß es alſo des Verbrennens der Waſen, ſo uns zu langweilig und zu mühſam wird, bey uns nicht bedarf. Nicht zu gedenken, daß die Plätze, worauf die Törfe oder Raſen in Haufen gebracht, und verbrennet worden, im erſten Jahre gewiß, wo nicht länger, gerne kahl und unfruchtbar bleiben, wie man dergleichen noch immer unter uns bey unachtſamen Wirthen zu ſehen Gelegenheit hat, welche die Quecken, oder Graswurzeln, die aus dem Acker herausgeegget und zuſammengebracht worden, auf der Stelle verbrennen, oder verbrennen laſſen, da denn das Korn auf ſolchen Brandſtellen entweder ſehr zurückbleibt, oder wenn trockne Herbſte einfallen, gar keine Saat darauf aufgehet, und kahle Flecken daran vorſcheinen, welches guten Wirthen einen ſehr unangenehmen Hinblick verurſachet.

In 4 folgenden Jahren Winterwaizen zu ſäen, iſt, wie ſchon einmal erinnert worden, durchaus nicht nachzuahmen. Wir wechſeln weit vortheilhafter das

Wintergetreyde mit Sommergetreyde, und theils dieſes ſelbſt mit andern Arten, theils mit ſolchen Gewächſen, die kein Getreyde ſind, ab.)

2) Hierauf bricht man ein anderes Viertel auf, und behandelt es eben ſo.

3) In 20 Jahren iſt man mit allen 4 Vierteln herum, und fängt mit Umreiſſung des erſten Viertels wieder an. Nun verbrennt man den Waſen nicht mehr, ſondern zündet nur die Heuſtoppeln an, und ackert. (Wenn, wie vorhin geſagt worden, die Wieſen bey uns wieder umgeriſſen und zu Acker gemacht werden ſollen, ſo bedarf es auch der Anzündung der Heuſtoppeln, wenn welche vorhanden ſind, noch weniger, als des Verbrennens des Raſens. Wie wir die Kornſtoppeln unterpflügen, und ſie mit Nutzen unter der Erde veralten laſſen, ſo iſt ſolches in Anſehung der Heuſtoppeln eben ſo nützlich.)

4) Den Dünger, den man ſonſt auf die ganze Wieſe jährlich brachte, giebt man itzt den $\frac{3}{4}$ allein, die nicht umgebrochen ſind.

5) Wo man nicht das umgeriſſene Stück der Wieſen 5 Jahr an einander, ohne Braache, jährlich will oder kann Getreyde tragen laſſen, macht man aus allen Wieſen nicht 4, ſondern 5 — 6 Theile, und behandelt ſie eben ſo.

9) Herrn Probſt Lüders Ackerſyſtem.

Dieſes Syſtem empfiehlt ſich 1) durch ſeine Brauchbarkeit mit, und ohne, Braache, 2) durch die beſſere Bearbeitung des Bodens, ſorgfältiges Säen, durch die Arbeit, die man den Pflanzen nach dem Säen giebt, und noch einige aus den Regeln ſelbſt

zu

zu erſehende Vortheile. Alles kömmt hiebey darauf an, daß man durch ſchmales und flaches Herbſtpflügen ſich in den Stand ſetze, den Feldbau nach dem Laufe der Witterung und Beſchaffenheit des Bodens einzurichten. (Es werden wenig Leſer ſeyn, die nicht aus der Beſchreibung dieſes Syſtems ſich was herausnehmen ſollten, wenn ſie ſchon ſelbiges, nach ihrer beſondern Lage, im Ganzen nicht befolgen können.)

Es beruhet aber dieſes Syſtem auf folgenden Sätzen. „Der Saamen von allerley Art muß in einem „wohlzubereiteten guten Lande, zu rechter Zeit, und „in gehöriger Ordnung, bald höher, bald tiefer in „die Erde geleget, nachher, zu Verhütung aller Unfälle vorſichtig abgewartet, und demſelben fortgeholfen werden. Hieraus flieſſen **vier Grundregeln** „für den Anbau aller Feldfrüchte.

I. „Ehe man zum Säen ſchreitet, muß eine gründliche Vorbereitung des Bodens vorangehen, ſowohl „wenn man einen Grasboden umbricht, als wenn „man Stoppelfeld beackert, man mag ſie das erſtemal im Herbſt, oder Frühling umbrechen.“

Man muß alſo 1) im Herbſte, wofern nicht die Witterung ganz naß iſt, das Feld ganz flach ſtürzen, daß man im Frühling bey allen Witterungen den Boden **mürbe** machen, und zu rechter Zeit in der rechten Ordnung beſäen kann. 2) Man muß ſich bemühen, vor dem Anbau der Früchte eine gute Erde zu gewinnen, damit der Saame wohl zu liegen komme. (In hieſigen Gegenden hat man gleichfalls dieſes Principium, daß man bey Umreiſſung einer Wieſe oder eines Braachfeldes ganz flach nur ſtürze. Unterläßt man ſolches, und pflügt das erſtemal zu tief, ſo faulet theils der Raſen in der geſetzten Zeit gar nicht, oder

zu ſpät, theils wird auch das Wenden dem Zugviehe ſehr ſchwer; der Pflug ſpringt leicht aus, es entſtehen ſogenannte Rennebalken; es wird ein ungleiches Pflügen, der Pflüger muß ſich eben ſo ſehr, als das Zugvieh ohne Noth zermartern, und der Landmann kann in allen folgenden Pflugarten den Acker nicht ſchicklich gewinnen. Beym Wenden kann, wo es Noth thut, etwas tiefer mit dem Pflüge gegriffen werden, beym dritten Pflügen aber, folglich Stufenweiſe, noch tiefer.)

Gute Erde iſt ſolche, die, ihrem Weſen nach zu urtheilen, im Stande iſt, herzugeben, was man billig von ihr fordern kann, damit der Saame in ihr gut, das iſt, in ſolchen Erdtheilgen eingewickelt liegt, welche geſund und kräftig ſind, ihm Nahrung und Trieb zu verſchaffen. Hierzu dienet düngen, und ſo oft man ackert, ein flaches und ſchmales Pflügen, da man nur ſo tief, als die Wurzeln reichen, mithin etwa zwey Zoll tief, ackert, und die Furchen nur 6 — 7 Zoll breit macht. (Mit den ſchmalen Furchen kann man faſt durchgängig gut ackern und es wird hie wieder beſonders da gefehlet, wo etwa bey Hofe- oder Frohndienſten ein gewiſſes Maaß vom Acker zu beſtellen üblich iſt, oder der Acker um Lohn, oder Verdung, beſtellet wird. Da man bey dem Pflügen die Abſicht hat, die Erde klar oder mürbe zu machen, ſo dienen hiezu nur allein die ſchmalen Fahren oder Furchen. Hier iſt ein durch einmaliges Pflügen in ſchmale Furchen gelegter Acker beſſer, als ein, in breite Fahren dreymal gepflügter, Acker. In Anſehung des nicht tiefen Pflügens aber werden unten vorkommende Bauarten verſchiedentlich Ausnahme machen. Wo unter der Oberfläche des Ackers, z. E. oben Sand, 4 Zoll tief aber darunter guter Lehm iſt, da muß ſchlechterdings ſo tief gepflüget werden, um beſ=

beſſere Erde an die Oberfläche zu bringen, und ſolche mit dem Sande zu vermiſchen. So habe ich Amtleute gekannt, die in verſchiedenen Gegenden in dieſer Abſicht ſo tief pflügen lieſſen, daß ſie ihre Aerndten, gegen die ihrer Vorfahren, beynahe um ein Drittheil vergrößerten. Einer derſelben, der ſehr eifrig auf ein ſo tiefes Pflügen obbemeldeter Urſach halber hielt, aber nicht immer bey ſeinen Pflügern auf dem Felde gegenwärtig ſeyn konnte, hatte unten an ſeinem Spatzierſtocke gewiſſe Kerben, oder Einſchnitte, um damit in die mit Erde beym Herumpflügen bedeckte Furchen hineinzuſtoßen, und zu erforſchen, ob auch die Pflüger in ſeiner Abweſenheit die vorgeſchriebene Tiefe gehalten hätten. Bey mir iſt in manchen Waizenäckern unter einer ſchwarzen Moorerde nach einer Tiefe von nur 6 — 8 Zoll ganz weiſſer todter Sand, welcher die ſchwarze Erde, wenn ſie damit vermiſchet wird, auf viele Jahre lang ſo lange verdirbet, und minder fruchtbar machet, bis der weiſſe, durch tieferes Pflügen zu Tage gebrachte, Sand durch Cultur und Dünger auch ſchwarz geworden. Dieſerhalb hüten wir uns auf ſolchen Aeckern für tieferes Pflügen, gehen aber doch mit dem Pfluge tiefer als nach dieſem Syſtem, nämlich an die 4 — 6 Zoll.)

Pflügt man im Herbſt alſo eine **Grasfurche**, das iſt, eine ſolche, die man aus dem Grasboden empor hebt, ſo durchwächßt und fault die Furche im erſten Frühling geſchwinder, als eine dicke und breite. (Dieſes iſt hieſigen Erfahrungen nach ganz richtig. Wenn aber bey uns die Furche im frühen Herbſte bey noch folgender warmer fruchtbarer Witterung zu ſehr durchwächßt, und ſo bis in Frühling gelaſſen wird, ſo iſt es ſo gut geweſen, als hätten wir gar nicht geſtürzet. Denn die Furchen verwachſen alsdenn ganz in einander, beziehen ſich mit einer zuſammenhängenden

den Narbe, welche der vor dem Stürzen faſt gleich kömmt. Dieſerhalb nehmen wir den ganz ſpäten Herbſt, wenn wir dahin wollen, wohin des Herrn Probſts Syſtem zielet, und wenn wir im April dieſes geſtürzte Land oder Wieſe wenden, ſo finden wir den Raſen veraltet oder gefaulet, indem wir warmes Land haben. Da wir hier große Gerſte bauen, ſo ſtürzen wir die nach der Aerndte ziemlich wieder beraſeten Waizenäcker 14 Tage nach Michael, wenden binnen 4 Wochen, und finden den Raſen ganz kurz und faul, daß wir den Acker glatt und klar eggen, und gleich nach vergangenem Winter die ſo zubereiteten Aecker mit Gerſte beſäen können.)

Man kann im Frühling früher und gewiſſer, wenn man wieder eben ſo pflügt, ohne viele Mühe, ackern, die Furche und den Boden durch die Egge mürbe machen, und dem dritten Pflügen zur Saat einen günſtigen und leichten Weg eröffnen. Eben ſo iſts, wenn man auf dieſe Weiſe im Herbſte und Frühling das Stoppelfeld beackert. Man wird im Frühlinge weder durch Näſſe noch Trockenheit gehindert; man darf ſich nicht übereilen, oft zur Unzeit und zum Schaden, mit dem Frühlingspflügen, ſondern kann warten, und zu rechter Zeit fertig werden, weil das Pflügen leichter iſt. (Es muß wohl hier das Nichtgehindertwerden durch Näſſe oder Trockenheit ſehr lokaliſch von uns genommen werden. Es müßte bey uns nur ein ſehr leichter Boden, wie etwa der ſandichte, ſeyn, dem das Wenden bey der Näſſe oder Regenzeit gleich gedeihlich ſeyn ſollte. Ein von Näſſe ſchmierichter Acker, der nach dem Pflügen nicht in Krümeln zergehet, macht keine gute Vorbedeutung. Der Acker wird ſodann mehr verdorben und minder fruchtbar gemacht. So kann auch allzu große Trockenheit einem feſten Marſch- und Lehmboden auch

dennoch, des im Herbſte vorhergegangenen Stoppelns ungeachtet, wohl ſo ſehr ſchaden, daß entweder der Pflug nicht wohl eingreifen kann, oder das Erdreich in zu große Schollen auf- und losgeſprenget wird, die mühſam erſt klein gekloppet werden müſſen, wenn die gewöhnlichen Walzen es nicht ausrichten können.) Man braucht auch weniger Vieh, und mattet dieſes nicht ſehr ab. Man kann faſt bey jedem Wetter ſeinen Acker gehörig beſäen, und zu rechter Zeit; man kann dem Saamen eine Lage in der Erde, wie man will, entweder bey feuchter Erde und Witterung eineggen, oder bey trockener Erde und Wetter einackern, und auch nach dem Säen noch die dienliche Arbeiten geben. (Die Beſchaffenheit des Bodens muß hiebey den Ausſchlag geben. Der in einen ſtrengen thonichten und naſſen Boden eingebrachte Saamen würde nicht gut hervorgehen, beſonders derjenige, welcher beym Eggen von den Pferden zu tief eingetreten wird. Auch bey mir, in ſchwarzer moorichter Erde, getröſten wir uns keiner guten Aerndte, wenn wir den Saamen naß einackern. Der zur Saat im Winterfelde beſtellte naſſe Acker vergruſet, wie es hier heißt, das iſt; das Gras, beſonders der Winterhalm, belegt ſehr früh die Oberfläche des Erdbodens, die Saat wird davon entkräftet, und der Waizen gewinnet nicht die Oberhand über die Unkräuter. Mit der kleinen Gerſte, die in der Mark Brandenburg überall mehr, als die große gebauet wird, iſt es eben ſo. Wird ſie naß eingeackert, ſo wird ſelten was daraus. Der gemeine Landmann verſpricht ſich dagegen eine gute Gerſtenärndte, wenn der Saamen in einen ſolchen Acker eingebracht wird, der zwar noch nicht von Feuchtigkeiten ganz entblößet, aber doch mehr trocken, als naß iſt. Eben daher iſt das gemeine Sprichwort entſtanden; die Gerſtt muß man einbringen, wenn es auf

dem Acker ſtäubet, den Haber aber einſchmieren. Das heiß; der Haber geräth eher, wenn er zur Regenzeir, oder in einen, vom Regen ſchmiericht gewordenen, Boden eingeackert wird, wiewohl auch dieſes ſeine Ausnahmen leidet. Ferner ſagt der gemeine Landmann in der Mark, daß die kleine Gerſte gut gerathe, wenn ſie drey Tage hindurch habe braten können. Dies will ſo viel ſagen; wenn der eingebrachte Gerſtenſaamen ſo lange ohne Regen, bey recht heiſſem Sonnenſcheine, liegen muß. Hiervon iſt die Folge, daß beſonders der Hederich, der gemeiniglich die Gerſtenärndte vermindert, wenn er früher, oder zugleich, mit der Gerſtenſaat hervorkömmt, zurückbleibt, und der Gerſte nicht den Vorſprung läßt. Auch bey der Einſaat der großen Gerſte, wozu wir ſchon den Acker vor Winters durch zweymaliges Pflügen und einmaliges Eggen mürbe gemacht haben, und den Acker im Frühjahre unmittelbar vor der Einſaat abermals mit friſchem Dünger belegen, haben wir lieber trockenes, als naſſes Wetter, ob wir ſchon ſolche Gerſtt nicht unterpflügen, ſondern oben auf ſäen, das heißt; auf den eben aufs neue gepflügten Acker ſäen, und den Saamen mittelſt des Eggen einbringen, und mit Erde bedecken. Denn bey naſſem Wetter iſt die Erde ſchmiericht, hängt ſich zu ſehr an die Eggen, daß ſie ſchwer fortgehen, die an die eiſerne Eggenzähne angeſetzte naſſe Erde verhindert ihr Eingreifen in's Land, die Pferdefußſtapfen werden nicht wieder ausgefüllet von der nachfolgenden Egge, und der darin aufgehende Saamen bringt gleich eine gelbe kränklichte Saat zu Tage, welche von der beſten darauf folgenden Witterung nicht wieder hergeſtellet wird, indem alle Näſſe von folgenden Regen in dieſe Tiefen hineintritt, und die Saatpflanze nicht gedeihen läßt. Je trockner überhaupt der Gerſtenacker im Februar oder März iſt,

deſto

deſto mehr hoffen wir auf ein Wohlgerathen der Gerſte.)

Durch ein beharrlich flaches Pflügen hält man die Kraft des Düngers und des Bodens, zum wahren Nutzen des Saamens und der Frucht zuſammen, und die Oberfläche, worin der Saamen nach dem letzten Pflügen liegen ſoll, muß allemal gut bleiben; da hingegen ein tiefes Pflügen, die innere Erde mag gut oder ſchlecht ſeyn, ſelbige verſchlimmern kann, weil man durch ein tiefes Pflügen leicht eine untere ſchlechte, oder ſchädliche, Erde mit der oben guten vermiſcht; weil man, wenn naſſes Wetter iſt, die naſſe Furche auf naſſe Erde legt, die daher entſtehende Dünſte verſchlieſſet, und dadurch auch in den beſten Boden ein ſaueres und ungeſundes Weſen bringt; weil man, wenn man zur Saat tief pflüget, feuchte Erde herauf beinget, worin der Saamen alsdann kömmt, und bey folgender kalten Witterung Noth leidet; weil man durch ein tiefes Pflügen die Fettigkeiten, welche aus dem Stalle, oder aus der Luft durch Regen, Schnee und Thau, oder durch die faule Gras- oder Stoppelfurche in die Oberfläche gekommen, und darin, ſo oft man pflüget, ſorgfältig zur Kraft und Trieb der edelſten Saamenarten ſollten vermehret werden, tief hinab vergräbt, daß die Wurzeln der Früchte ſie nimmer erreichen können.

Der Herr Probſt fordert alſo bey allem Pflügen, es mag Vorbereitungsweiſe, oder zur Saat geſchehen, ein flaches und ſchmales Pflügen, als ein ſicheres Mittel, einen guten und zugleich mürben lockern Boden zu erhalten. Er hält den **Pflug** für das beſte und Anfangsmittel, eine gute und mürbe Erde zu gewinnen, die **Egge** aber für das Schlußhülfsmittel, wenn man, wenn der Pflug den Grund dazu geleget hat, das mürbe Weſen des Bodens, ohne ſchwere

Mühe und Koſten, in allen Witterungsfällen ſtiften kann. Durch den Mitdienſt de Egge kann man alſo ein angehendes mürbes Weſen in der Erde beſchleunigen.

Ein tieferes Pflügen erlaubt er nur in dieſem Falle. Wenn man entweder noch nicht will den Acker braach liegen laſſen, oder zu Grasboden machen, ſondern noch weiter mit Früchten beſtellen, und doch merkt, daß die nunmehr recht mürbe Ackerfläche ihre beſte Kraft hergegeben; ſo verjüngt man ſie, ſucht die etwan tiefer hinabgeſunkene Fettigkeit durch ein tieferes Pflügen im Herbſt wieder hervor, und bedient ſich ſodann dieſer alten und guten Erde zu weiterm Anbau der Früchte. Man ackert nie tiefer, als im Herbſt, und die Regel iſt hernach: man muß bey allem folgenden Pflügen im Frühling und Sommer nie tiefer und flächer pflügen, als es im vorhergehenden Herbſte geſchehen. Je ſchwerer der Boden, deſto öfter bearbeitet man ihn zwiſchen dem erſten Umbrechen im Herbſte und der Saat. (Hiebey muß die beſondere Beſchaffenheit des Bodens ſowohl, als auch die Zeit und die Art der Feldfrucht, die unmittelbar vorhergegangen, zu Rathe gezogen werden. Wenn z E. in manchen Gegenden Haber die letzte Frucht geweſen, und der ſehr begruſſete, oder zäh gewordene Acker hierauf ſpäte geſtoppelt oder geſtürzet wird, ſo würde, wenn dieſes zu tief geſchehen, im Frühjahre leicht die unverweſete Furche wieder hervorgewendet werden; dagegen die flach umgeſtürzte Furche eher verrottet.)

Niemal pflüge man, als gerade zu der Zeit, da die hervorgebrachte Erde ſo trocken iſt, daß ſie gern zerfällt. Im Frühling pflügt man nie, beſonders zur Saat nicht anders, als Nachmittags, da man gleich

gleich am Abend ſäet, nie beym ſcharfen Morgen- oder Mitternachtswind, wohl aber, wenn ein Mittags- oder Abendwind geht; nach jedem Pflügen egge man, aber nur, wenn der Boden trocken iſt, und iſt der Boden nicht ſchwer, ſo walze man gleich nach jedem Pflügen. Denn im Frühlinge muß man dem Lande, vornehmlich dem leichten Boden, ſeine Feuchtigkeit, vornehmlich die Winterfrüchte, zu erhalten ſuchen. (Da die Leſer zuvor leicht auf den Irrthum kommen konnten, daß auch naſſe Witterung einer guten Ackerbeſtellung nicht nicht zuwider ſeyn könne, ſo kam man ſolchem Irrthume mit dienlichen Bemerkungen zuvor, und räumte nur ſoviel ein, daß in leichten Sandfeldern eine naſſe Beackerung unſchädlich ſeyn könne. Nun erkläret ſich der Urheber dieſes Syſtems den vorausgeſchickten Bemerkungen gemäſſer, und giebt für einen Acker, der ſeiner Natur nach nämlich nicht zu ſtrenge oder nicht bindend, ſondern milde iſt, dieſes als die beſte Probe der beſten Pflugzeit an, wenn die hervorgebrachte Erde gern zerfällt.

Man ſehe es ja nicht für Pedanterey an, wenn gefordert wird, im Frühlinge nur Nachmittags zu pflügen, und am Abend zu ſäen. Je mehr man ſodann den Saamen einem warmen Schooſſe der Erde einverleiben kann, deſto reichlicher wird man ärndten. Man unterlaſſe es beſonders Reif, Schnee oder Hagel unterzupflügen. Nicht nur aber ſcharfe Morgen- oder Mitternachtwinde verkälten zur Saatzeit den Acker, ſondern es geſchiehet auch ſolches von manchen Abendwinden, wenn ſie Schnee- und Hagelwolken vorbeytreiben, daß ſie die Wärme um 6 bis 8 Grad plötzlich vermindern. Läßt ſich aber auf großen Güthern, wo man die Hofediener ſchlechterdings beſchäftigen muß, wenn ihre Tage da ſind, die Einrichtung nicht wohl nach Wind und Wetter mit dem Pflügen

 machen,

machen, und können ſelbige nicht wieder entlaſſen werden, wo man ſie einmal beyſammen hat, ſo geht es vielleicht an, daß man ſie an mißlichen Tagen Aecker umpflügen laſſe, welche von Pferde- oder Schaafmiſt mehr Wärme, als die mit anderm Miſte gedüngten, oder gar nicht gedüngten, haben.)

II. „Man muß den Saamen zu rechter Zeit ſäen, „in feuchter Zeit nämlich warten, bis die Erde abgetrock„net iſt und in trockner Zeit eilen, damit der Boden nicht „gar zu trocken werde.“ Je leichter der Boden, und je höher er liegt, deſto geſchwinder trocknet er ab, und zwar, nach Beſchaffenheit der Frühlingswitterung, in einem Frühling langſamer und ſpäter, als im andern. Man muß alſo die Zeit des Säens nicht nach dem Kalender, ſondern nach dem verſtrichenen und gegenwärtigen Laufe der Witterung, bald früher, bald ſpäter im Jahre, beſtimmen, ja ſogar in den Tagen und in der Tageszeit ſelber zuweilen einen Unterſchied beobachten. (Bringt der Witterungslauf eine trockene Saatzeit, und es läßt ſich ſobald nicht zum regnen an, ſo iſt dieſes die beſte Auskunft, daß man in den Thau ſäe; das heißt: daß man des Abends aufſäe, und des Morgens die bethauete Saat einackere, oder auf ſtrengen Aeckern einwalze. Man wird ſich verwundern, wie ſchön der bethauete Saamen aufgehen wird. Wer dieſes noch nicht verſuchet hat, der darf nur ein Stück Acker vor ſich nehmen, und des Abends im Thau ſäen. Der mit dem Thau eingebrachte Saame wird ſich bald hervorthun, dagegen der übrige Saame, der nach abgetrocknetem Thaue erſt eingebracht wird, wenig oder gar nicht aufgehen, der aufgegangene Saame hievon aber gar ſehr zurückbleiben wird. Dieſemnach muß der bethauete Saame in den Frühſtunden, bevor die Sonne den Thau wieder aufgetrocknet, bereits untergebracht ſeyn. Auf

großen Güthern wird man aber auch mit den Hofe-dienern ſich in die Gelegenheit ſchicken müſſen, wenn ſie nur mit Sonnenaufgang erſt zur Arbeit kommen dürfen. Man ſollte ſie zu ſolcher Zeit kommen laſſen, ſo bald der Tag grauet, und ihnen drey Stunden Arbeit, für fünfe bis ſechſe, anrechnen. Der Gewinnſt hiervor iſt zu anſehnlich, und es iſt nichts kläglichers, als die Einſaat bey der Dürre zwar zu vollenden, aber nach der reichlichſten Ausſaat doch keine reiche Aerndte zu haben. Am mißlichſten iſt wohl die Ausſaat der kleinen Gerſte in der Dürre, die meiſtens, wenn ſie ja noch aufgehet, zweiwüchſigt wird, wenn ſie nicht zu gleicher Zeit hervorkömmt. Die ſpäter aufgehende Gerſte kann die früher aufgegangene ſodann nicht wieder einhohlen, weßhalb jene zur Zeit der Aerndte nur halbe, oder gar keine, Körner hat. Dieſes iſt aber bey der Thauſaat gar nicht zu beſorgen. Als A. 1781 die Mayfröſte bey mir den Roggen ertödtet hatten, und ich einige Stücke abmähen ließ, um Haber darauf zu ſäen, ſo gebot ich meinem Säemanne, weil heiße und trockne Tage hier herrſcheten, in den Thau zu ſäen. Da ich nicht auf den Acker herauskommen konnte, und von Geſchäften abgehalten ward, ſo war meine Abſicht nur halb erreichet worden. Ein Theil Haber war mit dem Thaue, der andere aber am hohen Tage, nach abgetrocknetem Thaue, eingeackert worden. Dieſer gieng gar nicht auf. Jener aber, der auf weit leichterm Sande ausgeſäet worden, gieng nicht nur auf, ſondern wuchs auch fürtrefflich fort, ohngeachtet drey Wochen nach der Ausſaat gar kein Regen einfiel. Er bekam Stroh faſt wie dünnes Rohr, und ſcheffelte weit reichlicher, als der Haber im Sommerfelde, der zwar zur Zeit der Mayfröſte ſchon über der Erde geweſen war, aber nichts gelitten hatte.

Es iſt nicht wohl zu rathen, den Saamen einzuquellen, um ihn hiemit zum Aufgehen geſchickt machen zu wollen. Denn wenn der Regen nicht bald dazu kömmt, und das Erdreich allzutrocken iſt, ſo ziehet es alle Feuchtigkeit der Körner an ſich, daß ſie nicht einmal, oder ſehr wenig, zum keimen kommen, und binnen wenig Wochen vermodern.)

Die **beſte Zeit zu ſäen**, in Anſehung 1) der **Erde** iſt diejenige, wenn die **Erde völlig abgetrocknet** iſt, und im währenden Pflügen ſchön glänzend ausſiehet, dabey im Aufwerfen die Furche entweder willig zerfällt, oder doch mit leichter Mühe kann zertheilet werden. Denn ein gutes, trocknes und anſtändiges Lager, ohne Kleber und Bande, iſt einem jeden Saamen am heilſamſten. Die Beobachtung der Regel Nr. I. erleichtert und beſchleunigt die Abtrocknung des mürben Bodens, und dieſe Beſtimmung einer günſtigen Säezeit. (Diejenigen, die einen ſogenannten kleyichten Boden haben, behaupten, daß, je tiefer ſie geackert haben, deſto eher bey ihnen der Acker abtrockne, indem das Waſſer ſich in die Tiefe ziehen könne, welches ſonſt oben würde ſtehen bleiben, je untiefer ſie geackert haben könnten.) Eben aus dieſer Regel ſieht man auch, daß man Aecker, die verſchiedenen Boden und Lage haben, alſo nicht zu einer Zeit abtrocknen, auch nicht zu einer Zeit beſäen könne. 2) Man ſehe ſo viel möglich dahin, daß das **Pflügen zur Saat**, und das Beeggen des beſäeten Bodens **in trockenen Stunden** geſchehe, damit der Saame, inſonderheit von zärtlicher Art, in abgeſonderter und unklebriger Gemeinſchaft mit der Erde möge vereiniget werden, oder frey, ungebunden, und unbefleckt liege. Sonſt kommen von der Näſſe mit dem Saamen Dünſte in die innere Erde, die, wenn kalt und widriges Wetter folgt, nicht hervorſteigen, und

Säure,

Säure, ungeſundes Weſen und Schaden anrichten. Ferner ſetzt ſich ſonſt beym Eineggen in der Näſſe ein Kleber um die Schale des Korns vom Saamen, erhärtet davon bey folgender Trockenheit, daß der Saamen nicht keimen kann, fault und verdirbt. 3) Wenn man pflügen und zugleich ſäen will, ſo ſehe man auch auf die Beſchaffenheit der Luft und des Windes zu der Zeit. Ihr Einfluß, der das Innere des Bodens durchbeizet, kann dem Boden heilſam oder ſchädlich ſeyn, ſeine Kraft z. E. ſchwächeu, die Frucht verdünnen, Unkraut vermehren, das Aufgehen und Wachſen des Saamens verzögern oder beſchleunigen, und eine Haupturſach des Gerathens oder Mißlingens ſeyn. „Man bringe alſo jeden Saamen in die Erde „bey einer ſtillen und milden Luft, und günſtigem „Winde, der am beſten iſt, wenn er aus den süd- „oder weſtlichen Ecken kömmt.“ 4) Ehe man im Frühling ſäet, ſehe man auf den Wetterlauf, ob er nicht gar zu trocken, oder zu naß ſey, oder nicht eine kurze Abwechſlung von ſtechender Wärme, Kälte und Regen darin herrſchet. Im erſten Falle bleibt der Saame über die Gebühr aus, und giebt, zumal bey einer kalten Luftordnung ſchwerlich eine gute Frucht, wo man ihn nicht einackert, und hernach nach Nr. IV. mit der leichten Eggen lüftet. Iſt das Wetter und Erde gar zu naß, ſo liegt der Saame übel, und wächßt eher viel Unkraut, als daß die Frucht gut fortkömmt. Säet man im Wechſel der ſchwüligen Hitze, Kälte und Regen, ſo überſchwemmt ein raſendes Unkraut den Boden und die Frucht, wenn man nicht fleiſſig den beſäeten Boden mit der Egge überfähret. Alsdann ſchiebe man lieber das Säen auf, als daß man zur Unzeit zu ſeinem Schaden ſäet. (Da wir in hieſigen Gegenden den Waizen erſt in der Mitte des Octobers ſäen, weil bey früherer Saat der Acker ſich

zu

zu ſehr beraſet, oder Gras und Unkraut hervorbringt, und A. 1778 die Waizenſaat eben bey mehr naſſer, als trockener Witterung vollendet hatten, ſo kam ein mäſſiger Froſt, welcher die Oberfläche des Ackers etwa einen Zoll tief erhärtete, und hierauf Schnee. Der untergepflügte oder eingeackerte Waizen war in der Erde gut gekeimet, konnte aber, da der Froſt einige Wochen anhielt, und der Schnee darauf zerging, aber bald wieder Froſt und Thauwetter abwechſelten, nicht hervorkommen. Da man gegen Weyhnachten nachſahe, war kaum der ſechste Theil Waizen über der Erde, der andere aber hatte ſich mit ſeinen recht langſamen Keimen in der Erde, da er die Oberfläche geſucht und durchſtechen wollen, in lauter Krümmungen umhergeſchlängelt, und man getrauete ſich nicht, mit der leichten Egge den Acker zu überfahren, weil, wenn Thauwetter war, zu viel Näſſe darauf befindlich war. Es erfolgte eine der ſchlechteſten Waizenärndten; mehr Unkraut als Frucht. Diejenigen aber, welche ihren Saamen auf Leinländer, die hier gegraben, und davon auſſerordentlich mürbe werden, gebracht hatten, kamen beſſer davon, da ihr Waizen doch im Winter bey dem Wechſel des Froſtes und des Thauwetters ans Licht kam, welches aber deßhalb auf den andern Aeckern beym Thauwetter nicht geſchehen konnte, da ihre Oberfläche zu zähe und bindend von der Näſſe geworden war.)

5) Man ſehe bey der Wahl der Säezeit nicht allein auf den Werth und Vielheit des **Korns**, ſondern auch auf ein reines gutes **Land**, tauglich **Winterfutter**, und **Dünger**. Frühe Saat giebt gemeiniglich guten Kern: aber, wenn man bey widrigem Witterungslauf und unrechter Verfaſſung des Bodens, frühe in der Jahreszeit ſäet, ſo geräth die Frucht dünne und ſchlecht, der Boden wird mager, hart, und nebſt

nebſt dem Dünger von ausgefallenem Unkrautſaamen unrein, das Winterfutter wird ſchlecht, wenig Dünger, und die ganze Landwirthſchaft leidet bey ſolcher unzeitigen Uebereilung des Säens. (Eine Ausnahme machen hohe ſandichte Felder, welche, aller regnichten Witterung ungeachtet, Jahr aus Jahr ein einige Wochen früher, ſchon zu Anfange Septembers, beſäet werden können und müſſen, als ſolches im Mittelboden und im guten Lande zu geſchehen pfleget, wo man zum früheſten erſt in der Mitte des Septembers mit der Saatzeit anfängt. Denn im leichten Sande iſt keine Begruſung des Ackers, auch wenig, oder gar kein, in die Höhe kommendes und die Frucht erſticken könnendes, Unkraut zu beſorgen. Je früher hier die Saat vorhanden iſt, deſto eher beſtaudet ſie ſich, und iſt ſodann wider die reiſſende Herbſtſturmwinde geſichert, welche die ſpäte Saat verwehen, und von ihren Wurzeln entblöſſen. Je friſcher der Sand iſt, und je mehr er vom Regen auch in währender Saatzeit feſte gemacht wird, deſto beſſer iſt es für die Saat, und man hat doch nicht zu beſorgen, daß ſie ſich, wie eine, in beſſern Boden gebrachte, zu frühe Saat, überwachſen möchte.)

6) Man ſehe auch auf die Saamenarten. Der Saame der Winterfrüchte muß in ein abgetrocknetes Land, an einem trocknen Tage, ausgeſäet und eingeegget werden, und zwar (in Schleßwig) vor Michaelis. (Je beſſer der Boden ſeiner innern Natur nach, oder von guter Cultur iſt, deſto weniger hat man nöthig, ihn ſchon vor Michael zu beſäen, indem ſolcher Boden genugſame Kräfte hat, die Saat in die Höhe zu treiben, ſo daß dieſe die auf geringern Aeckern doch wieder einhohlen kann. Es iſt zuvor ſchon von hieſigen Gegenden geſagt worden, daß wir erſt in der Mitte

des Octobers zur Waizenſaat ſchreiten. Demohngeachtet wird der Waizen ſo früh bey uns reif, als anderswo, wo er ſchon vor Michaelis in der Erde iſt. Er muß auch, nach Beſchaffenheit der Frühlingswitterung wohl eben ſo gut, als anderswo, geſchröpfet werden, wenn man im Düngen die Mittelſtraſſe überſchritten. Man kömmt überhaupt wohl mit der hier zu Lande bekannten Ackerregel in Deutſchland am weiteſten, welche beſaget, daß 14 Tage vor, und 14 Tage nach Michaelis, die beſte Saatzeit ſey. Wenn auf großen Güthern die Ackerſtücken, wie es meiſtens iſt, nicht von einerley Güte ſind, ſo muß man daſelbſt mit der Saatzeit ſich ſo einrichten, daß die ſchlechten oder ungedüngten magern Aecker zu allererſt, und die beſſern zuletzt, beſäet werden. Gemeiniglich fängt man aber mit den nächſten am Dorfe gelegenen Aeckern an. Da dieſe aber meiſtentheils die beſten ſind, ſo kann eine ſolche Ordnung zu ſäen eben nicht für die beſte gehalten werden.) Iſt um die Zeit das Wetter ſchlecht, und der Boden naß, ſo warte man lieber, bis beydes beſſer wird. Iſt der ganze Herbſt naß, ſo ſäe man, ohne den beſäeten Boden zu beeggen. Es folgt alsdann faſt allezeit gute Winterfrucht, wenn man bey der Winterſaat immer ganz flach pflüget. Wenn man den Saamen in den ausgeſtreuten Dünger ſäet, (in manchen Aeckern will der naß eingeackerte Miſt, wenn er nicht bereits kurz und veraltet iſt, nicht gut thun, indem er ſodann gern ſchimmelt, und den Acher nicht beſſert,) und 1½ Zoll tief, ja noch flacher unterpflüget; ſo wächßt die Frucht immer rein, dick und ſtark, weil der Saame gut liegt, in Gemeinſchaft mit dem Dünger, der im Herbſt beſonders vortheilhaft iſt, durch deſſen Kraft die zarte Frucht frühzeitig feſt einwurzelt, im Frühling daher gleich ſtark treibt, den Boden bedeckt, dem ſchädlichen Einbruch

der

der Hitze, Kälte und Winde widerſteht, Regen und Thau aber ordentlich aufnimmt, und durch deren Beyhülfe einen mürben Boden gewinnt.

Sommerfrüchte, und zwar Haber ſäet man in eine entweder an ſich mürbe, oder durch die Egge fein mürbe gemachte, friſch gepflügte Erde zu der Zeit aus, und egget ihn ein, wenn der Boden völlig abgetrocknet, und die Pflüge- und Eggeſtunden trocken ſind. Ein flaches Herbſtpflügen des Stoppelackers muß vorhergehen; ſonſt wird der, den Winter über ungepflügt gelegene, Stoppelboden zu unrein, oder zu hart, oder zu feucht. (Es iſt ſchon oben geſagt worden, daß der Haber eher als alle andre Getreydearten eine naſſe Einſaat vertrageu könne, wenn anders der Acker nur nicht zu bindend iſt. In dieſem Falle pflegt man ſich aber bey naſſer Witterung auch wohl damit zu helfen, daß der Saame nicht untergepflüget, ſondern oben auf geſäet und leicht eingeegget wird.)

Der zärtliche Gerſtenſaamen kann keine Näſſe vertragen. Man ſäe ihn in einen Boden, der trocken, und deſſen Oberfläche, wenn die Furche umgekehrt liegt, gar nicht klebrigt iſt, zur Zeit, wenn die Luft mittlerer Art, der Tag des Pflügens und Beeggens von trockner mit der Art, und, wo möglich, der Wind im Süden oder Weſten, ſtehet.

Buchwaizenſaamen muß auch in ein trocknes und ſtaubigtes Land, bey einer milden Luft, und an einem trocknen Tage geſäet werden, weil er ein Saame von zärtlicher und trockner Art iſt.

Anmerkung. Nach den Regeln Nr. 1, 2. muß man ſich allemal richten. Findet ſich zur Befolgung der übrigen keine günſtige Gelegenheit, ſo muß man

die alsdenn nicht zu vermeidende Fehler durch Lüftung des Bodens nach der Einſaat, beſage Nr. IV. verbeſſern.

III. „Man muß den Saamen, damit er gut fortkomme, recht legen.“ Die rechte Lage des Saamens in der Erde, in Anſehung der Höhe oder Tiefe iſt, wenn ihn die Lage vor ſchädlichen Zufällen bewahret; wenn er ſo liegt, daß, wenn gleich viel Regen folgt, der Saame nicht verderbe, ſondern dennoch fortkommen könne, und im Fall eine Trockenheit, beſonders eine kalte, einfallen ſollte, er dennoch keinen Mangel an Feuchtigkeit leide, nicht vertrockne und ausbleibe. Widrigenfalls, wenn viel Saamen ausbleibt, wird die Frucht dünne, das Unkraut aber dick ſtehen. Um nun nach Beſchaffenheit der Witterung dem Saamen bald eine hohe, bald eine tiefe Lage in der Erde geben zu können, iſt nöthig, daß man in allen Frühlingszeiten vor dem Säen einen mürben Boden vorfinde, alſo im Herbſte zuvor ſchmal und flach pflüge.

1) Man giebt dem Saamen dadurch, daß man erſt pflügt, und hernach ſäet (obenauf ſäet) lieber eine hohe als tiefe Lage, wenn a) der Frühling, oder ein Theil deſſelben, von feuchter Art, nämlich ganz naß, oder eine kurze Abwechslung mit trockenem Wetter hat, und vornehmlich, wenn man ſchlieſſen kann, es werde bis an den Zeitpunkt, in welchem der Saame hervorgehen und die Erde bedecken müſſe, ſchwerlich ein Mangel an Feuchtigkeiten ſich ereignen; b) desgleichen, wenn das Weſen, Lage und Geſtalt des Bodens eine höhere Lage für den Saamen erlauben. Z. E. Je langſamer der Boden ſeine Feuchtigkeit verliert, noch ſeine Schwere oder Zähigkeit, oder, weil er niedrig liegt, oder weil zwar der Boden in der Säezeit nicht naß, und auf der Oberfläche nicht kleb-

klebrig iſt, aber doch ſeiner Geſtalt nach, keinen Mangel an Feuchtigkeit hat.

2) Eine tiefere Saamenlage, indem man erſt ſäet, und hernach pflüget, iſt beſſer, als eine höhere in folgenden Fällen. Ein Boden, der leichtes Erdreich hat, oder auch bey ſchwerem Erdreich hoch liegt, wird leichter trocken, als ein anderer, der niedrige, oder nur eine mittelmäſſige Lage hat. (Hier macht der thonichte Boden dennoch, wie auf dem Flåminge bey uns, Ausnahmen, ohngeachtet er einer der höchſten hier zu Lande iſt.) Die Frühlingsluft wirkt im Abtrocknen des Bodens ſchårfer, als die Herbſtluft; jene iſt auch an ſich geneigter zur Trockenheit, als zur Feuchtigkeit.

Man pflüge alſo a) den Saamen in allen Witterungsfällen, ſie mögen feucht oder trocken ſeyn, auf leichterm und hochliegendem Boden flach unter. b) Nach Nr. I. leidet der niedrige Boden ſelten Mangel an Feuchtigkeit; es iſt alſo unnöthig in dieſem an ſich feuchten Lande den Saamen unterzupflügen. c) Iſt die Lage des Bodens ordenlich und mittelmåſſig, ſo iſt es vorzüglich nützlich, den Saamen flach unterzupflügen, wenn die Erde an ſich ſchon ziemlich oder ſehr ausgetrocknet, und zu beſorgen iſt, daß ſie noch trockner werden könnte, da man dieſes beſonders bey der Gerſten- und Buchwaizenſaat, beſonders auf leichtem gar zu trocknem Boden, zu beobachten, und ſie entweder måſſig unterpflügen, oder durch die Abend- und Thauſaat ihnen helfen, und früh Morgens, wenn der Thau ſie durchbeizt hat, eineggen ſoll; wenn zur Zeit der Frühlingsſaaten der trocknende Oſtwind viel wehet, da ſonſt der Saame ſpåter, als gewöhnlich aufgehet.

Weht der kalte Wind aus Nordweſt, ſo pflüge und ſåe man nicht. Hålt er an, und man muß ſåen: ſo

ſo ſäe man; pflüge gleich den Saamen mäſſig unter, und beegge bald nach dem Pflügen die Erde etwas. Iſt zur Säezeit die Erde etwas trocken, wehet der Wind mehr, als gewöhnlich, aus den oſt- oder nördlichen Theilen, und iſt die Luft dabey kalt, fällt aber dabey ab, und zu etwas Regen, der weder recht durchdringt, noch dauerhaft anfeuchtet, ſo pflüge man auch den Saamen flach unter. Ueberhaupt iſt das Unterpflügen nützlich, wenn zur Säezeit Anzeigen in der Witterung da ſind, daß der Saame ſchwerlich zu ſeiner Zeit aufgehen dürfte, oder daß eine einbrechende Trockenheit dem hochliegenden Saamen Schaden thun könnte, wenn auch ſchon an ſich die Witterung feucht iſt. **Mäſſiges Unterpflügen iſt im Frühling meiſtens das beſte.** Auch bey der Winterſaat ſoll man es gemeiniglich thun, damit ſie aufs genaueſte mit dem Dünger vereiniget werde. Nur muß der Boden vorher durch flaches Herbſtpflügen mürbe ſeyn, ſonſt kömmt der Saame durchs Unterpflügen zu tief hinab, und verdirbt. Ferner muß man den Saamen ja flach und ſchmal unterpflügen, und gleich darauf einmal übereggen. Alsdenn ſchadet es ihm nicht, wenn auch nach der Saat viel Regen fiele. (Wenn die Vereinigung des Saamens mit dem Dünger bey der Winterſaat gut von ſtatten gehen ſoll, ſo muß derſelbe bereits kurz und verrottet ſeyn. Denn falls er noch roh und lang wäre, und würde erſt bey dem Säen mit untergepflüget, ſo würde der mit untergepflügte Saame unter dem Miſt zu liegen kommen, und nicht gut aufgehen können. In ſolchem Falle wird dem Saamen alſo beſſer geholfen, wenn er nicht untergepflüget, ſondern oben aufgeſäet wird. So wird es in hieſigen Gegenden mit der groſzen Gerſte gehalten, die gleich nach vergangenem Winter geſäet wird. Man pflüget den friſch aufgelegten und

zum

Theil ſehr langen Miſt unter, und ſäet ſodann die Gerſte oben auf. Wenn der Dünger zur Winterſaat beym erſten, andern oder dritten Pflügen bereits untergebracht, verrottet, und mit der Erde wohl vermenget worden, ſo wird der Saame beym letzten Pflügen zur Saat mit dem Dünger recht wohl vereiniget.)

Ueberhaupt iſt alſo beym Säen folgendes nach Nr. II. und III. zu beobachten. Bey trockner Witterung ſäet man am Abend, bey feuchter, zur Zeit, wenn es nicht regnet und die Erde trocken iſt. Steckt man einen Saamen, oder ſäet Hülſenfrüchte, ſo egget man vor dem Säen nicht ſo zart, und beym feuchten Wetter gar nicht. Iſt der Saame groß, ſo zertheilet man nur die Erdſchollen, ſäet alsdenn, egget hernach, weil ſie etwas tief liegen müſſen. Doch ſoll der Saame nie zu tief liegen. Iſt der Saame klein, z. E. Hirſe, ſo egget man vor dem Säen den Boden ſauber, und nach dem Säen wieder ganz fein. Säet man im Frühling, beſonders auf leichte und etwa noch dazu hochliegende Boden, ſo iſts faſt für alle Saamen gut, für die kleinen aber nöthig, daß man ſie des Abends auf einen erſt kurz vorher, alſo friſch gepflügten und geeggten Boden ausſtreue, den Nachtthau ſie durchbeizen laſſe, und erſt früh Morgens vor Aufgang der Sonne die kleinen Saamen gar leicht einegget, und hierauf das Land entweder mäſſig beklopſet, oder füſſelt, oder walzet. (Das Beklopfen muß mit breiten flachen Hölzern mit einer Handhabe, wie etwa die ſind, deren man ſich beym Feſteſchlagen neugelegter Tennen oder Scheunefluren bedienet, geſchehen. Das Einfüſſeln geſchiehet mit glatten, und mit Riemen verſehenen, Brettern, welche ſich der Füſſeler um die Füſſe feſt ſchnallet oder bindet, und ſodann damit die Erde glatt tritt.) Sorgt man, der kleine Saame

falle zu tief hinein, ſo füſſelt, beklopft, oder walzt man das Land vor dem Säen, kratzt es hierauf ganz leicht oben mit der Egge auf, ſäet und egget es wieder ganz leicht. Iſt der Frühling ſehr trocken, der Boden leicht, der Saame groß, ſo pflügt man den Saamen, aber ganz flach hinein, oder zieht ihn mit Kärſten (Hacken) unter; in feuchten Frühlingen und ſchweren Böden egget man ihn hinein.

IV. „Man warte des Saamens, der in der Erde „lieget, und der daraus hervor wachſenden Frucht ge„hörig, wende ab oder verbeſſere die ihnen durch eine „widrige Witterung zuſtoſſende Unfälle, und helfe ih„nen zu rechter Zeit mit der Egge, die den Boden „lüftet.“

1) Dieſe Lüftung iſt dienlich, wenn a) die Ordnung der Luft widrig iſt, und die Erde, in welche ſie hineindringt, hindert, ordentlich zu wirken, da z. E. eine widrige kalte Witterung Keimen und Wachſen hindert, daß Boden und Frucht nicht freudig, milde und rein vom Unkraut, ausſiehet; b) wenn zu der Zeit des Keimens, und bis die Frucht über einen Finger lang iſt, anhaltende trockene Winde die durchgeweichte Erde beſtreichen, und die Kälte der Luft und ſtreichende Winde den Boden innerlich feſt machen, und oft durch und durch ſo erhärten, daß die Erde widrig und roſtig ausſiehet, und man in den beſäeten Boden, beſonders wenn er ſchwer iſt, mit dem Finger nicht hinein kann; c) wenn, obgleich die innere Theile der Erde mürbe bleiben, die Oberfläche erhärtet, und bald eine leichte, bald eine dem Boden mit ungeſunden Dünſten anfüllende härtere Rinde bekömmt. Dies geſchiehet, wenn das Wetter plötzlich abwechſelt, z. E. nach vielem oder ſtarkem Regen ſcharfe Winde folgen, oder Regen, Kälte und Wärme geſchwind mit einander abwechſeln.

2) In

2) In dieſen Fällen lüftet man mit der leichten Egge, die vom Holz leicht iſt, und keine, oder doch nur zum Theil eiſerne Zähne hat, und nicht tief, ſondern nur den obern Theil der Erde angreift; ſie kann ſchwache Balken, und zwey Reihen eiſerne Zähne haben. Im mittelmäſſig ſchweren Lande kann man die ſchwere Egge nehmen, aber leichter machen, alſo einen Balken mit eiſernen Zähnen ablöſen, oder mit eingeſchalteten Balken mit hölzernen Zähnen abwechſeln. Mit der Egge bricht man die Härte der Oberfläche, und öffnet die Erde, macht auch den Boden vom Unkraut rein, daß es nicht kann herrſchend werden. (Wo es an hartem Holze zu Eggezähnen mangelt, da darf man nur ſich des Holzes vom Spaniſchen Flieder, Syringbaum, welches faſt in den meiſten Bauergärten zu finden, und in allerley Boden wächſet, bedienen. Dieſes Holz wird ſo hart als Eiſen, und dienet fürtrefflich zu Zähnen. Wenn die Zähne, ſo lange das Holz noch grün und friſch iſt, zugeſchnitten, und hernach getrocknet werden, ſo iſt die Bearbeitung leichter, und man kann davon einen Vorrath, von theils langen, theils kurzen getrockneten, Zähnen halten, um Eggen mit langen und kürzern Zähnen zu haben. Auch das Holz vom Maulbeerbaum giebt recht dauerhafte Zähne.)

3) Iſt der Saame noch nicht hervorgekommen, und kein Mangel am Regen; ſo egget man am beſten gegen das Aufgehen des Saamens, beſonders wenn er nicht zur ordentlichen Zeit aufgehet, im ſteifen Boden mit der ſchweren, im mittelmäſſig ſchweren Boden mit der ordentlichen Egge, ohne Unterſchied der Tageszeit. Liegt der Saame noch in der Erde, und das Wetter iſt trocken, ſo darf die Egge nicht tief gehen, ſondern nur die Oberfläche durchreiſſen; im ſchweren Lande die ſchwere, leichter gemachte

Egge, und im mittelmäſſig ſchweren Boden die leichte Egge, oder den Queckenrechen. Man muß ſodann aber in der Abendzeit eggen, daß Thau und kühle Nachtluft das geöffnete Erdreich erfriſchen. Iſt der Saame aufgegangen, ſo egget man zum Beſten der Frucht, um das Land zu erfriſchen, und das Unkraut zu hemmen, daß die Frucht freudiger wächſet. Dieß iſt ſehr gut, wenn im Frühling eine jede Saamenart anfängt hervorzuſtechen, es mag ſich Unkraut zeigen oder nicht. Man muß hier blos die Oberfläche auflockern und reinigen, alſo auch keine ſchwere Egge brauchen. Dieſes Ueberlaufen mit der Egge geſchieht in trockner Zeit in den Abendſtunden, ſonſt aber, wenn man will. Iſt die Frucht z. E. Gerſte und Haber höher und ſchon ziemlich hoch, es fällt aber nach vielem Regen eine Trockenheit ein, die plötzlich den Boden innerlich bindet, ſo löſe man die Erde gegen Abend, und laſſe die Egge ein wenig tiefer eindringen. Merkt man an dem geilen Wuchſe der Gerſte und des Habers, daß ſie ſich bey fernerm gutem Wetter legen (fallen) dürfte, ſo laſſe man, wenn auch die Frucht ein Schuh hoch wäre, die leichte Egge darüber laufen. Die Frucht legt ſich zwar, ſteht aber in 3 Tagen wieder auf. Hat der Buchwaizen das dritte Blatt, er will nicht fort, iſt voll Unkraut; ſo laufe die leichte Egge darüber, aber gegen Abend, und ſo, daß einer hinten gehe „und beym Wenden die Egge hebe, daß „die Erde nicht geſchleppt wird.“ (Man kann Gerſte, beſonders aber Haber, wenn ſie eines Fingers lang ſind, am beſten eggen, um den mit aufgegangenen Hederich zu vertilgen. Wenn die zarten Blätter deſſelben angeriſſen oder gequetſchet werden, ſo vertrocknet er bald, dagegen die von den Eggenzähnen auch angeriſſene Blätter der Gerſte, fürnehmlich aber des Habers, ihre Wunden leichtlich ausheilen.

Die

Die Walze kann im feſten Boden das nämliche thun.

In ſehr vielen Jahren entſteht der Mißwachs der kleinen Gerſte blos und allein daher, daß nach dem Außäen derſelben der Acker eine feſte Rinde bekommen, und entweder ihr Aufgehen, oder gutes Beſtauden, verhindert. Man ſieht ganze Provinzen, welche ſodann den Gebrauch der leichten Egge unterlaſſen, weßhalb die darinn wohnende adliche Wirthe, Amtleute und Geiſtlichen dem Landvolke das Beyſpiel geben, und ihm den großen Nutzen der leichten Egge, mittelſt des eigenen Gebrauchs, zeigen ſollten.)

Dieſer Verfahrungsart kann man, nach einer langen Erfahrung des Herrn Probſts, ſich beſonders bedienen, wo man, wie im Schleswigiſchen, ſtatt der Braache, das Feld dreiſch liegen läßt, und einige Jahre zur Weide gebrauchet, hierauf es im Herbſte aufreiſſet, folgenden Frühling mit Buchwaizen oder Dreſchhaber, (ſo nennet man den Haber, der in dergleichen aufgeriſſenem Lande geſäet wird) im zweyten Jahre mit Roggen, im dritten mit Gerſte, im vierten mit Haber beſäet, und im fünften wieder zu Gras liegen läßt.

Wo man braachet, iſt die Anwendung dieſer Bauart, beſonders in einem ſchweren leim- und thonartigen Lande folgende auf eine 4 jährige Braache.

A. Man ſtürzt oder braacht im Herbſte, ſo daß die Furchen höchſtens 1½ Zoll dicke, 7 Zoll aber breit ſind, und man die Furchen neben einander platt leget, aber nicht egget. Im Frühling, wenn guter Regen gefallen, und die Erde beynahe abgetrocknet iſt, egget man; alsdann wächßt das Gras eher durch, welches ſicher zeigt, daß innen die Wurzeln und Pflanzen verfault, und die Erde mürbe geworden. (Nicht alle

Wurzeln können verfaulen, z. E. Winde, Windhalm u. ſ. f. wie ſolches überhaupt von allen in der Kräuterlehre ſogenannten ausdaurenden Wurzeln zu verſtehen iſt.)

Mit Ausgang des Maymonaths iſt das Land grün; da führe man den Wintermiſt darauf, breite ihn ſogleich aus, und pflüge ihn ſchnell unter, ehe er vertrocknet. Dies iſt das **Wenden**, bey dem man eben ſo flach und ſchmal, wie beym Braachen pflüget; ſelten iſts nöthig, darauf zu eggen. (Bey krautartigen Aeckern, muß man ſehr darauf ſehen, daß die Quecken, Päthen, oder Graswurzeln mit der Egge aus dem Acker herausgeſchafft werden. Dieſerhalb muß der Miſt nicht beym Wenden, ſondern vor oder nach demſelben in die Erde gebracht werden, damit beym Wenden durch tüchtiges Eggen der Acker von den Graswurzeln möglichſt gereiniget werde. Dieſes Geſchäffte aber würde vom Miſte verhindert, und dieſer wieder herausgezogen werden. Je mehr man aber die Graswurzeln herausziehen kann, deſto beſſer wird der Acker zum Fruchtbringen vorbereitet.)

Man rühret nach dem Heuen, oder zwiſchen der Winter- und Sommerärndte. Nun geht der Pflug 2 Zoll tief, aber die Furchen ſind nicht breiter als 7 Zoll, und egget hernach bey trockenem Wetter gleich aufs Rühren; wenn es aber nicht an Feuchtigkeiten fehlt, egget man er 14 Tage vor der Saat.

Zur Saat kann man den nunmehr reinen, mürben und fetten Boden, vor oder nach dem Säen, pflügen, aber in beyden Fällen eben ſo ſchmal; aber wenn das Wetter vor, oder um Michaelis, da man ſäet, mehr trocken, als feucht, 1½ Zoll tief, hingegen nur 1 Zoll tief, wenn das Wetter mehr feucht als trocken iſt.

Um Michaelis ſäet man, wenn Wetter und Erde trocken ſind; ſchiebt aber die Saat lieber auf, wenn das Wetter nicht ſo iſt. Halten häufige Regen an, ſo macht man's, wie man kann, läßt aber 6—8 Tage nach dem Säen, doch in trocknen Stunden, das Land mit der leichten Egge wieder überlaufen.

B. Auf die Winterfrucht ſäet man im zweyten Jahre Gerſte. Man bepflüget früh im Herbſte, ſo daß noch vor dem Eintritt des Winters die geſtürzte Furche durchwächſet, das Winterſtoppelfeld nur 7 Zoll breit, und 1½ Zoll tief, und legt die Furchen recht und platt, egget aber nicht. Im Frühling durchreißt man die abgetrocknete Furche mit der ſchweren Egge, pflügt zum zweytenmal nur eben ſo breit und tief, wenn es trocken Wetter und Luft erlauben; es ſoll 14 Tage vor der Ausſaat geſchehen ſeyn. Iſt das Wetter etwas feucht, ſo egget man nicht, bis gegen die rechte Säezeit; iſt ſie aber trocken, ſo egget man gleich nach dem Pflügen. Alsdenn kann man nach Nr. II. und III. vor oder nach dem dritten Pflügen ſäen, und den Saamen höher oder tiefer legen. Im niedrigen Lande pflügt man nur bey der größten Dürre unter, im hochliegenden, im mittelmäſſigen und ebnen Lande aber allezeit, auſſer in trockner warmer Zeit braucht man vorzüglich die Thauſaat, die man Abends verrichtet, und Morgens früh einegget. In trocknes Land ſäet man nicht zu dicke, und lieber bey gemäſſigter, als kalter Luft.

Iſt beym Säen das Wetter trocken, ſo pflügt man beym Einackern 1½ Zoll tief und ſchmal, und egget gleich mit der leichten Egge; iſt jene etwas feucht, eben ſo ſchmal, aber nur 1 Zoll tief. Man ſchiebt jedennoch das leichte Beeggen auf, bis die Erde etwas abgetrocknet, oder in gar feuchter Zeit trockne Stunden einfal-

len. Iſt es gar zu naß, ſo muß die Egge ſehr leicht und behutſam, auch nur einmal gebraucht werden.

Wann 8 — 10 Tage nach der Saat kalt und trocken Wetter einfällt, und ſich etwa dünne Regen auch mit untermiſchen, ſo egget man einmal, und macht dem Saamen Luft. Eben ſo macht man's, wenn, ehe der Saame aufgeht, Regen, Wind und Wärme eine Kruſte (Rinde oder Schorf) auf der Oberfläche machen. Man thut es ohne Unterſchied der Tageszeit, wenn der Regen nicht mangelt, oder deſſen gar zu viel iſt.

Iſt, oder will es trocken werden, ſo iſt die Abendzeit die beſte. Sticht die Gerſte hie und da hervor, ſo überläuft die leichte Egge den Acker gegen Abend wieder um des Unkrauts willen. Wird die Erde hernach wieder innen hart, oder kriegt eine obere Kruſte, ſo egget man getroſt, des Abends wieder.

C. Im dritten Jahre bauet man eine beliebige Sommerfrucht. Nun verändert und verbeſſert man die Oberfläche des Ackers, und bringt die, der bisher benutzten Oberfläche ziemlich nahe liegende untere, Erde herauf. Man ſtürzt den Gerſteſtoppelboden ſo früh im Herbſte, als möglich. Aber der Pflug muß ietzt zwar nur 7 Zoll breit, jedoch 4 Zoll tief gehen, und man muß die Furchen recht und platt legen, aber nicht eggen. Gleich im Frühlinge, ſobald die Erde abgetrocknet, oder im Abtrocknen begriffen iſt, durchreißt man die Furche mit der ſchweren Egge. Hierauf pflügt man ſie das 2te mal, 7 Zoll breit, aber nur 2 Zoll tief. Uebrigens wird alles beobachtet, was bey Litt. B. von der Gerſte geſagt worden, nur das einige ausgenommen, daß, wenn man Erbſen (auch andere Hülſenfrüchte) ſäet, man nicht eggen darf, wenn der Saame anfängt hervor zu ſtechen.

D. Auf

D. Auf das dritte Jahr folgt die Braache, nach welcher man wieder mit den bey Litt. A. gemeldeten Arbeiten anfängt.

E. Dieſem Plane fügt der Herr Probſt noch einige Anmerkungen bey.

a) Es wird gut ſeyn, wenn man den Dünger, den man ſonſt nur der Braache giebt, vertheilt, und etwa auch davon etwas auf die Sommerfrüchte auffparet. (Nach dieſer Regel wird in hieſigen Gegenden ſchon lange verfahren.)

b) Wer nicht braacht, der kann nach 3 Jahren (ſiehe Litt. C.) 4 Zoll tief, nach andern 3 Jahren, wenn die untere Erde gut iſt, 6 Zoll, hierauf 8 Zoll tief ackern, aber ſo, daß dieſes tiefe Ackern im Herbſte geſchehe, und ſodann allemal in 3 Jahren darauf nur 2 Zoll tief und ſchmal unverändert in der ganzen Zwiſchenzeit fortgepflüget werde.

c) Im ſteifen thonartigen Lande muß man neben dem ſchmalen und flachen Pflügen wegen der Herbſtnäſſe ſorgen, aa) daß der Rücken des Ackers erhabener, als ſeine Seiten, gemacht werden; bb) und Gräben und Waſſerfurchen gemacht werden.

Iſt die Lage mittelmäſſig, ſo muß bey jedem 2ten Acker ein 21 Zoll tiefer und breiter Graben, und in der Mitte zwiſchen dieſen beyden Aeckern eine gute Waſſerfurche ſeyn. Iſt aber der Herbſt allzunaß, ſo helfen ſie nicht ganz; und in dieſem Falle beſäe man den Braachacker lieber im Frühling mit Gerſte, nachdem man im Frühlinge den abgetrockneten Boden vor der Auſſaat bepflüget, beegget, hierauf dünne geſäet, und flach untergepflüget.

Die

Die Leſer werden nun aus dieſer Bauart des Herrn Probſts ſehr vieles vielleicht bey ſich anwendbar finden, und beſonders ſo viele nützliche Regeln in Anſehung des Pflügens, Eggens und Säens um ſo weniger aus der Acht laſſen, als ſie der Verfaſſer theils durch lange eigene Erfahrung bewährt gefunden, theils aber auch von andern achtſamen Wirthen hie und da ſchon längſt mit großem Nutzen ausgeübet worden. Man hat ſie ſämmtlich ſo ganz und unabgekürzet hier überſchrieben, um in der Folge nicht nöthig zu haben, alles dasjenige zu ſagen, was bereits hier geſaget worden.

10) Koppelwirthſchaft, Ackerumſatz.

Die ſogenannte Koppelwirthſchaft, welche in **Meklenburg, Hollſtein** u. ſ. w. gebräuchlich iſt, verbindet den Gras- und Ackerbau in der Maaße, daß die Hälfte der Einkünfte aus dem Viehſtande, die andre Hälfte aber aus dem Ackerbaue genommen wird. Man ſucht den Boden durch Ruhe, da man ihn zur Viehweide macht, und welches man überliegen nennet, durch Braachen und Dünger zugleich zu verbeſſern.

Die Vortheile, die man hiebey ſucht, ſind folgende. 1) Die Verbeſſerung des Bodens; 2) Vermehrung der Viehzucht, oder doch beſſere Pflege des Viehes; 3) Vermehrung und Verbeſſerung des Düngers; 4) weniger Ackerarbeit; 5) weniger Ausſaat und reichlicherer Ertrag des Ackerlandes; 6) die Einfriedung der Hecken durch Gräben, Wälle und lebendige Hecken auf dem Walle giebt Schutz und Wärme; die Gräben führen die Feuchtigkeit ab, und ſind ein Mittel wider Kälte und Näſſe.

An-

Anmerkungen.

Man hat wider die Koppelwirthſchaft manches eingewendet, wovon die Hauptſache dahinaus läuft, daß die Stallfütterung der Weide vorzuziehen ſey, indem hiedurch die Viehſeuchen vermieden, und mehr Dünger erhalten werden könne, der ſonſt auf der Weide verlohren gehe. Die vielen Hecken geben Schatten und eine Zuflucht der Vögel zum Schaden der Früchte. Die Gräben nehmen Zeit, Geld und Raum weg; die Hüthungskoppeln ruhen zu lange, wodurch die guten Grasſorten verringert, und der Erdboden mit Moos bedecket wird; das Braachen oder Aufreiſſen der Weidekoppeln ſeyn dem Zugviehe beſchwerlich u. ſ. w. S. Lehrbegriff ſämmtl. ökonom. u. Cameral. W. Th. I. B. I. S. 80. ff.

In Anſehung des erſten Punkts, daß die Stallfütterung der Weide vorzuziehen ſey, giebt die H. M. B. IV. S. 615. ff. ſattſame Auskunft, und lehret, wenn und wo erſtere oder letztere den Vorzug verdienen. 2) Die Stallfütterung giebt zwar mehr Dünger, aber man kann in den Koppelhüthungen, wo das Vieh Tag und Nacht bleibet, doch den Dünger nicht als verlohren ſchätzen, indem Koth und Urin gleich zur Stelle düngen, und als eine Art des Pferchens anzuſehen ſind. Man gebe nur Acht, wo ſogenannte Nachthey- nungen, in welchen das Vieh bey uns des Nachts eingeſchloſſen wird, ſich befinden, wie frech das Gras an dem Orte hervorwachſe, wo ein Stück Vieh gemiſtet hat. Nun iſt es freylich an dem, daß das Vieh ungern, und nur in höchſter Noth auf dem Flecke anbeiſſe, wo es den Dünger vom Viehe ſeiner Art wittert. Man kann aber dieſes ſehr leicht abwenden, wenn man, wie in der H. M. B. IV. S. 627. ff. gelehret wird, eine Art Vieh nach der andern in ab-

getheilten Zeitperioden auf dergleichen Plätzen weiden läßt. Und wenn zu ſeiner Zeit dergleichen Plätze wieder umgeriſſen und in Ackerland verwandelt werden, ſo findet man eine, mit vielen Pflanzennahrungstheilen angefüllte Oberfläche, welche durch hinlängliches beackern zugleich eine ſehr mürbe Erde abgiebt, in welcher die Feldfrüchte ein ganz gedeihliches Fortkommen haben. 3) Daß lebendige Hecken Schatten geben, iſt etwas; er gehet aber nicht ſo hoch oder ſo weit, daß man zunächſt derſelben einen ſchlechtern Kornwuchs verſpüren ſollte. In trockenen Jahren findet man ſogar das im Schatten geſtandene Getreyde am beſten, und der Schatten iſt nach den Tageszeiten veränderlich, bald mehr, bald weniger, bald gar nicht vorhanden. Immittelſt können die Einfriedungen von lebendigen Hecken in ſo fern ſchaden, daß die Mayfröſte theils dem Getreyde darin ſchädlich werden, theils auch veranlaſſen, daß das darin erbaute Korn in manchen Jahren, da der Wind wenig gehet, ſehr taubkörnicht werde, auch auſſerdem dem Mehlthaue darin mehr ausgeſetzt ſey, weßhalb die Einfriedunden von todtem Holze nur von Stangen, zuträglicher zu achten. 4) Wenn Gräben einmal angelegt ſind, ſo iſt die Hauptſache geſchehen, und dürfen nur nach und nach mit leichterer Mühe erneuert, oder wieder gehoben und aufgeräumet werden. Hiernächſt können ſie einem Felde unentbehrlich ſeyn, um das Waſſer von der Saat und Getreyde hinein zu leiten. 5) Der Einwurf, daß die Koppeln zu lange ruhen, und hiemit die guten Grasſorten verringert werden, wird ſo am beſten gehoben, wenn man nach Anweiſung der H. M. eine einzige Art Gras, dergleichen das Honiggras iſt, vor der letzten Aerndte mit Haber oder Gerſte zugleich ausſäet, und ſodann in allen folgenden Jahren immer das beſte Gras hat. Man kann auch,

wenn man lieber will, nach gleicher Anweiſung der H. M. Honiggras und rothen Klee zugleich ausſäen. Moos kömmt aber da, wo Vieh beſtändig geweidet wird, nicht auf, wie man denn hie zu Lande eine hohe, vom Moos belegte, Wieſe reiniget, wenn das Vieh darüber hin und her getrieben wird. Auf Wieſen, oder Weideplätzen, die zu Zeiten unter Waſſer ſtehen, kömmt der Moos nicht fort.

Ueberdem kennen viele die Koppelwirthſchaft noch nicht genung, indem die Meklenburger und Hollſteiner zum Theil auch Stallfütterung haben, zum Theil auch eigene Flecke zum Kleebau ſich ausſondern, und damit wohl umzugehen wiſſen. Sogar der Verfaſſer des Hannöv. Hausv. war mit der Koppelwirthſchaft ſo wenig bekannt, daß er wünſchte, es möchte ihm jemand davon hinlänglichen Unterricht ertheilen, um davon recht urtheilen zu können. Dieſerhalb ſo wohl, als daß auch manche Leſer ihres Orts ganz, oder zum Theil, davon Gebrauch machen mögen, wird hier die Beſchreibung der Koppelwirthſchaft mit eingerücket.

Um aber dieſe Koppelwirthſchaft verſtehen zu lernen, muß man ſich zuvor die Bedeutung einiger dabey vorkommender Wörter bemerken.

Ein jeder Haupttheil, in welchen ein Guth unmittelbar abgetheilt wird, heißt ein Schlag. Iſt der Schlag groß, ſo heißt er eine **Koppel**; iſt er mittelmäſſig oder klein, ſo heißt er eine **Lücke**. Lücken, die nahe bey der Wohnung ſind, heißt man **Tofte**. Wenn man einen bisher Weide geweſenen Schlag umreiſſet und braachet, ſo heißt er die **alte Braache**, oder **Neubruch**, oder auch bisweilen **neue Braache**. Wenn eben dieſe Braache etliche Jahr hinter einander Früchte getragen, und ſodann wieder einen Sommer gebraachet, gedünget, hernach

etli-

etliche Jahre, ehe ſie Weide wieder wird, mit Früchten beſäet wird, ſo heißt ſie die friſche, die gedüngte Braache, das iſt, die erneuete, die erfriſchte Braache. Das ſchlechte Land des Guthes nennt man Auſſenſchläge.

Das erſte iſt die Eintheilung der Felder des Guths in gewiſſe Reviere oder Schläge.

I. Man ſondert vor allen Dingen die Toften ab, wozu man alle nahgelegene Stücke nimmt. Dieſe ſind beſtimmt, 1) daß man Gänſe, Kälber und Schaafe darauf weide; 2) Ertüffeln, Flachs, Kraut u. dgl. darauf baue; 3) nahe Kleeſtücken zur Stallfütterung habe. Die Toften können mit einander etwa die Größe einer Koppel haben, und an einem Stücke neben einander wegliegen, oder abgeſondert von einander; jedoch ſollen jede beſonders eingeſchloſſen ſeyn.

II. Die natürlichen Wieſen des Guths, desgleichen die Waldungen kommen nicht in dieſe Austheilung. Die Wieſen bleiben vor ſich zum Winterfutter, werden aber doch eingezäunet, oder eingeheget. Alles Ackerfeld aber und alle Weideplätze werden zu den Schlägen genommen. Man läßt nichts zur beſtändigen Weide liegen.

III. Man ſiehet von ſelbſt, es werde zu dieſer Abtheilung erfordert, daß das in Schlägen abzutheilende Land an einander liegen müſſe.

IV. Bey Abtheilung der Schläge hat man darauf zu ſehen, daß ſie ihre gehörige Eigenſchaften, 2) Anzahl, 3) Größe haben.

A. Die Eigenſchaften ſind folgende. a) Wo möglich und die Lage des Feldes es verſtattet, ſollen ſich alle Koppeln nach dem Dorfe oder Hofe zu ziehen, daß man in jedem Jahre den Miſt und Getreyde gleich weit zu führen und das Vieh deſto bequemer dahin treiben könne. Es iſt gut, wenn das Wohnhaus mitten

ten auf dem Felde iſt. Man theile das Vorder- und Hinterfeld alſo, daß zu jedem Schlag die Hälfte in jenem, und die Hälfte in dieſem liege. Man muß das Guth ſo vermeſſen, daß man entweder unmittelbar vom Hauſe an auf jede Koppel kommen kann, oder daß die über das Feld laufende Landwege auſſer den Schlägen gerade 3 — 4 Ruthen breit zwiſchen den Koppeln durchlaufen, daß man von ſolchen Wegen auf jede Koppel kommen kann, ohne die andern zu berühren. Man giebt auch jedem Schlage einen Feldweg im Durchſchnitte, desgleichen 4 gleiche Hauptabtheilungen, und 2 Thorwege zur Durchfarth der Früchte, zur Communication der Schläge und zum Viehtrieb, die man verſchlieſſen kann. b) Weil man das Vieh in jeder Koppel nach und nach weiden ſoll; ſo muß jede einen Behälter von friſchem Waſſer haben, oder dieſer Behälter muß in der Mitte zwiſchen 2 Koppeln liegen. Sonſt leidet das Vieh Durſt, oder es ſchadet andern Koppeln, wenn das Vieh aus der Weidekoppel in ſelbige zu trinken gehet. c) Eben um der Weide willen muß auch jede Koppel eingezäunt ſeyn, daß das Vieh, beſonders des Nachts, nicht in eine andere Koppel durchbrechen kann. Die übliche Einzäunung, da jede Koppel rings herum einen breiten Graben, Wall, und auf dieſem Hecken von Haſeln u. dgl. hat, koſten viel Geld und Land, zieht Vögel her u. ſ. w. Beſſer iſt ein 5 Schuh hoher Zaun von Weiden, zwiſchen welchen wilde Roſenſträucher ſtehen. Die Einzäunungen ſchützen Land und Vieh vor Kälte, und durch ihren Schatten vor Hitze. d) Jede Koppel muß in der Folge jährlich verſchiedenes Korn, und alle Ackerkoppeln zugleich in jedem Jahre verſchiedenes Korn tragen. Denn man muß jährlich alle Körner bauen.

Anmerkungen.

Eine Einfriedung mittelſt einer Hecke von Weiden und Roſenſträuchern wird eben ſo viele Vögel, als eine andre von Haſeln, herbeyziehen, und wenn Waldungen in der Gegend ſind, ſo wird das Feld, wenn es ſchon von allen lebendigen Hecken entblöſſet, die Körnerfreſſende Vögel der Gegend doch ernähren müſſen.

Ein Zaun von Weiden und Roſenſträuchern wird vom Hornviehe gar nicht geachtet, wenn es durchbrechen will, gar nicht einmal die Hecken von Weiß- und Schwarzdorn, wie ſolches öfters geſehen wird. Mehr ſchützen die Hecken oder todte Zäune, wenn ſie auf einem Walle ſtehen, die durch einen vorausſtehenden Graben geſchützet werden, daß das Vieh nicht gerade zu anlaufen und Gewalt brauchen, auch den Graben nicht leicht hinauf kommen kann.

Das Vieh wird ausreiſſen, oder durchbrechen wollen, wenn es entweder von den heiſſen Sonnenſtrahlen, oder dem ſtechenden Ungeziefer geplaget, oder durch die Witterung gereizet wird, neue Weide zu ſuchen.

Um wider die ſtechende Sonne das Vieh zu ſichern, iſt nichts beſſer, als in jeder Koppel einen Fleck Bäume ſtehen zu haben, worunter das Vieh Schatten finden kann. Eben dieſe Bäume müſſen dazu angepflanzet, oder wenn ſie vorhanden ſind, dazu geſchonet werden, daß davon die Stangen zur Einfriedung, oder Unterhaltung eines Geheges genommen werden, wenn das Holz dazu nicht anders woher wohlfeiler erlangt werden kann.

Auch iſt es gut, die Viehtränke mit hohen Bäumen einzufaſſen, um das Vieh dahin zu locken, daß es in heiſſen Stunden ſich ins Waſſer hineinbegebe.

Dieſes hat einen zwiefachen Nutzen. 1) Das in den heiſſen Tagesſtunden ſchwärmende, und das Vieh ſo ſehr plagende, Ungeziefer verläßt die Thiere, die bis an den Bauch im Waſſer ſtehen, und mit dem Schwanze die übrigen Theile des Leibes beſprengen. Die Bienen fliehen das Beregnen oder Beſpritzen mit Waſſer. Das stechende Ungeziefer eben ſo. 2) Das Vieh, welches täglich in tiefem Waſſer, das ihm an, oder über den Leib, gehet, ſtehen oder darin gehen oder ſchwimmen muß, hat davor ein ſicheres Vorbauungsmitel wider die Seuche. Ich habe dieſes bereits in den Wittenb. Wochenblättern 1776 St. 45. aus beygebrachten Erfahrungen von verſchiedenen Orten dargethan, und daher angerathen, die Viehtränken ſo tief und dergeſtalt anzulegen, daß das Vieh täglich hindurchgetrieben werde, und darin ſchwimmen müſſe. Endlich muß das Vieh auch nicht allzu lange in einer Koppel gehalten werden, damit es nicht aus Mangel der Graſung nach einer neuen Koppel hinein breche.

B. Die Anzahl und Größe der Koppeln beſtimmt man nach folgenden Abſichten und Regeln. Man ſiehet 1) darauf, ob der Kornbau der Hauptzweck seyn ſolle, in welchem Falle nicht mehr Weidekoppeln, als Ackerkoppeln ſeyn dürfen. 2) Man ſieht auf die Lage, Art und Quantität der Felder, z. E. ob ſie als ein feuchter Boden am beſten zu Sommerkorn, oder als ein hochliegender zur Winterfrucht taugen, ob man von Wieſen, oder von ihnen viel Gras zu erwarten, und ob dieſes auf etliche Jahre zu einem guten Futter tauglich ſeye; wie lange das Feld durch Gras liegen Ruhe nöthig habe, um recht ergiebig zu werden, z. E. 2—6 Jahre; wie lange es ſich hinter einander mit gutem Ertrage beſäen laſſe. 3) Man ſiehet ferner

darauf, wie viel man jährlich gehörig düngen kann, und macht jeden Schlag ſo groß.

Ueberhaupt ſollen ſo viele und ſo große Schläge oder Koppeln gemacht werden, daß 1) gleiche Arbeit, gleiche Aerndte, gleiche Weide jährlich von Koppel zu Koppel fortgehen kann; daß 2) vollkommen das halbe Feld mit Getreyde genutzet, das übrige halbe Feld aber, theils alte und friſche Braache, und zulängliche Weide für den nöthigen Viehſtand werde; 3) daß bey den Ackerkoppeln Sommer- und Winterärndte in allen Jahren immer einerley Proportion gegen einander haben; 4) und deswegen alle Schläge, ſoviel möglich gleich groß ſeyn; wenigſtens ſollen ſie, wo nicht der Quantität, doch der Qualität nach, gleiche Theile des Guths ſeyn. 5) Saaten und Ruhejahre müſſen aufs beſte angebracht ſeyn. Jährlich muß eine alte und friſche Braache ſeyn. Ueber 6 Jahre ſoll kein Schlag Weide ſeyn, ſonſt iſt der Graswuchs nichts mehr. 4 Jahr iſt für ein jedes Feld die beſte Zeit. Iſt es weniger, ſo iſt die Ruhe zu kurz. Wenn 6) ein Feld nicht über 4 Schläge hat, ſo iſt's eigentlich noch keine Koppelwirthſchaft; ſie iſt es aber, man mag ſo viele Schläge über 4 machen, als man will. Man macht 5, 6, 7, 8, 9, 10 u. ſ. w. Schläge. So viel es Schläge ſind, ſo viel Jahre währt es, bis man mit den Abwechslungen herum iſt, und der erſte Schlag wieder das iſt, was er im Anfang war. Bey 5 Schlägen kömmt es nicht in 5, ſondern in 15 Jahren herum. Anzahl und Größe beſtimmen hier einander wechſelsweiſe. Z. E. ich weiß, ich kann jährlich 20 Morgen gut düngen, oder ich muß jährlich 20 Morgen Winterfeld haben; ſo dividire ich die Anzahl der Morgen des ganzen zur Koppelwirthſchaft gehörigen Feldes, z. E. 200 mit 20, giebt 10 Schläge, mithin macht man 10 Schläge. So auch, wenn ich weiß,

weiß, ich muß jährlich 80 Morgen Weide für meinen Viehſtand haben, und das Feld muß 4 Jahr ruhen; ſo theile ich 80 mit 20, giebt 4 Weidekoppeln. Eben ſo groß müſſen auch die Ackerkoppeln ſeyn, und, weil alle Jahr eine Weidekoppel umgebrochen und gebraachet wird, ſo iſt, wenn man weiß, wie laug eine Ackerkoppel nach einander, oder mit einer friſchen Braache bis dahin, da ſie wieder Weide wird, ſolle mit Getreyde beſäet werden, hieraus leicht die Anzahl der Ackerkoppeln zu beſtimmen, und zu jener Anzahl der Weidekoppeln zu addiren, damit man die Anzahl aller Schläge bekömmt. Hinwiederum iſt es leicht, aus der Anzahl der Koppeln, die man haben will, die Größe einer jeden Koppel zu beſtimmen. Z. E. das Guth hat 300 Morgen, die in 6 Schläge zu vertheilen ſind, ſo giebt 300 mit 6 dividiret 50 Morgen zur Größe eines jeden Schlages.

Die **Bearbeitung** und **Benutzung** der **Acker**- und **Weidekoppeln** und der **Tofter** verhält ſich alſo.

I. **Ueberhaupt** 1) wechſelt man auf den **Ackerkoppeln** mit den Früchten in dieſer Ordnung ab, a) Buchwaizen oder Haber, b) Roggen oder Waizen, c) Gerſte oder Erbſen, d) Haber oder Ebſen, e) Haber, worunter man, wenn die Koppel itzt Weide werden ſoll, etwa Klee ſäet. Man bauet jährlich alle Körner auf den Ackerkoppeln.

Die alte **Braache**, oder die Weidekoppel, die ietzt Getreyde tragen ſoll, reißt man im Herbſte um, und bereitet ſie durch Pflügen und Eggen mit der eiſernen Egge, wie gewöhnlich, den Sommer über zur Winterſaat, oder ſäet im Frühling Buchwaizen darein. Die alte Braache iſt Neubruch, und braucht keinen Dünger, wenn die Ruhe des Schlags durch die Weide, welche eine Art von Pferch iſt, wenig-

ſtens 4 Jahre gewähret hat; ſonſt muß man ſie düngen. Den Schlag, den man dünget, dünge man ganz. Wenn man den Schlag während dem, daß er Getreyde träget, einmal dünget, ſo kann man einmal weiter Wintergetreyde darauf bauen. Von einer Düngung kann man 3 — 4 Früchte genießen, oder den Acker 3 — 4mal beſäen. Dieß iſt der Nutzen der friſchen oder gedüngten Braache.

Weil man Weidekoppeln nicht dünget, und bey dieſer Wirthſchaft den Viehſtand, alſo Dünger vermehren und verbeſſern kann, ſo muß man auch dem Acker durch mehrern Dünger zu Hülfe kommen.

Auf den abgeärndteten Koppeln weidet das Vieh, das Zug- und fette Vieh geht auf Waizen- Erbſen- und Roggenſtoppeln, das Melkvieh auf Gerſte- und Haberſtoppeln. Schaafe und Schweine, deren jene den Acker von Quecken reinigen, dieſe aber ihn umwühlen und auflockern, treibt man auf alle Stoppeln. Doch ſollen beyde nie auf Koppeln kommen, die ſchon Weide ſind, oder eben jetzt werden ſollen, auſſer auf die nun zu brechende oder erſt nun gebrochene Weidekoppel im Herbſt uud Winter. Die Ackerkoppel, welche jetzt nach der letzten Aerndte eine Weidekoppel werden ſoll, beſäet man mit Haber, worunter man Saamen von weiſſem und rothem Klee nebſt gutem Heuſaamen menget. Es iſt beſſer, als wenn man ſie ohne dieſes dreiſch (zu Gras) liegen läßt. In dieſer letzten Haberſaat reißt man in dieſer Koppel die Wege Nr. IV. 1. wieder um, beſtreut ſie auch mit Grasſaamen, und macht ſo die Weide wieder gleich. Alle Jahr bleibt ſo Koppel zu Gras liegen, und wird von den Weidekoppeln aufgeriſſen und zur alten Braache gemacht.

2) Von den Weidekoppeln erwählt man etliche für Kühe und Stuten mit Füllen, die wechſelsweiſe

darauf

darauf gehen; andere für das güſte Vieh, Kälber und Hämmel. Die Koppeln, die das beſte Gras haben, mithin im 3—4ten Jahre eine Weide ſind, erwählt man zu Nachtkoppeln für das Melkvieh, worin dieſes vom Abend bis Morgen bleibet. Sie müſſen wohl verſchloſſen seyn, daß das Vieh nicht durchbricht. Eine Koppel, die erſt zur Weide gemacht worden, weidet man im erſten Jahre nicht ab, heuet ſie aber im Herbſte. Weidet man von 14 Tagen zu 14 Tagen $\frac{1}{5}$ der Koppel ab, ſo kann man wieder von vorne anfangen. Man ſchonet einen jeden Platz ſo lange, als man ſich anderwärts behelfen kann. Man theilt alſo durch neue Verhegung mit Stangen, oder, wenn das weidende Vieh klein iſt, mit beweglichen Zäunen und Horden, die Weidekoppeln in gewiſſe Theile ein, und läßt dieſe nach der Ordnung durchhüten; ſo grünet ein Theil nach dem andern wieder, und die Weide iſt beſtändig.

3) Die Toften benutzt man alſo: Man muß zur Stallfütterung, wobey kein Miſt verlohren geht, und 1 Kuh, der man überflüſſig Futter und Streue gibt, mehr Milch giebt, und mehr Miſt macht, als 3 andere, viel Klee bauen, und nahe beym Stall die Stücke haben. Man ſorgt alſo, daß die 2 Toft, wechſelsweiſe, z. E. alle 5 Jahre, beſäet und begraſet, aber nie kaum ganz Grasboden, oder ganz Ackerfeld werde. Z. E. Man läßt im erſten Jahre 30 Gänſe, und einige Schaafe auf der erſten Toft weiden, um Jacobi pflüget man $\frac{1}{5}$ der Toft um, düng'ts, und ſäet im andern Jahre Flachs; im 3ten bringt man Erdbirnen darauf, und in den 3 letzten Jahren Klee. Das angebaute Stück zäunt man mit Horden ein, damit die übrige $\frac{4}{5}$ zur Weide dienen können. So bricht man alle Jahr $\frac{1}{5}$ der Weide um, und läßt 1 dreyjähriges Kleeſtück wieder zur Weide liegen, hat alſo all-

jährlich $\frac{1}{5}$ Flachs, $\frac{1}{5}$ Erdbirnen, und $\frac{3}{5}$ Klee, davon $\frac{1}{5}$ ein- $\frac{1}{5}$ zwey- $\frac{1}{5}$ dreyjähriges Kleeſtück iſt, und kann dabey auf den übrigen Theilen der 2 Toften weiden. Man macht auch öfters einen Theil der Toften zur Kälberweide.

4) Auſſenſchläge benutzt man ſo gut, man weiß, z. E. durch Esperbau u. dgl.

II. Folgende Vorſtellungen zeigen an, wie bey gewiſſer Anzahl von Schlägen, die Koppeln insbeſondere benutzt werden. Wir wollen Kürze halber bald allein anführen, wie alle Koppeln in einem Jahre benutzt werden, bald allein, wie eine jede Koppel in den folgenden Jahren, benutzt werde. „Denn ſo, wie „ſich alle Schläge gegen einander in einem Jahre „verhalten, ſo verhält ſich jeder Schlag in folgen„den Jahren, bis der Circul herum iſt, zu ſich „ſelbſten.“

1) Fünf Schläge, iſt die ſchlechteſte Art. Jede Koppel liegt 3 Jahr Weide, ſodann einmal alte Braache, trägt 1 Jahr, wird friſche Braache 2mal, trägt 3 Jahr Weide. Sie wird allemal nach 3 Jahr Braache, iſt nur 3 Jahr Weide, und 12 Jahr Ackerkoppel.

2) Sechs Schläge. 3 Jahr Weide, 2 Jahr gebaut, 1 Jahr alte Braache, kömmt in 6 Jahren herum.

3) Sieben Schläge. Jährlich 3 Ackerkoppeln, 3 zur Weide, 1 alte Braache. Kommt alle 7 Jahre herum. Hat jährlich 1 alte, 1 friſche Braache, gleiche Arbeit, gleiche Weide, aber das Land liegt nur 3 Jahr Weide.

4) Acht Schläge. 4 Weidekoppeln, 4 Ackerkoppeln, keine alte, lauter friſche Braache; das Land liegt auch nur 3 Jahr Weide, wird im folgenden Frühling aufgeriſſen und mit Haber beſäet, ſodann

friſche

friſche Braache, trägt darauf 4 Aerndten, wird wieder Weide.

5) **Neun Schläge.** 4 Koppeln tragen, 4 ſind Weide, 1 iſt alte Braache. Erſte Bauart, wie bey 8 Schlägen, nämlich 4 Jahr Weide, Haber, friche Braache, Roggen, Gerſte oder Haber, Erbſen oder Haber. Zweyte Bauart, nämlich jede Koppel iſt 4 Jahr Weide, ſodann alte Braache, trägt darauf 4 Jahr 1) Winterroggen, 2) Gerſte, Haber, 3) Erbſen, Haber, 4) Stoppelroggen, und wird wieder Weide.

6) **Zehn Schläge.** Das halbe Feld iſt beſäet, 2 Braachen jährlich, nur 3 Weidekoppeln.

Jede Koppel iſt nur 3 Jahr lang, alſo zu kurz, Weide, wird hierauf alte Braache, trägt Winterfrucht, Sommerfrucht, und friſche Braache, trägt Winterfrucht, Gerſte oder Haber, Erbſen oder Haber, wird wieder Weide.

7) **Eilf Schläge,** 5 Acker, 4 Weidekoppeln, 1 alte, 1 friſche Braache. Jede Koppel iſt 4 Jahr Weide, wird alte Braache, trägt Winterfrucht, Gerſten oder Haber, wird friſche Braache, trägt Winterroggen, Gerſte oder Haber, Erbſen oder Haber, wird wieder Weide.

8) **Zwölf Schläge.** Die vollkommenſte Koppelwirthſchaft unter den bisherigen, nach Nr. IV. 1.

6 Acker- 4 Weidekoppeln, 1 alte, 1 friſche Braache. Jede Koppel iſt 4 Jahr Weide, wird alte Braache, trägt 3 Jahr, nämlich a) Winterroggen, b) Gerſte, Haber, c) Erbſen, oder Haber, wird friſche Braache, und gedüngt, trägt wieder 3 Jahre, nämlich a) Winterroggen, b) Gerſte oder Haber, c) Erbſen oder Haber, wird wieder Weide auf 4 Jahre.

9) **Dreyzehn Schläge.** 6 Acker- 5 Weidekoppeln, 1 alte, 1 friſche Braache, die man beyde ſtark

dünget, beſonders die friſche Braache. Jede Koppel iſt 4 Jahr Weide, wird alte Braache, trägt 4 Jahre, nämlich a) Winterroggen, b) Gerſte, Haber, c) Erbſen, Haber, d) Stoppelroggen, wird friſche Braache, trägt wieder 3 Jahre, a) Winterroggen, b) Gerſte, Haber, c) Erbſen, Haber, wird wieder Weide. Andere Bauart; 5 Jahr Weide, alte Braache, Winterroggen, Gerſte oder Haber, friſche Braache, Winterroggen, Gerſte oder Haber, Erbſen oder Haber, wieder Weide.

10) Vierzehn Schläge. 6 Acker. 6 Weidekoppeln, 1 alte, 1 friſche Braache. Jede Koppel iſt Weide auf 6 Jahre, alte Braache, trägt 3 Jahre, a) Winterfrucht, b) Gerſte, c) Haber, wird friſche gedüngte Braache, trägt wieder 3 Jahr, a) Winterfrucht, b) Gerſten, c) wieder gedüngt, Stoppelroggen, mit Klee und Heuſaamen vermengt, wird wieder auf 6 Jahr Weide.

Hieraus laſſen ſich leicht die Begriffe der Wirthſchaft mit mehrern Koppeln machen z. E. der 20 Schläge, die Patullo für ein Guth von 300 Morgen angiebt. 10 Schläge werden künſtliche Wieſen, 10 Ackerfeld. Jährlich wechſelt man zwey Schläge um, ſo daß jeder Schlag 5 Jahr Kleefeld, und 5 Jahr Acker iſt. Man bricht alſo nach fünf Jahren alte Kleeſchläge im Herbſt um, läßt im Winter Schaafe darauf weiden, ackert wieder im Frühling, ſäet Rüben, Hülſenfrüchte, Hanf, Flachs darein, und ärndtet die 2 erſte, oder läßt ſie abweiden, wenn das Feld ſie als Dünger braucht. Iſt es 4mal geackert, ſo ſäet man im Herbſt Waizen. Man ſtürzt im Herbſt, und ſäet im Frühling des dritten Jahrs Gerſte oder Haber. Im Frühling des 4ten Jahres ſäet man, nachdem man im Herbſt zuvor geſtürzt, und wohl gedüngt,

düngt, Rüben oder Hülſenfrüchte, ackert nach ihrer Einärndtung im Herbſte 2mal, ſäet Waizen. Nach der Waizenärndte ſtürzt man im Herbſt, und ſäet im folgenden Frühling ein Futterkraut darein, das 5 Jahr ſtehen bleibt, z. E. Esper auf leicht und magern Böden, Luzerne auf mittleres Feld, in gutes Land ſpaniſchen Klee; die beyde erſtere kann man auch unter den Waizen des 5ten Jahres ſäen. Man kann auch im dritten Jahre ſpaniſchen Klee unter Haber und Gerſte ſäen, nach der Aerndte abweiden, im 4ten Jahre, wo man nun nicht Rüben u. ſ. w. ſäet, abmähen, und bis zu Ende des Sommers ſodann abweiden laſſen, und hernach vor Winters das Feld ſtürzen. Man kann auch den ſpaniſchen Klee 5 Jahr erhalten, wenn man im erſten Jahr ihn 1mal grün zu Futter mäht, und das andere mal ihn heuet; im 2—4ten Jahre mäht man ihn 1—2mal grün zur Stallfütterung, läßt ihn hernach zu Saamen ſchieſſen, und wenn dieſer recht reif iſt, das Vieh ihn im Herbſt und im Frühling abweiden. Im letzten Jahre mäht oder weidet man ihn, wie gewöhnlich, ab, läßt ihn aber nicht zu Saamen ſchieſſen, und ackert das Feld im Herbſte um. Das weidende Vieh tritt den Saamen in die Erde, und dünget mit ſeinem Miſte. So hat man alle Jahr 10 Schläge mit künſtlicher Fütterung, 4 mit Waizen, 4 mit Hanf, Flachs, Rüben, oder Hülſenfrüchten, 2 mit Gerſte oder Haber.

A. Dieſe Koppelwirthſchaft iſt am nützlichſten einzuführen, wo das Land guten ſtarken Grund und Boden hat, und mit Plätzen verſehen iſt, die Wieſen ſind, oder werden können. Schlechter Sand oder grandiger Boden taugt nicht, giebt nicht Gras und Weide genug. Es muß auch nicht an Winterfutter fehlen, und der Boden überhaupt zum Grastragen aufgelegt ſeyn. Er muß alſo auch nicht zu hoch liegen,

gen, ſonſt giebts wenig Graswuchs zur Viehweide, weil er Sommers zu trocken wird, und das Guth muß an einander liegen. In Meklenburg iſt das Land meiſt eben, ohne ſonderliche Hügel, das Mittel zwiſchen hohen und niedern, alſo zu allem Wachsthum das gedeihlichſte, nimmt mehr Regen ein, wird nicht leicht zu trocken, und iſt waſſerreich.

Anmerkung.

Ein Land, das wechſelsweiſe Acker und Wieſe werden kann, braucht in Anſehung der letzten Erforderniß eben nicht krautartig, d. i. ſo beſchaffen zu ſeyn, daß, ſobald die letzte Beackerung vorbey iſt, ſich der Boden von ſelbſt mit Gras belege oder beraſe. Man muß, welches überall in jeder Abſicht das beſte iſt, die Plätze mit künſtlichen Gräſern oder Futterkräutern beſtellen. Dieſerhalb kann eine hohe Lage nicht ſchlechterdings ſchaden, wenn ſonſt der Boden nur nicht undankbar, oder zu ſchlecht iſt. Denn wenn er zu ſchlecht iſt, kann man die Koppeln nicht herausbringen, ob man ſchon anfangen kann zu künſteln, als womit man doch nicht im Anfange gleich große Schritte thun kann.

Wenn das Guth nicht an einander liegt, ſo muß man es ſuchen zu arrondiren, und hiezu durch Aufhebung der Feldgemeinheit den Grund legen.

Wenn das Meklenburgiſche Land, als ein ſolches, angeſehen wird, welches das Mittel zwiſchen hohen und niedern, und zu allem Wachsthum am gedeihlichſten geſchätzet wird, ſo eben aber von einem hohen guten Boden, dergleichen etwa ein friſcher Lehmboden u. ſ. f. iſt, das nämliche behauptet worden, ſo muß man freylich eine zu niedrige Gegend, die zu naß iſt, als die allerunbequemſte zur Koppelwirthſchaft anſehen,

weil

weil ſolche wohl zu Wieſen, aber nicht zum Acker tauget; es wäre denn, daß das Waſſer, oder die überflüſſige Feuchtigkeit abgelaſſen, und zu dem Zweck tüchtige Abzugsgräben angefertiget werden, welche zugleich, wenn es die Lage nur irgends verſtatten will, zur Einſchlieſſung der Koppeln dienen können, wobey denn freylich die Ausführung erfahrnen Feldmeſſern oder Conducteuren überlaſſen werden muß.

B. Der, leſenden Oekonomen nicht unbekannte, Hr. Möller hat zur Einführung der Koppelwirthſchaft auf hohen Feldern folgende Vorſchläge gethan. Er räth an, daß man 1) mehr Schläge mit Winterfrucht, die auf hohem Lande am beſten geräth, ausſäe, als mit Sommerfrucht; 2) daß man Ausſaat und Schläge ſo eintheile, daß man jährlich ſo viel Getreyde, als ſonſt, einärndte, und nicht, wie in Meklenburg, ½ Ackerfeld zu Weide liegen laſſe. Man ſolle daher mehr und kleinere Schläge machen, daß man nicht mehr Land unbeſtellt laſſe, als vorher geſchehen, und doch Schläge, die Jahr aus Jahr eine Weide abgeben, übrig bleiben. In ſo weit alſo andere Schläge zur Braache nicht hinreichen, beſömmere man die Braache, und ſäe in die Stoppel. Z. E. man wolle 9 Schläge haben, ſo theile man jedes der vorhin üblichen 3 Felder, in 3 Theile, oder Schläge; 3 Schläge ſeyen Winterung, 2 Sömmerung, 2 Braachweide, 2 beſtändige Weide; alſo hätte man 1 Braache gedüngt, 1 Roggen, 1 Sommerfrucht, 1 Stoppelroggen, 2 Weide, 1 neue Braache, 1 Roggen, 1 Sömmerung z. E. kleine Gerſte. So nutzt man jeden Schlag in 9 aufeinander folgenden Jahren. Jeden Schlag dünge man ganz; ſo kömmt man mit dem Miſt erſt in 9 Jahen herum.

11) Tul-

11) Tulliſches Ackerſyſtem.

Dieſes Syſtems erwehne nur um ſolcher Oekonomen willen, die in ökonomiſchen Schriften davon leſen, damit ſie das Hauptſächlichſte davon wiſſen mögen, nachdem es in Deutſchland bey praktiſchen Landwirthen niemals Beyfall finden können.

Jethro Tull, ein Engländer, wollte den Feldbau dem Gartenbaue ſo ſehr nähern, daß jedes Saamenkorn weder zu nahe noch zu weit von dem andern zu liegen komme; zwiſchen den in Reihen ſtehenden Saatpflanzen aber ſo geräumige Gänge ſeyn, daß ſie zu gewiſſen Zeiten mit einem kleinen Pfluge (Cultivator) aufgelockert, und hiemit nicht nur vom Unkraute gereiniget, ſondern auch den Getreydewurzeln lockeres Erdreich zu deſto beſſerem Gedeihen verſchaffet werden möchte. Die Reihen ſollen 6—8 Zoll von einander abſtehen; 1 — 5 Reihen aber, am beſten 1 — 2, ſollen neben einander ſtehen. Das, was ſo in dieſen Reihen beſäet iſt, nennet man die Beete, den leeren Zwiſchenraum aber von der äuſſerſten Reihe eines Beetes bis zur äuſſerſten Reihe des andern Beetes nennt man die Gänge. Jene ſind das Fruchtfeld, dieſe die Braache, und dieſe wird alſo zum beſten der Früchte ſowohl, als zur künftigen Saat öfters bearbeitet. Jeder Gang, der nach der Aerndte geſäet wird, hat 4 Schuh zum rechten Maaße. —

Ohngeachtet Du Hamel, Lullin de Chateauvieux und Mill dieſe Bauart zu vervollkommnen geſucht, und dabey viel Vortheile gefunden haben wollten, ſo ſahen unſre deutſche Wirthe doch a priori ſchon ein, daß die hiebey anzuwendende Mühe nicht bezahlet werde, und daß es eben ſo viel ſey, als wenn man ſeine Früchte wollte mit Menſchenhänden pflanzen, verdün-

nen

nen oder verdicken, bejäten und behacken laſſen. Man erhält auf dieſe Weiſe 10—20mal mehr, und noch weit darüber, an Körnern, als nach der gemeinen Bauart. Aber dieſer vermehrte Korngewinnſt bezahlt doch bey weitem nicht die angewandte Arbeit und Mühe.

Der Hannöv. Hausv. S. 42. ff. urtheilt von dieſer Bauart, daß man ſie im Großen nicht einführen könne, weil 1) das reihenweiſe Säen, wozu man in Großem den Semoir (eine Sämaſchine) braucht, viele Schwierigkeiten hat; 2) mit den 4 erforderten Arbeiten in den Gängen es ſich ſo verhält, daß man, a) da ſich die Fruchtſtöcke zu beyden Seiten zu weit ausbreiten, und auf einem dem Winde ausgeſetzten Felde das in Reihen ſtehende Korn auch übel durcheinander geworfen wird, die Gänge nicht wohl ohne Beſchädigung der Pflanzen bearbeiten kann, b) man zu dieſer öftern, und faſt wöchentlichen, Auflockerung des Bodens der Gänge auf einem großen Guthe, z. E. von etlichen 100 Morgen, nicht die nöthigen geſchickte Leute, Pferde und Geſchirr auftreiben kann; 3) und man bisher würklich aller Orten, wo Verſuche damit gemacht ſind, und man ſo eifrig darauf war, wieder davon abgehet.

12) Engliſches Ackerſyſtem.

Die Bauart der Engländer hat unter uns, ſeit 20—30 Jahren großen Beyfall und Nachahmung gefunden, und unterſcheidet ſich von der Koppelwirthſchaft darin, 1) daß ſie keine eigentlich ſogenannte Braache hat, 2) und das Feld mittelſt künſtlicher Futtergräſer zu Wieſen oder Weiden macht u. ſ. f. Sie beſteht in folgenden Stücken.

I. Die

I. Die Feldgemeinſchaft muß aufgehoben ſeyn, das Guth an einander liegen, und ſeine geſchloſſene Gränzen haben.

II. Man theilt das Guth ſo ab, daß $\frac{1}{3}$ oder $\frac{2}{3}$ künſtliche Wieſen, und die andre Hälfte, oder $\frac{1}{2}$ nur Ackerfeld bleibet, und man

1) alle 3—6 Jahr mit Getreyde und Futterbau abwechſelt, mithin ein Acker 3—6 Jahr Früchte träget, und dagegen 3—6 Jahre eine künſtliche Wieſe iſt. Was nur 3 Jahr Wieſe bleibt, wird mit Spaniſchem (rothem) Klee, was 5—6 Jahr Wieſe ſeyn ſoll, mit Esper (Esparcette) Lüzerne, oder Raygras, beſäet.

2) Das Ackerfeld trägt wechſelsweiſe Winter- und Sommergetreyde, Rüben, Hülſenfrüchte. Ueberhaupt ſäet man ſelten über 3 Jahr hintereinander Getreyde, ſondern wechſelt nach Nr. II. während der Zeit, darin das Feld ein Acker iſt, mit den Früchten, ſäet auch wohl den Klee darunter, düngt dergleichen Felder, wo nicht alle Jahre, doch wenigſtens im dritten Jahre, ſtürzt ſie vor Winter, ackert ſie überhaupt tüchtig; und im letzten Jahre, da ſie Getreyde tragen, ſäet man Klee u. dgl. zugleich unters Getreyde.

Im erſten Jahre bauet man meiſtens Früchte, oder noch beſſer allerley Kraut- und Wurzelgewächſe. Man bauet vorzüglich die Gewächſe, die nach dem Ertrag des Bodens, dem Aufwand, Koſten und Marktpreiſe den größten Nutzen verſprechen.

3) Die Schläge, ſo künſtliche Wieſen ſind, düngt man alle 3 Jahre; denn man verwendet den meiſten Dünger auf die Aecker. Man mähet ſie ab zu grünem oder dürrem Futter, läßt ſie auch ſo, wie bey der Koppelwirthſchaft gemeldet, behutſam abweiden.

Das

4) Das ganze Guth und alle Schläge werden umzäunet. Wie man alle Jahr ein Grasſtück umbricht, ſo haut man auch alle Jahr einen Zaun nieder, und ſchlägt etwa 1 — 2 Bäume, die in der Hecke ſtehen, mit um, um genug Holz zur Winterſeurung zu haben. Indeſſen bis der Zaun wieder heranwächſet, macht man einen leichten dürren Zaun herum, der hernach auch zur Feurung gut iſt.

5) Man bedient ſich neben dem Miſte der **künſtlichen Dünger**, und verbeſſert den Boden der Felder durch Vermiſchung mit den entgegengeſetzten Erdarten, z. E. bringt auf leichte Felder Thon, auf thonichte aber Mergel, Kalk u. ſ w.

6) Auch nähret man ſo viel **Vieh**, daß alles auf dem Guthe wachſende Futter auf dem Guthe ſelbſt zur Düngung der Felder verfüttert wird. Man zieht im Sommer die Stallfütterung der Weide vor, und füttert auch Schaafe und Schweine mit Klee. Zum Zugvieh braucht man vorzüglich Ochſen und gute ſtarke Stuten, (Mutterpferde) deren man bey Kunſtwieſen mehrere halten, und auch ihre Füllen mit wenig Koſten erziehen kann.

III. Zu mehrerer Erläuterung folgt hier aus **Patullo** die Einführung dieſer Bauart, und Behandlung eines Guths von 300 Morgen, ſowohl wenn es ſteifen, feſten und guten, als wenn es mittelmäſſigen und leichten Boden hat.

1) Iſt der Boden feſt und gut, daß er zu ſpaniſchem Klee taugt, ſo bekömmt das Guth 12 Schläge, jeden von 25 Morgen. 150 Morgen oder 6 Schläge ſind Ackerfeld, von welchen 2 Gerſte, und 4 Waizen haben, 6 Schläge aber ſind Kleefeld. 2 Schläge, die am längſten Frucht tragen, werden jährlich mit Futterkräutern beſäet, ſo am längſten Fütterung haben, zur Gerſte umgeackert, und die 4 Bezirke, wer-

worauf Gerſte war, zum Waizen gebraucht. Den Miſt, den man macht, verwendet man, die friſch angelegte Kleefelder in ihrem erſten Jahre damit zu düngen. So iſt das Feld auf immer fruchtbar, und ſeine Aerndten vermehren ſich jährlich.

Will man auf ein ſolches Feld dieſe Bauart einführen, ſo iſt es entweder gebaut Feld oder nicht.

Iſt es **ungebaut**, z. E. Weide oder Grasboden, ſo theilt man es in Schläge ab, nimmt 4 der beſten, ſticht den Raſen davon ab, verbrennt ihn, ſtreuet die Aſche davon umher, ackert wohl, und beſäet 2 dieſer Schläge im Herbſt mit Klee, 2 im folgenden Frühlinge mit Gerſte, damit man ſie auch im folgenden Herbſt mit Klee beſäen könne. Die 8 übrigen Schläge werden im Herbſt zur Waizenſaat zugerichtet.

Iſt das Guth ganz **gebaut**, ſo theilt man es Schläge, nimmt die 2 beſten Schläge, düngt ſie auch, ſäet im Herbſte Klee, 2 andere beſäet man im Frühling mit Gerſte, und im Herbſte mit Klee. Die 8 übrigen Schläge tragen indeſſen Waizen.

Iſt auf dem Guthe ſchon ein Theil **beſäet**, oder kann gleich beſäet werden, ſo nimmt man 2 Schläge vom jetzt einzuſäenden Sommerfelde, und beſäet ſie im Herbſte mit Klee, desgleichen 2 vom Stoppelfelde, und beſäet ſie im Frühlinge mit Gerſte, im Herbſte mit Klee, die übrige 8 mit Waizen. Das folgende Jahr nach der dritten Getreydeärndte legt man einen jeden Schlag der 8 übrigen mit Klee an, und nach 3 Jahren wieder zu Waizen. Endlich tragen jährlich 4 Schläge Waizen, 2, welche vorher 3 Jahr lang Klee hatten, oder die dritte Getreydeärndte tragen, und jetzt Kleefeld werden, tragen Gerſte.

2) Iſt der Boden **leicht** und **mittelmäſſig gut**; ſo macht man 18 Schläge. Nach 9 Jahren muß man

man die Felder, die länger als 3 Jahr nach einander Frucht tragen, das 3te Jahr mit Miſt düngen, und hernach alle 2 Jahre, ſo lange ſie Fruchtfeld ſind. Man bringt auch ſchickliche Verbeſſerungserden an; nach und nach beſſert ſich das Feld ſo, daß es Klee tragen kann. Uebrigens iſt hier ⅓ des Feldes Kornfeld, ⅔ haben Esper oder Lüzerne. Vom Kornfelde, das 100 Morgen hält, tragen 66 Waizen, 33 Gerſte. Trägt 1 Schlag 6 Jahr Futter; ſo trägt er hernach 2 Waizenäerndten hintereinander. Iſt der Boden allzuleicht, ſo ſäet man Rüben zwiſchen der Waizenärndte und Frühlingsſaat.

Die Vortheile dieſer Bauart ſind durch eine lange Erfahrung der Engländer beſtätiget. Wir haben etwa ¼ des Guths natürliche Wieſen, und ¾ iſt Ackerfeld, wovon ¼ Winter- ¼ Sommerfrüchte trägt, und ¼ deswegen Braache ſeyn muß, weil ſonſt unſere Felder, die wir wegen wenigen Futters und daher auch wegen wenigen Viehes u. ſ. w. ſchlecht bearbeiten und düngen, nicht beſtehen könnten. Hingegen hat man bey der engliſchen Bauart eben ſo viel

1) Ackerfeld zu ärndten, als bey der unſrigen, weil keine Braache da iſt, und der nicht ruhende Acker, der eine Zeitlang Wieſe iſt, nicht erſchöpft, ſondern gebeſſert wird.

2) Man hat nun ¼ mehr Grasland und Futter, alſo ſein Guth um ¼ gleichſam vermehrt; ja 1 Morgen künſtlicher Wieſen gleicht 5—6 Morgen der gewöhnlichen Wieſen. Man kann zur Arbeit und zum Dünger mehr Vieh halten, alſo 15 Fuder Dünger dahin bringen, wohin wir ſonſt nur 1 Fuder bringen können. Weil man alle Jahr den Acker düngen kann, ſo verdoppeln ſich die Getreydeärndten, und die Futterärndten werden wenigſtens verzehnfältiget. Die Erfahrung der Engländer zeigt,

3) daß nichts mehr die Felder beſſert, als die Folge der abgewechſelten Aerndte am Getreye und Futter.

Anmerkungen.

Schon mehrere Landwirthe würden ganz die engliſche Bauart unter uns ausgeübet haben, wenn ſie ohne ihr Zuthun, Weitläuftigkeit, Proceſſe und Koſten, aus der Feldgemeinſchaft ihres Orts heraus kommen könnten. Dieſerhalb hat man von dieſem Ackerſyſtem den Anbau der Futterkräuter, in ſo fern man daran durch die Feldgemeinſchaft nicht gehindert wird, mehr angenommen, und auf Plätzen, die Gartenrecht haben, allerley Futterkräuter, zum Theil auch künſtliche Gräſer, bisher angebauet. Beſonders hat man ſeit der Erſcheinung der H. M. mit vielem Vergnügen in der Nähe und Ferne wahrgenommen, daß die von ihr angeprieſenen Gräſer auf Wieſen, und theils auch auf Aeckern, cultiviret werden, wodurch denn dem Ackerbaue mittelſt verbeſſerter Viehzucht ſehr aufgeholfen wird, da man die Gräſer auf gutem Boden ungleich leichter und vortheilhafter zum Winterfutter als den Klee eben daſelbſt trocknen, und zu Heu erhalten kann. So hat es auch weniger Schwierigkeit gefunden, daß Dorfgemeinden unter ſich eines geworden, einen oder den andern Schlag Wieſewachs heraus zu ſuchen, ſelbigen mit der Behütung und Viehtrift zu verſchonen, und darauf Futtergräſer anzubauen, indem hieſelbſt jeder Eigenthümer ſeine alten Grundſtücke behält. Dagegen ſcheuen die meiſten Bauern gar ſehr die Aufhebung der Gemeinheiten, weil ſie ihre vorigen Aecker, die ſie ſo ſehr lieben, weil ſie nebſt ihren Vätern ſelbige cultiviret, gebeſſert, und ſie kennen, was ſie ihrer innern Natur nach vermögen, zu verlieren fürchten, und ſich

ſcheuen, fremde, vielleicht entweder von Natur ſchlechtere, oder von ſchlechtern Wirthen beſeſſene, und eben deshalb zu wenig oder gar nicht verbeſſerte Aecker wieder zu bekommen, hiemit aber in Schaden und Verfall der Nahrung geſetzet zu werden, da zumal überhaupt ſelten ein Feld iſt, deſſen Schläge ſo herausgeſucht und zuſammengebracht werden könnten, daß alle darin befindliche Ackerſtücken von gleicher Güte ſeyn könnten. Der geſchickteſte Separationscommiſſarius kann hierin ſich verſehen. Wenn aber einer Dorfgemeinde anſehnliche Prämien verſprochen würden, falls ſie ſich allein aus einander ſetzen, oder zuvor, weil ſie doch ihre Felder am beſten kennen müſſen, die Theile ausſondern oder zuſammenbringen, und darauf entweder einen Separationscommiſſarius zuziehen, oder die gemachten Theile unter ſich ſelbſt verlooſen wollten, ſo würde das Werk ſchon glücklicher von ſtatten gehen. Die Prämien müßten aber anſehnlicher ſeyn, als ſie bisher in einigen Ländern angeſetzt geweſen, und ſie dürften auch nur auf gewiſſe erſte Jahre ſehr hoch, hierauf niedriger, und zuletzt am niedrigſten für jede Provinz beſtimmet werden. Manchen Dörfern dürfte mit einer auf 20 oder mehr Jahre, verſprochenen Befreyung vom Hofe- oder Frohndienſte, oder einer andern Beſchwerung, mehr als mit Gelde, gedienet ſeyn. Prämien denjenigen zu ſetzen, welche z. E. den meiſten Klee in einer Provinz anbauen, treffen nicht genug zum Ziel, weil diejenigen, welche den beſten Willen und Einſicht haben, es wegen der Feldgemeinſchaft nicht vermögen.

Wenn in der vorhergehenden Beſchreibung der engliſchen Bauart Nr. II. 6. geſagt wird, daß die Stallfütterung der Schaafe im Sommer der Weide vorgezogen werde, ſo klingt ſolches in den Ohren der meiſten deutſchen Schäfer ſehr wunderſam, oder es kömmt

ihnen unglaublich vor. Aber es iſt doch ſchon lange ſo in England geweſen, bis endlich ſogar die Schaafweide durch eine Parlamentsacte aufgehoben worden. Im Badenſchen und in der Pfalz hat man ſchon dieſe Stall- und Pferchfütterung nachgeahmet, und bey der Ernährung der Schaafe unter freyem Himmel in Horden mit Futterkräutern, auſſer der reinlichen Düngung des Landes, viele Vortheile von ſolcher Fütterung gefunden. Die Schaafe werden auf leeren Aeckern nahe am Kleefelde eingeſperrt, an den gemeinen Horden leichte Futterrauſen befeſtiget, und in ſolche täglich 3mal Futter vorgelegt. In 24 Stunden werden die Horden zweymal vorgerückt, und die gepferchten Aecker werden aufs geſchwindeſte umgepflüget, damit der Pferch nicht verwittern möge. Hieraus iſt zu ſehen, daß der geringſte Landmann, der ſonſt keine Schaafhüthungsgerechtigkeit auf dem Felde ſeines Orts hat, doch Schaafe ſich auf dem Stalle halten, oder ſie auf ſeinem Hofe des Sommers bey Tage unter freyem Himmel einhorden könne, wenn er nur künſtliche Gräſer ihnen vortragen kann, und es ſeinen beſondern Umſtänden angemeſſener findet, lieber Schaafe, als Kühe zu halten. Es wird hiervon in dem Kapitel von der Schaafzucht mit mehrern geredet werden.

Wenn aber Nr. II. 6. geſagt wird, daß Ochſen vorzüglich zum Zugvieh in England gebraucht werden, ſo iſt dies ſo zu verſtehen, daß man die ſchwerſte Ackerarbeit auf die Ochſen ankommen läßt, um der tragenden Mutterpferde, die man neben den Ochſen hält, zu ſchonen. Es giebt in Deutſchland hin und wieder auch Gegenden, wo man die nämliche Einrichtung, z. E. in den Provinzen längſt der Nordſee, hat, und die Zuzucht und den Verkauf junger Pferde als einen beträchlichen Nahrungszweig behandelt.

Daß

Daß endlich in der Beſchreibung der engliſchen Bauart nur allein des Waizens, als der Winterfrucht gedacht wird, iſt der Güte des engliſchen Bodens zuzuſchreiben, und daher nicht zu glauben, daß eine vorhergehende Beſtellung des Ackers mit Klee ſolchen Acker ſofort in Waizenland verwandeln könne. Immittelſt können wir doch bey uns auch in ſolchen Gegenden, wo kein Waizenacker, ſondern nur Mittelboden iſt, die engliſche Bauart nachahmen, und dürfen im geringſten nicht an der Möglichkeit zweifeln, da wir hiervon ſchon Beyſpiele unter uns haben, und wovon dasjenige eines der beſten in Deutſchland iſt, welches der preuſſiſche Herr General, Graf von Borke zu Stargard in Hinterpommern ſeinen Landsleuten rühmlichſt gegeben hat, und daher auch hier einen Platz verdienet.

13) Borkiſches Ackerſyſtem.

Stargord in Hinterpommern, zwiſchen drey kleinen Städtchen gelegen, hat eine große Feldmark von 1921 pommeriſchen Morgen, den Morgen zu 300 Quadratruthen, dieſe zu 15 Fuß gerechnet, einen meiſtens guten Mittelboden, mit hin und wieder abwechſelnden Strichen Sand, wenige und aus ſchlechten Grasarten beſtehende Wieſen, dagegen beträchtliche doch meiſtens abgelegene Holzungen. Der Werth dieſes Guthes war von jeher 14000 Rthlr. und es war bis 1764 verpachtet, oder auch ſchlecht adminiſtriret worden. Die Pacht war 700 Rthlr. bey der aber Bauern und Gebäude ruinirt, und oft Remiſſionen bewilligt werden mußten. $\frac{2}{3}$ des Feldes lagen in Büſchen und Heydekraut, 36 Stück Vieh, jung und alt, wurden kümmerlich erhalten. Ställe und Scheunen waren weniger und meiſt leer.

Die Schäferey von 700 Stück war nur allein gut, doch zog der Schäfer den Nutzen davon.

Der Herr Graf ſah dieſe zerrüttete Wirthſchaft und ihre Fehler, als er ſich 1764 daſelbſt in Ruhe niederließ, bald ein, lernte erſt einige Jahre, und fieng ſeine Verbeſſerungen mit Nachdruck und Glück an.

Zu erſt wurde ein Vorwerk in einer weitläuftigen wüſten Feldmark angelegt, 1 Pachterhaus nebſt 2 Familienwohnungen, 1 Viehſtall und 2 mittelmäſſige Scheunen darauf erbauet. Der Acker wurde uhrbar gemacht, in 4 kleine Felder getheilt, und vom Guthe aus bearbeitet. Alle Jahre wird auf dem dabey liegenden Acker die Braache abgemiſtet, und die Ausſaat von 100 Scheffel Roggen und über 60 Scheffel Haber geſchieht folgender Geſtalt, welche auch beym Guthe ſelbſt gelten kann.

Erſte Tracht, Roggen im friſchen Miſt.
Zweyte — Sommerkorn.
Dritte — Roggen, einfährig.
Vierte — Braache.

Zweytens wurden Kleekoppeln angelegt. Fünf Jahr nach einander wurde jährlich ein Stück Acker, meiſtens Gerſtenland, oder ander gutes Land zu 40 Scheffel Ausſaat, ausgeſucht, eine ſolche Koppel umgraben, mit lebendigen Hecken, auch todten Zäunen bewahret, und auf folgende Art beſäet und benutzt. Erſtes Jahr, gedünget und mit Klee und Gerſte beſäet; zweytes, Klee zweymal geſchnitten und zu Heu gemacht; drittes, Klee zu Heu gemacht, doch vom zweyten Schnitt zu Saamen etwas ſtehen gelaſſen; viertes, Gerſte; fünftes, Roggen, einfährig, oder Haber, wie aus folgender Tabelle erhellet.

Jahre.

Jahre.	I.	II.	III.	IV.	V.
1770.	Gemiſtet oder gemergelt. Gerſte und Klee	Roggen oder Haber.	Gerſte.	Klee zweyter Schnitt.	Klee erſter Schnitt.
1771.	Klee erſter Schnitt.	Gemiſtet oder gemergelt. Gerſte und Klee.	Roggen oder Haber.	Gerſte.	Klee zweyter Schnitt.
1772.	Klee zweyter Schnitt.	Klee erſter Schnitt.	Gemiſtet oder gemergelt. Gerſte und Klee.	Roggen oder Haber.	Gerſte.
1773.	Gerſte.	Klee zweyter Schuitt.	Klee erſter Schnitt.	Gemiſtet oder gemergelt. Gerſte und Klee.	Roggen oder Haber.
1774.	Roggen oder Haber.	Gerſte.	Klee zweyter Schnitt.	Klee erſter Schnitt.	Gemiſtet oder gemergelt. Gerſte und Klee.

Dieſe 5 Koppeln halten 200 Scheffel Ausſaat Landes in ſich und folglich etwa den ſiebenden Theil aller Felder, und wird, wie die Tabelle zeiget, der Klee jährlich von zwey ſolchen Koppeln abgeärndtet. —

Drittens: mit Hülfe dieſer Kleekoppeln, welche der Grund aller Verbeſſerungen geworden, iſt nach ungefähr 10 Jahren die Wirthſchaft auf eine ſo erſtaunliche Art umgeſchaffen, daß der Viehſtand von 36 Stück auf 170 Kühe, auſſer 30 Zugochſen und Stieren angewachſen iſt. — Von den Kühen ſtehen

50 auf dem Vorwerk, und 50 auf der Schäferey. Dieſe 100 Stück ſind jedes zu 5 Rthlr. Jahreszins verpachtet, die übrigen ſtehen auf dem Herrnhofe. — Die Schäferey von 800 Schaafen iſt für 300 Thlr. verpachtet. — Sämmtliches Rindvieh wird, nachdem das Rauchfutter auſſer dem wenigen Heu gänzlich abgeſchafft iſt, mit Klee, welcher ſämmtlich gegen Haber- und Gerſtenſtroh zu Hexel geſchnitten wird, reichlich und vortrefflich unterhalten; und Schaafe und Pferde erhalten durch deſſen Hülfe auch ein weit beſſeres Futter, wie gewöhnlich.

Viertens: der ſo ſehr vermehrte faſt 6mal ſtärkere Viehſtand liefert ſo vielen Dünger, daß jetzt über 6000 zweyſpännige Fuder jährlich ausgeführet, und dadurch natürlicher Weiſe die Aerndte verhältnißmäſſig vervielfältigt worden. — Die größte Aerndte betrug ſonſt 1500 Stiege; (eine Stiege enthält 20 Garben) an Roggen wurde ausgeſäet über 200 Scheffel, an Gerſte 100, und am Haber über 100 Scheffel. Dagegen ſind, im Jahr 1778, 308 ſtarke zweyſpännige Fuder Klee gewonnen, uud am Getreyde iſt im Jahr 1777 eingeärndtet.

Roggen	von	496½ Schffl.	Ausſ.	2900	Stiege.
Gerſte	—	84	— —	492	—
Haber	—	354	— —	1158	—
Erbſen	—	5½	38 Fuder, oder	76	—
Buchw.	—	6	— —	29	—
Summa		946 Schffl.	Summa	4665	Stiege.

Da das Stroh ſehr lang war, geriethen die Garben auſſerordentlich groß. — Zum Verkauf lagen im Junius 1778, 1500 Scheffel Roggen, 2000 Scheffel Haber, und 500 Scheffel Malz bereit. — Ueber dieſen Ertrag des Guths gegen den ſonſtigen,

da

da jetzt die Einkünfte ſtatt 700 Rthlr. gegen 3000 betragen, muß man ins angenehmſte Erſtaunen gerathen.

In langen Tagen wird der Acker mit 6 Pflügen, und im Herbſt die Sommerbraache mit 12 Pflügen herumgebracht. Die Sommerbraache vor Winter umzuſtürzen iſt ſehr vortheilhaft, und giebt Zeit, den Dünger im Frühjahr aufs Braachfeld zu ſchaffen. Die Wendefahre iſt ſchon abgeeggt, ehe die Roggenärndte angeht. Gleich nach dieſer geht das Säen an. Im Jahr 1777 iſt mit dem Braachroggen den 25. Auguſt der Anfang, und den 11. September der Beſchluß gemacht worden. —

Sämmtlicher Haber wird mit 3 Fahren beſtellt, und da er in der zweyten Tracht geſäet wird, ſo läßt ſich ſein reichlicher Ertrag leicht begreifen.

Die Aerndte wird mit vielen Leuten betrieben, und es iſt kein Tag, daß nicht 18 Mäher und ſo viel Binder in der Arbeit wären. Daher eine große Aerndte in wenig Tagen vollendet ſeyn kann.

Die Wieſen geben, wenn die Heuärndte glücklich von ſtatten geht, 250 Fuder Heu auf zweyſpännigen Wagen. Es iſt mager und ſchlecht, und wird für die Schäferey, Stallpferde und Rindvieh, und für erſtere beſonders, reichlich vertheilet.

Der Kleebau wird alſo betrieben; wenn der eingeſchloſſene (bewahrte oder eingefriedete) Acker im Herbſt gepflügt, zu ſeiner Zeit im Frühjahr gewendet und abgeeggt, wird Gerſte geſäet, untergepflügt und übergeeggt, und auf jedem Scheffel 5 Pfund Kleeſaamen mit feiner Erde vermiſcht, oben übergeſtreuet, und nur einmal mit der Egge leicht übergefahren. Das erſte Jahr läßt man die Gerſte reif werden, den Klee ruhig ſtehen und ſorgfältig ſchonen. Das zweyte Jahr, ſo bald er überall blühet, wird er abgemähet

und zu Heu gemacht, welches ebenfalls beym zweyten Schnitt, ſo im Auguſt einfällt, geſchieht. Selten hat man dort die dritte Aerndte gehabt. In folgenden Jahren wird, wie in der Tabelle angezeigt iſt, verfahren. Im 6ten Jahre wird gedünget, und alsdenn wie im erſten Jahre verfahren.

Der Klee wird alſo in voller Blühte gehauen, die Schwade, ſie mögen auch noch ſo hoch ſeyn, bleiben liegen, wenn es gleich lange und ſtark regnet. Bey trocknem Wetter werden die Schwade etwas auseinander gezogen, und in Strecken geharket; ſo bald ſie trocknen, und noch feucht ſind, in kleine Haufen geſetzet, und wenn es gleich regnet, ruhig ſtehen gelaſſen. So bald heiſſer Sonnenſchein eintrifft, werden Vormittags die Haufen herumgeſtoſſen, und der Klee Nachmittags eingefahren. Bey günſtigem Wetter hat man ſchon am vierten Tage, das Mähen mit gerechnet, den Klee in die Scheune gehabt; jedoch iſt auch, obgleich Regenwetter von 21 Tagen eingefallen, dennoch das Kleeheu gut geworden und nichts verdorben, welches beweiſet, daß Klee leichter, als Gras zu Heu zu machen iſt. Im dritten Jahre, nach Ausſaat des Klees, wird beym zweyten Schnitt ſo viel zur Saat ſtehen gelaſſen, als man zu brauchen oder zu verkaufen gedenkt. Hat der Saatklee braune Köpfe, ſo wird er gemäht, in Haufen geſetzt, und wenn er darin geſchwitzet und trocken geworden, eingefahren, und hoch auf Stangen über den Scheunflur getaſſet, und im ſtrengſten Winter abgedroſchen, daß die Hülſen abgehen. Dieſe werden erſt in ein enges Sieb gethan, damit der Unkrautsſaame herausfalle, nachher in Säcke gefaßt, wenn es eine große Menge iſt, und in einen Backofen, wenn er nicht mehr zu heiß iſt, geſetzt, und 24 Stunden darin ſtehen gelaſſen. Uebrigens wird

der Saame in kleinen Mulden geſchwungen und rein gemacht. —

Da der ſämmtliche Klee geſchnitten wird, ſolches aber mit Menſchenhänden nicht zu zwingen wäre, ſo ließ der Herr Graf eine Hexelmühle bauen, welche von 8 Ochſen getrieben wird, und alle Stunden 100 gehäufte Scheffel Hexel liefert. Ein Knecht, ein Junge und eine Magd thun dabey ſo viel Arbeit, als 20 der tüchtigſten Knechte nicht würden verrichten können. Die Hexelmühle nebſt der angehängten Kleeſcheune koſtete nicht über 300 Thlr. Die Beſchreibung und Abbildung derſelben kömmt in des Herrn Grafen eigner Beſchreibung der Stargordtſchen Wirthſchaft u. ſ. w. vor, und verdient weiter den Landwirthen empfohlen zu werden.

Der daſelbſt häufig vorhandene Mergel liegt in Bergen, iſt gelblich, und 6 — 10 Fuß mächtig. Das Mergeln geſchieht im ſpäten Herbſt und erſten Froſt. Iſt er noch nicht ſtark gefroren, ſo wird er mit hölzernen Wurfſchaufeln vertheilet. Man hat bis jetzt nur zur Gerſte gemergelt, und vorher den Acker geſtürzt und glatt geegget. Auf jede Koppel kommen 1030 Kaſten Mergel von ungefähr $10\frac{1}{2}$ Cubicfuß der Kaſten; oder ſolcher Kaſten iſt 98 Zoll lang, 19 Zoll oben und 12 unten breit, 16 Zoll hoch, und wird von 2 Mittelpferden gezogen.

Anmerkungen.

An dieſem Syſtem haben wir nun das Muſter einer freyen Nachahmung der engliſchen Bauart, welches ſeinem Urheber ſo vortrefflich geglückt, daß es Zweifels ohne viele deutſche Landwirthe aufmuntern wird, auch im Mittelboden ihr Glück zu verſuchen.

Man

Man hat dies Beſondere daraus zu merken, daß der Klee im erſten Jahre, da er unter die Gerſte geſäet worden, ruhig ſtehen gelaſſen, und ſorgfältig geſchonet werde. Der Grund hievon iſt, daß er durch einen Schnitt im erſten Jahre nicht geſchwächet werden ſolle. Dieſes Schonen des Klees im erſten Jahre bringen die folgenden Jahre wieder ein, nachdem er ſich deſto mehr in der Wurzel verſtärken können. Im ſchlechten Boden iſt dieſe Regel noch mehr zu beobachten, damit der Boden wohl vom Klee bedeckt, und unter dieſem ſich deſto friſcher erhalten, mithin den Klee deſto beſſer treiben möge.

Daß Klee bey Regenwetter ſogar leichter, als Gras, zu Heu zu machen ſey, ſolches werden die Kleebauende in gutem Boden nicht einräumen. Es wird in der Beſchreibung geſagt, daß man in Stargord ſelten im Jahre mehr, als zwey Kleeärndten haben könne Im guten Boden hat man Jahr für Jahr vier Kleeärndten, und in ſehr guten Jahren wohl fünfe bis ſechſe. Hieraus läßt ſich gleich einſehen, daß hieſelbſt die Schwade noch zweymal ſo dicke als im Mittelboden ſeyn müſſen, weßhalb das Heumachen des Klees weit ſchwerer iſt. Die Stängel des Klees in gutem Boden müſſen weit dicker, länger und ſaftiger, als die im mittel und ſchlechtern Boden, folglich auch noch einmal ſo ſchwer zu trocken ſeyn. Und welche Unſicherheit in regnichten Jahren iſt nicht bey dem Kleeheu, wenn es nicht trocken genug eingefahren worden. Es wird weit eher ſchimmlicht, muchzend, faul und dem Viehe ungedeihlich, als das Heu vom Graſe. Vielleicht iſt auch dieſes die Urſach daß der Urheber dieſes Syſtems ſein ganzes alleiniges Heufutter nicht im Kleeheue beſtehen läßt, ſondern Sicherheit halber die natürlichen Wieſen ſeines Orts, ſo mager und ſchlechtes Heu ſie auch, laut der Beſchrei-

bung

bung, geben, beybehalten. Und hieran iſt faſt nicht zu zweifeln, daß von dieſen daſelbſt in guten Jahren zu gewinnenden 250 Fudern Wieſenheues für die Schäferey, Stallpferde und Rindvieh, und für erſtere beſonders reichlich vertheilet werde. Verwendet man nun dieſes Heu hauptſächlich für die Schäferey, ſo ſoll dies anzeigen, daß man das Heu vom Graſe ſicherer und geſünder, als das Kleeheu halte, indem überall bekannt iſt, daß kein Vieh eher von nicht trocken genug aufgefahrnem Heue könne verdorben und zu Grunde gerichtet werden, als die Schaaſe. Daß aber, auſſer mehrern Oekonomen, der Verfaſſer der Verſuche, die Landwirthſchaft betreffend, m. A. über das Heumachen des Klees gleiche Erfahrungen habe, kann, wenn man dieſe Schrift nicht beſitzet, im Allmanach für d. L. aufs Jahr 1783 S. 179 nachgeleſen werden. Es iſt aber wohl zu glauben, daß ein ſo einſichtsvoller und höchſt muſterhafter Landwirth, als der Herr Graf von Borke iſt, an die Verbeſſerung ſeiner Wieſen gleichfalls noch Hand legen, und ſie mit den beſten Grasarten, wozu beſonders in der H. M. Anleitung gegeben wird, begatten werde.

Wie endlich die Leſer auch dieſes beſonders bemerken werden, daß der hochberühmte Herr Graf die Braache beybehalten, und ſich hiemit als einen freyen Nachahmer der Engländer bewieſen, ſo werden ſie bey ihm eine Uebereinſtimmung mit dem berühmten Herrn Probſt Lüders in ſeinem Ackerſyſtem finden, da er die Sommerbraache vor Winters bereits umſtürzen läßt, und hiemit auch deſto mehr Zeit gewinnt, den Dünger im Frühjahre aufs Braachfeld zu ſchaffen, und die Wendfahre ſchon vollendet hat, ehe die Roggenärndte angehet.

Zuletzt finden alle Landwirthe auch an dem Herrn Grafen den beſten Vorgänger in der jedes Ors ſchick-

lichſt

ſichſt zu beobachtenden frühen Beſäung des Winterfeldes, da er in einer Zeit von 14 Tagen mit einer ſo ſtarken Ausſaat ſchon vor der Mitte des Septembers fertig ſeyn, und hiemit den erſten Grund zu einer reichen Aerndte, nach vorhergegangener beſten Vorbereitung des Ackers, ſo richtig gelegt haben kann. Es iſt eine alte Ackerregel: frühe Saat triegt ſelten, ſpäte oft. Dieſe Regel gilt in Anſehung des mittel und ſchlechten Bodens aber am meiſten, zumal wenn er kalt iſt. Je früher man hier ſäen kann, deſto mehr hat man zu hoffen.

Nun folgen einige Bauarten, welche auf dem Grundſatze beruhen: Wer die Braache abſchaffen will, muß die Früchte nicht alle Jahre in der obern Furche der Erde bauen, ſondern zuweilen die untere Furche herauf bringen, mit dieſer die obere bedecken, und alsdenn die Früchte in der heraufgebrachten Furche bauen.

14) Kretſchmariſches Ackerſyſtem.

Der Königl. Preuß. Kammerrath, Herr Kretſchmar, bekam von dem König ein Landguth ohnweit Berlin, um ſeine der Welt angeprieſene Ackerart bekannt und beliebt zu machen. Nach dieſer ſetzte er voraus, daß

1) die untere, wenigſtens doch die etwa 9 Zoll unter der Oberfläche befindliche, Erde gut, und bald mürbe und arthaft, folglich nützlich zum heraufbringen ſey. Er berief ſich auf a) das vortheilhafte Rajolen der Gärtner, b) auf die Güte der Maulwurfserde, die ein Dünger ſey (dieſe wird aber ſo tief nicht herauf gebracht) c) auf die Bäume, deren tiefe Wurzeln aus der untern Erde die Nahrung für jene hohlen; (die Zapfen- oder Hauptwurzeln der

Bäu-

Bäume gehen nur tief in die Erde, und dienen weniger zur Nahrung, als zur Feſthaltung des Baums. Die Zaſer- und Seitenwurzeln führen eigentlich dem Baume den meiſten Saft und Leben zu, und dieſe kriechen in der Oberfläche der Erde nur umher. Je mehr ſie aber dieſes thun, deſto lebhafter wächßt der Baum. (S. des Hrn. Medikus Beyträge zur ſchönen Gartenkunſt, S. 54.) d) Und endlich auf die Bauart der oſtfrieſiſchen Marſchländer durch das **Wühlen**, da man nämlich den Acker in 20 Schuh breite Beete eintheilt, an jeder Seite des Beetes 5 Schuh breit abzeichnet, von dieſen Stücken die obere gute Erde wegnimmt, und auf die 10 Schuhe in der Mitte des Beetes wirft, ſodann in der Mitte des abgedeckten 5 Schuh breiten Strichs einen Graben 4 Schuh breit gräbt, den zähen Thon hart an beyden Seiten des Grabens ſetzt, und die unter dem Thon liegende gute Erde über jenen am Rande des Grabens ſtehenden Thon auf das mittlere 10 Schuh breite Beet wirft, den Graben wieder mit dem Thon füllet, und das Beet ebnet, welches man einen Sommer durch etlichemal pflüget, und im Herbſt mit Rübſen oder Wintergerſte beſäet. Man ärndtet reichlich davon einige Jahre nach einander, und wiederhohlt ſodann das Wühlen.

2) Er ſetzte ferner voraus, daß man, a) wo nicht gleich unter der Krume Felſen, Kies, Thon u. dergl. liege, eine gute Erde bekommen, und, wo gebaut Feld iſt, wenigſtens allemal 9 — 10 Zoll tief, ſo viel er verlange, brauchbare Erde herauf hohlen könne; b) daß man alſo ſeine Bauart überall anwenden könne, wenn die Huthgerechtigkeit nicht im Wege ſtehe; c) und die abhängige Lage, wegen des zu beſorgenden Abflöſſens der Erde, das tiefe Ackern nicht mißrathe.

3) Er ſetzte drittens voraus, daß man ſein dem Rajolen nahekommendes tiefe Pflügen mit der vorhin gewöhnlichen Anzahl des Zugviehes, und mit dem gewöhnlichen Pfluge, mit einer kleinen Veränderung, verrichten könne, worzu der Vorſchlag gleich folget.

II. Die Hauptſache dieſer Bauart beſteht darin, daß man

1) die bisher gehabte 3 Feldabtheilungen aufhebe, und das ganze Feld nur in 2 Theile vertheile, (davon einer Winterfrucht, und etwa nach der Winterärndte noch Sömmerung, der andre Theil Sommerfrüchte träget,) vom Braachfelde aber, weil die Weide der Braache wegfällt, etwas nach tüchtigem Pflügen zu Grasboden mache.

2) Was Ackerfeld bleibet, ſoll man das erſtemal, wenn man den Acker zur neuen Saat zubereitet, tief pflügen, nämlich 2 Furchen tief, welches, wie er ſagt, ohngefähr 8—9 Zoll betragen wird, und zwar in gleicher Dicke und egaler Proportion die Furchen, ſo daß man die untere oder 2te Furche, die man herausbebet, allemal accurat auf die obere leget, und dieſe mit jener ſo zudecket, daß man nicht das geringſte Gras, Quecken oder Unkraut kann zu ſehen bekommen, wodurch es erſtickt, und zur Fäulniß und Dünger geſchickt gemacht wird.

Anmerkung.

Von ſolcher Art zu pflügen kann man nicht die Vertilgung jeder Art des Unkrauts erwarten, indem es einige giebt, die mit den Wurzeln noch über einen Fuß tiefer in die Erde, dergleichen Winde, Hauhechel, Gypskraut, Seifenkraut, u. ſ. w. ſind, und wovon zum Theil ſchon oben Erwähnung geſchehen, hineingehen. Doch können diejenigen Unkräuter, die

keine

keine ausdaurende Wurzel haben, und ſich allein durch den Saamen fortpflanzen, wohl durch das Doppelpflügen ſehr gemindert werden. So könnte z. E. der Hederich, welcher in den meiſten Sommerfeldern zum größten Schaden der Sommerfrüchte gefunden wird, ſehr vermindert werden, wenn der Saame in ſolche Tiefe herab kömmt, daß er in vielen Jahren nicht wieder an die Oberfläche des Ackers gebracht werde. Denn es iſt wohl allen erfahrnen Landwirthen eine bekannte Sache, daß der Hederichsſaame viele Jahre in ſeinen ſehr harten Saamenbehältniſſen ruhen könne, bevor er aufgehet. Ein Beamter, der einer unſrer beſten Oekonomen war, klagte mir einſt, daß ſeine Knechte die Hederichsknoten oder Saamenbehältniſſe aus ihrem Scheunfutter ausgeſiebt, auf einen Haufen hinter dem Pferdeſtalle hingeworfen, ſolche aber einſt wider ſeinen Willen und Wiſſen ſtatt des Düngers auf den Acker gefahren. So weit dieſe Knoten ausgebreitet worden, ſey über 10 Jahr lang nichts als Hederich gewachſen, ohngeachtet er auf dieſem Flecke nie wieder unter ſolcher Zeit Miſt und Saat hineingebracht, ſondern nur immer im Zuſammenhange mit dem übrigen Acker pflügen laſſen. Da er nun ferner auf gedachten Fleck den blühenden Hederich alle Jahre abmähen laſſen, daß er nicht zum Saamentragen und Fallenlaſſen der Hederichsknoten kommen, auch im Dünger und mittelſt der Saat kein neuer Saame dazu kommen können, ſo iſt daraus zu ſehen, wie lange die Saamenbehältniſſe des Hederichs ſich in der Erde halten können, bevor ſie nach und nach aufgehen können. Das Feld war hoch und ein fruchtbarer Lehmboden.

3) Man kann bey dieſem Pflügen 1 — 2 der gewöhnlichen Pflüge gebrauchen. Hat man nur einen Pflug; ſo fährt man mit demſelben einmal hinauf,

und hohlt die erſte Furche tief genug heraus, ſorgt aber ja, daß a) der Pflug dieſe Furche ganz und gar umlege, und keine Stoppel und Wurzel unbedeckt bleibe. Hierzu iſt nöthig, daß die Streichbeeter (Rüſter) nicht zu kurz, und unter den rechten Winkeln angebracht ſeyn, daß ſie die Furche ganz und gar umlegen. b) Man muß den Pflug recht, nicht auf eine Seite, und die Pflugſohle recht gerade führen. Hierauf geht der Pflug wieder in der gemachten Furche, und hebt die 2te Furche heraus; man iſt dabey ſo ſorgfältig als zuvor, daß der Pflug gerade gehe, und dieſe 2te Furche in gleicher Stärke umgewendet, ganz und gar auch umgeleget, und genau auf jene erſte geleget werde. Aber dazu muß der Pflug jetzt verändert werden. Damit Mann und Pferd in der Furche beym 2ten Fahren laufen kann, ſo treibt man die Deichſel durch die Leyer, oder durch einen Keil nach der rechten Hand, da ſodann Rad und Handpferd auf dieſer Seite, füglich in der Furche laufen muß. Man kann auch in den Pflugſattel 2 Einſchnitte oder Vertiefungen, die eine niederer, die andere höher, neben einander machen, daß man den Krengel nach Gefallen bey jeder Fuhre rechts und links legen kann. Räder, die an der Achſe herum laufen, ſind die beſten. Es iſt aber beſſer, man habe zwey Pflüge, und hohle die erſte Furche mit dem gewöhnlichen unveränderten Pfluge heraus, und laſſe unmittelbar, ſobald die erſte Furche umgelegt iſt, dem 2ten Pflug eben den Weg gehen, den man zur 2ten Furche, wie geſagt, ſtellet, und an dem man wegen der Tiefe der 2ten Furche etwa das rechte Rad höher macht, als das linke.

Wo ſchwerer Boden oder etwa ein Raſen auf der Oberfläche iſt, läßt man a) vor den Pflügen den Hakenpflug hergehen, der auf beyden Seiten eingreift und durchſchneidet; b) man ſtellt auch die Pflüge ſchmä-

ſchmäler, daß die Furchen nicht ſo breit werden; c) man ackert flächer, und hebt ſtatt 2 Furchen 3 heraus, die mit einander 8—9 Zoll tief Erde heraus heben.

4) Uebrigens iſt in Abſicht auf die folgende Anweiſung zu merken, daß ſelbige ſich auf das beetweiſe Pflügen beziehet.

III. Die Beſtellung des **Winter- und Sommerfelds** geſchieht alſo:

1) **Die Beſtellung des Winterfeldes, das iſt zur Winterſaat.** Wenn die Sommerfrucht auf dem Acker eingeärndtet iſt, ſo betreibt man ihn einige Tage mit allerhand Vieh, das Gras noch zu benutzen, ackert hierauf den Acker zeitlich 2 Furchen tief, bringt den Dünger, nämlich alten Miſt, den man auch vorher im Sommer nahe ans Feld führen, und dort auf große Haufen ſetzen kann, aufs Feld, und pflügt ihn nur ganz ſeicht ein, und beſäet das Feld mit Winterfrucht. NB. Wenn man den Stoppelacker das erſtemal nach der Sommerärndte doppelfürchig ackert, ſo pflügt man das Beet aus einander; hingegen, wenn man den Miſt unterackert, und zugleich zur Saat pflüget, pflüget man, aber nur einfürchig, das Beet wieder auf gewöhnliche Weiſe zuſammen, und beſäet alſo die zuvor unten gelegene Furche. Hingegen liegt die Winterſtoppelfurche nun unten, und ruhet, bis ſie wieder hervorgebracht und beſäet wird, da ſie indeſſen, wenn ſie nicht ganz naſſer Thon und Ziegelerde iſt, mürbe und durch Fäulniß fein Gartenland wird.

2) **Die Beſtellung zur Sommerſaat.** Man kann das Winterfeld nach der Winterärndte noch ſömmern, oder nicht. Sömmert man, wie es in Ländern angeht, die eine temperirte Luft, frühe Winterärndte, und ſpäten Winter haben; ſo pflüget man gleich nach der Aerndte doppelfürchig, und pflanzt auf

 die

die obere neue Furche ſo gleich im Auguſt Rüben und allerley Küchen- und Kohlgewächſe für Menſchen und Vieh, die man auch zum Theil den Winter hindurch nutzen kann, z. E. Kohl, Sellery, u. ſ. w. worzu man die Setzlinge im Garten in Bereitſchaft hält. Man kann mit dergleichen $\frac{1}{4}$ vom Winterſtoppelfeld anpflanzen, auf $\frac{3}{4}$ aber Futter, z. E. Wickfutter, Schnittkohl, Mangold, Spergel, desgleichen ein Kohlgemeng, z. E. Mangold, Sellery und rothe Rüben untereinander, da man vorher die Saamen einquellt, ſäet, und friſch einegget, welches ein gut Futter für Schaafe iſt, nach welchen die weidende Schweine die noch übrigen in der Erde bleibende Wurzeln heraus wühlen. Im folgenden Frühjahr pflügt man dieſe obere Furche, welche die Sömmerung trug, allein zurück, d. i. ackert nur einfürchig, und ſäet die gewöhnlichen Sommerfrüchte. Sömmert man nicht; ſo treibet man gleich nach der Winterärndte das Vieh einige Tage auf die Stoppeln, ackert 2fürchig, düngt aber nicht; im Frühjahre pflügt man wieder, aber die obere Furche nnr einfach, und ſäet Gerſte, Haber und andre Sommerfrüchte. Konnte man im Herbſt die Winterſtoppel nicht zweyfürchig ſtürzen; ſo ackert man im Frühling doppelfürchig einmal, und ſäet gleich die Sommerfrucht.

3) Ehe man dieſe Bauart einführet, muß der Acker 3—4mal wohl gepflüget werden: hernach, wenn ſie eingeführt worden, iſt ein zweymaliges Pflügen vor der Saat genug, nämlich erſt das doppelfürchige, hernach das einfache unmittelbar vor der Saat. Man kann auch zuweilen ein Jahr lang immer einfürchig pflügen, damit nicht immer einerley Getreyde auf einerley Furche zu ſtehen kömmt. Das Säen geſchieht allemal 4—5 Zoll tief, indem man den Saamen

beym

beym 2ten Ackern unterpflüget. (Es iſt genug, wenn der Saame 2 — 3 Zoll tief unter der Erde zu liegen kömmt.)

IV. Man breche alle Wieſen ebenfalls 2fürchig um und beſäe ſie mit gutem Heuſaamen, aufs neue. Das Wühlen Nr. I. würde bey naſſen Wieſen ſehr gut thun. Das Vieh und Schaafe werden, auſſer der Weide auf Stoppeln und Klee, im Stall gefüttert.

V. Man kann auch die zahme und wilde Baumzucht mit dem Ackerbau vereinigen. 1) Wenn man ein Feld doppelfürchig pflüget, ſo ſäet man Saamen unter die letzte Furche, die nicht über 4 — 5 Zoll tief ſeyn darf. So macht mans wieder in der 10 — 16ten Furche. In die beſäete Furche ſetzt man alle 3 — 4 Ruthen ein Laßreiß von Laubholz. Will man auf ein Feld junge Stämmlein von 1 — 3 Jahren verſetzen, ſo legt man ſie beym Doppelpflügen im Herbſt in die dieſe Furche. Die leere Streifen des Feldes ackert man von Zeit zu Zeit; ſo iſt der Holzwuchs in 4 Jahren merklicher als ſonſt in 8. 2) Oder noch beſſer, man umzäunt ein Feld mit einer Hecke von Hagen-(Hahn-) butten, deren Körner man vor Winter in einen 2 Schuh breiten und eben ſo tiefen Graben, den man mit Miſt düngt, in beyden Ecken einzeln mit 1 quer Hand hoch Erde zudeckt, alle zwey Ruthen 1 Acacienbaum ſetzt, und die Hecke endlich alle Jahr 2mal beſchneidet. An beyden Enden des Felds ſöndert man 2 Rabatten ab, um den Pflug darauf umzukehren, und beſetzt ſie mit Standbäumen. Das übrige Feld bereitet man durch Doppelpflügen zum Kornbau wohl zu, theilt es in Stücke ab, die 45 Schuh breit ſind, nimmt von jedem 3 Schuh zu einer Rabatte, und 2 Schuh zu Wegen auf beyden Seiten der Rabatte, die als ein Bett erhöht iſt. Folglich blei-

bleiben noch 40 Schuh übrig, die man mit Getreyde nach dieſer Bauart beſtellet. Auf dem Rücken oder Rabätte ſäet oder pflanzt man wilde oder zahme Bäume, inſonderheit Maronen zu Oberholz, Zellernüſſe zu Unterholz, Maulbeerbäume und dergleichen Hecken, deren erſtes Laub zur Seidenzucht, das 2te aber im Herbſte abgepflücket, und gedörrt ein treffliches Futter für Pferde, Schaafe, Rindvieh und ſonderlich Melkkühe iſt, und deren Beeren das Federvieh mäſten. Man beſetzt jede Rabatte mit Standbäumen, 3 Ruthen von einander; hernach ſäet man auf der einen Rabatte Saamen zwiſchen die Bäume alle Jahr, und verſetzt alle Jahr im Frühling die junge Bäumlein auf die nächſte Rabatte zwiſchen die Bäume hinein, 1 Schuh weit, oder auch 3 in 1 Schuhraum. Im 6ten Jahre ſetzt man ſie anderwärts hin. Man ſäet im April, die Erde muß aber recht gut und klar ſeyn. Auf der Rabatte pflanzt man neben den Bäumlein allerhand Kohl, um den Boden locker und in Düngung zu erhalten. Will man das Feld zu Wald endlich machen, ſo ſenkt man von den Bäumen 18—20 Schuh auseinander ab, pflanzt auch auf jedem Rücken der Rabatten Buſchholz. Treibt man das Holz der Zellernüſſe alle 6—8 Jahr ab, ſo werden ſie verjüngt, wachſen ſchnell, und nutzen mit Früchten.

Von dieſer Bauart nun verſprach der Urheber, daß man, beſonders nach dem erſten Jahre, mit eben dem Aufwand von Zeit, Mühe und Koſten, 1) einen mürben, reinen, kraftvollen Boden; 2) einen größern Ertrag an Korn und Stroh, ohne Braache, mehr Futter, beſſer gewartetes Vieh, mehr Dünger erhalte; 3) Wieſen und Baumzucht verbeſſere.

Anmerkungen.

Ob ſchon an manchen Oertern die Kretſchmarſche Bauart verſucht, auch hin und wieder nicht unvortheilhaft befunden ward, ſo machten doch die meiſten Landwirthe a priori ſchon dawider Einwürfe, ſo, daß ſie ſich gar nicht zu Verſuchen derſelben einmal nur im Kleinen entſchlieſſen wollten. Bey ſehr vielen war das Vorurtheil gegen einen Mann zu ſtark, der von Herkommen gar kein Landwirth war, und von dem man glaubte, daß er nur ein Stubenwirth ſey, und als ein ſolcher dergleichen Grillen ausgeheckt habe, die erſt durch viele und durchgängige Verſuche durch die Prüfung hätten gehen ſollen. Das Syſtem wurde endlich von den meiſten völlig verworfen, da dem Urheber ein Landguth war eingeräumet worden, wo er bey ſeiner vermeinten ſo einträchtlichen Ackercultur mehr rückwärts, als vorwärts, kam, und ſeiner Welt gar nicht zeigen konnte, daß er bey ſeiner Wirthſchaft was vor ſich bringe, wovon aber der Fehler eigentlich an ſeiner innerlichen oder häußlichen Wirthſchaft mehr, als an der Feldwirthſchaft gelegen haben ſoll.

Es hielten aber auch klaſſiſche Schriftſteller ihr Urtheil nicht zurück, unter welchen Hr. v. Pfeifer das Seinige ſo von ſich giebt, daß er im Lehrbegr. ſämmtl. ökon. und Cammeralwiſſ. Th. I. S. 77. ff. davon alſo ſagt: Dieſer ehrliche Mann, den die nur ſelten verſchwenderiſche Natur mit mehr Einbildungs- als Beurtheilungkraft geſegnet hatte, war durch das Rajolen in den Gärten und deſſen bekannten Nutzen auf die Gedanken des doppelfürchigen Pflügens gerathen; vergaß aber ſehr übel zu bemerken, daß man die Gärten nicht alle Jahre rajolen müſſe, und daß, wenn man den Garten nicht vor dem Winter rajole,

und mit wohlgefaultem Miſt tüchtig dünge, die erſte Aerndte ſelten die beſte zu ſeyn pflege. Die untere Erde führe eine gewiſſe Rohigkeit, oder wenn man will, Unfruchtbarkeit bey ſich, dieſe Rohigkeit werde der Erde hinreichend benommen, wenn man das doppelfürchige Pflügen im Herbſte vornehme, und den Acker erſt im Frühlinge mit Sommergetreyde oder Gartenfrüchten beſtelle. Froſt, Regen, Schnee und Luft ſeyn gar kräftige Mittel, ihm das Rohe zu benehmen, auch den Acker fruchtbar und mürbe zu machen. Wenn alſo das Getreyde im doppelfürchig zubereiteten Acker irgendswo nicht gerathe, ſo müſſe ſolches nicht dem Doppelpflügen, ſondern der ungeſchickten Beſtellungsart zugeſchrieben werden. Es bleibe daher das doppelfürchige Pflügen eine gar vorzügliche Sache, im Fall es nur alle 3 Jahre geſchehe, damit die herunter gebrachte Erde merklich ausruhen, die Unkrautswurzeln und Saamen aber in Verweſung gehen können; und ſie ſey in allen Aeckern, diejenigen ausgenommen, welche unter der obern Furche Steingrund führe, anzuwenden. Die bisherige vielfältige Einwendung des mehreren Zeitaufwandes und mehreren Zugviehes habe nicht Grund.

Wer nach der gewöhnlichen Art Gerſte, Lein, Hirſe, Kraut u. ſ. w. ſäen wolle, müſſe den Acker 3—4mal pflügen, und 2mal eggen; wer doppelfürchig pflüge, dürfe im Frühjahr nur einmal ackern und einmal eggen, weil das Unkraut vergraben, und der Acker den Winter über hinlänglich mürbe geworden. Und dieſe Erſparung könne der Mühe des doppelfürchigen Pflügens gar leicht die Wage halten. Man könnte auch des doppelfürchigen Pflügens überhoben ſeyn, und mit einmal tief pflügen; in dieſem Falle aber werde das Zugvieh verdoppelt, und eine gedoppelte Kraft erfordert; und dennoch würde die Abſicht

ſicht nur unvollkommner erreichet, weil die neue Erde ſich mit der alten vermiſchen, und letztere nicht überall zur Ruhe kommen würde. Den wahrſcheinlichſten Einwurf ſey man in den Mangel der Hüthung zu ſetzen gewohnt. Dieſem Mangel aber ſeyn die künſtlichen Wieſen entgegenzuſetzen. —

Der Hannöv. Hausv. urtheilt von der Kretſchmarſchen Bauart, daß man in den wenigſten Gegenden im Grunde lauter gute, ſofort arthafte Theile antreffe, und daher dieſe Bauart nicht gemein worden, weil die Verſuche nicht den gehofften Erfolg gehabt.

Herr geh. Rath Darjes verſichert, daß nach ſeinen Verſuchen, 1) wenn man jährlich 2fürchig pflüge, es ſchädlich ſey, indem die untere, heraufgebrachte Furche nicht genug verfault, und Saamen und Wurzeln des Unkrauts noch leben, daher es zwar ſchöne, aber wenig Frucht, und viel Unkraut gebe. 2) Die Erde werde durch genugſame Fäulniß nicht fruchtbar, wenn ſie nicht wenigſtens 2 — 3 Jahre bedeckt, und ſo liege, daß ſie nach und nach könne befruchtet werden, wie man an der Gartenerde ſehe; 3) eben daher ſey die untere Furche, wenn man ſie das erſtemal herauf bringe, bald zu feſte, bald zu ſauer, und tauge nicht für Gewächſe, ehe ſie vorher genugſam zubereitet worden. Er zieht daher die Reichhartſche Bauart, der Kretſchmarſchen vor.

Da ich einer der erſten Landwirthe in hieſigen Landen geweſen, der dieſe Bauart im guten ſowohl, als im Mittel und ſchlechten Boden verſuchet, ſo muß dem Urtheile des Hrn. v. Pfeifers beytreten, beſage deſſen geſagt wird, daß das doppelfürchige Pflügen vor Winters geſchehen, und nur alle drey Jahre wiederhohlt werden müſſe. Ich habe aber auch befunden, daß der zweyte Pflug, welcher dem erſten, nach

nach gemeiner Art vorgſlügendem, nachfolget, und die untere Erde heraufhohlet, ſo gar in leichtem Boden noch einmal dem Zugviehe ſo ſchwer werde, als jener; daß alſo das ſtärkſte Geſpann hierzu erwählet werden müſſe. Ich habe aber auch Waizenäcker gefunden, welche nur an die 6 Fuß ſchwarze Moorerde, hierauf aber einen weiſſen, völlig unfruchtbaren Sand haben, der in 10 — 12 Jahren kaum wieder zu ſchwarzer Erde werden wollte; weßhalb hieſelbſt das doppelfürchige Pflügen ſehr ſchadete. Ich habe auch zu gleicher Zeit Lehmboden in der Nachbarſchaft kennen gelernt, aus deſſen Grunde ein ſehr unfruchtbarer Thon durch das doppelfürchige Pflügen zu Tage kam, der in vielen Jahren nicht arthaft werden wollte. Was aber dieſe Pflugart zur Minderung (gänzliche Vertilgung will aber nicht ſagen) den Unkrautsſaamen beytrage, ſolches iſt bereits oben geſagt worden.

15) Reichhartiſche Bauart.

Herr Reichhart beſtellte einen Acker 18 — 22 Jahr lang, ohne Braache, 1) indem er während dieſer Zeit bald tief, bald mittelmäſſig, bald flach geackert wird, aber ſo, daß die hinunter gebrachte Furche einige Jahre liegt, ehe ſie wieder herauf gebracht wird, 2) indem ferner die herauf gehohlte Erde durch die Abwechſelung der Früchte unvermerkt zum Fruchttragen geſchickt zubereitet wird. Die Bauart kommt auf folgendes an.

I. Jedes Land tauget darzu, wenn der Boden nur nicht felſigt und lettigt iſt, oder aus groben Sandſteinen beſteht, und wenigſtens 2 Schuh tief gute Erde hat. Die beſte Lage iſt eine der Uberſchwemmung nicht unterworfene Aue, oder ein Strich Landes unten am Fuße eines nach Mitternacht zu liegenden,

Hügels

Hügels oder Berges. Man bauet nicht das ganze Landguth alſo, ſondern widmet nur einen gewiſſen Theil deſſelben z. E. 16—20 Morgen darzu, legt etwan im Anfang, bis man's lernt, ½ Morgen zur Probe an, erwartet aber 3—4 Jahre den Erfolg, endlich beſtellt man den ganzen Diſtrikt alſo, und daß man mit der Düngung aufkommen kann, ſo richtet man es ſo ein, daß man alle Jahr nur 1 Morgen friſch düngt, und ſo in 18—20 Jahren herumkömmt, alle Krautländer und Sömmerung der Braache abſchafft, und auch den Küchengarten, deſſen Gewächſe man auf dem Felde bauet, ganz klein macht, und die Huthgerechtigkeit dieſen Platz ſchonet.

II. Man nimmt 1) einen Acker, der jetzt braach liegen müßte, führt im Herbſte viermal ſo viel Miſt als man ſonſt auf 1 Morgen Braache thut, mithin, wo man ſonſt 6 dreyſpännige Fuder nähme, nimmt man 24 dergleichen Fuder, und ackert oder gräbt ihn vor Winter zeitlich ein. Kann man ihn vor Winter nicht mehr unter die Erde bringen, ſo ſchlägt man jedes Fuder auf einen Haufen. Man muß 2) aber auch den Acker 2 Schaufel tief umgraben, oder mit 3—4 Pferden fein tief pflügen, oder nach dem vorhergehenden Kretſchmarſchen Ackerſyſtem Nr. II. doppelfürchig ackern. Dieſe Zubereitung geſchieht zwar leichter im Frühling, doch iſt die allerbeſte vor Winters. Kann es nicht vor Winter geſchehen, ſo muß es, ſo bald es möglich iſt, im Frühling vorſichtig geſchehen, daß der Boden weder zu ſchmierigt iſt, noch die Winterfeuchtigkeit vor dem Säen verliehrt. 3) So macht man den Anfang, wie aber im Fortgang bey Beſtellung einer jeden Frucht zu verfahren, und der Boden darzu durch tiefes, bald mittelmäſſiges, bald flaches Pflügen zuzubereiten ſey, findet man im Reichhartiſchen Land-

und

und Gartenſchatze im 3ten Theile bemerkt. Wenn man kann, pflügt man allemal vor Winter, und im Frühling, ſo bald der Acker nur oben grau oder trocken wird, ſäet man ohne zu pflügen, zieht den Saamen unter, und fährt mit der kleinen Gartenegge darüber. 4) Man wechſelt mit den Früchten ohne Braache und friſche Düngung, alſo ab, daß man zum Anfange a) Früchte nimmt, welche die ſtarke Düngung, ohne zu vergeilen, ertragen z. E. Kohl, b) nie ſtark auszehrende z. E. Wurzelgewächſe, weder etliche Jahr hintereinander, noch ſehr oft baut c) und einerley Frucht nie wieder auf den Acker bringt, als bis man aus der Erfahrung weiß, daß der Boden die für ſie gehörige Nahrungstheile durch Schnee, Regen, Thau, und nach und nach geſchehene Auflöſung und Zubereitung der noch im Boden übriggebliebenen Düngung wieder geſammelt habe.

III. Exempel der 18jährigen Abwechslung mit Früchten.

1) a) Weißkraut, andere Kohle, Sallat, b) Zwiebelſaamen oder wieder Kohl, Rettige, Cucumer, Sallat; c) Paſtinat, Möhren, rothe Rüben, Cucumern, d) Safflor, Mohne, allerhand Bohnen, wozu man das Land nicht ackert, ſondern nur im Frühling mit der Gartenegge gleich ziehet, und darauf ſäet, e) rothe, weiſſe Rüben, Möhren, Paſtinat, f) Safflor, Mohne, Hirſen, g) nach der Aerndte pflügt man das Feld von einander, und ſäet Winterroggen, h) Stoppeln geſtürzt; wenn das Feld wieder grün iſt, wieder gepflüget, und Winterroggen geſäet. Es läßt ſich dies oft noch einmal, nämlich im 9ten Jahre thun. i) Gerſte, Sommerroggen, Sommerwaizen; k) nun gräbt oder ackert man wieder tief, z. E. mit 4 Pferden, und ſäet Möhren, weiſſe, rothe, Rüben, auch Paſtinat; l) Mohn, Safflor, foenum Graecum,

Schwarz-

Schwarzkümmel, Coriander, Anis; m) Feld von einander pflügen, Winterroggen, n) Gerſte, Sommerroggen, Sommerwaizen, wozu man im Herbſt das Feld von einander pflüget, o) Hirſen, foenum graecum, Schwarzkümmel, Erbs- und andere Bohnen, Klonkererbſen, auch Erbſen und Linſen, p) Gerſte, q) Anis, Möhren, Wicken, Coriander, r) Hüber, wenn im 9ten Jahe Roggen geſäet worden; wo nicht, jetzt Mohn, s) Haber.

2) a) Kohl, b) Kohl, c) Zwiebelſaamen, worunter man ſäet Peterſilie, Rettig, Mörſing, Sallat, d) Paſtinat, Kohlrüben, Möhren, e) Safflor, Mohn, f) rothe Rüben, Möhren, Paſtinat, g) Safflor, Mohn, h) Winterroggen, i) Winterroggen, oder Hirſe, k) Gerſte, Sommerroggen, Erbſen, Futterbohnen, l) Möhren, m) Mohn, Safflor, Siebenzeit, Schwarzkümmel, n) Roggen oder Gerſte, o) Anis, Coriander, Schwarzkümmel, p) Winterroggen, q) Gerſte, Haber, Sommerroggen, Canarienſaat, r) Erbsbohnen, türkiſche Erbſen, s) Gerſte oder Haber.

3) a) Kohl, b) Zwiebelſaamen, etwas Peterling darunter, c) eben ſo, d) Paſtinat, rothe Rüben, e) Mohn, Safflor, f) Winterroggen, Waizen, g) Winterroggen, h) Sommerroggen, Gerſte, i) Hirſe, Siebenzeit, Schwarzkümmel, k) Gerſte. Iſt der Acker vom Unkraut rein; ſo kömmt darauf in folgenden Jahren, weiſſe Rüben, Erbſen, allerhand Bohnen, Hirſen, Schwarzkümmel, Coriander, Anis, u. dgl. wo nicht; ſo kommt l) Mohn, Safflor, wozu man vorher im Herbſte recht tief ackert, m) Winterroggen, n) Gerſte, oder Sommerroggen, o) Möhren, p) Erbſen, Bohnen, Coriander, Siebenzeit, q) Haber, Canarienſaat, r) Anis, Coriander, s) Gerſte, Haber.

4) a) Kraut, b) Cucumern, c) Zwiebeln, d) Cucumern, e) Paſtinat, f) Mohn, Safflor, g) rothe, weiſſe Rüben, Möhren, Paſtinat, h) Mohn, Safflor, i) Winterroggen, k) Winterroggen, l) Winterroggen, m) Gerſte, Sommerroggen, Sommerwaizen, n) Möhren, o) Mohn, Safflor, p) Winterroggen, q) Anis, r) Gerſte, Haber.

5) Soll es 22 Jahr dauren, bis der Circul wieder vornen anfängt, ſo ſäet man im 19ten Jahre Möhren, 20. Mohn, 21. Winterroggen, 22. Gerſte, oder Haber.

Anmerkungen.

Dieſes Syſtem hat ſich den Ruhm der Beſtändigkeit ſeines Orts erworben, da Hr. Reichhart und ſeine Voraͤltern ihm über 100 Jahr mit vielem Nutzen nachgegangen ſind, wie ſolches viel tauſend Augenzeugen beſagen könnten, wenn man es auf des nun ſel. Reichharts Verſicherung nicht annehmen wollte. Dieſerhalb hat er viele Nachfolger hin und wieder gefunden, nicht nur in der Nähe großer Städte, wo man allerley Küchengewächſe gut abſetzen kann, ſondern auch in Entfernungen davon, wo man zwar die Handelskräuter in den Plan nicht mit einflechten wollen, dagegen aber Wurzel- und Kohlgewächſe nach der Ordnung des Syſtems erbauet, die ſich bey der Rindviehzucht gut gebrauchen laſſen.

Es iſt daher dieſes Syſtem in einer freyen Nachahmung ſolchen Oertern anzupreiſen, die einen Mangel an Sommer- und Winterfütterung haben und im Winter, hauptſächlich bey der Stallfütterung, neben dem Heue, auch grüne und friſche Gewächſe den Milchkühen ſowohl, als auch dem Maſtvieh, mit Vortheil geben wollen, indem ſie ſich mit den in den Winterungen aufbewahrten Kohl- und Wurzelgewäch-

wächſen die Wintermonate ſo lange hindurch helfen können, bis ſie im Frühjahre wieder Klee oder andre künſtliche Gräſer ſchneiden, und alſo mit der grünen Fütterung nie einhalten, ſondern ſie ununterbrochen in jeder Jahreszeit fortſetzen können, als wovon theils ſchon in der H. M. B. IV. Th. II. Kap. 1 gelehret, und in der Folge dieſes Werks noch mit mehrern gezeiget werden wird.

16) Das Darjeſiſche Ackerſyſtem.

Der Hr. Geh. Rath Darjes theilt die Felder in 3 Klaſſen.

I. In der erſten Klaſſe ſind die Felder, welche 1) allein durch Bearbeitung und Düngung gut zu machen ſind, 2) und auf welche man den Dung bequem bringen kann Für dieſe giebt er den Rath, 1) man ſolle ſie mit $\frac{1}{3}$ mehr Miſt, als man ſonſt nimmt, düngen, z. E. mit 16 Fuder, ſtatt der gewöhnlichen 12, und den Miſt vor Winter einfürchig unterackern, oder doch ſo bald möglich im Frühling. 2) Sobald es Zeit iſt, das zu beſtellen, was man im erſten Jahre darauf bauen will, ackert man dies Feld mit doppelten Furchen, und überzieht es mit einer recht ſchweren Egge nach allen Gegenden. Nur leichte Felder darf man mit 3 — 4 Stück Vieh auf einmal ſo tief pflügen, als es mit 2 Furchen geſchieht. Dieſe Arbeiten machen den Boden lockerer, und legen den Miſt in die Mitte, vergraben ihn alſo nicht zu tief. Er giebt den obern Wurzeln Nahrung, und iſt ein Ferment zur Fäulniß für die Erde der untern Furche. 3) Nun beſtellt man das Feld alſo. 1 Jahr, Früchte, die man jäten, und behacken muß, Kohl, Rüben, Möhren, Paſtinat, Kohlrüben, Erdbirnen. So wird Unkraut vertilgt, und die herauf gebrachte Erde locker, und von Säure frey. Wenn die Früchte

vom Felde weg ſind, ackert man wie gewöhnlich, und ſäet für 2 Jahr im Herbſt Winterroggen, oder Waizen, oder im Frühling Sommerroggen, Sommerwaizen. Gleich nach der Aerndte ſtürzt man die Stoppeln, aber nur ſo tief, als die eine Furche geht; ſie verfaulen ſo beſſer im Winter. 3 Jahr im Frühling ackert man zur Saat, und ſäet Gerſte, ſtürzt nach der Aerndte die Gerſtenſtoppln wieder 1 Furche tief. 4 Jahr pflügt man im Frühling das Feld, ſobald möglich, in die Queer, ackert hierauf zur Saat, und ſäet wieder Gerſte. Gleich nach der Gerſtenärndte pflügt man dieſes Feld doppelfürchig. 5 Jahr überzieht man es, ſo bald möglich, im Frühling mit der ſchweren Egge nach allen Gegenden, ackert ſodann zur Saat, und ſäet Sommerroggen oder Gerſte. Will man im Frühling folgenden Jahres wieder Gerſte darauf thun, ſo ackert man gleich nach der Aerndte die Stoppel 1 Furche tief unter, pflügt im Frühling, ſobald möglich, in die Queere, ackert ferner zur Saat, und ſäet die Gerſte. Sollte aber im 6ten Jahre Haber darauf, ſtehen, ſo ackert man gleich nach der Aerndte des 5ten Jahrs die Stoppeln 1 Furche tief hinab, und pflügt im Frühling nur 1mal, nämlich gleich zur Saat, und ſäet Haber. 6 Jahr hat alſo das Feld Gerſte, oder Haber. Alsdann fängt man wieder von vornen an, fährt, wie bisher geſagt, fort, und nutzt alſo 6 Jahre das Feld ohne alle Braache, und friſche Düngung. Fehlt es an Vieh und Leuten zur Arbeit; ſo benutze man das Feld einige Jahre, ohne es wieder zu bearbeiten, z. E. man ſäe im 5ten Jahre Schnittkohl aufs Feld, den man als ein gutes Futter in dieſem Sommer 3mal wenigſtens, ferner im Frühling des 6ten Jahres noch einmal mähet, ſodann in Saamen ſchieſſen läßt, der gut Oel giebt, und gewiſſer anzubauen iſt, als Rebs.

II. Zur zweyten Klaſſe gehören die Felder, 1) die man zwar mit Arbeit und Dünger fruchtbar machen kann, 2) auf die man aber den Dünger ſehr unbequem, und mit den größten Koſten bringen muß. Dieſe 1) ſoll man im Herbſte mit doppelten Furchen ackern, im Fühling mit einer recht ſchweren Egge nach allen Gegenden überziehen, zur Saat hierauf ackern, und das Feld, wenn es ſchwerer Boden iſt, mit Esper, das leichte Feld aber mit Lüzerne beſtellen. Jenen ſäet man ohne Dünger, am beſten um Johannis; die Lüzerne aber in der Mitte des Aprils, ſtreut Tauben- oder Hühnermiſt aufs Feld, und egget dieſen mit den Lüzernenſaamen zugleich ein. Esper ſteht 7 Jahre, und läßt ſich jährlich 2mal, Lüzerne 4 – 5mal abmähen, und dauret 10 Jahre. 2) Im 7ten Jahre reißt man das Esperfeld, das Lüzerneſeld aber im 10ten Jahre, im Herbſte mit 4 Stück Vieh um, damit die Wurzeln im Winter faulen, und die Erde locker wird. Im Frühling überzieht mans mit der ſchweren Egge nach allen Gegenden, ackert hierauf zur Saat, und ſäet im 1ten Jahre Sommerwaizen oder Gerſte. Im Herbſt ſtürzt man die Stoppeln ſo tief, als eine Furche geht; 2 Jahr ackert man im Frühling zur Saat, und ſäet Gerſte, ackert gleich nach der Aerndte doppelfürchig, überziehts mit einer recht ſchweren Egge nach allen Gegenden, und ſäet Winterroggen, Waizen, Dinkel für das 3. Jahr. Nach der Winterärndte ſtürzt man die Stoppeln ſobald möglich, eine Furche tief, 4. Jahr ackert man im Frühling zur Saat, und ſäet Haber. Will man Gerſte ſäen, ſo ackert man im Frühling ſobald möglich, in die Queere, ſodann noch einmal zur Saat. Im Herbſte fängt man wieder von vorne an, bereitet nämlich nach Nr. I. das Feld zur Esper- oder Lüzernenſaat zu.

III. Die dritte Klaſſe hat ſolche Felder, deren Boden einen Fehler hat, den man verbeſſern muß, daß der Dünger anſchlagen kann. Man muß alſo den ſchweren Boden mit Mergel, den leichten mit verfaulten Raſen, der aus ſumpfigten Orten gehohlt worden, überfahren, und von ihm verbeſſert worden, nach Nr. I. oder II. behandeln.

IV. Hat man im Herbſte doppelfürchig geackert, ſo iſt der Boden meiſt im Frühling mürbe genug, daß man mit Nutzen, ohne weiteres Ackern, gleich ſäen, und darauf genugſam eggen kann.

Anmerkungen.

Da nach dieſem Syſtem $\frac{1}{4}$ Dünger mehr, als gewöhnlich, auf den Acker gebraacht wird, ſo iſt es beſage Nr. III. nothwendig, keine Kornfrüchte in die erſte Art zu bringen, damit ſie nicht zu Lager gehen. Geſetzt es ſey Waizenacker, und daß man dem Umfallen des Waizens durch das gewöhnliche Schröpfen zuvorkommen könne und wolle; ſo iſt es doch ſchon oben erinnert worden, den Waizen möglichſt ſo zu bauen, daß er nicht geſchröpfet werden dürfe, damit ſein Ertrag nicht vermindert werde. Hr. Bertrand läßt ſeinen Verwalter in den Elemens d'Agriculture hierüber alſo ſprechen: Ich habe niemals nöthig gehabt, mein Getreyde zu beſchneiden oder zu ſchröpfen, als welches die Getreydepflanzen ſchwächen, und ihrem Ertrage ſchädlich ſeyn muß. Ich würde die Saat lieber mit der Hand, oder ſogar mit der Egge verdünnen. Wenn man die Pflanzen eines Theils ihrer Blätter beraubet, ſo verringert man ihnen die Mittel, wodurch ſie aus der Luft Nahrung an ſich ziehen; ſo wie man bemerket hat, daß die beſchnittenen Bäume weniger Wurzeln, als die unbeſchnittenen treiben.

Eben deshalb halte ich meine Hecken unter dem Schnitt, damit ſie den benachbarten Pflanzen nicht die Nahrung entziehen.

Der Anbau ſolcher Küchengewächſe, die gejätet werden ſollen, würde, wenn er ſtark iſt, den meiſten Landleuten beſchwerlich fallen, und ihnen Menſchenhände dazu ermangeln. Dieſerhalb werden die Gewächſe vorzuziehen ſeyn, welche blos und allein behackt werden dürfen, ſo daß das Behacken nicht nur das Unkraut vertilget, ſondern auch das Erdreich locker macht. Ertüffeln, weiſſer Kohl, Rangerüben oder weiſſe Beete u. dergl. würden alſo wohl den Vorzug verdienen.

Um nicht im 4ten Jahre nach dieſem Syſtem Gerſte nach Gerſte, oder einerley Frucht zwey- oder mehrmal hinter einander ſäen zu dürfen, kann man auf Sommergetreyde wieder Wintergetreyde folgen laſſen. Man kann auch Hülſenfrüchte, als Erbſen, Wicken, Linſen und Bohnen, die in dieſem Syſtem fehlen, einſchalten.

17) Wöllnerſches Ackerſyſtem.

Der berühmte Hr. Kammerrath Wöllner hat folgende Bauart dem ökonomiſchen Publiko angeprieſen. I. 1) Statt zu braachen, ſtürze man, gleich nach der Winterſaat, die Sommerſtoppeln, und führe den Winter über den Miſt auf den beſten Theil dieſes Ackers, pflüge ihn im Frühling, ſo bald es ſeyn kann, unter, und wende hiermit den Acker, den man theils mit Erbſen beſäet, theils zu ſeiner Zeit mit tauglichen Gartengewächſen beſtellet. Die ungedüngten Theile pflügt man auch dreymal, und beſäet ſie mit Buchwaizen. Im Junio führt man auf dieſe ungedüngte Theile, auf denen man hierzu zwiſchen

dem Buchwaizen leere Plätze und ein paar Wege offen läßt, den Miſt, und ſchlägt ihn auf die leeren Plätze in große Haufen, mit untermiſchten Stroh, Schilf, Tannennadeln, u. dgl. 2) Zur Zeit der Winterſaat breitet man den Miſt aus, ackert mit tiefen und ſchmalen Furchen, ſäet Wintergetreyde, im folgenden Jahre darauf Sommerfrüchte, und auf dieſe fängt man ſtatt zu braachen wieder, wie Nr. I. an.

II. Für einen feſten leimigten Boden 1) auf das Ruhjahr Waizen, nach der Aerndte umgeriſſen 2) im Frühling zur Bohnenſaat beſtellt, nach der Aerndte beſtändig umgearbeitet, 3) im Frühling Gerſte und Kleeſaamen, 4) im folgenden Jahre den 2ten Klee fein bey Zeiten einackern, damit man noch das zweytemal pflügen und Waizen ſäen kann für das 5te Jahr. 5) Auf Waizen folgen Bohnen, Erbſen oder Wurzeln, 6) im Siebenden Jahr Haber, und hierauf Ruhe durch Braache, oder Gras liegen. Der leichte Boden hat die Ruhe weniger nöthig. Iſt der Boden ziemlich locker gehalten, ſo baue man Rüben darauf, und laſſe die Schaafe ſie bey feuchtem Wetter abweiden. Winterwicken nimmt man weg, ehe man die Gerſte ſäet. Steckrüben taugen im leichten Boden, nach ihnen folgt Gerſten- und Kleeſaat, und auf dieſe wird Waizen geſäet; auf Waizen folgen Erdbirnen, und andere Wurzeln, oder Erbſen

Anmerkungen.

Dieſes Ackerſyſtem unterſcheidet ſich von dem vorhergehenden in Anſehung der unter einander abzuwechſelnden Feldfrüchte darin, daß es der Cultur der Hülſenfrüchte im leichten Lande gleich den erſten Platz, im feſten Boden aber den Nr. 5. anweiſet; Früchte,

die ſowohl an uud vor ſich das Land beſſern, als auch beſonders den geringen Landmann, der gemeiniglich Mangel am Heu zur Winterfütterung hat, ſehr intereſſirt, ſeyn und bleiben müſſen, indem man das Stroh von Erbſen, Wicken und Linſen, als von kleeartigen Gewächſen, ſowohl den Schaafen als auch dem jungen Zuwachſe von Pferden und Rindviehe als ein ſehr gedeihliches Futter giebt, und woran ſich der Bauer vorerſt immer noch halten muß, ſo lange er noch nicht künſtliche Gräſer zur Hand hat oder haben kann. Er hält auch gerne darauf, da er mit dieſen Gewächſen ein gedoppeltes Ziel erreichet, nämlich Körner zum Verkauf ſowohl, als für ſeinen Küchen- und Viehgebrauch, das Stroh aber zum Winterfutter für's Vieh.

Da man an dieſem wohl ausgedachten Syſtem eine freye Nachahmung der engliſchen Feldwirthſchaft findet, ſo paſſet ſie beſonders für die Markbrandenburgiſchen Aecker in vielen Gegenden. Fürnehmlich haben ſich viele Landwirthe dieſes aus dem Wöllnerſchen Syſtem beſonders heraus genommen, daß ſie nach der Anweiſung Nr. II. 3) im Frühling mit Gerſte und Kleeſaamen den Acker beſtellen, um ihrer Viehzucht durch ſolche Cultur mehr aufzuhelfen.

Unter die Bohnen dieſes Syſtems ſind eigentlich die ſogenannte Pferdebohnen zu verſtehen, welche ſchon ſeit undenklichen Jahren in der Grafſchaft Ruppin erbauet werden. Aecker, die zum Unkraut geneigt ſind, werden mit ſolchen Bohnen verſchonet, weil ſelbiges davon weniger, als von Erbſen und Wicken erſticket wird.

Das Abweiden der Rüben durch die Schaafe wird manchen gemeinen Landwirthen fremd vorkommen. Dieſen dienet nun zur Erläuterung folgendes. In England ſäet man auf dem Felde die großen weiſ-

ſen Rüben, die in manchen niedrigen Markbrandenburgiſchen Gegenden auch gebäuet werden, und, nach der Güte des Ackers und der Cultur deſſelben, von ſolcher Größe erwachſen, daß ſie einige Pfund ſchwer ſind. Eine Art dieſer weiſſen, und bey uns ſogenannter Waſſerrüben wächſet von ſelbſt hier zu Lande zum dritten Theile über die Erde heraus. Gebraucht man aber die Hacke, ſo werden ſie noch mehr von der Erde entblöſſet. Dieſe Rüben heiſſen in England Turnipſe, und werden daſelbſt hin und wieder von den Schaafen abgeweidet. Was ſie in der Erde laſſen, ſolches iſt ein fürtrefflicher Dünger für den Acker, worin die angefreſſenen Rüben gar bald faulen und alſo auch düngen.

Herr **Bergen** ſchreibt von dieſer Erdfrucht in ſeiner **Anleitung für die Landwirthe zur Verb. der Viehzucht** S. 141. f. alſo. Die Engländer ſäen die Turnepſe, oder lange weiſſe Rüben in der erſten Hälfte des Julius, eggen den Acker, wenn die Rüben hervorgekommen, einigemal über, und behacken den nachgebliebenen Reſt 2mal mit der Hand in Reihen, die 1 — 1½ Fuß, und noch wohl weiter aus einander ſind. Dadurch werden die Rüben zu einer erſtaunenden Größe. Selten werden ſie gerupft oder gezogen verfüttert. Man überläßt dieſe Mühe dem Vieh, beſonders den Schaafen, die auf den Rübenacker eingeſperrt werden, um den ganzen Winter hindurch davon zu freſſen. Oft fehlt es dem Wirth an Vieh; und dann verkauft er die Frucht im Boden ſolchergeſtallt, daß der Käufer das Vieh ebenfalls darauf ſperren, und dem Eigenthümer des Ackers den Dünger überlaſſen muß. Ein magdeburgiſcher Morgen wird für 8 — 10 Thlr. ohngefähr verkauft. Nach den Rüben ſäet man Gerſte. Zuweilen wird der Winter ſtrenger wie gewöhnlich, dann gehen Rüben und Benutzung verlohren,

und

und ein ſolches Feld verbreitet im Frühjahre den unleidlichſten Geruch. —

Aber aus eben dieſem ſo ſtarken Geruche erhellet, was dieſe Rüben für einen höchſt kräftigen Dünger geben, und es iſt kein Zweifel, daß der umgepflügte Acker von den faulenden Rüben ungemein gebeſſert werde. Da eben dieſe Rüben ſchon ſeit ſehr langer Zeit bey mir gebauet, und im ſpäten Herbſte aus der Erde genommen, hierauf verputzet, und in die Winterung gebracht werden, ſo führt man das abgeſchnittene Kraut dieſer Rüben auf den Acker, welches bey uns eine Düngung iſt, der, nebſt dem grünen Hederiche, auf unſern Aeckern keine andre beykömmt.

18) Bertrandſches Ackerſyſtem.

Herr Bertrand, Paſtor zu Orbe, in der Schweiz, hat in ſeinen Elemens d'Agriculture, welche als eine Preisſchrift von der ökonomiſchen Geſellſchaft zu Bern gekrönet worden, folgende Bauart für ſeine Landsleute feſtgeſetzet, aus welcher ſich unſre Landwirthe manches zur Nachahmung nach ihren beſondern Lokalumſtänden nehmen können.

I. Feſter oder ſtarker Boden.

1) Ein feſter Boden wird 4mal gepflüget, weil hier das Erdreich am ſchwerſten mürbe gemacht werden kann. Das erſtemal wird noch vor dem Winter gepflüget. 2) Um gleicher Urſach willen wird zu allen Sommerfrüchten zweymal gepflüget. 3) Die Aecker werden niemals bearbeitet, wenn ſie von der Beſchaffenheit ſind, daß ſich das Erdreich binden kann. Dieſes muß ſogar auch dann nicht geſchehen, wenn der Anſchein eines nahen Regens vorhanden iſt. Ein ſtarker Regen auf einem ſtarken feſten Boden macht

das Pflügen faſt ganz unnütze, wenn der Regen auf einen friſch gepflügten Acker fällt. 4) Es muß niemals im Frühlinge zur Faſtenzeit, (im März) gepflüget werden, wenn das Erdreich gefroren, oder mit Schnee bedeckt iſt. Man hat wahrgenommen, daß das in ſolchem Zuſtande gepflügte Land ſich zu ſpät wieder erwärmen kann. Aber man achtet den Froſt nicht, wenn vor dem Winter gepflüget wird. 5) Bey den 3 letzten Pflugarten werden die Furchen ſo ſchmal und gerade gemacht, als nur möglich iſt. Wenn ſchon das erſte Pflügen vor Winters grob geweſen, ſo iſt ſolches deſto beſſer. Der Froſt kann deſto mehr eingreifen; es iſt genug, daß der Acker zum erſtenmal völlig aufgebrochen worden; ſo verſtattet auch die gute Cultur, worin der Acker gehalten wird, daß man gar leicht 6—7 Zoll tief pflügen kann. 6) Wenn die Erdſchollen zu groß ſind, ſo werden ſie beym letzten Pflügen zerſchlagen, damit ſie den Saamen nicht erſticken, und die Stängel der Saat nicht preſſen. Sind die Erdklößer nur mittelmäſſig, ſo dienen ſie den Saatwurzeln zur Bedeckung nach der Maaße, als ſie vom Froſte des Winters getrennet werden. 7) Wenn die Witterung bequem iſt, ſo macht man den Anfang des Säens auf Aeckern, die ihrer Natur nach kalt ſind. Sie ſind ſpäter Art, erfordern mehr Wärme, und ſcheuen mehr die Kälte. 8) Der Saame muß nicht tief untergepflüget werden, damit ſein Hervorkommen erleichtert werde. Er iſt tief genung, wenn er einen halben Zoll hoch oder weniger mehr mit Erde bedeckt iſt. 9) Alle hitzige Dünger müſſen den kalten Aeckern zugeeignet werden, in welche die Wärme der Luft am ſchwerſten eindringet. 10) Die Waſſerfurchen müſſen ſorgfältig angelegt werden, damit das Waſſer ſeinen Abfluß haben könne.

Herr

Herr Bertrand, der bis hieher ſeinen Verwalter ſprechen laſſen, legt nun dem Guthsherrn noch folgende Anmerkungen in den Mund.

1) Wenn es die Lage des Ackers verſtattet, ſo iſt es gut, wenn man ihn ein= oder zweymal in die Queere bepflügen kann. Nichts trennet das Erdreich, oder macht es mehr mürbe; und dieſer Acker bedarf einer ſolchen Arbeit. Das Eggen in die Queere kann auch was darzuthun. 2) Es iſt nützlich, alle Aecker im feſten Boden in gewölbte Ackerbeete, die in der Mitte erhaben ſind, zu legen. Zu dem Zweck muß man das Feld in mehr oder weniger breite Ackerbeete vertheilen, nachdem es der Ueberſchwemmung mehr oder weniger unterworfen iſt. 3) Man muß wiſſen, von welcher Art ſeines Düngers hier aufzulegen ſey. 4) Dieſe Aecker muß man niemals mit Weidevieh betreiben, beſonders wenn ſie von Näſſe weich ſind. Man hat ein Feld geſehen, welches auf viele Jahre davon verdorben war, daß eine Heerde Vieh darauf war gehalten worden, um den Klee abzuweiden, der daſelbſt war geſäet worden. Dieſes iſt eine Urſach mehr, das Feld gleich nach der Aerndte umzupflügen. 5) Jeder weiß, wie ſehr das Getrayde leidet, wenn es zu der Zeit vom Schnee oder Froſt überfallen wird, da ſelbiges im Frühjahre in den Saft tritt, und anfängt zu wachſen. Dieſer Zeitpunkt entſcheidet größtentheils den Ertrag der Aerndte. Denn treiben die Saatpflanzen ihre Stängel in die Höhe, und wenn der Saft an= und zurück gehalten wird, ſo bringen ſie weniger Nebenſtauden, und das Korn ſteht dünne. Es würde daher vortheilhaft ſeyn, in dieſem Fall den Saatpflanzen neue Kraft zu geben, indem man mit der Hand eine Schaafmiſtmiſchung über die Saat ausbreitet, wozu auch Aſche, Ofenrus, Gyps und andere kräftige Düngerarten gut ſind.

II. Leich=

II. Leichter Boden.

1) Man erwählet zur Bearbeitung des Ackers eine trübe und kühle Luſt. Große Hitze, wenn ſie zumal anhaltend iſt, benimmt leichten Aeckern alle Kraft. 2) Es muß auf Aecker dieſer Art ein fetter und kühlender Dünger gelegt werden. Der Miſt, welcher zuvor mit ſtarker Erde, Teichſchlamm, Sumpfmoor u. dergl. vermiſchet worden, ſchickt ſich am beſten dazu. 3) Auf einigen Aeckern dieſer Art iſt ein halber Fuß Erde abgefahren worden, um ſie zu erniedrigen, und die Saatpflanzen hiermit friſcher zu halten. 4) Dieſe Aecker müſſen vor Winters einmal gepflüget werden, damit Schnee und Regen deſto leichter eindringen mögen. 5) Wenn man Teichſchlamm hat, ſo läßt man ihn vor Winters auf den Acker hinfahren. 7) Ich laſſe den Theil des Miſtes, welchen ich zur Saatzeit zurückgehalten habe, dahin führen und ausbreiten, wenn das Erdreich hart und gefroren iſt. 8) Endlich laſſe ich die Furchen hieſelbſt breiter, als auf den feſten ſtarken Aeckern machen, auch den Saamen tiefer unterackern. Die Steine, welche auf dieſen Aeckern befindlich ſind, werden ſorgfältig abgeräumet.

Der Zuſatz des Guthsherrn zu dieſer Bauart iſt dieſer: Ich rathe euch, dieſe leichte Aecker zu walzen, nachdem der Miſt im Frühjahre aufgeleget worden, um ihnen eine Feſtigkeit zu verſchaffen, und ihre zu große Ausdünſtung zu verhindern. Auch ſolltet ihr gleich nach der Aerndte Rüben in die Stoppeläcker ſäen, wenigſtens alsdenn, wenn ihr daſelbſt kein Wintergetreyde bauen wollet. Es wäre aber vortheilhaft, dieſe Felder, wie alle andere, als Ackerumſatz zu behandeln.

Ueber den Ackerumſatz, oder die Verwandelung der Wieſen in Aecker, und des Ackers in Wieſen raiſoniret Hr. Bertrand alſo. Wenn man ſeinen Aecker- und Wieſenplätzen wechſelsweiſe verſchiedene Früchte tragen läßt, ſo finden ſie Säfte, welche ſich für ſie ſchicken, und welche von den vorhergehenden Pflanzen oder Früchten ſind zurückgelaſſen worden, weil ſie ihnen entweder unſchicklich waren, oder weil ſie ſolche mit ihren Wurzeln nicht erreichen konnten.

Wenn man ſiehet, daß auf den Wieſen Moos, Kräuter mit breiten Blättern, die groben und ſchlimmen, ſich vervielfältigen; daß die gute, feine, enge und zarte Gräſer allgemach abnehmen und ſich verliehren; daß Käfer, Reitwürmer, Maulwürfe und dergleichen Ungeziefer ſich einmiſten; daß die Graswurzeln ſich untereinander verfilzen, und das Erdreich dem Regen, der Luft und der Wärme undurchdringlich machen, ſo iſt es Zeit, den Grund aufzubrechen, ihn durchs Pflügen, Düngen und Veränderung der Früchte wieder zu beleben. — Und um den Umſatz in ſeinem ganzen Umfange zu begreifen, ſo muß man von Zeit zu Zeit die Aecker in Wieſen verwandeln, wenn ſie nur ſchlechte Aerndten, taube Aehren, flache Körner, oder Brand geben; wenn es am Viehfutter fehlet; kurz, um nicht alle 3 Jahr eine Aerndte zu verliehren, wie es bey der gewöhnlichen Bauart geſchiehet.

In Anſehung entkräfteter Wieſen aber iſt dieſes Verfahren anzurathen.

Wenn das Erdreich nicht ſchwer iſt, ſo iſt einmaliches Pflügen genung, welches gleich nach dem zweyten Schnitt geſchehen kann, der mit der Kornärndte zugleich zuſammentrifft. Man fängt damit an, daß man auf die Wieſen ſo viel Miſt hinführt und ausbreitet, als man ſonſt auf ein Feld gleicher Größe

auf-

aufzulegen gewohnt iſt. Der Raſen wird hierauf mit dem gewöhnlichen Pfluge umgeriſſen, und man hat Handarbeiter dabey, welche mit ſcharfen Hacken den Raſen ſo klein zerhacken, daß die Stücken nur einer Fauſt dicke bleiben. Man ſäet ſodann hinein Mengkorn (halb Waizen, halb Roggen) oder bloßen Roggen, man egget, und läßt hierauf die Walze überhergehen. Zu aller dieſer Arbeit wird trockenes Erdreich und trockenes Wetter erfordert. Gleich nach der erſten Aerndte wird gepflüget, (geſtürzet) und nach dem zweyten Pflügen (Wenden) ſäet man, wie zuvor, zu ſeiner Zeit, doch ohne Miſt. Das folgende Jahr, nach der Aerndte ſäet man Rüben, und im Frühjahre hernach Haber. Will man mit Getreydebau fortfahren, ſo muß man nun aufs neue düngen.

Hat man aber einen ſtarken Boden, ſo wird mehr Bearbeitung erfordert. Man muß ihn gleich nach der erſten Heuärndte umreiſſen, und darauf, wenn's ſich irgends ſchicken will, gleich in die Queere pflügen, aber viel tiefer als zuvor, da man nur den Raſen flach umgekehret, und die Erde abgeſchälet hat. Kömmt die Saatzeit im Herbſte herbey, ſo pflüget man zum dritenmal, um Waizen hinein zu ſäen, und verrichtet dasjenige, was zum Kleinmachen der Erdklößer erfordert wird. Beſondern Abſichten und Umſtänden nach kann man auch einige dieſer Plätze mit Gartengewächſen beſtellen.

Damit es aber nicht an Wieſen und Dünger fehlen möge, ſo muß man zu gleicher Zeit einen Theil ſeines Feldes ausſondern, um davon Wieſen zu machen. Und wenn Jemand weiß, daß ſeine Aecker nicht von ſelbſt ſich begruſen, ſo muß das Gemülle aus den Scheünetaſſen (Stadeln) oder von den Heuböden darauf ausgeſtreuet werden, wenn man will,

daß

daß eine Wieſe lange währen ſolle. Man kann Esparcette auch anſäen, welche von kürzerer Dauer iſt; Klee, welcher noch weniger dauret; Erbſen, welche man grün abmähet, und nur eine Aerndte davon hat. Von der Lüzerne will man nichts ſagen; ſie erfordert ein höher belegenes Land, man muß ſich an Esparcette und Klee begnügen, welche unter allen künſtlichen Gräſern am vortheilhafteſten ſind.

Bey dem Ackerumſatze wird man auf ſtarkem Boden am beſten mit Esparcette, auf leichtem aber mit rothem Klee abwechſeln, da übrigens Esparcette allenthalben gut fortkömmt. Dieſe Abwechſelung mit Korn- und Futterbau hat aller Orten, wo ſie eingeführet iſt, Korn und Futter vermehret. Um ſie aber einzuführen, darf man nur aus ſeinen Feldern ſo viel Theile machen, als das Futter, welches man anbauen will, dauren ſoll. Die Einrichtung dieſer Wechſelcultur hängt nur von der Natur der Ländereyen ab, welche die Erfahrung leicht an die Hand giebt, und man ſäet dieſe beyden Futterkräuter ſeit ſo langer Zeit, in unſerm Lande, daß Niemanden die Cultur derſelben unbekannt ſeyn kann. —

Man muß nicht zweifeln, daß es nicht jedem Landguthe nützlich ſeyn ſollte, von Zeit zu Zeit einen Theil der Wieſen aufzureiſſen, fürnehmlich in Jahren, da Korn und Stroh theuer ſind. Und wie die Kuhpächter genöthiget ſind, alles Streuſtroh zu kaufen, ſo ſchonen ſie es in theuren Jahren ſo ſehr, daß ihr Miſt faſt nichts als lauter Koth iſt, welcher einen ſehr ſchlechten Dünger ausmacht. Sie würden das Stroh weniger ſparen, wenn es ihnen zuwüchſe. Endlich würden ſie auch ihre alte abgenützte und entkräftete Wieſen durch Cultur mehr wieder beleben, als ſie durch Auflegung ihres ſchlechten Düngers nicht zu thun vermögend ſind. —

An-

Anmerkungen.

Man lernet aus dieſem Syſtem, wie weit man in der Schweiz mit dem Landbau gekommen ſey, und daß man auch daſelbſt den Ackerumſatz, oder die Verwandelung der Aecker in Wieſen, und dieſer in Aecker als vortheilhaft erkenne. Man ſiehet zuerſt die Ackerregeln, die Hr. Bertrand auf geweiſſe Erfahrungen gründet, und die zum Theil in der Hauptſache mit den Vorſchriften der meiſten vorhergehenden Bauarten übereinkommen, zum Theil aber in etwas davon abweichen. Unter die Abweichungen wird man I. Nr. 8. rechnen, daß der Saame nur ½ Zoll tiefe Lage in der Erde haben ſolle. In einem feſten Boden des dortigen Landes kann man aber dieſe Lage tief genug erachten, da für das leichte Land II. Nr. 8. mehr Tiefe angegeben wird.

Auch hierin geht Herr Bertrand von dem Lüdersſchen Syſtem ab, daß er im leichten Lande breitere Furchen, als im ſchweren vorſchreibet. Ich halte es doch lieber mit letzterm Syſtem, da auch in leichtem Boden die ſchmalen Furchen dazu dienen, daß die Nahrungstheile der Pflanzen über und über vertheilet werden, und die Wurzeln der Pflanzen vom Anfange bis zu Ende ihres Wachsthums und Verbreitens nirgends auf eine leere Stelle ſtoſſen, wo ſie ſchmachten, und ſodann im Wachsthum aufgehalten werden könnten. Dieſes beſtätiget bey mir die Erfahrung. Wenn wir im leichten Boden mit dem Spaten graben, ſo wächſet jede Fruchtſorte wenigſtens um ein Drittheil freudiger, als wenn wir 4—8mal in ſchmalen und mit unter auch eben ſo tiefen Furchen pflügen, als die Spaten eingreifen. Es wird hier z. E. viel Hirſe in leichtem Boden gebauet, aber immer dazu lieber gegraben, als aufs beſte gepflüget, wenn

ſie

ſie recht wohl wachſen ſoll. Man muß dieſen Unterſchied nun einzig darin ſetzen, daß das Land mittelſt des Grabens mehr getrennet, folglich die darin befindliche Pflanzennahrung überall den Saatwurzeln zum Beſten mehr vertheilet werde. Denn dem Umgraben eines Ackers kömmt das Pflügen mit ſchmalen Furchen am nächſten, weßhalb auch im leichten Boden die ſchmalen Furchen den breitern vorzuziehen ſind.

Was Hr. Bertrand von der, im Frühlinge vom Schnee und Froſt krank gewordener, und wieder herzuſtellender Saat durch Beſtreuung mit einer beſondern Düngercompoſition in ſeinen Elements anräth, ſolches iſt ſehr gut, wenn es nur überall, beſonders auf ſehr großen Güthern zu zwingen wäre. Was im Kleinen geſchehen kann, iſt nicht immer im Großen auszuführen möglich. Eben ſo iſt es II. Nr. 4. in Anſehung der leichten Aecker. Es iſt in vielen Gegenden kein beſſeres Verbeſſerungsmittel derſelben, als das Vertiefen mittelſt des Wegräumens des obern Sandes. Ich kenne mehr denn zu viele Oerter, die ihre Aecker, die faſt nicht mehr zu Roggenland taugen, in Waizenland verwandeln könnten, wenn ſie ſo lange abräumen wollten, bis ſie die ſchwarze Erde wiederfänden, welche vom Winde verſandet, oder mit Sand überzogen worden. Auch wirt man hin und wieder unter der ſchlechteſten Oberfläche einige Fuß tief recht fruchtbaren Lehm finden, den man mit dem Pfluge nicht zu Tage bringen kann. Könnte nur hier die obere ſchlechte Erde abgefahren werden!

Noch muß ich zurück gehen, und die Leſer mit Hrn. Bertrands Art zu düngen bekannt machen, worüber er ſich an einem andern Orte ſo heraus läßt.

Wie ich zwey Arten vom Erdreich, ſtarkes oder kaltes, leichtes oder warmes habe, ſo halte ich zwey Miſthaufen, und habe den hitzigen, den Pferdemiſt für

für die ſtarken Aecker beſonders, den mehr kühlen Kuhmiſt aber für die leichten Aecker. So viel es ſich thun läßt, bringe ich den Kuhmiſt auf die leichten Aecker erſt beym letzten Pflügen, den Pferdemiſt aber auf die ſtaken Aecker beym vorletzten Pflügen. Die leichten Aecker verzehren geſchwinde den Miſt; daher iſt es gut, ihn erſt kurz vor der Einſaat aufzulegen, damit die Saatpflanzen davon rechten Nutzen haben mögen, welches geſchehen muß, wenn der Dünger vor dem letzten Pflügen auf den Acker kömmt. Der Dünger aber, der vor dem vorletzten Pflügen auf die ſtarken Aecker kömmt, entwickelt ſeine Beſtandtheile beym Säen. Ueberdem fördert man hiebey ſeine Arbeit, und wenn ſodann die Aecker trocken ſind, ſo darf man nicht befürchten, ſie zuſammen zu knäten, und man macht das letzte Pflügen ſich leichter. In Anſehung der leichten Aecker aber würde es wohlgethan ſey, den Dünger zu zweyen verſchiedenen Zeiten aufzulegen; einen Theil beym Pflügen zur Saat, und die andre Hälfte im Winter über den Schnee, oder wenn das Erdreich gefroren iſt. Dieſes Verfahren würde ſehr zuträglich ſeyn. Hiemit würde die Arbeit in einer Jahreszeit vermindert, worin die Zeit ſehr koſtbar iſt; den Saatpflanzen aber würden alsdenn neue Nahrungstheile zugeführet, wenn ſie deren am meiſten bedürfen, und man würde die Wurzeln der Saatpflanzen wieder verdecken, daß ſich die Saat davon deſto beſſer beſtauden, oder Nebenſproſſen treiben, mithin von daher deſto dicker werden würde. —

Bey dieſer Verfahrungsart hat der berühmte Mann meinen ganzen Beyfall. Ich habe es von jeher als einen ſehr großen Fehler der Gemeinheiten angeſehen, daß man um der Hüthung willen auf der Braache an den meiſten Oertern, um die Weide darauf deſto länger zu nutzen, das Braachen oder erſte

Um-

Umpflügen der Braachäcker, erſt nach, oder wenig vor der Mitte des Junius anfängt, und hiemit in der Nothwendigkeit iſt, erſt nach der Mitte des Auguſts, oder gar am Ende deſſelben, um die Aerndtearbeit abzuwarten, zu wenden. Um dieſe letzte Zeit, da man noch ſo viele Aerndtegeſchäffte auf dem Halſe hat, kann man das Geſpann zum Miſtfahren nicht abmüſſigen, oder dazu Zeit gewinnen, weßhalb der Dünger bereits vor dem erſten Pflügen gefahren, und untergeackert werden muß. Nun wird dieſer Dünger wieder in der Wendfahre, wenn es die Lokalbeſchaffenheit des Ackers ſo mit ſich bringet, an die Luft gebracht, und der größten Sonnenhitze blos geſtellet, folglich entkräftet. Es wird aber nun auch geegget, und deſto genauer und mehr, je mehr Gras- und Unkrautswurzeln heraus zu bringen ſind. Je weniger aber nun der Miſt nach Art des Ackers und der Witterung verrottet iſt, deſto mehr wird er auch mit der Egge wieder herausgezogen, und unter die Quecken vermenget, überhaupt aber ſehr entkräftet. Iſt nun nach dem Wenden nicht ſo viel Zeit mehr übrig, wenn man noch wenigſtens 8 Tage vor Michaelis ſäen will, daß Miſt gefahren werden könne, ſo müßte freylich das Miſtfahren in Anſehung der Bequemlichkeit vor dem erſten Pflügen am ſchicklichſten ſeyn, nur nicht in Anſehung des Ackers und ſeiner Beſſerung, welcher verliehret, wenn der Dünger bereits beym erſten Pflügen aufgelegt werden muß. Der Rath des Herrn Bertrands, daß man die Hälfte des Düngers auf leichten Aeckern erſt im Winter auflegen ſolle, iſt gar nicht undienlich. Hin und wieder wird dergleichen auch bey uns von Landwirthen geſehen, wenn es ihnen im Sommer oder Herbſte am Dünger gefehlet hat. Sie bebreiten den ungedüngt gelaſſenen Acker im Winter mit kurzem Miſte, daß die Saat hiervon eben ſo gut fortkömmt,

als die, zu welcher vor der Einſaat gedünget worden. Leichten Sandfeldern, und denen beſonders, die entweder ſpäte beſäet, oder auf denen die Saat im Herbſte vom Sturmwinde gelitten, oder noch in den Frühlingsmonathen leiden kann, würde man durch das Auflegen des Düngers im Winter ungemein zu ſtatten kommen, und das Beſtocken der Saat ſehr befördern. Ich muß noch hinzuſetzen, daß dieſe Verfahrungsart mit dem Dünger auf leichten Sandfeldern in heiſſen Sommern, da das Korn hieſelbſt leicht vertrocknet, oder, wie man ſagt, verſcheinet, noch ſehr nützen kann. Dieſes Verſcheinen findet ſich ſodann am erſten in gemiſteten hohen Sandfeldern, die ihre gewöhnliche Portion von Miſt erhalten haben. In dergleichen Feldern hält ſich der Miſt am längſten, ehe er verweſet und kurz wird. Dieſerhalb hält er den Sandacker locker, und macht, daß Sonne und Luft in trocknen Jahren deſto eher eindringen, alle Feuchtigkeit zur Erhaltung des Korns herausziehen, und es zum Verſcheinen, oder zum Reifwerden vor der Zeit, bringen können, daß wenigſtens die Körner ohne Kern oder zu flach und klein werden müſſen. Hat man dagegen die Hälfte des Düngers im Winter auf die Saat verbreitet (dieſes muß aber kein langer Strohmiſt ſeyn,) ſo hat man theils die Saat zum Beſtauden, folglich auch zum Dickerſtehen eingeleitet, daß die heiſſe Sonne weniger in den Grund kommen kann, auch die nächtlichen Thaue nicht ſo geſchwinde von den Sonnenſtrahlen ausgezogen werden; theils aber hat man auch den Saatwurzeln eine Decke verſchafft, worunter ſie Schatten haben, und ſich friſcher, mithin beym Leben erhalten können, wie ſolches mehrmals zu ſehen Gelegenheit gehabt habe. Ich weiß wohl, was man hiewider einwenden wird: Dieſes, daß der Dünger in der freyen Luft ſeine Kraft verliehre. Eines Theils

iſt dieſes richtig, weßhalb auch gute Wirthe ſehr eilen, daß ihr, auf dem Acker zur Beſtellzeit ausgebreiteter, Dünger bald untergepflüget werde. Hier ſoll aber der Dünger eigentlich mehr Schirm und Schutz der Saatpflanze ſeyn. Allein er überliefert doch auch den Wurzeln der Saat Nahrung, und es wird ſich hierin eben ſo viel Kraft mittelſt des Schnees und Regens in die Erde hineinziehen, als wenn er ſchon zuvor in der Erde ſelbſt wäre gelegt worden. Man muß annehmen, daß der oben aufliegende Miſt aus der Luft, wenn er zumal von Regen, Schnee und Thau angefeuchtet worden, nährende Salztheilchen an ſich ziehe, und ſelbige der Wurzel zuführe. Wer hierüber noch keine Beobachtungen angeſtellet hat, der wird wenigſtens vielleicht Oerter geſehen haben, welche bey der gemeinen Feldabtheilung die Braachen mit Hülſenfrüchten beſömmern, und dieſe nur einfürchig ſäen, das heißt, im Frühjahre ſtürzen oder nur einmal pflügen, und ſodann den Saamen gleich oben aufſäen und eineggen. Hierzu fahren die Ackerleute den Miſt ſchon vom Januar an, und manche noch früher, auf den Sömmerungsſchlag, und breiten den Dünger gehörig aus. Hier ſollte man denken, daß der Dünger vom Froſte ſeine ganze Kraft verliehren müſſe. Nichtsweniger. Der Acker, der zu Ende des Märzes, oder im April aufgeriſſen wird, findet ſich ſo mürbe, als ob er ſchon ein Paarmal wäre gepflüget worden. Er trägt auch beſſer, als derjenige Acker in gleichem Schlage, deſſen Miſt erſt, wenn gepflügt und geſäet werden ſoll, aufgefahren worden. Eine der Orten ganz gemeine Erfahrung. Man muß in Anſehung dieſes Verfahrens bey der Sömmerung auch noch annehmen, daß es juſt die Oberfläche des Ackers ſey, welche hier mit Düngerkräften geſchwängert wird. Und da der Saamen oben auf geſäet, und in die be-

 fruch-

fruchtete Erde geleget wird, ſo kann er hievon ſowohl gedeihen. Dies Nämliche findet dann auch im Bertrandſchen Syſteme ſtatt, da die aus dem oberwärts aufliegendem Dünger ausgehende Kraft keinen weiten Weg zur Wurzel zurücklegen darf.

In den Anmerkungen zu I. Nr. 5. gedenket Herr Bertrand einer Düngermiſchung. Dieſe wird bey ihm ſo gemacht. Es wird Erde, Schicht auf Schicht unter dem Miſt gemenget, ſo wie er aus dem Stalle herausgebracht wird. Leichte Erde wird mit Pferdemiſt, und ſchwere Erde mit Kuhmiſt vermenget. Der ganze Umfang dieſer Miſchung wird mit eben dieſen Erden eingefaßt, ſo, daß keine Feuchtigkeit herausdringen könne. Von dieſer Miſchung, die in den Schweizerſchen Weinbergen fürnehmlich gut anſchlägt, behauptet er, daß ſie dem unvermiſchten Dünger weit vorzuziehen ſey. Die Gährung muß der Erde vollkommen die Säfte des Miſtes einverleiben, und nimmt ſeine Eigenſchaften an. Ueberdem verbeſſert dieſe Miſchung die Fehler des Grundes, wo ſie hineingelegt wird. Wenn dieſe Erden, ſagt er ferner, aus Raſen beſtünden, oder aus Wäldern, beſonders der Nadelhölzer genommen werden, ſo verſchaffen ſie eine deſto beſſere Miſchung. — Mit dem Schaafmiſte wird es eben ſo gehalten, ingleichen mit dem Hühner- und Taubenmiſte. Dieſe Düngerarten verzehren ſich ſelbſt und verſchwinden, wenn man ſie allein auf dem Haufen liegen läßt; läßt man aber den Schaafmiſt im Stalle ſich anhäufen, ſo thut man der Wolle Schaden. Er wird daher ebenfalls mit Erde in gleicher Quantität vermiſchet. —

Bey der Wechſelcultur oder Aecker- und Wieſenwanderung gedenket der Urheber dieſes Syſtems eines auszuſäenden Mangkorns, das iſt, einer Saat, die

aus

aus halb Waizen und halb Roggen beſtehet. Man hält in der Schweiz viel auf das Mangkorn, und will damit mehr, als einen Endzweck erreichen. Einmal vermeinet man das Lagern des Waizens, der ſich an den Roggen, der weniger umfällt, anlehnet, abzuwenden. Ferner vermeinet man, daß, wenn die eine Fruchtſorte mißrathe, doch die andre zutragen, und hiemit nicht der ganze Acker Muße haben könne. Endlich iſt dies die Hauptſache, daß man gemeiniglich das Wohlgerathen bey den unter einander ſtehender Fruchtſorten mehr erwartet, als wenn jede vor ſich allein ſtünde, oder unvermengt geſäet wäre. Es iſt ſchon in der Ueberſchreibung des Bertrandſchen Syſtems geſagt worden, daß man dort glaube, jede Pflanzenſorte habe ihre eigene Nahrungstheile, die ſich für ſie allein ſchicken, weßhalb ſie die übrigen zurück laſſe, und worauf man auch die ſo vortheilhafte Abwechſelung der Fruchtſorten, die Jahr auf Jahr nach einander im Felde erbauet werden, begründet. So ſagt auch Hr. Bergen in ſeiner Anleitung S. 93 alſo von den Wicken: Sie erſchöpfen die Kräfte des Ackers für andere Früchte gar nicht: denn diejenigen Nahrungstheile, die ſie daraus entlehnen, ſind nicht dieſelbigen, die Roggen, Gerſte, Haber u. ſ. w. bedürfen. Nun iſt es freylich an dem, daß der gelehrte Naturforſcher aus gewiſſen Verſuchen annehmen will, daß für alle Pflanzen einer und eben derſelbe Nahrungsſaft überall einerley ſey. Der praktiſche Landwirth ſetzet aber immer ſeine Erfahrungen entgegen. So iſt z. B. bey mir der Augenſchein völlig der Hypotheſe zuwider. Da bey mir Waizen und Roggen, jener in gutem, dieſer in leichtem Lande, erbauet wird, ſo trägt es ſich alle Jahre zu, daß ein und das andre Waizenkorn in der Scheune, oder auf dem Boden unter den Roggenſaamen kömmt, und dar-

unter mit auf dem Roggenacker ausgeſäet wird. Dieſes einzelne Waizenſaamenkorn geht im Sande mit in die Höhe, beſtaudet ſich, und gewinnet ſo vollkommne Aehren und Körner, als die auf dem Waizenacke ſind. Säete man auf eben dieſem Roggenlande puren Waizen; ſo würde nichts daraus werden; es würde kaum aus den Kappen kommen können. Dieſes ſehen wir nun Jahr für Jahr. Die Waizenäcker hängen in vielen Schlägen unmittelbar mit den Roggenäckern zuſammen. Ueberſchreitet ein Wirth mit ſeinem Saatwaizen die rechte Gränze, und kömmt nur einen Schritt weiter an das unmittelbar anſtoſſende Roggenland, welches doch noch hier auf der Gränze zwiſchen ihm und dem Waizenacker das beſte iſt, ſo wird der Waizen zur Noth Aehren treiben, die aber 6—8 mal kleiner, als die auf dem Waizenacker ſind: Die Körner werden gleichfalls klein, oder nur halb gebildet; das Stroh bleibt ebenfalls äuſſerſt kurz und dünne. Jenes Waizenkorn aber, das mitten unter dem Roggen ſich ſo hervor thut, will nun doch anzeigen, daß jede Pflanze ihre eigenthümliche Nahrungstheile unter den übrigen finde, welche ihr von dieſen zur alleinigen Nahrung überlaſſen werden. Ein gleiches ſieht man, wenn ein Gerſten- oder Erbſenkorn unter dem Haber mit aufgegangen iſt, da, wo weder Gerſte noch Erbſen, wenn ſie auf dem Haberlande wären ausgeſäet worden, in die Höhe kommen würden, daß die einzelnen Körner zur Verwunderung wachſen, und Fruchtbringend ſind. Ich habe mich zum öftern einer vermiſchten Saat, oder der Ausſäung eines Mangkorns mit Nutzen bedienet, wie ſolches von mir in dem **Wittenb. Wochenbl.** 1772. St. 5. bekannt gemacht worden. Ich merke hiebey nur noch an, daß man von derjenigen Fruchtſorte den geringſten Theil nehmen müſſe, welche, wenn ſie allein auf das Acker-

ſtück geſäet würde, gar nicht fortkommen könnte, oder worzu ein ſolches Ackerſtück zu ſchlecht zu achten iſt. Wenn alſo auf ſchlechtes Haberland z. E. Mangkorn von Haber und Erbſen geſäet werden ſollte, ſo würden die Erbſen den 14ten bis 16ten Theil gegen den Haber in der Ausſaat betragen.

Wenn wir Wieſen umreiſſen, um ſie entweder in Ackerland zu verwandeln, oder ſie mit Futterkräutern beſtellen wollen, ſo gehen wir doch einen etwas kürzern und beſſern Weg als die Schweizer, wie ſolches in der Folge vorkommen wird.

Unter den Futterkräutern räumt man in der Schweiz dem rothen Klee und dem Esper oder Esparcette den erſten Platz ein, und die Lüzerne wird beyden völlig nachgeſetzet. So wird auch von der Esparcette in den Elemens d'Agriculture gerühmet, daß ſie ſich für jeden Boden ſchicke, auch für niedrigen.

Der Hannöv. Hausv. will die Esparcette gar nicht loben, und ſogar von allen Verſuchen derſelben abrathen und ſagt, daß ſie auf dem Eichsfelde einmal gerathen ſey, und daß man die Sache genauer unterſuchen müſſe. Hierwider ſagt aber Hr. Bergen, daß er nach zehen Jahren anders geurtheilet, und einen großen Theil des ſonſt öde und wüſte geweſenen Eichsfeldes durch den Anbau der Esparcette in die blühendſte Landſchaft würde verwandelt geſehen haben, ſo wie auch in ſeiner Nachbarſchaft über 100 Morgen mit der trefflichſten Esparcette zum Theil ſchon 1768 begattet geweſen: — was aber noch mehr, ſo haben ſich nach der Zeit die Bauern der Gegend ſchon mit dem Anbau dieſes Futterkrauts beſchäftiget. Auf dem Guthe des gedachten Hausvaters haben die Verſuche mit der Esparcette nicht gerathen können, da

es kalten Lehmboden, und nicht einen ſolchen habe, wie ihn dieſes Kraut erfordere. — Eben dieſer Hr. Bergen kann auch die Lůzerne aus eigenen wiederhohlten Verſuchen ſo wenig empfehlen, als wenig ſolches von mehr belobtem Hrn. Bertrand geſchiehet.

19) Bernhardſches Syſtem.

Hr. Bernhard hat ſich um ſeine Landsleute in Oberdeutſchland ſehr verdient gemacht, da er ihnen mit ſo manchen glůcklichen Verſuchen den Weg gezeiget, wie ſie in der Oekonomie weitere Fortſchritte thun, und Viehzucht nebſt Acker- und Weinbau ſich eintråglicher machen ſollen. Sein eigenes Syſtem, wovon hier die Rede iſt, vereiniget nur erwåhnte drey Zweige der Landwirthſchaft, und hat dieſen **Grundſatz**, daß der Acker ſo benutzet werde, damit nicht nur ſeine **Oberflåche**, ſondern auch zugleich der tiefere **Grund** zu verſchiedenen Pflanzen angewendet werde, und man Gelegenheit habe, ihn zulånglich zu důngen und zu pflůgen.

I. Das Syſtem zur Vereinigung des Wieſen- und Ackerbaues enthålt folgende Punkte.

1) Man theile den Acker nach der Tulliſchen Bauart in Beete und Gånge.

2) Auf die Beete verſetze man Lůzernen- oder Esperſtöcke, ſo daß ſie in den Reihen 6—12 Zoll von einander abſtehen, die Reihen aber 4—8 Schuh von einander entfernet werden. Man kann auch 2 Reihen dergleichen Stöcke neben einander ſetzen, und jedem 9 Zoll ins Gevierte Raum geben. Im Herbſt zuvor wirft man dort, wo die Reihen ſtehen ſollen, die Erde 2 Schuh wenigſtens tief, und 2—3 Schuh breit aus, daß der Froſt ſie mürbe mache.

3) Ei-

3) Einem jeden Stock laſſe man auf jeder Seite 6 oder mehrere Zolle Raum; der übrige Raum zwiſchen 2 Reihen iſt der Gang, den man mit Getreyde anſäet. In den erſten 3 Jahren ſäet man Sommerfrucht, daß man den Gang vor der Saat und nach der Aerndte 4mal pflügen kann. Man dünget auch zugleich und wechſelt mit Früchten ab, die man behacket. Gut iſt es, wechſelsweiſe auf der einen Seite der Reihe Getreyde, und auf der andern Seite die zu behackenden Gewächſe zu pflanzen. Z. E. man ſetzt auf die Mitte des Ganges Burgunderrüben. (Rangerüben, weiſſe Beete) von welchen man die Erde abhacken muß, und neben dieſen ſetzt man Gewächſe, an die man die von jenen Rüben weggenommene Erde anhäufen muß, z. E. den großen Blaukohl, Ertüffeln u. dgl. Gehen die Lüzernenſtöcke ab, ſo legt man die neue Reihe derſelben auf der Mitte des Ganges an. Arbeitet man die Erde neben den Kleepflanzen, ſo iſt es deſto beſſer.

II. Zur Vereinigung mit dem Weinbau.

1) Man mache ebenfalls Beete und Gänge. Auf den Beeten pflanze man eine Reihe Weinſtöcke, und binde das Rebwerk an Gelender, daß es nur gleichſam eine Wand ausmacht. Man ziehe nämlich eine Linie, grabe von Ruthen zu Ruthen eichene Zaunſtaken ein, die mit 2 oder, wo man höher baut, (die Reben höher gehen läßt) mit 3 Löchern über einander durchſchnitten ſind, in welche man Latten oder dünne Stangen ſteckt, und die jungen Reiſer daran bindet. In den Reihen ſetzt man die Stöcke etwas enger als ſonſt, und zwar ſo, daß ſie a) mit dem Fuß etwas tiefer zu liegen kommen, und denſelben wechſelsweiſe gegen das rechte und linke leere Beet ausſtrecken; b) jederzeit in den Reihen einen Stock, der ſein Laub

gern

gern und bald fallen läßt, mit einem, der es lange behält, abwechſelt; c) und die Reihen auf der Ebene gegen die auffallende Sonnenſtrahlen, an Bergen aber, wider das Abflöſſen der Erde nicht gerade herab, ſondern ſchief, oder gar in die Queere gezogen werden.

2) Darneben laſſe man einen breiten Gang, auf deſſen Mitte man a) keine tief wurzelnde, keine hochwachſende und beſchattende, auch keine den Winter über daurende; b) ſondern niedere Küchengewächſe, z. E. von Futtergewächſen, Burgunderrüben, gemeine Rüben, Kohlrüben (Unterkohlrabi) auch Ertüffeln pflanzet. Allemal aber muß den Weinſtöcken 1 — 2 Schuh leerer Raum übrig bleiben, den man in der Ebene mit dem leichten Pflug, an den Bergen mit der Hacke bearbeitet. Man kann auch in die Kühmauern, d. i. von Raſen aufgeführte Raine, Esperſaamen ſtecken, der ſie befeſtiget, und Futter giebt.

III. Zwiſchen die Nr I. beſchriebene Lüzernenreihen läßt ſich auch die Färberröthe pflanzen.

Anmerkungen.

Ob ſchon dieſes Syſtem in Anſehung des zu vereinigenden Wieſen- und Ackerbaues in Niederdeutſchland meines Wiſſens noch keine ſonderliche Liebhaber gefunden, ſo wäre doch in kleinen Wirthſchaften davon Gebrauch zu machen. Beſonders wäre es Koloniſten oder neu Aufbauenden, welchen man nur ein Paar Morgen Acker- oder Gartenland anweiſen kann, und die eine Kuh darneben ſich halten können und ſollen, anzurathen. Denn die alten Landeseinwohner haben bereits die beſten Plätze weg, und die Ankömmlinge nach ihnen müſſen freylich mit dem ſchlechteſten Boden fürlieb nehmen, den ſie aber, je weniger ſie zum Beſitz überkommen, durch die beſte Cultur aufs

höch-

höchſte zu nutzen ſuchen müſſen. Iſt ihnen aber nur leichter Boden zugefallen, ſo dürften ſie nicht das ganze Syſtem befolgen. So fiele z. E. dieſer Theil der Arbeit, da nach Nr. I. 2) die Erde im Herbſte 2 Schuh tief ausgeworfen werden ſoll, weg, weil ſie keine ſo feſte Erde haben, die vom Froſte mürbe gemacht werden ſoll.

Die Vereinigung mit dem Weinbaue nach eben dieſem Syſtem könnte doch entweder in den Vorſtädten, oder in der Nähe großer Städte, mehr Beyfall finden, wenn ſie nur dergleichen Leuten bekannter wäre, die nur kleine Grundſtücke beſitzen. In großen Städten machen vom Auguſt bis um Weyhnachten hin, die Weintrauben, wenn ſie ſo ſpäte hinaus aufbewahret werden können, einen großen Theil des Nachtiſches aus, und machen ſich daher wohl bezahlt. Nicht in allen Jahren geräth der Wein; und denn wäre ein Platz, der nichts als ein bloßer Weingarten wäre, ſeinem Beſitzer unnütze, wenn der Weinſtock vom Froſte gelitten, und keine Früchte bringet. Dieſer Platz wird aber doch zur Hälfte und darüber genutzet, wenn nach dem Bernhardſchen Syſtem niedrige Küchen- oder Futtergewächſe daneben erbauet werden. Eines von beyden wird zutragen. Wenn aber der Wein nebſt den Küchen- und Futtergewächſen zugleich gerathen, ſo iſt es deſto beſſer.

Ich weiß es wohl, daß man hier zu Lande bey Anlegung der Weinberge oder Weingärten auf dieſen Fall geſehen, und dieſerhalb den Weinbau mit dem Obſtbaue vereiniget. Allein ſo vortheilhaft dieſes in einiger Abſicht den Weinbergsbeſitzern ſeyn kann, ſo ſehr ſchadet die Vermiſchung der Bäume mit Weinſtöcken in unſerm kältern Himmelsſtriche. Die im Schatten der Bäume ſtehende Weinſtöcke bekommen

ſpäter

ſpäter reif werdende Trauben, die weniger ſüß werden, und machen, daß unſre Weine wenigſtens um ein Drittheil ſchlechter ausfallen müſſen. Im Bernhardſchen Syſtem aber iſt überall Sonne, und das Bearbeiten der jährlich anzubauenden Erdgewächſe iſt zugleich dem Weinſtock vörtheilhaft, weil der Boden davon gebeſſert wird. So ſparet man auch in dieſem Syſtem die Weinpfähle, folglich auch mehr Holz. So weit die Pfähle in der Erde ſtecken, ſo weit iſt ihre Dauer die kürzeſte. Eichene Pfähle, durch welche dünne Stangen in geraden Reihen durchlaufen, dauern ein Menſchenalter, und wohl darüber, beſonders wenn ſie, ſo weit ſie in die Erde kommen, gebrannt werden, welches auch bey Nadelholze geſchehen müßte, wenn jenes nicht zu haben wäre. So dienen auch die Reihen der Weinſtöcke in dieſem Syſtem, da ſie Wände vorſtellen, bey ihrer Richtung gegen die auffallende Sonne, gar ſehr dazu, die Sonnenwärme aufzufangen, damit die Trauben deſto früher reif und ſüſſer werden.

Endlich wäre nach den, nach dieſem Syſtem, Weinbauenden anzurathen, daß, wenn ſie zumal nur Beſitzer von einen Paar Morgen, oder noch geringern Inhalts, ſind, das Weinlaub von Zeit zu Zeit abzublatten, und es entweder grün, oder getrocknet, zur Viehfütterung zu gebrauchen, im Fall die Weinſtöcke ohne Trauben wären. Man nützte ſodann doch den Weinſtock zur Viehzucht, und er müßte unterdeſſen den Abgang der Trauben mit den Blättern erſetzen. Dieſes kann dem Weinſtock nicht ſchaden oder ihn entkräften, indem er ja keine Kraft an die Trauben abgeben darf. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß man dem Weinſtocke nicht auf einmal ſeine Blätter nehmen und ihn kahl machen müſſe. Das Abnehmen der Blätter müßte in zwey oder drey auf einander

fol-

folgenden Abtheilungen ſo geſchehen, daß in der erſten Periode der dritte oder zweyte Theil der Blätter, und wenn ſtatt dieſer wieder die neuen erwachſen, der übrige Theil derſelben abgenommen würde.

20) Schönfeldſches Syſtem.

Der vor einigen Jahren verſtorbene Herr von Schönfeld zu Trachenau, ohnweit Leipzig, beſchrieb 1773 die Landwirthſchaft nach eigenen Erfahrungen, und machte in ſeiner Schrift ſein eigenes Ackerſyſtem, welches hin und wieder Beyfall fand, bekannt. Er forderte zur tüchtigen Bearbeitung und Beſtellungsart des Ackers folgende Punkte.

1) Eine gründliche Austilgung des Unkrauts und beſonders der Quecken. Er bediente ſich zur Herausbringung derſelben eines von ihm erfundenen Queckenrechens, wobey er vorausſetzte, daß der Acker nicht ſeicht bearbeitet werden müſſe, weil ſonſt die Quecken zu feſte ſäßen, und nicht von dem Rechen hervorgezogen werden könnten.

2) Eine viel tiefere Bearbeitung des Bodens, als die gewöhnliche, um mehr tragbare Erde hervorzubringen. Er bediente ſich theils des ordentlichen Pfluges, theils des Hakens, nachdem es die Reinigung oder ſonſtige Zuſtand des Feldes erforderte, ſetzte aber zum Gebrauch des Hakens einen tiefen guten Boden voraus.

3) Die vermehrte Düngung von mancherley Art, womit dieſer tiefere Boden gut, und niemals überdünget werden könne.

4) Rechte Beobachtung der Jahreszeiten zur Düngung und Bearbeitung, daß dergleichen Erde zu wahrer Fruchtbarkeit gelange, und dabey von einem Jahre zum andern erhalten werde.

5) Vollkommene, gute, und vom Unkrautſaamen gereinigte Saamenkörner, die zum Aufgehen und Triebe guter Pflanzen geſchickt ſind.

6) Eine ſolche Lage dieſer Saamenkörner, daß ſie nicht in einander wachſen, ſich die Kräfte entziehen, und das ganze Jahr über in der Tiefe auf dem feſten feuchten Boden mit feſter Erde bedecket liegen müſſen, ſondern die allermeiſten ihre Wurzeln gerade unter ſich, auch die Seitenwurzeln um ſich herum, in dem von Unkraute reinen und mit Kräften zum Triebe des Wachsthums angefüllten Boden befeſtigen.

7) Daß ſodann von viel weniger Saamen das ganze Feld, nebſt den ſonſt dazwiſchen müſſig liegenden Furchen, folglich noch einmal ſo viel Feld gegen die gewöhnliche mangelhafte Säart, wo die Körner in die Furche häufig zuſammen, und auf einander in die Tiefe zu liegen kommen, und mit zu vieler Erde bedecket werden, beſaamet wird; da denn nach dem Aufſchoſſen dergleichen Getreyde viel dichter ſteht, als jemals von der gewöhnlichen Säart erzwungen werden, auch vor den vielen vollkommenen Hälmern von wenigern Saamen kein Unkraut aufkommen kann.

Anmerkung.

Der Urheber dieſes Syſtems drang auf die Einführung der Stallfütterung, um deſto mehr und beſſern Dünger zu erhalten. Auch verlangte er die Miſchung des Düngers auf dem Hofe z. E. des Schaaf- und Pferdemiſtes, die, wenn ſie auf hitzigen Boden allein aufgeleget werden, ſchaden, wenn ſie nicht zuvor zur Hälfte oder drittem Theile, mit weniger hitzigem Dünger temperiret worden.

Er

Er wollte ferner, daß kein unreifer Dünger auf den Acker kommen ſollte, ließ es aber unentſchieden, wenn der Miſt auf dem Hofe reif oder unreif zu halten ſey. Man müßte ihn aber wohl denn nicht mehr als unreif erkennen, wenn er inwendig auf dem Hofe zu rauchen anfängt, da es denn die rechte Zeit iſt, wenn man ſonſt damit nicht länger warten will, ihn auf den Acker zu fahren, und unterzupflügen. Herr von Schönfeld hielt es auch nicht rathſam, zu lange gelegenen Miſt zu gebrauchen. Es ſind aber die ökonomiſchen Schriftſteller über dieſen Punkt nicht ganz einig, und es finden ſich viele Landwirthe, die, wenn ſie ſonſt Miſt genug haben, es eigends darauf anlegen, wenn ſchon die Hälfte weniger daraus werden ſollte, ihn recht kurz und fein ſtocken zu laſſen, und durch ſolche Verfahrungsart, die ſie ohne Zweifel den Gärtnern abgelernet haben, die beſten Feldfrüchte erzielen. Wo aber nicht Dünger genung vorhanden iſt, da verbietet es ſich wohl von ſelbſten, und iſt ſodann meiſtens nur in der Nähe großer Städte praktikabel, in denen zwar Vieh, aber kein Ackerbau iſt. Deshalb kann der Dünger daſelbſt vor den Thoren in großen Haufen zuſammen gefahren, und ihm Zeit zum Verſtocken gelaſſen werden.

Um die beyden letzten Sätze 6) und 7) zu verſtehen, muß man wiſſen, daß, um den Fehler der bisherigen Säart zu verbeſſern, da bey dem Ackern zur Saat die Furchen zu breit und ſeicht genommen werden, daß man öfters in dieſen Gaſſen zwiſchen jeden zwo Reihen des aufſchoſſenden Getreydes reiten oder gehen kann, ohne leicht einen Halm zu zerknicken, theils tiefer, theils ſchmäler, geackert werden ſolle. Denn in feſtem Boden, wo der Saame nicht untergeackert, ſondern nur eingeegget wird, fällt der Saame meiſtens in die Rinnen zwiſchen den zuſammenſtoſſenden brei-

ten Furchen, weßhalb auſſerhalb ſolcher Rinnen oder Reihen wenig oder gar keine Saatpflanze geſehen wird. Hiermit kömmt der Saame in ſeinen Reihen zu dichte neben einander, daß ſich die Wurzeln verfilzen und einander hinderlich werden, auch zwiſchen den Reihen Unkraut erwächſet, woraus denn ſchlechtere Aerndten entſtehen müſſen. Der Hr. v. Schönfeld hatte zu Erreichung ſeiner Abſichten bey ſich ein tieferes Ackerwerk, nebſt dem großen Queckenrechen, und der Stachelwalze, die beyde in den Leipz Intell. Blättern von 1768 beſchrieben ſind, eingeführet. Die eiſerne Zinken des Queckenrechens gehen über ¼ Ellen tief in die Erde. Ein ſchleſiſcher Landwirth bemerkte aber dagegen, daß er auf ſtarkem, feſtem und ſehr verquecktem Lande wenig brauchbar, oder doch für das Zugvieh zu ſchwer wäre. Theils ſtanden die Zinken zu nahe aneinander, daher verſetzte ſich der Rechen alle Augenblicke bey vielen Quecken, theils vergrößerten auch die Zinken, da ſie weder ſchneiden, noch nach Erforderniß ſeicht oder tief geführt werden konnten, die Laſt des Rechens ſo ſehr, daß kaum 4 Pferde ihn fortziehen konnten. Er brachte alſo verſchiedene Verbeſſerungen an, und machte ihn brauchbarer. Die Beſchreibung und Abbildung davon findet ſich in ökonomiſchen Nachrichten der patriot. Geſellſchaft in Schleſien I. B. S. 402.

Endlich tadelte der Hr. v. Schönfeld bey der angerathenen Abſchaffung der, ohne Noth hin und wieder beybehaltenen, ſchmalen Beete von 4 — 6 Furchen, daß beym Ausſtreichen der Beetfurchen insgemein zu breite Furchen genommen werden. Durch dieſe zu breit ausgeſtrichene Furchen läßt man freylich zu viel Feld müſſig und untragbar liegen, und die viele Erde von der zu breiten Ausſtreichfurche wird von dem Streichbrete des Pfluges auf der rechten Seite der

Fur-

Furche aufs Beet getrieben, daß davon ein kleiner Damm entſtehet, der das Waſſer verhindert, von dem Beet abzulaufen: da doch dieſe Furche hauptſächlich zu dem Ende geſtrichen wird, das auf dem Beete ſich ſammelnde Waſſer abzuführen, welches aber auf dieſe Weiſe nicht erreichet wird. Sind es leichte Aecker, durch deren Erdreich ſich das Waſſer am Damme der Ausſtreichfurche nach und nach hindurch ziehen kann, ſo bedenkt man nicht, daß der längere Aufenthalt des Waſſers, wenn es im Winter in Eis verwandelt würde, doch unausbleiblich ſchade, im Sommer aber auch das Getreyde ſchwäche, wenn es ſchon nicht ausgehet. Iſt es aber feſter Acker, ſo iſt ein Damm an der Streichfurche am allergefährlichſten, weil ſelbiger das Waſſer gar nicht durchläßt.

21) Bergenſches Syſtem.

Nachdem die Leſer mit den vorhergehenden Syſtemen bekannt geworden, ſo würde die Beſchreibung derſelben uuvollſtändig ſeyn, wenn das gegenwärtige jenen nicht beygefüget würde.

Herr Bergen giebt ſich in ſeiner **Anleitung für die Landwirthe zur Verbeſſerung der Viehzucht** nicht für den Urheber dieſes Syſtems aus, weil, wie er ſagt, das Verfahren nach ſelbigem in vielen Gegenden Deutſchlands, namentlich in Franken, Heſſen, Braunſchweig ſchon längſt üblich geweſen, und alſo nicht die Erfindung eines Stubenwirths, oder ſeine eigene, ſondern die Handlung vieler Landwirthe bereits ſey. Ich gehöre ſelbſt unter die Zahl dieſer letztern, da ich ſchon ſeit 20 Jahren einen Theil dieſes Syſtems ausgeübet.

Es beziehet ſich dieſes Syſtem aber auf die Wechſelcultur, oder Verwandelung der Wieſen in Aecker,

und dieſer in Wieſen, da nur beſondere Parcelen dazu angewendet werden. Ehe ich aber die Verfahrungsart überſchreibe, ſo will ich noch das erſte Umbrechen der Wieſen aus nur angeführter Schrift S. 80 vorangehen laſſen.

Die Entraſung des Bodens, oder diejenige Procedur, vermittelſt welcher die Wieſe in Ackerland verwandelt, der Raſen folglich der Beſtellung ſo wenig hinderlich, als dem Wachsthum des Getreydes ſchädlich wird, iſt das erſte und vielleicht wichtigſte Geſchäffte. Man will nicht gern eines Jahres Benutzung durch das Braachen, wodurch ſonſt die Abſicht am erſten erreicht würde, verlieren, und hat daher verſchiedene Behandlungen erdacht, die bald ſchädlicher, bald nützlicher ſind.

Unter allen habe ich die folgende am beſten befunden. Im Frühjahre, ſo bald es Froſt und Schnee verſtatten, und die Wieſe nur abgetrocknet iſt, daß Pferde oder Ochſen nicht einſinken, wird ſie auf 6—8 Zoll tief Regelmäſſig und ſolchergeſtalt umgepflüget, daß ſich die Furchen ordentlich umlegen, der Raſen allemal zu unterſt kommt, und keine Balken ſtehen bleiben; hierauf aber im Anfang des Aprils mit ſo genannten kleinen Feldbohnen, (Pferdebohnen) einer Frucht, die bey uns bekannter zu ſeyn verdiente, weil ſie zur Vermehrung des Brodkorns und zum auswärtigen Debit gleich gutes Geſchick hat, beſtellet, und auf einen magdeburgiſchen Morgen etwa ein Scheffel, auch nachdem die Bohnen gröſſer oder kleiner ſind, wohl etwas mehr oder weniger genommen. Die Eggen müſſen ſcharf, auch ſchwer und tüchtig genug ſeyn, um ſowohl hinlängliche Krume auf den werdenden Acker zu bringen, als auch nicht zu erbrechen. Oft reiſſen ſie die Furchen herum, welche gehörig

hörig wieder zurecht geleget werden müſſen. Eine einzige, beym Pflügen nicht ordentlich umgekehrte, oder von der Egge wieder umgeriſſene Furche iſt nach Jahre lang im Lande zu bemerken, und ſtöhret die gute Beſtellung. Zu Ende des Auguſts ſind die Bohnen reif. Ein auſſerordentlicher Zufall müßte es ſeyn, welchen wohl nur allein der Mehl- und Honigthau veranlaſſen kann, wenn die Einſaat nicht das achte bis zwölfte Korn in der Aerndte wieder geben ſollte. Der Preis der Bohnen ſteht andrer Orten zwiſchen Roggen und Gerſte, oft auch dem Roggen gleich.

Nun kömmt es darauf an, ob der Boden trocken genug iſt, um Wintergetreyde tragen zu können; oder ob er mit ſo genannten Hungerquellen, oder ſonſt von unten aufſteigenden Feuchtigkeiten beladen, weshalb er ſich nur für Sommergetreyde ſchickt. In jenem Fall ſind gleich nach der Aerndte die erforderlichen Maaßregeln zu treffen. Die Bohnen müſſen auch bey der beſten Witterung an drey Wochen trocknen und drauſſen bleiben. Regen ſchadet ihnen nicht viel, (wenn die Schoten bereits trocken, und vom Regen überfallen werden; ſo ſpringen ſie gern auf) und es würde nicht rathſam ſeyn, den Acker eben ſo lange liegen und begraſen zu laſſen. Man fähret ſie alſo grün davon, und räumet ihnen einen andern zur künftigen Braache beſtimmten Platz in dem übrigen Felde ein; läßt die Stoppel, und das in derſelben befindliche Graß mit allen Viehharten in der Eile abweiden; ſtrecket (ſtreicht) den Acker flach um, und egget ihn noch etwa 8—10 Tage, wenn Bohnenſtoppel und Gras dürre geworden, ſcharf durch. Sollten ſich Quecken hervorgeben, wie es bey naſſen Sommern zu geſchehen pflegt, ſo werden ſie mit den Eggen zuſammengezogen, und nebſt den etwa nicht abgeſtorbenen Graswurzeln fortgeſchafft, worauf man eben ſo tief,

als beym erſten Umbrechen, pflügt. Der alte Raſen wird oben kommen, aber ſo gerottet ſeyn, daß die Egge ihn füglich zertheilen, und der Acker ſofort beſtellt werden kann. Auf der vorher gegangenen Witterung kömmt jedoch viel an, ein trockner Sommer wirkt auf die Verrottung des Raſens mehr, als ein naſſer. Will daher die zwote Fahre noch keinen guten Acker gewähren, ſo muß nach etwa vierzehn Tagen, wenn er etwas gebraachet hat, und wieder gut abgeegget iſt, zur dritten geſchritten werden. Für Roggen ſchickt ſich ein ſo friſcher Boden nicht; Waizen und Spelz ſind für ihn. Nachdem wird er wie gemeines Gerſtland behandelt; gut iſt es aber, wenn er nach der Gerſte wieder als Wieſe ſoll liegen bleiben, die Waizen- oder Spelzſtoppel mäſſig zu düngen, und den Dünger vor Winters umzuwenden. Mit der Gerſte, wozu im Frühjahr noch zweymal gepflüget werden muß, werden die Futterkräuter geſäet, die man anzubauen willens iſt.

Iſt hingegen der Boden zur Beſtellung mit Sommergetreyde nur tauglich; ſo können im erſten Jahre die Bohnen immer bis ſie trocken genug ſind, darauf ſtehen bleiben. Man weidet darauf den Platz nach Gutbefinden ab, und pflüget ihn vor Winters ſo tief herum, daß der alte Raſen oben kömmt. Alle Unarten deſſelben, im Fall er nicht hinlänglich gerottet ſeyn ſollte, vertreiben Froſt und Schnee des folgenden Winters. Im Frühjahre wird er noch zweymal bearbeitet, und mit gutem Weishaber, wovon man ſich das 12—16te Korn verſprechen kann, auch wohl mit Bohnen oder andern Hülſenfrüchten, welches aber nicht ſo gut, und der Reinigkeit des Ackers ſchädlich iſt, noch einmal beſtellet. Hanf und Flachs, wer Luſt dazu hat, werden diesmal eine erſtaunende Aerndte liefern. Das folgende Verfahren iſt, man

habe

habe für Saamen gewählet, welchen man wolle, dem vorigen gleich. Man kann auch im erſten Jahre Haber, im zweyten Bohnen, und im dritten Gerſte ſäen, und dieſe Methode wählen, im Fall man das erſte Jahr nicht früh genug zu Bohnen ſollte pflügen können. Der Ertrag durch alle drey Jahre wird dem vorigen ziemlich gleich bleiben.

Ueberflüſſig würde es ſeyn, der ſonſtigen, zur Artbarmachung der Wieſen, erfunden, von einigen Wirthen auch in Ausübung gebrachten Künſteleyen zu erwähnen, wenn es vielleicht zur Warnung nicht nöthig wäre.

Vorzüglich gehöret dahin die Abſchälung des Raſens und die Verbrennung deſſelben, wozu man eigene ſo betitelte Schellpflüge erſonnen; ſich auch wohl des gewöhnlichen Plaggenhauers bedienet, und geglaubt hat, durch das Abſchälen ſo fort einen arthaften Boden, durch die Aſche von dem verbrannten Raſen aber Dünger zu erhalten. Ich habe die Procedur nicht geſehen, vielweniger in Ausübung gebracht; kann aber Originalbriefe aufweiſen, worin ſie genau beſchrieben und ſehr gelobet wird. Sie iſt noch in Lothringen, in Elſaß (in der Schweiz, auch auf dem Schwarzwalde) und der Gegend zu Hauſe. Allein unſre deutſchen Landsleute in Amerika ſind bey dergleichen Urbarmachung ihrer neuen Beſitzungen durch Schaden klug, und ihre beſte Gegenden unfruchtbar und öde geworden. Den Schweden iſt es eben ſo ergangen. Wer auch mit der Oberfläche unſers Erdbodens, oder der ſogenannten Dammerde, und den Eigenſchaften derſelben bekannt iſt, der kann unmöglich ein Verfahren billigen, wodurch wir uns auf einmal dasjenige entziehen, was lange Jahre nicht erſetzen können.

Etwas beſſer iſt das Abplaggen, in ſo fern nämlich die Plaggen in Haufen oder Mieten gelegt, mit Dünger vermenget, hierauf aber, wenn ſie durchgebrannt ſind, (nicht mit Feuer angeſteckt, ſondern durch eigene Gährung kurz und mürbe geworden) auf demſelben Platz wieder auseinander gebracht werden. Wie aber derjenige allemal leiden muß, welchem man den Rock auf eine Zeitlang nehmen, dann aber zerriſſen und abgenutzt wieder geben will; ſo auch leidet der Boden, welchem man den mit den beſten Säften aus Gras und Wurzeln, und mit dem aus der Luft erhaltenen fruchtbaren Nahrungsmitteln angefüllten Raſen nimmt, und alle darin befindliche Säfte und fruchtbare Theile in der Miete verſtocken und verdunſten läßt. Das bekannte und nützliche Rajolen der Gärten, wodurch die obere, oder Dammerde verſenket wird, alſo weder in Aſche, noch in gerotteten Plaggen der, die Pflanzen ernährenden, Oberfläche zu Hülfe kommt, iſt kein Beweis für das Gegentheil. Denn einmal ſind in dieſer Dammerde lange nicht ſoviel Nahrungstheile für die künftigen Pflanzengenerationen, als in einem ſeit verſchiedenen Jahren geruheten, und den Einflüſſen der Luft im Schnee, Regen, Thau und Reif ausgeſetzt geweſenen Raſen vorhanden; hiernächſt muß auch die rajolte Erde wenigſtens ein Jahr lang ruhen, um eben die Einflüſſe der Luft zu genieſſen, und drey- bis viermal ſtärker als gemeines Land, oder als eben derjenige Platz gedünget werden, wenn er nicht wäre rajolet worden.

Dieſe ob zwar ſpeculativiſchen, gleichwohl der Natur angemeſſene Gründe habe ich überhin noch durch Experimente zur Gewißheit gebracht. Mit einer Wieſe, deren Boden überall von gleicher Güte war, ließ ich zur einen Hälfte nach der eben erzählten, zur andern aber nach der vorhin empfohlnen Methode

pro=

procediren. So lange die eigentliche Beackerung und der Kornbau darauf dauerte, hatte der abgeplaggete Theil, beſonders im erſten Jahre, beydes in der Bearbeitung und in der Aerndte Vorzüge. Beym nachherigen Grasbau aber ward ich nicht ſowohl von meinen Fehlern, denn dieſe ſah ich voraus, als von meinen Grundſätzen überzeuget. Ich ärndtete auf der geplaggeten Hälfte bey weitem nicht ſo viel und nicht ſo gutes Heu, als auf der andern. Da gleiche Urſachen gleiche Wirkungen haben, ſo iſt leicht zu erachten, daß es in dem künftigen Kornbau nicht beſſer gegangen ſey. —

Nun kömmt Hr. Bergen auf die beſte Behandlungsart kleiner Parcelen, die ein Landwirth privative beſitzet, und überall unter den Namen Grasgärten, Anger, oder Wörthe bekannt, und gemeiniglich nahe an Dörfern oder den Höfen ſelbſt belegen ſind, durch öftern darauf gebrachten Dünger aber zu einer vorzüglichen Fruchtbarkeit für Getreyde gebracht worden, der bisherigen Abſicht aber nicht mehr entſprechen wollen, und nur noch ſchlechtes geringes Gras liefern; dieſerhalb aber der Wechſelcultur, oder Acker- und Wieſenwanderung unterworfen werden ſollen.

Die gemeine Behandlung ſolcher Plätze iſt von einer dreyfachen Art.

1) Indem man ſie im Herbſt flach, im Frühjahre tiefer pflügt, ſo daß der Raſen zwiſchen beyden Furchen kommt; alsdann mit Erbſen oder andern Hülſenfrüchten; hierauf in eine oder zwey Jahren mit Roggen, und im dritten Jahre mit Gerſte beſtellet. So verfahren die Meklenburger und alle gute Wirthe, welche, wenn ſie dem Boden nicht viel zutrauen, gleich nach den Erbſen zum Roggen düngen. — Oder man wartet

2) mit dem Aufbrechen bis im Frühjahre, ſäet ſodann Haber; nach dem Haber einführig Roggen, oder bey dreymaliger Beackerung Gerſte; und hierauf im erſtern Fall entweder Gerſte, und im andern Roggen; oder noch wohl einmal Gerſte, auch Haber. — Oder man läßt

3) die Benutzung des erſten Jahres gänzlich fahren; bearbeitet den Platz vom Herbſte oder vom Frühjahr an als Braache; ſäet alsdenn Roggen, und nach dem Roggen Gerſte.

Die Beſtellung bey jeder Methode länger als drey Jahre fortzuführen iſt deswegen unnöthig; weil die Plätze dann nicht mehr als Grasanger oder Wieſen, ſondern als gemeines Ackerland zu betrachten ſind, die von nun an, nach Gefallen des Wirths, und nachdenn ſie mehr oder weniger im Getreydebau mitgenommen, und während der Zeit mehr oder weniger, oder gar nicht gedünget worden, wieder zum Grastragen beſtimmt und zur Ruhe verwieſen werden können. Mit fetten Kley = oder wie man ſonſt ſagt, Waizenboden und mit magern Sanddreiſchen verfähret man freylich noch auf andere Art; allein davon iſt die Rede nicht. —

Hier iſt die beſſere Verfahrungsart, und wobey immer voraus geſetzet wird, daß ſie nur bey kleinen Grundſtücken anzuwenden ſey.

Man gräbt nämlich den zum Umbrechen beſtimmten Platz mit der Spade oder Grabeſchaufel Ordnungsmäſſig um; fängt früh genug, und ſobald nur der Froſt aus der Erde iſt, damit an; fährt bey müſſigen Stunden, indem bald eine ungünſtige Witterung vom Ackerbau abruft, bald eine günſtige die Arbeit beſchleuniget; und Zeit gewinnen läßt, damit und ſo lange fort, bis alles fertig iſt, womit es denn bis zu Ende des Aprils Zeit hat; pflanzt hierauf Ertüffeln;

ſäet

ſäet nach denſelben Roggen, und nach dieſem Gerſte.

Man ſtoße ſich nicht an das Graben, als an eine Zeit verſplitternde Arbeit. Eine ſcharfe Spade und ein Paar geſunde Aerme können viel ausrichten, und mit leichter Mühe in einem Tage neun zwölffüſſige Quadratruthen herumbringen. Bey den großen Wirthſchaften, die ich zu reſpiciren hatte, accordirte ich die Arbeit an Tagelöhner Ruthen- und Morgenweiſe; daß ich alſo mein Augenmerk nur auf die Tüchtigkeit der Arbeit, nicht auf den Fleiß der Arbeiter zu richten hatte. Ich gab in einer Gegend, wo das Tagelohn theuer, und ein guter Tagelöhner für zehnſtündige Arbeit nicht unter ſechs Groſchen zu haben war, für den Morgen von 120 Quadratruthen Calenbergiſchen Maaßes

a) zu graben für die Ruthe 1 Gr.	5 Rthlr.	—	Gr.
b) die Ertüffeln zu pflanzen	—	— 12	—
c) zu behäufen, das erſtemal	—	— 20	—
das zweytemal	1	— 8	—
d) die Ertüffeln auszugraben im ordinairen Tagelohn	2	— 12	—
Alſo koſtete Beſtellung und Aerndte	10 Rthlr.	4 Gr.	

Dagegen erhielt ich von acht Himten Einſaat ein hundert und ſechszig Himten, bald auch mehr, bald weniger; im Durchſchnitt aber immer das zwanzigſte Korn.

Ich will die Koſten von einem magdeburgiſchen Morgen, ob wohl dieſer um ſechs zwölffüſſige Quadratruthen kleiner iſt, eben ſo hoch, und die Einſaat zu 6 berliner Scheffel rechnen; ſo beträgt die Aerndte 120 Scheffel.

Eine Mätze Ertüffeln iſt in der Fütterung mit Hornvieh ſo gut als 5 Pfund gutes Heu; und alſo

ſind

ſind 120 Scheffel ſo gut als 87 Centner, oder 4 ſtarke vierſpännige Fuder Heu. Man rechne den Centner nur zu 6 Groſchen, wofür in Graßarmen Gegenden der oft weiten Transportkoſten halber gewiß kein Heu zu haben ſeyn wird; ſo nutzet man

einen Morgen Ertüffeln auf	21 Rthlr.	18 Gr.
Hiervon die Beſtellungs- und Aerndtekoſten mit - -	10 —	4 —
abgezogen, bleibt reiner Gewinn	11 Rthlr.	14 Gr.

Auſſerdem hat man nunmehr einen völlig cultivirten, reinen, und zur Beſtellung mit einer jeden Kornfrucht ſich ſchickenden Acker. Dies iſt eben ſo natürlich als begreiflich. Der Raſen iſt durch das Graben in ſo viele kleine Theile getrennet, als Spadenſtiche geſchehen ſind: er iſt Stich für Stich ordentlich und unterwärts geleget, wodurch ſein Verrotten geſchwinder befördert worden. Das zweymalige Behacken hat Gras und Quecken allen Zutritt gehemmet; das Aufgraben derſelben aber dasjenige vertilget, was ſich demnach gefunden haben möchte. Alles Dinge, zu deren Erhaltung mit Pflug und Egge zwey Jahre Zeit erfordert, und weil das Land ſo lange unartbar bleibt, auch ſo lange keine ſonderliche Aerndte davon bezogen werden kann.

Die Vergleichung dieſer mit den vorigen Behandlungsarten, in Anſehung des erſten Jahres iſt folgende.

Wer nach der vorhin erwähnten Verfahrungsart zweymal pflüget, und Erbſen oder andere Hülſenfrüchte ſäet, braucht auf einen Morgen zur Einſaat $1\frac{1}{4}$ Scheffel; und ärndtet, wenn es hoch kommt, das ſechste Korn, alſo $7\frac{1}{2}$ Scheffel, à Scheffel 20 Gr. im Markt-

Marktgängigen Preiſe = = =	6 Rthl. 6 Gr.
davon die Koſten für zweymaliges Pflügen und Beſtellen = =	1 — — —
Bleiben	5 Rthlr. 6 Gr.

Wer zweytens den Anger im Frühjahr umpflüget, und ſo fort Haber ſäet, braucht zur Einſaat 1½ Scheffel, und ärndtet, wenn der Haber gut geräth, das achte Korn, mithin 12 Scheffel,

à 12 Gr. = = = =	6 Rthlr. — Gr.
davon für Pflügen und Beſtellen	— — 12 —
Bleiben	5 Rthlr. 12 Gr.

Und wer drittens den Platz ordentlich braachet, ärndtet im erſten Jahre gar nichts; obwohl er ſich bey den folgenden Aerndten beſſer, als die andern ſtehen, und den erſtjährigen Verluſt bald wieder einhohlen wird.

Durch den Ertüffelbau wird alſo

in Anſehung der erſten Methode	6 Rthlr.	8 Gr.
in Anſehung der zwoten = =	6 —	2 —
in Anſehung der dritten = =	11 —	14 —

auf einem Morgen gewonnen; der wichtigen Vortheile nicht zu gedenken, die bey der Viehzucht veranlaſſet werden. Ueberdem iſt das Tagelohn ſehr hoch berechnet. An den mehreſten Orten wird es wohlfeiler ſeyn, und die kleinen Wirthe können es mit ihren Kindern und Geſinde ſelbſt verdienen.

Wenn jedoch dergleichen Plätze der Anforderung als gute Wieſen in der Folge entſprechen ſollen; ſo iſt es, wie ſchon oben erinnert worden, nicht gerathen, ſie allzulange unterm Pfluge zu behalten, und durch den Getreydebau allzuſehr zu entkräften. Man begnüge ſich alſo mit drey Aerndten von Ertüffeln, Roggen und Gerſte, welche zuverläſſig ergiebig ſeyn werden;

den; fahre auf die Roggenſtoppel, nachdem die Winterſaat beſtellet, und das Gerſtland in dem übrigen Felde geſtrecket iſt, ſechs vierſpännige, oder doppelt ſo viel zweyſpännige Fuder guten Dünger auf den Morgen; pflüge ihn vor Winters unter; bearbeite das Land im Frühjahr wie gewöhnliches Gerſtland, indem es noch einmal gewendet, ſcharf abgeegget, und hierauf zur Saat geackert wird, und ſäe dann mit der Gerſte die Futterkräuter. So hat man in dem Jahre noch eine vorzüglich gute Gerſtenärndte, wovon das Stroh der darunter befindlichen jungen Kräuter wegen beſſer, als das gewöhnliche Heu iſt; (unter der Gerſte werden zuletzt Futterkräuter zur Begattung der künftigen Grasplätze geſäet;) im folgenden Jahre aber die fürtrefflichſte Wieſe. Wem jedoch der Dünger zu ſchwer oder zu koſtbar fallen ſollte, kann ihn ſparen, aber auch nicht verlangen, von ſeiner Wieſe eben den Nutzen zu haben, den ein anderer von einer gedüngten hat.

Es werden aber zur Begattung der Wieſen oder Grasplätze folgende Futterkräuter angeprieſen.

1) **Holländiſcher weiſſer Wieſenklee.** Er dauert, wenn der Boden nicht allzunaß oder allzutrocken iſt, 10, im Gegentheil aber 5—6 Jahre; wächſet 1 Fuß hoch und noch höher; liefert 2—3 gute Aerndten, iſt allen Vieharten ſehr angenehmes Futter, und läßt ſich weit beſſer und leichter zu Heu machen, als der rothe Klee.

2) **Gelber Hopfenklee,** welcher auf guten Aeckern im Roggen zu wachſen pflegt, und hier zwar klein und unanſehnlich bleibt, aber wenn er gebauet wird, zu einer anſehnlichen Pflanze erwächſet, und wie der vorhergehende zu loben iſt. Er dauert jedoch ſelten über 2 Jahre; in naſſem Boden nur 1 Jahr. Man kann indeſſen den Fehler durch das Nachſäen abhelfen, indem

indem man im Frühjahr den Saamen nur auf die Wieſe ſtreuet: er iſt fein und ſchwer genug, an die Erde kommen und Wurzel faſſen zu können, wozu auch die öftern Regen- und Schneeſchlacker des Aprils das ihrige beytragen.

3) **Habergras**, oder das **Formental** der Franzoſen. Es dauert 6—10 Jahre; nimmt mit trockenem und naſſem Boden fürlieb; kömmt bey uns in guten Wieſen von ſelbſt fort, und wird im Anbau an 2—3 Fuß hoch; treibt aus einer Wurzel über 50 Stängel; wächſet frühzeitig und mit den Kleearten um die Wette, kann alſo auch, wie dieſe, 2—3mal gemähet werden; läßt ſich leicht dörren oder zu Heu machen, und liefert grün oder trocken ein ſehr ſüſſes und gedeihliches Futter. Ein Paar Abarten deſſelben ſind in dem kleinen Wuchs genauer, aber in den Hacheln und Wurzelknollen, unterſchieden. Man muß alſo, wenn man es in Wieſen ſchon wildwachſend hat, und Saamen zum Anbau nehmen will, die größte Art wählen. Der Saamen kann, wieder vom Schwadengraſe, abgehülſet, und als Grütze zur Speiſe gebraucht werden. —

Um eine gute Wieſe zu erhalten, bauet man jedoch nicht jedes der benannten Kräuter, beſonders und für ſich, ſondern in Vermiſchung mit einander. Auf einen magdeburgiſchen Morgen nimmt man 4 Pfund weiſſen Klee, 3 Pfund gelben Hopfenklee, 2 Pfund Habergras und 3—4 Pfund andere gute Grasſorten. In Anſehung der letztern wird die Beſaamung wohlfeiler, theils geht man auch bey der Miſchung ſicherer. Geräth das eine nicht, ſo geräth doch das andre; iſt die Witterung für dieſe oder jene Pflanze nicht günſtig, ſo iſt ſie es doch für die andern.

Die

Die Saamen müſſen nicht ſämmtlich, ſondern die Kleeſorten für ſich, und die Grasſorten für ſich gemiſchet, und jede dieſer Miſchungen eine nach der andern geſäet werden. Jene ſind nämlich ſchwerer, und würden ſich in dem Gefäſſe zu Boden ſenken; dieſe aber leichter, ſo daß ſie oben bleiben, und bey noch ſo öfterm Umrühren während des Säens ſich ehender vergreifen würden. Man würde alſo ſehr ungleich ſtehende Kräuter, und auf dem einen Theil der Wieſe mehr Gras, auf dem andern aber mehr Klee erhalten. Einige miſchen unter dem Saamen, um ihn vermeintlich gleicher und egaler ausſäen zu können, Aſche, Sand, Sägeſpäne u. dgl. Es iſt aber eben damit, wie mit dem Saamen ſelbſt. Sand und Aſche ſind zu fein und ſchwer, und fallen zu Boden; die Sägeſpäne zu grob und leicht, und bleiben oben. Man ſäet alſo den Saamen in ſeinen Miſchungen allein; nimmt zwiſchen den drey Vorderfingern ſo viel, als man jedesmal dazwiſchen faſſen kann, und wählet des leichtern Grasſaamens halber kein ſtürmiſches Wetter.

Es werden aber dieſe Saamen, ſobald die Gerſte geſäet und eingeegget iſt, über den Acker geſtreuet; worauf das gewöhnliche Bewalzen folget. Wer ihn in die offne Furche ſäen, oder gar unter die Gerſte mengen wollte, würden die kleinen Saamen in beyden Fällen zu tief in die Erde bringen, und gleichſam vergraben; in letzterm beſonders aber von demjenigen, was noch aufkommen möchte, ſehr ungleich ſtehendes Futterkraut erhalten. Zum Ausſtreuen des Saamens ſind nur die drey Vorderfinger, aber eben ſo viel Gänge über den Acker, als zum Getreyde erforderlich. Hierauf werden noch die Waſſerfurchen aufgepflüget, nachgeräumet und geebnet. In trocknen und warmen Aeckern iſt es doch nicht ſo ſehr, als in kalten, Regen-

Regen- und Schneewaſſer oft nicht durchlaſſenden, Lehmäckern, nöthig.

Wenn der Boden gut, vorhin auch zum Roggen gut gedünget iſt, ſo wird der Klee ſtärker, als die Gerſte wachſen, und die Aerndte davon vermindern. Wer ſich und ſeinen Boden in dieſer glücklichen Lage weiß, und wem mehr an der Gerſte, als am Klee oder dem Mengfutter gelegen, kann den Saamen acht, längſtens vierzehn Tage nach beſtellter Gerſte, wenn dieſe ſchon aufgelaufen iſt, und bevor das, an einigen Orten alsdann erſt gebräuchliche, Bewalzen derſelben vorgenommen wird, annoch darüber ſtreuen, ohne zu fürchten, daß es dem Wachsthum des Klees nachtheilig ſeyn möchte. Nur tritt nicht ſelten der Umſtand ein, daß wegen einfallenden Regenwetters das Bewalzen der Gerſte nicht unternommen; wobey zwar dennoch der Klee oder das Mengfutter geſäet, demnächſt aber wegen der auf dem Acker gebliebenen Klöße nicht ſo gut, und ſo kurz an der Erde weg, wie ſonſt, gemehet werden kann.

Auſſer der Esparcette iſt das Product dieſer künſtlichen Wieſen allen übrigen Futterkr uter vorzuziehen. Selbſt vor dem rothen Klee hat es Vorzüge. Zwar gewährt es auf einer gleich großen Fläche nicht eine gleich große Menge Futters; allein dieſes Mengfutter iſt von innerer Güte beſſer, dem Vieh a genehmer, geſünder und gedeihlicher. Ein magdeburgiſcher Morgen giebt an die 40 Centner Heu. Schon 2 — 3 Wochen vor Johannis kann man zum erſtenmal; in oder gleich nach der Roggenärndte, wenn ſie nicht zu ſpät fällt, zum andernmal; und 2 — 3 Wochen vor Michaelis zum drittenmal mehen; was aber noch einmal nachwächſet, mit dem Hornvieh, nur nicht mit Pferden oder Schaafen, abweiden. Pferde und Schaafe beiſſen die Kleeſorten zu ſehr an der Erde

weg, wodurch der Stamm in dem darauf folgenden Winter Schaden zu nehmen, in Fäulung zu gerathen und abzuſterben pflegt. Auch darf das Rindvieh nicht bey naſſer und regnichter Witterung darauf gelaſſen werden. Es tritt beſonders in den erſten Jahren durch; in den Fußſtapfen ſammelt ſich Regen- und Schneewaſſer, wodurch die guten Kräuterſorten theils erſäuft, theils bey der üblen Winterwitterung auf mancherley Art vertrieben werden.

Wer ſeine Wieſe vor Winters mit einem Paar Fuder langen Strohdünger, welcher im Frühjahr wieder abgeharket, und zur Streuung noch einmal verwendet werden kann, für den Morgen belegen, oder auch Aſche, Taubenmiſt, Kalk, Ofenruß, Gyps, Salz u. ſ. f. anwenden kann und will, dem werden Koſten und Mühe in der beſſern Aerndte um vielmal erſetzet werden.

Wer indeſſen den Platz ſchon im erſten Jahre des Anbaues, in welchem er ein Mittelding zwiſchen Acker und Wieſe iſt, eines jeden Abſicht gemäß aber ſich ſo gut auf die eine, als auf die andre Art behandeln läßt, nicht als Acker, ſondern als Wieſe nutzen, der Gerſtenärndte entſagen, und ſofort Fütterung haben will, kann ein Mengſel aus halb Gerſte und halb Haber ſäen, und hierauf, wie vor gemeldet worden, den Klee- und Grasſaamen auf eben dem Flecke ausſtreuen, hierzu auch noch etwas wilde Wicken nehmen; wovon er denn noch in dem Jahre 3 — 4 grüne Aerndten haben wird. Das Mengſel von Gerſte und Haber ſäet man etwas dick oder voll. Dem Klee ſchadet es nicht; er kommt beym erſten Schnitt erſt aus der Erde; beym zweyten wird das Getreydemengſel ſchon dünner, und beym dritten verlieret es ſich noch mehr. Es würde alſo zum erſtenmal nur wenig Futter geben, wenn man nicht dicker, wie gewöhnlich, ſäen wollte.

wollte. Haber nimmt man darum, weil er öfterer nachwächſet; indeſſen die Gerſte ſchon geſchwinder kommt, ſich aber ſchon im zweyten Schnitt gutentheils, und im dritten faſt völlig verlieret. — Kein grünes Futter in der Welt, und kaum die Esparcette, kommt dieſem gleich. Nicht ſo blähend wie der rothe Klee giebt es den Kühen mehr und fettere Milch; und nicht ſo koſtbar wie Haber iſt es den Pferden eben ſo angenehm und nahrhaft. In der lüneburger Heide, wo man mit den Futterkräutern noch ſo unbekannt iſt, hat die Noth den Anbau dergleichen Mengſels gelehret, wodurch die Wirthe daſelbſt, indem ſie es den Kühen geben, einigermaßen zu etwas Milch und Butter kommen, welches ſonſt ziemlich unbekannte Producte der Landwirthſchaft und Viehzucht daſelbſt ſind. Säeten ſie zugleich Futterkräuter, und verführen ſie mit dergleichen künſtlichen Wieſen, wie es ſich gebühret; ſo dürften ſie die Arbeit, wie es jetzt bey ihnen nothwendig iſt, nicht alle Jahre wiederhohlen, wobey ſie ohnehin noch Getreyde ſpareten. —

Anmerkungen.

Hier haben nun die Leſer ein Syſtem, welches eben ſo ſehr dem geringen Landmann, als dem höhern in mehr denn einer Abſicht zu empfehlen iſt. Jener, der geringe Landmann, wenn er für ſich einen Grasgarten oder Anger hat, darf nur von Zeit zu Zeit mit den Seinigen Hand anlegen, und graben, ſo hat er an dem umgegrabenen Flecke ſo gleich den Platz, den er einige Jahre mit Wurzelgewächſen und Getreydeſorten, ſodann wieder mit Futterkräuten, oder den beſten Gräſern, aufs vortheilhafteſte begatten kann. Aber auch der mehr als gemeine Landmann, der ſich darauf verſteht oder verſtehen will, Hunderte mit Hun-

derten und darüber zu gewinnen, und dabey doch Patriot zu ſeyn, wenn er, beſonders zur Zeit der Noth oder Theurung, da Taglöhner über Mangel am Verdienſt ſeufzen, dieſe in Thätigkeit ſetzen, und durch ihr Anſtellen zum Graben zugleich ihnen und ſich helfen will, findet an dieſem Syſtem das Mittel, ſich als einen klugen und guten Hausvater zu beweiſen. Es braucht aber nicht immer der Fall zu ſeyn, in der Geſchwindigkeit von hohen Kornpreiſen, wenn ſie gegenwärtig ſind, Nutzen zu ziehen; die beygebrachte Anſchläge des Hrn. Bergens weiſen es aus, daß auch in gemeinen Jahren nach der beſchriebenen Verfahrungsart der anſehnlichſte Gewinnſt zu erwarten ſey.

Das Mengſel von den beyden im Syſtem angerühmten Kleeſorten und dem Habergraſe iſt in vielen Gegenden noch unverſucht und unbekannt.

Wir haben hier zu Lande auf unſern Wieſen zwo weiſſe Kleearten, die wir als keine Abänderungen von einander anſehen müſſen, ob ſie ſchon viel Aehnlichkeit mit einander haben. Die eine dieſer Arten iſt der weißblümichte, aufrechtſtehende Baſtardklee, weiſſer hochwachſender Honigklee, Trifolium hybridum Linn. Dieſer wird in Frankreich als ein Futterkraut gebauet. Die zwote Art des weiſſen Klees iſt, der von unſern Kräuterlehrern ſogenannter weißblümichter geſtreckter Klee, Trifolium repens Linn. Dieſer wird nun von Hr. Bergen gemeinet, wie aus dem am Ende ſeiner Schrift befindlichen Verzeichniß der Syſtemnamen zu erſehen iſt. Der gemeine Landmann würde ſich daran ſtoſſen, wenn ich ihn kunſtmäſſig aus den Blüthen karakteriſiren wollte; um ihn aber doch mehr bekannt zu machen, ſo will ich nur davon gedenken, daß das Blüthköpfchen kugelförmig oder etwas eingedrückt ſey. Die Blumen ſtehen zuerſt aufwärts, nach-

nachher biegen ſich ſolche unterwärts. Die Blumenblätter aber ſind anfangs ganz weiß, werden hernach purpurfärbig, und endlich bräunlich, wie bey den Hopfkleearten. Die Bauern bedienen ſich dieſes Klees ſtatt eines Wetterglaſes. Denn bey warmer Witterung hängen die Blättchen, bey herannahender feuchter aber richten ſich ſolche in die Höhe, und ziehen ſich zuſammen.

Von dem gelben Hopfenklee haben wir in unſern Gegenden auch zwo Arten. Die eine iſt der aufrechtſtehende, gelbe Klee, gelber Katzenklee, Trifolium lupulinum, Trifolium agrarium Linn. Die zwote Art iſt, geſtreckter gelber Hopfenklee, Trifolium procumbens L. Seine Stängel ſind ohngefähr ein Fuß hoch, gemeiniglich geſtrecket, zuweilen auch mehr aufgerichtet, in wenige Zweige verbreitet, und mit wenigern auch kleinern Blättern, als jene Art, beſetzet und ſcharf ausgezahnet. Die erſte Art iſt auch nicht viel länger, treibt aber mehr Zweige, iſt aufgerichtet oder zuweilen ausgebreitet, oder mehr ausgeſtrecket. Die drey Blättchen ſind ey = oder herzförmig, ausgezackt, glatt, blaulichgrün, und die Blattanſätze groß, eyförmig zugeſpitzet. Die dichten Blumenköpfe ſitzen auf langen Stielen, und die gelben Blumen ſelbſt hängen an beſondern Stielein. In England ziehet man dieſen Klee wegen ſeines ſüſſen Geſchmacks dem rothen Klee vor, und glaubt, daß der Boden dadurch gedünget werde, folglich auch um deswillen einträglicher ſey, wenn er ſchon weniger Heu giebt. Man ſäet ihn daſelbſt häufig unter die Kornfrüchte aus, und eben dieſen meinet auch Hr. Bergen.

Das Habergras, ſonſt auch riſpichter Wieſenhaber, franzöſiſches Raygras, auch Fromental, muß mit dem Raygras der Engländer nicht verwechſelt werden, und erſteres iſt beym Linnäus Avena elatior,

Gramen avenaceum. Die vielen Hälmer deſſelben erwachſen an 3 — 4 Fuß lang, die Blätter aber ſind einen halben Fuß lang, oder länger, breit und mehrentheils auf beyden Seiten glatt. Es liebet einen guten Boden, der mäſſig feuchte iſt, und kommt zwar in magerm Sande auch fort, aber nur nothdürftig. Es dienet nicht nur friſch zu füttern, ſondern giebt auch anderm Heue, wenn es darunter in Menge iſt, eine beſondere Güte. Dieſes Habergras kommt übrigens am beſten fort, wenn es auf Land, welches vorher Getreyde getragen, geſäet wird, welches letztere im Herbſte und Frühjahre geſchehen kann, worauf der Boden bewalzet wird. Im erſten Jahre kömmt es nur ſehr ſchwach, weßhalb man es am liebſten unter dem Klee ſäet. Will man es aber allein bauen, ſo wird es im Herbſte ausgeſäet, und iſt eines der früheſten Futtergräſer, weil es ſchon im May geſchnitten werden kann. Hr. von Haller wollte doch dieſes Gras eben nicht empfehlen, und das andre Raygras vorziehen. König Stanislaus in Lothringen ſoll es zuerſt angebauet haben.

Ich habe zuvor geſagt, daß das Bergenſche Syſtem ſchon ſeit 20 Jahren das meinige ſey. Ich gehe aber darin in Anſehung des Futtermengſels von ihm ab, daß meine Grasplätze mit rothem Klee und Honiggraſe, oder mit dieſem letztern ganz allein unter einer Vermiſchung von Gerſte und Haber ſäe. So lange noch Klee unter dem Futtergraſe iſt, wird beydes grün verfüttert, indem ich ſodann der Gefahr entgehe, daß das Vieh von alleinigem rothen Klee nicht aufgeblähet und getödtet wird, wenn das Geſinde unbehutſam damit verfähret. Das ohne Vermiſchung allein ſich ausgeſäete Honiggras laſſe ich zu Heu trocknen, da mir noch kein andres Heu bekannt worden, welches von Pferden, Schaafen und Rindern lieber

gefreſ-

gefreſſen würde, als das vom Honiggraſe. Ich habe aber in der H. M. gelehret, warum die Begattung der Grasplätze oder Wieſen mit dem einzigen Honiggraſe der Vermiſchung mit Kräutern und Gräſern vorziehe. Nämlich um deſto kräftigeres Heu zu haben. Man gewinnet aber jedes Gras am beſten zum Heu, wenn es eben in ſeiner Blüthe gemähet wird. Sind mehrere Gräſer oder Futterkräuter in Vermiſchung unter einander auf der Wieſe, ſo kann es leicht ſeyn, daß eine oder mehrere Arten ſchon über die Blüthzeit hinaus, andere aber noch darunter ſeyn, da man denn an einer oder der andern Art in Anſehung des künftigern Heues verlieret.

22) Schlußbetrachtungen über alle bisher beſchriebene Ackerſyſteme.

Sind nun dem Leſer ſo viele, von einander abgehende, Beſtellungsarten des Ackers vorgelegt worden, ſo geht der Zweck dahin, 1) daß man jedes Syſtem, wenn man davon lieſet, höret oder ſieht, nicht nur in ſeinem völligen Zuſammenhange überſehen, ſondern auch mit andern in Vergleichung ſtellen könne; 2) auch ſich ſelbſt aus einem jeden Syſtem und den dabey vorkommenden Bemerkungen das Anwendbare herausnehme; entweder einem Syſteme ganz folge, oder ein freyer Nachahmer ſey, d. i. davon was wegzulaſſen, oder hinzuzuthun, wie ſchon zuvor bemerkt worden, daß manche Urheber eines Syſtems freye Nachahmer eines andern geweſen. Denn jede Beſtellungsart hat entweder **Braache**, oder **keine Braache**, oder ſie beſteht aus einer von beydem vorhergehenden zuſammengeſetzten **Bauart**.

a) Die Beſtellung des Ackers mit der Braache iſt zur Zeit noch die gemeinſte in hieſigen Ländern. Es iſt ſchon oben gelehret worden, was Braache ſey, nämlich wenn das Feld von der letzten Aernd-te an bis zur andern, wo nicht mehrere Jahre, doch 1 Jahr, d. i. einen Winter und einen Sommer hindurch unbeſäet bleibt, aber doch im Sommer mit dem Pfluge bearbeitet wird, um im Nachſommer und Herbſte aufs neue beſäet zu werden. Es kann aber, wie gleichfalls ſchon geſagt worden, die Braache theils mit, theils ohne Sömmerung ſeyn.

b) Bey eben dieſer Bauart iſt nun auch eine halbjährige Braache des eben geweſenen Winterfeldes, da ſelbiges von der Einſammlung des Wintergetreydes an bis in nächſten Frühling unbeſäet bleibt, im Herbſte aber, oder im Frühlinge beackert, und in letzterer Jahreszeit mit Sommergetreyde beſtellet wird.

c) Iſt gar keine Braache wo vorhanden, d. i. das Feld wird in jedem Jahre geackert, und iſt immer darin mit Früchten beſtellet, ſo muß eine Abwechslung der Pflanzen angebracht werden. Je mannichfaltiger dieſe iſt, deſto beſſer werden die ſogenannten Jahr- oder Gartenfelder genutzet. Denn es iſt bey allen praktiſchen Landwirthen ein durch beſtändige Erfahrung ſattſam erprobter Grundſatz, daß der Boden bald erſchöpfet werde, wenn man die Pflanzen nicht abwechſelt, wie ſolches vorhin durch eigene, und andrer Landwirthe, Erfahrungen bezeuget worden. Zum Ueberfluß aber will noch ein Zeugniß eines erfahrnen Landwirths hinzuthun. Herr Mayer ſagt in ſeiner gekrönten Preisſchrift von Erkenntniß und An-

wen-

wendung der verſchiedenen Erdarten: Der Flachs, alle Jahre, oder nur alle drey Jahre, auf einen und eben den Acker geſäet, gedeihet gewiß ſchlecht. Man kann die Probe beſſer an Erbſen ſehen, und im Kleinen kann man davon den klärſten Beweis haben. Man thue in einen Blumentopf Erde, ſäe ſeine Erbſen darein, und gebe ihnen Waſſer und Wärme, ſo werden ſie aufs beſte hervorwachſen. Man nehme dieſe, eine Hand lang gewachſene, heraus, und ſäe, ſo oft man will, wieder andere in eben die Erde, ſo wird kaum eine mehr keimen, noch viel weniger wachſen, da doch ein anderer Saame, darin geſäet, gleich wieder aufwächſet: Der Beweis, daß jede Art der Gewächſe ihre eigene beſondere Art, Oele und Salze hat, die es anzieht, und andere Salze andern Gewächſen zurück läßt. —

d) Bevor man von einem oder dem andern Syſtem was nachahmen will, muß man entweder, wenn man gleich ins Große gehen will, ſchon viel Erfahrungen bey ſich und andern voraus haben, oder die Verſuche nur erſt im Kleinen beſtehen laſſen, damit man nicht zu viel wagen dürfe. In dieſem Falle befand ſich der Verfaſſer des Hannöv. Hausv. Hr. v. Münchhauſen. Er führte in einer ſandigen Gegend die Braache ein, obſchon ihm eingewendet ward, daß man durch Braache eine ganze Aerndte verliere. Da er aber einen Sandacker hier vor ſich hatte, von dem ihm aus Erfahrung bekannt ſeyn mußte, daß er durch Ruhe gebeſſert werde, ſo blieb er auf ſeinem Entſchluſſe, die Braache einzuführen. Als ein ungemein beleſener Wirth wußte er vielleicht noch überdem die Erzählung des Tullo, daß ein armer Mann in England aus Mangel des Saa-

mens ſein Braachfeld nicht habe beſäen können, und es im folgenden Jahre wieder tüchtig gebraacht habe, worauf die Aerndte des folgenden Jahres mehr werth geweſen, als das Feld, darauf ſie geſtanden. So ſagt auch ein andrer Engländer von einem Pachter, daß er aus Noth, wie der vorhergehende, ſein Feld habe müſſen nach dem Beackern liegen laſſen, aber hernach ſo reichlich geärndtet habe, daß er viele Schulden habe bezahlen, und durch Fortſetzung der Braache in wenig Jahren Käufer des gepachteten Guths werden können. Nach ſolchen Erfahrungen meldet der Hannöv. Hausvater gleichfalls, daß die folgenden Aerndten ihm auf ſeinem Jahre nach Einführung der Braache ſehr einträglich geweſen. Ein Acker nämlich hatte 5 Jahr nach der Braache merklich beſſere Frucht, als alle benachbarte; der Haber war gelber und friſcher, das Stroh ſtärker, die Halmen vollkommener und ſtunden dichter, er ſcheffelte und körnte beſſer; 1 Himte davon wog 3 Pfund ſchwerer, als der daneben ſtehende. Er machte daher auf dieſem Guthe die Braache allgemein, arbeitete das Land beſſer, und bekam in magerm Sandlande Roggen, deſſen Stroh 8 Fuß lang war, und eine Aehre 80 völlige Körner hatte. —

c) Wenn man's ſeiner Lokalbeſchaffenheit gemäß findet, von der Braache abgehen zu können, ſo hat man ſich ſelbſt folgende zwo Einwendungen zu beantworten. 1) Es fehlt bey Abſchaffung der Braache an Zeit, Menſchen und Vieh in der Zukunft alle Felder beſtellen zu können. 2) Die Abſchaffung der Braache hindert und mindert die Unterhaltung der Heerden auf der Weide, welche gemeiniglich auf der Braache weit kräftiger,

ger, als auf den andern Weideplätzen iſt. Den erſten Einwurf beantwortet man ſich hiemit, daß nicht alles Feld zum Ackerbaue, ſondern nur ein Theil, der übrige aber zu künſtlichen oder gemeinen Gräſern angewendet, die Ackerarbeit aber eben ſo, wie bey der gemeinen Braache, in zwey Jahreszeiten, nämlich zum Anbau der Winter- und Sommerfrüchte vertheilet werde. Der zweyte Einwurf findet ſeine Beantwortung darin, daß man künſtliche Gräſer anbauen, und die Stallfütterung einführen, in Anſehung dieſer aber auch ſeine Rechnung dabey finden könne. Denn diejenigen Landwirthe, welche keine Hof- oder Zwangdienſte haben, ſind faſt durchgängig danieder, wenn ſie mehr Geſinde halten ſollten, da ſie um der Roheit deſſelben ſowohl, als um des ſo hohen Geſindelohns, auch beſſerer Beköſtigung willen, denn ſonſt, ſich lieber noch weniger, als mehr Geſinde zu halten wünſchten, und daher vermeinen, daß ſie in dieſer Hinſicht bey der Stallfütterung mehr Schaden als Vortheil haben.

f) Beſage einiger vorbeſchriebener Syſteme wird der Mangel der jährigen oder eigentlichen Braache erſetzet 1) durch die Ruhe der obern Erde ohne Braache; 2) die Abwechſelung der Früchte mit einer halbjährigen oder der Winterbraache; 3) die Heraufbringung der untern Erde, die geruhet hat, durch abwechſelndes ſeichtes und tiefes Pflügen, oder durch Doppelpflügen.

Ruhet die obere Erde ohne Braache, ſo trägt ſie Gras, weil ſie nicht bearbeitet wird. Der Acker muß, wie bey der Koppelwirthſchaft geſagt worden, ungerührt liegen bleiben, um ſich ſelbſt zu begraſen, damit das Gras entweder abgewei-

geweidet, oder abgemähet werde; oder der Acker wird nach der letzten Kornärndte mit der letzten Getreydeſaat zugleich mit Futterkräutern beſäet, da man denn die ſogenannten künſtlichen Wieſen eine Zeitlang hat, denn Gras entweder grün, oder getrocknet, zur Viehfütterung verbraucht wird. Die befruchtenden Kräfte vom Schnee, Regen, Thau und Luft; vom Dünger, der etwa auf die künſtlichen Wieſen kömmt, dringen in die Oberfläche des Erdbodens hinein, und nach und nach ſo tief, daß ſie von den Graswurzeln nicht alle erreicht werden, oder ihnen nicht anpaſſen, und daher beym Aufbrechen dem Getreyde zu Gute kommen. Es können die innerhalb der Erde zuſammen gehaltene Dünſte nicht ſonderlich über die Narbe des Graſes hervorkommen, und müſſen daher in gröſſerer Menge ſich innerhalb verdicken, und Nahrungstheile ablegen. So wird auch wahre Pflanzen- oder Gartenerde durch die Verrottung der Graswurzeln abgeſetzet und vermehret, daß nach einer Ruhe von einigen Jahren die aufgeriſſene, und ſo mannichfaltig befruchtete, Erde noch mehr im Winter von Schnee, Regen und Luft Pflanzennahrung an ſich ziehen kann, worauf denn die, dem aufgeriſſenen Acker anvertraute, Pflanzen- oder Wurzelgewächſe recht freudig wachſen können, wie ſolches bey der Kuppelwirthſchaft ſich ſattſam beſtätiget.

Die ſehr leichten Sandfelder werden, wenn ſie eine Zeitlang unbeackert gelaſſen werden, ſehr gebeſſert, und bekommen ſodann, nachdem ſie mehr oder weniger Jahre wüſte oder dreiſch gelegen, wieder neue Kräfte, weßhalb Hr. von Münchhauſen ſchon durch die Einführung der einjährigen Braache ſeinen Sandacker ſo ſehr verbeſſer-

beſſerte. Im Hollſteiniſchen liegen deswegen die Saatfelder wechſelsweiſe unbeſäet, oder dreiſch, wie man es daſelbſt nennet. Auch mit vielen ſogenannten Au- und Marſchländern an der Elbe und Weſer pflegt man es ſo zu halten. Wenn ſie im Winter oder Frühjahr überſchwemmt werden, ſo läßt das Waſſer Schlamm und Fettigkeiten zurück, wovon das Land ſehr geil wird, und daher des Düngens nicht bedarf. Man läßt ſie daher hin und wieder gern ein Jahr ruhen oder dreiſch liegen, weil ſie ſonſt das Getreyde zu ſehr ins Stroh treiben, die Körner aber zu dickhülſicht und zu wenig mehlreich oder körnicht werden laſſen. Es wäre aber vielleicht dieſes Verfahren in den Marſchgegenden, wenn man's nicht um des ſo ſchönen Grasgewinnſtes thäte, eben ſo nöthig nicht, wenn man es alldort einträglicher fände, die Getreydeſaaten mit Wurzelgewächſen oder Kohlarten abzuwechſeln. Gras und Klee wachſen aber daſelbſt aufs freudigſte, und bedürfen nicht der mühſamen Cultur, welche zu nur benannten Gewächſen erfordert wird.

g) Man hat ein zweytes Mittel, den **Mangel der eigentlichen Braache zu erſetzen**, wenn die Früchte mit einer halbjährigen, oder der Winterbraache, abgewechſelt werden, und erwählet ſodann nach der letzten, auf dem Acker geweſenen Saat ſolche Früchte, welche am beſten in der Abwechſelung, oder nach einander, gedeihen können.

Es werden die Pflanzen von ökonomiſchen Schriftſtellern in zwey Klaſſen eingetheilet. Zur erſten rechnet man aa) alle Pflanzen, welche den Boden **ausſaugen**, dergleichen ſind 1) die, ſo **ſehr lange auf dem Acker ſtehen müſſen**, bevor ſie

reif

reif werden. Z. E. Waizen und Roggen; 2) ſich wenig aus der Luft nähren, als eben benannte und mehrere Getreydeſorten; 3) faſerichte, ſich weit ausbreitende Wurzeln haben; 4) nichts dem Boden wieder erſetzen. bb) In dieſe erſte Klaſſe gehören ferner ſolche Pflanzen, die den Boden feſt machen: Dieſes geſchieht von denen, die faſerichte, in der Oberfläche des Ackers umherlaufende, und hiemit den Boden bindende, Wurzeln haben; vor deren Einſäung das Feld nicht oft genug gepflüget, oder denen nicht mürbe Krume genug verſchafft werden; zwiſchen denen man nicht das Erdreich bearbeiten oder es auflockern kann; die auch ſo ſpäte abgeärndtet werden, daß man nach ihnen nicht zur folgenden Saat gehörig pflügen kann. cc) Endlich gehören auch dieſe Pflanzen noch zur erſten Klaſſe, welche, wegen ihres Langeſtehens auf dem Acker das **Unkraut** neben ſich frey in die Höhe gehen und es reifen laſſen, indem ſie nicht ſchnell genug aufſchieſſen, um das Unkraut unter ſich zu erſticken.

Zur zweyten Klaſſe gehören nun die Pflanzen, welche das Wenigſte von den Eigenſchaften der erſten Klaſſe an ſich haben, alſo 1) den Boden nicht ſonderlich ausſaugen; 2) ihn nicht binden; 3) das Unkraut weniger neben ſich aufkommen laſſen.

Nun wird es dem Leſer leicht fallen, nach dieſer Klaſſification auf die mancherley Feldfrüchte die Anwendung zu machen. Er muß es nun leicht einſehen, daß, von der erſten Klaſſe anzufangen, die Getreydearten, wie alle eigentliche Gräſer, und wozu jene auch gehören, mit ihren zaſerichten Wurzeln ſehr den Acker auszehren,

und

und je länger ſie ſtehen, ihn deſto mehr binden, auch den Acker mit Unkräutern verunreinigen. Das Wintergetreyde zehret daher weniger, als das Sommergetreyde, und unter dieſem eine Art immer mehr als die andere, je nachdem ſie längere Zeit auf ihrem Standplatze zum Reifwerden nöthig hat. So weiß man es z. E. in hieſigen Gegenden, daß die kleine Gerſte weit weniger, als die große auszehre. Erſtere ſteht nur 3 Monathe, jene aber faſt noch einmal ſo lange auf dem Felde. Man hat hiervon alle Jahre den Erweis, daß auf dem Acker, der kleine Gerſte getragen, nach vergangener Braachzeit der Waizen immer beſſer gerathe, als da, wo große Gerſte geſtanden. Man würde es auch um dieſer Urſach willen lieber mit der kleinen als großen Gerſte halten, wenn man theils nicht gut düngen, theils durch Bearbeiten mit der Spade zur Leinſaat den Acker wieder herſtellete. So rechnet man auch bey der großen Gerſte darauf, daß ſie von der Dürre weniger als die kleine leidet, auch weniger dem Honigthaue unterworfen iſt, der in der ſpätern Jahreszeit die Gewächſe befällt, und in ſolchen Feldern, wie das hieſige iſt, am meiſten, welches in Waldungen eingeſchloſſen, und dem Durchſtriche der Weide weniger frey geſtellt iſt.

Mann kann auch aus dem, was zuvor geſagt iſt, erſehen, warum man auf Wintergetreyde Sommergetreyde folgen läßt. Man hat nicht Zeit genug, den Acker vor dem Herbſte noch genug zu pflügen und aufzulockern, nun abermals eine Fruchtart hinein zu ſäen, die in einem feſten Boden kein gutes Fortkommen hat. Wenn man aber hin und wieder in leichten Sandfeldern Roggen nach Roggen, den man Stoppelroggen nennet,

net, weil die, von der unmittelbar vorhergehenden Aerndte darſtehende, Stoppeln nur einmal und zwar zur Saat gleich umgepflüget werden, ſäet, und dieſer noch ſo nothdürftig gerathen kann, ſo hat man die Urſach zur Hand; nämlich der ſehr leichte Sandboden hat von der unmittelbar vorhergehenden Roggenſaat gar keine Feſtigkeit annehmen können. Man würde freylich mit weit mehrerm Nutzen Sommergetreyde hieſelbſt erbauen, wenn ein ſo leichter Acker nur im Sommer Saft genug hätte, dergleichen erwachſen zu laſſen. Die Winterfeuchtigkeit muß den Stoppelroggen am meiſten auf die Beine helfen.

Betrachtet man nun aber die Pflanzen der zweyten Klaſſe, ſo findet man darunter ſolche, die eine zapfenartige Wurzel haben, und damit das Erdreich von einander trennen und locker machen, den Boden alſo öffnen, und das Eindringen der Luft erleichtern. Unter dieſen verdienen den Vorzug diejenigen, welche zugleich mit ihren breiten Blättern den Boden bedecken. Dieſerhalb ſind die weiſſen Rüben, oder die Turnipſe den gelben Rüben ſehr vorzuziehen. Dieſe decken zu wenig mit ihren Blättern, laſſen eben daher auch beſonders in krautartigen Ländern zu viel Unkraut aufkommen, ob ſie ſchon in Anſehung der Fütterung beym Viehe mehr, als die weiſſen Rüben, anſchlagen, auch im Winter beſſer ausdauern. Man hat gleichen Nutzen in Anſehung des Ackers von ſolchen Feldfrüchten zu erwarten, die zwar keine breite Blätter haben, aber dafür deſto dichter neben einander wachſen, daß ſie den Boden unter ſich beſchatten, als Lein, Hanf, Klee u. ſ. w. Man hat ferner Pflanzen in dieſer Klaſſe, welche der Erde auch mittelſt

ihrer Wurzeln Feuchtigkeit zuführen, nebſt dem daß ſie den Boden beſchatten, ſie feuchte erhalten, und ſie wider das Austrocknen von der Sonnenhitze ſchützen. Dieſes hat man von den Hülſenfrüchten ſowohl, als vom Klee, zu erwarten. Durch ihre ſchwammichte Blätter und Stängel ziehen ſie viel Nahrung aus den Dünſten der Luft an ſich, welche bis in die Erde hineingehen, daß ſie davon fruchtbar und mehr mürbe werden kann. Und nun wird man es einſehen, warum das Abwechſeln der Getreyde- und Kleeſaat ſo ſehr ſich hervorthut, und beſſere Kornärndten darnach erfolgen, als wenn gemeine Gräſer, die keine breite und weiche Blätter haben, auf dem Platze geſtanden haben. Das Honiggras thut das Nämliche, wie der Klee, weil es ſehr breite und weiche Blätter hat, und mit ſeinen ſehr dichten Blättern den Boden aufs beſte beſchattet und feuchte hält.

Einige Gewächſe beſſern gar ſehr den Boden, weil ihre Cultur das Behacken erfordert, wodurch derſelbe ſehr mürbe, und dem günſtigen Einfluſſe der Luft geöffnet wird, wie man an Ertüffeln, Kohl, Toback, Färberröthe u. ſ. w. gewahr wird.

Noch kann man der vorgedachten Eintheilung der Pflanzen einige andre unterordnen. Denn es ſind einige Pflanzen, die mehr Nahrung aus der Erde, folglich einen guten oder durch Dünger wohl unterſtützten Acker verlangen, als Waizen, Rübſen, Flachs, Kraut oder weiſſer Kohl u. dgl. Dagegen ſind andre Früchte, die mit ſchlechterem Grunde und Boden fürlieb nehmen, als Roggen, Hirſen, Haber, Heidekorn. Wiederum hat man einige Fruchtſorten, die in einem oft gepflügten und mürbe gemachten Boden nur

allein ihre Wurzeln verbreiten, und darin gedeihen können. Dagegen ſind andre Feldfrüchte, deren Wurzeln in einem harten Boden um ſich greifen können, wie man z. E. an dem Haber ſehen kann, den man ſogar in manchen Gegenden auf eine ganz flach nur einmal gepflügte, oder umgeriſſene, Wieſe, oder wie man's daſelbſt nennet, in die Schwarte ſäet, und einegget, wo er doch mit ſeinen Wurzeln durchgreift, und gar herrlich geräth.

Aus jetzt angeführten Gründen muß man es nun gleichfalls verſtehen, warum man die Früchte der erſten Klaſſe nicht hinter einander ohne Braache gern folgen läßt. Dagegen können die Pflanzen der andern Klaſſe auf einem und eben demſelben Platze ohne Braache immer auf einander folgen. Man denke nur hiebey an das Reichhartſche Syſtem Nr. 15. in welchem eine mehrere Folge der Pflanzen zweyter Klaſſe gefunden wird, da hingegen die der erſten Klaſſe die mindere Folge ausmachen.

Um die Lockerheit des Bodens zu befördern, muß der Acker deſto öfter zwiſchen der vorhergehenden Aerndte und der neuen Saat gepflüget, und hiemit zur Gewinnung neuer Kräfte geſchickt gemacht werden, welches beſonders dem von Natur ſchweren Boden ſehr gedeihlich iſt. Das öftere Umpflügen des Ackers löſet die Verbindung des Erdreichs auf, macht eine gute Vermiſchung der darin befindlichen Nahrungstheile, ſo daß ſie überall in der Krume angetroffen werden, und die Pflanzenwurzeln nirgends wo auf einen von Nahrungstheilen leeren Platz ſtoſſen, weil ſie daſelbſt einen Wachsthumsſtillſtand gleich nach der

Saat

Saat machen, und hiemit einen ſchlechtern Aerndteertrag veranlaſſen würden.

Das öftere Pflügen des Ackers muß von den Veränderungen der Luft ſehr begünſtiget werden. Man weiß es, daß Froſt und Thauwetter die Erde ſehr trennen, indem ſie ſogar die Pflanzen aus derſelben hervorziehen. Kälte und Hitze, Naſſe und Dürre ſetzen alſo die Erdtheilchen wechſelsweiſe durch Zuſammenziehen und Ausdehnen in Bewegung. Pflügt man alſo den Acker vor dem Froſte um, und läßt ihn ungeegget liegen, ſo bietet man der gütigen Natur die Hände, als welches beſonders zu den Principien des Lüdersſchen Syſtems Nr. 9. gehöret.

Das öftere Pflügen des Ackers muß dann am meiſten wiederhohlet werden, wenn nach Getreyde abermals Getreyde, oder Pflanzen der erſten Klaſſe, kommen ſollen, zumal wenn zweymal hinter einander ſolche Getreydearten auf einander folgen, die lange auf dem Felde ſtehen müſſen, bevor ſie reif werden. Die Pflanzen der erſten Klaſſe ſaugen am meiſten das Land aus; jede Pflanze hat, nach zuvor beygebrachten Zeugniſſen und Erfahrungen ihre eigenthümliche privative Nahrungsſäfte von Nöthen, weshalb durch das öftere Umbrechen des Ackers ihr neue Kräfte aus der Luft herbeygezogen werden müſſen, vornehmlich aber die Abwechslung der Pflanzen erſter und zweyter Klaſſe als hiezu unentbehrlich geachtet werden, wie ſolches auch bey der gemeinen Bauart von behutſamen Ackerwirthen nicht aus der Acht gelaſſen wird, die nicht nur mit Winter- und Sommergetreyde ſtets abwechſeln, ſondern auch zur Sömmerung allein Pflanzen der zweyten Klaſſe erwählen.

Daß endlich Dünger und Verbeſſerungserden den Acker in innerliche Bewegung ſetzen, trennen oder binden, ſolches wird bald mit mehrern gelehret werden.

g) An der Herausbringung der untern Erde, die bisher geruhet, hat man das dritte Mittel, den Mangel der Braache zu erſetzen. Die allmälige Abwechslung der untern Erde mit der obern ausgeſogenen iſt ſchon längſt hin und wieder bey der gemeinen Bauart üblich geweſen, gehöret aber auch beſonders zu den Principien der Lüdersſchen Bauart Nr. 9. durch ein abwechſelndes allmäliges tieferes und flächeres Pflügen.

Auf eine andere Art, und dieſes iſt das Hauptprincipium des Kretſchmarſchen Ackerſyſtems Nr. 14. erſetzt man den Mangel der jährigen Braache, daß man mittelſt des doppelfürchichten Pflügens auf einmal die untere Erde in die Höhe bringet, und zur Krume macht. Hiebey muß man aber folgende Vorſichtsregeln beobachten. aa) Iſt der Grund bekannt und gut, ſo iſt es rathſamer, die untere Erde vor Winters an die Oberfläche zu bringen, und bis zum Frühjahre oder künftigen Sommer hin der wohlthätigen Luft blos zu ſtellen, und ſodann weiter zu bearbeiten. bb) Wäre im Grunde eine unartige Erdart, z. E. Thon, ſo bringe man zuerſt nur wenig zu Tage, und gleichfalls vor Winters, um ſelbigen durch öfteres Wenden mit der zuvor oben gelegenen Erde gut zu vermiſchen. Es finden ſich aber doch auch hie und da Aecker, wo man dem Kretſchmarſchen Syſtem nach dem Buchſtaben nachgehen, und ſofort in das unmittelbar zuvor neu ans Licht gebrachte Erdreich die Einſaat mit

Nu-

Nutzen unternehmen können. Erkennet man jedoch ſeine Aecker im Grunde nicht ſo gutartig, ſo muß man ſich ſchlechterdings nach den ſo eben beygebrachten Vorſichtsregeln achten. Dieſes läßt ſich aber bald erſorſchen, wenn man mit der Spade, ſo tief hin und wieder hineingräbt, als der Doppelpflug kommen kann, und die im Grunde befindliche Erde betrachtet; oder, um noch ſicherer zu gehen, die aus dem Grunde hervorgegrabene Erde in einen Blumentopf bringet, und Früchte darin ſäet, um zu ſehen, ob ſolche Erde eine todte, oder nicht, ſey. Man vermenge zugleich von dieſer untern Erde mit der bisherigen obern ſo viel, um einen andern Blumentopf damit anzufüllen. Endlich nehme man noch zugleich einen dritten Blumentopf, und fülle ihn allein mit der bisherigen obern Erde des Ackers. Säet man nun in dieſe ſo verſchiedentlich mit Erde gefüllte Töpfe zu gleicher Zeit einerley Saamen, wartet dieſelbe auf einerley Weiſe; ſo wird man in kurzer Zeit den Unterſchied dieſer dreyerley Erden beobachten, und aus dieſem nichts koſtenden Verſuche lernen, was man für Maaßregeln in Befolgung dieſes Syſtems zu erwählen habe.

Fünftes Kapitel.

Kenntniß des verſchiedenen Erdreichs.

Wenn Oekonomen von einem Guthe ſprechen, daß ſie ſelbſt noch nicht geſehen, oder in Cultur gehabt haben, ſo pflegt auch dieſe eine ihrer erſten Fragen mit zu ſeyn, was für Erdreich oder Boden daſelbſt ſey, um daraus ſo fort auf die mehrere oder mindere theils Fruchtbarkeit, theils Ackerarbeit, den Schluß zu machen. So pflegen auch diejenigen, welche ein Guth kaufen, pachten oder eintauſchen wollen, bald nach dem Boden zu fragen oder zu ſehen. Auch angehende Wirthe können der Kenntniß der verſchiedenen Erdarten nicht entbehren, um von jeder derſelben nur dasjenige zu erwarten, was ſie ihrer Natur nach leiſten kann. Und da man endlich durch Vermiſchungen der einen Erdart mit der andern den Acker verbeſſern kann, ſo iſt es auch in dieſer Abſicht nützlich, eine Kenntniß der verſchiedenen Erdarten zu haben.

1) Eintheilung der Erdarten.

Die Oekonomen ſind gewohnt, die Erdarten anders als die Phyſiker einzutheilen, und ich würde ihnen keinen Gefallen thun, wenn ich davon nur allein ſyſtematiſch ſprechen wollte. Ehe ich aber zur Sprache der Oekonomen übergehe, finde ich noch nöthig, die Eintheilung der Mineralogen vorangehen zu laſſen. Und da dieſe in der Klaſſification der Erden von einander abgehen, ſo dünket mir die nach der Natur und Miſchung zu beſtimmende Eintheilung aller Erden dieſe die beſte zu ſeyn, die im Neuen Schauplatze

platze der Natur alſo feſtgeſetzet wird: 1) Kieſelerden; 2) Thonerden; 3) Kalcherden; 4) metalliſche Erden; 5) zuſammengeſetzte Erden.

1) Zu den reinen Kieſelerden wird nur eine einzige Art, welche Sand heißt, gezählet. Dieſen findet man entweder körnicht, oder ſtaubicht. Jener heißt Steinſand, Arena petroſa, letzterer aber, Staubſand, Arena pulverulenta. Hiebey merke man noch an, daß bey manchen Schriftſtellern und Oekonomen jener Sand auch Grand oder Gnies genannt wird. Ein grandichter oder Griesboden. Der Staubſand heißt auch bey Vielen, Flugſand, loſer Sand.

2) Zu den reinen Thonarten gehören

a) Gemeiner Thon, Argilla vulgaris. Seine Eigenſchaften werden von den Geſchlechtsarten beſtimmt, als an welchen die fette und zähe Beſchaffenheit, die er mit Waſſer vermiſcht, und in dem, daß er ſich auf der Scheibe drehen und im Feuer hart brennen läßt, vorzüglich wahrgenommen wird. Die Farbe deſſelben iſt weiß, weiſslicht, grau und bläulicht.

b) Porcellainthon, Porcellainerde, iſt nicht ſo fett wie der gemeine reine Thon, und wir von Wallerius unter die Mergelarten geſetzt.

Zu den gemiſchten Thonarten gehören

a) Pfeifenthon, Cöllniſche Pfeifenerde; fühlet ſich fein und ſanft an, enthält auſſer der feinen Thonerde, noch eine andere Art von Erde, von welcher es kömmt, daß dieſe Thonart eine Glaſur im Feuer erhält.

b) Bolus, Eiſenthon; fühlet ſich ſehr fein und fett an, und enthält auſſer der Thonerde etwas

metalliſches, meiſtentheils etwas eiſenartiges. Die Farbe iſt verſchieden, braun, röthlichbraun, roth, grün, grau. Zu dieſer Art gehören die ſogenannte Siegelerden.

c) **Walkererde, Seifenerde**; iſt eine feine und zarte Thonart, ſchäumet, wenn ſie im Waſſer beweget wird, wie Seife, auf, und läßt ſich mit ſelbigem zu einem Teig machen, aber nicht arbeiten. Der Farbe nach iſt ſie gemeiniglich weiß oder weißgrau Die Walkererden ſind feſter als andrer Thon, und enthalten auſſer der Thonerde bisweilen eine Kalcherde, und werden vorzüglich zum Walken gebrauchet.

d) **Trippel**, iſt eine magere Thonerde, welche ſich ſcharf anfühlen läßt, und von Farbe weiß, grau, gelb und bläulicht iſt. Der Trippel beſteht aus Thonerde, und zugleich aus einer kalchichten und ſandichten Erde. Wird zum Poliren harter Körper und auch von Goldſchmieden und andern Künſtlern zu Formen gebraucht.

e) **Lehm, Leimen, Ziegelerde**; iſt eine ſehr gemiſchte Thonerde, welche von Farbe gelblicht, bisweilen auch röthlicht iſt, und mit Waſſer vermiſchet ſich zu einem Teig bringen, und in mäſſigem Feuer roth und hart brennen läßt. Er beſteht aus einer Thonerde, welche mit einer eiſenſchüſſigen und kalchichten Erde und mit Sand vermiſchet iſt. In manchen Gegenden wird der Lehm auch **Kley** genannt.

Diejenige Lehmart, aus welcher man **Ziegel brennet**, und beſonders **Ziegelerde** genannt wird, unterſcheidet ſich von dem Lehme nur darinnen, daß ſie mehr thonichte Erde und weniger Sand, als der gemeine Lehm enthält; daher ſie im Feuer mehr zuſammenbäckt und feſter wird.

Noch

Noch höret und lieſet man in manchen Schriftſtellern von einem lettichten Boden oder Acker. Letten iſt vorzüglich ein bey den Bergleuten gebräuchliches Wort, und iſt nichts anders, als ein gemiſchter Thon von röthlichter, gelblichter und bläulichter Farbe, welcher ſich vorzüglich in den Bergwerken befindet, und aus Thon, eingemiſchter Kalcherde, und einer metalliſchen, vorzüglich eiſenſchüſſigen Erde beſteht, und alſo zu den gemeinen bunten Thonarten gehöret, als welche auſſer der Thonerde meiſtentheils aus einer eiſenſchüſſigen und auch bisweilen einer kalchichten Erde beſtehen, daher dieſelben in mäſſigerm Feuer ſich mehr und weniger hart brennen laſſen, und eine röthlichte oder braune Farbe erhalten, im ſtärkern Feuer aber faſt alle in Fluß kommen. Ein lettichter Boden an und vor ſich allein iſt kein guter Boden zum Fruchtbaue. Er muß daher mit Vermiſchung andrer Erdarten gebeſſert werden.

In Anſehung der Farben iſt noch zu wiſſen, daß bey Thonerden weit mehrere vorkommen, als derer zuvor gedacht worden. Sie ſind: weiß, lichtgrau, dunkelgrau, lichtbraun, braun vermiſcht, rothbraun, roth, roth und weiß, roth und bläulicht, bläulicht, grünlicht, lichtgrün, dunkelgrün, Olivenfarbe.

Noch pflegt vorzüglich der Oekonome die Thonerden nach der Zuſammenſetzung zu bemerken, und ſie ſo zu unterſcheiden: ſandiger Thon, ſandig kalchicher Thon, kalchicher Thon, ſchiefricher Thon, talchichter Thon, glimmericher Thon.

3) **Kalcherden**: ſind ſolche Erdarten, welche mit allen Säuren aufbrauſen, im ſtarken Feuer aber zu einem ſolchen Körper werden, der ſich mit kaltem

Waſſer erhitzet, und wenn Sand darunter kömmt, ſich mit demſelben verbindet. Es gehören hieher

1) die eigentlichen Kalcherden, deren Eigenſchaften ſo eben bemerkt ſind;

2) die Gypserden, ſelenitiſche Erden, die nichts anders als Kalcherden ſind, aber durch Vereinigung mit den Vitriolſäuren die Eigenſchaft mit den Säuren aufzubrauſen verlohren haben; werden im Feuer locker, und verhärten, wenn man Waſſer daran gießt.

3) Zu den Kalcherden gehöret auch die Kreide, und Mondmilch, Lac Lunae;

4) zu den Gypserden aber das ſogenannte Himmelmehl, Farina foſſilis; andre Erdarten, welche bisweilen zu dieſer Klaſſe gezählet werden, ſind faſt als bloße Spielarten der Natur anzuſehen, und ſind von dem Himmelmehle oder auch von der Mondmilch wenig oder gar nicht unterſchieden.

4) Metalliſche Erden. Zu den reinen metalliſchen Erden können vielleicht keine andern, als eine gewiſſe Art von Eiſenocher und Kupfergrün gezählet werden.

5) Vermiſchte oder zuſammengeſetzte Erdarten. Dieſe Klaſſe iſt die weitläuftigſte, und können in ſelbiger folgende Unterabtheilungen ſtatt finden.

a) Vermiſchte Thonerden. Hieher gehören viele Erden von Töpferthon, welche in ſehr ſtarkem Feuer flieſſen, ingleichen alle Bolusarten, Walkererden, Steinmark, Lehm- und Ziegelerde, Bergletten, Trippel und einige Mergelarten, welche letztere aus Thon und Kalch beſtehen, aber mehr Thon als Kalch enthalten.

b) Vermiſchte Kalcherden. Dergleichen ſind einige Mergelarten, und zwar diejenigen, welche mehr Kalch als Thon enthalten, ingleichen

eini-

einige von Wallerius Mineral. S. 20. u. f. angeführte Kreidearten, als Kalchſtaub, welcher einer mit Staube gemiſchte Kreideerde iſt; ferner Braunröthe und grüne Kreide.

Einige Mineralogen wollen den Oekonomen in Anſehung des Mergels, der in unſern Zeiten ſo ſehr geſucht und als eine Verbeſſerungserde andern Erdarten beygeſetzet wird, näher treten, da ſie ihn nach den Farben und der Zuſammenſetzung karakteriſiren.

Dieſe gemiſchte Erdart beſteht aber aus Thon und Kalch, oder aus Sand, Thon und Kalch.

Nach den Farben iſt er 1) weißer, 2) weißlicher, 3) grauer, 4) gelblicher, 5) lichtgelber, 6) dunkelgelber, 7) röthlicher, 8) fleiſchfarbner, 9) lichtrother, 10) rother, 11) dunkelrother, 12) grünlicher, 13) blaulicher, 14) ſchwärzlicher.

Nach der Zuſammenſetzung:

1) Eigentlicher Mergel, d. i. halb Kalch, halb Thon.
2) Thonmergel, über $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Thon, der Reſt Mergel.
3) Kalchmergel, über $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Kalch, der Reſt Thon.
4) Gypsſichter Mergel, hiebey $\frac{1}{4}$ Gyps.
5) Gypsſichter Thonmergel.
6) Sandmergel, $\frac{1}{2}$ Sand, $\frac{1}{2}$ Mergel.
7) Sandichter Mergel, wo $\frac{1}{4}$ Sand beygemiſchet.
8) Sandichter Thonmergel.
9) Sandichter Kalchmergel.

c) **Vermiſchte Kieſel- oder Sandarten.** Hierzu gehöret der Triebſand, Thonſand, Grusſand, oder

oder Mauerſand, gefärbter Perlſand, und Glimmerſand.

d) Brennliche oder mit brennenden Subſtanzen vermiſchte Erden, als Schwefel- und Bergpecherden.

e) Saliniſche oder mit Salz vermiſchte Erden. Zu dieſen gehören die Vitriol- Alaun- Salpeter- und Salzerden, und die mit alkaliſchem Salz vermiſchten Erden.

f) Metalliſche Erden, die eine oder mehrere Arten von Metall beygemiſcht haben.

g) Gemeine Erden, oder Fruchterden. Dieſes ſind ſehr zuſammengeſetzte Erden; ſie beſtehen aus zwo, drey und mehrern der vier erſten Klaſſen angezeigten Erden, mit welchen zugleich verfaulte thieriſche und vegetabiliſche Theile vermiſchet ſind. Je mehr von dieſen letztern, nämlich den thieriſchen und vegetabiliſchen Theilen ſich in einer gemeinen Erde befindet, deſto fruchtbarer iſt dieſelbe, wiewohl auch nicht zu läugnen, daß auf die andern dabey befindlichen Erden auch etwas ankömmt. Sie dienen gleichſam zu einem ſchicklichen und nöthigen Behältniß, in welchem auf eine bequeme Weiſe durch die faulenden und verfaulten thieriſchen und vegetabiliſchen Materien fruchtmachende Kraft in und an die Wurzeln der vegetabiliſchen Körper gebracht, und auf dieſe Weiſe das Wachsthum derſelben verurſachet, befördert, erhalten und vermehret werden kann. Daher alſo auch folget, daß, je ſchicklicher das Behältniß iſt, mit welchem die fruchtbarmachenden thieriſchen und vegetabiliſchen Materien vermiſchet ſind, das Wachsthum eines Körpers mehr und weniger befördert werden kann. Es wird alſo zu einer recht fruchtbar machenden Erde mehr

als

als eine Erde erfordert, wiewohl nach Beſchaffenheit der vegetabiliſchen Körper die Miſchung einer fruchtbar machenden Erde gar mancherley ſeyn kann und auch ſeyn muß. Denn oft iſt eine fruchtbare Erde für einen vegetabiliſchen Körper ſehr fruchtbar, da ſie es hingegen für einen andern nicht iſt, und derſelbe entweder ein ſparſames Wachsthum erhält, oder wohl gar verdirbt, wie ſolches durch die Erfahrung genugſam beſtätiget wird. Zu den fruchtbarmachenden Erden, von welchen die gemeine Damm- Garten- oder Ackererde ihre fruchtbare Kraft erhält, ſind nun zu rechnen: die **Wurzelerde**, die **Torferde**, die **Sumpf- oder Moorerde**, welche einige Mineralogen ſämmtlich unter die **Pflanzenerde** überhaupt begreifen; und die **Thiererde**. Sind dieſe Erden nun mit andern thonichten, lehmichten, ſandichten u. dgl. Erden vermiſchet, ſo haben wir die **gemeinen Damm- Garten- oder Ackererden**.

Nach dieſer, aus dem Neuen Schauplatz der Natur meiſtens entlehnter, Theorie und Klaſſification der Erden werden manche Leſer, die in manchen ökonomiſchen Schriftſtellern vorkommende ſogenannte **Jungfernerde**, oder die **elementariſche Erde**, vermiſſen, und daher gern wiſſen wollen, was ſie darunter zu verſtehen haben. Hr. **Sprenger** ſagt davon in ſeinen Anfangsgründen des Feldbaues S. 767. alſo. Man theilt die Erde erſtlich in die **reine** und **unreine** oder mit fremden Theilen vermiſchte ein.

Die **reine, elementariſche, urſprüngliche, einfache**, und **Jungfernerde** beſchreibt man als weiß, von Natur trocken, unſchmackhaft, ohne Geruch, undurchſichtig, einfach, durchaus gleichartig in allen

Thei-

Theilen, ſo daß dieſe einerley Art, Größe und Figur haben, an ſich leicht, doch ſchwerer als die übrigen 3 Elemente, Feuer, Luft, Waſſer, und durch dieſe wie auch alle Auflöſungsmittel unauflößlich und unzerſtörbar. Man trifft ſie in allen Körpern aber nirgends allein und unvermiſcht an. Sehr nahe kömmt ihr die a) unveränderliche nach der vollkommenen Auflöſung eines Thieres übrigbleibende Erde; b) der auch dem reineſten Waſſer als ein Schleim eingemiſchter Moder oder ſubtile Erde, die ſich endlich daraus niederſchlägt; c) die Erde, ſo bey der Deſtillation reiner und von ihrem Salze möglichſt befreyter Waſſer übrig bleibt, d) eine ſchwärzliche Erde oben auf den höchſten Schweizergebürgen, wo kein Gras wächßt u. ſ. w. Noch iſt dieſen verſchiedenen Bedeutungen auch dieſe beyzufügen, da in manchen Gegenden der gemeine Landwirth auch den Boden des Ackers Jungfererde nennet, der noch nie an der Luft und Sonne geweſen, und alſo niemals getragen, oder niemals Krume geweſen. Je beſſer nun dieſe Erde iſt, deſto mehr iſt ſie des Namens und der Bemühung werth, daß ſie durch tieferes Pflügen zu Tage geſchafft werde, als wohin manche der vorhin beſchriebenen Ackerſyſteme zielen. Endlich nennt man auch **Jungfererde** in einem andern Verſtande die 1 Schuh tief unter der Oberfläche der mitternächtigen Seite eines Bergs oder Hügels liegende, wo nie weder Dünger noch Pflug hingekommen. Sie iſt aber nicht rein, ſondern hält die Pflanzennahrung als fremde Theile in ſich. „Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die reine urſprüngliche „Erde einen immer weſentlichen Trieb zur Vereinigung „und Annährung ihrer Theile, alſo zum Zuſammenziehen hat, wie denn alle bekannte Erdarten binden, ſobald ſie nur durch Waſſer oder andere Kräfte beſtimmt werden, ihrer innern Kraft ein Genüge zu leiſten. —

Die

Die Namen der gemiſchten Erdarten entſtehen dergeſtalt aus dem Gehalt des Bodens, daß man die darin enthaltene Haupterdart zum Maaßſtabe annimmt. Entweder hat eine unſrer gewöhnlichen Erden von einer der Haupterdarten mehr in ſich, als von den übrigen, oder von einer oder andern gleich viel. Im erſten Falle, wo eine Haupterdart merklich vorſchlägt, oder das meiſte beyträgt, entſtehen, weil der Gyps ſelten als im Pflanzenboden gefunden wird, drey Klaſſen: I. **Kalch**, wenn merklich über die Hälfte Kalch in einer Erde iſt; II. **Thon**, wenn über die Hälfte Thon; III. **Sand**, wenn der Sand über die Hälfte ausmacht. Jede dieſer drey Klaſſen hat ihre Ordnungen, die man von derjenigen Haupterdart hernimmt, welche noch jener das meiſte beyträgt.

Z. E. I. Kalch iſt a) **thonichter Kalch**, wenn er über $\frac{1}{2}$ Kalch, und $\frac{1}{4}$ oder über $\frac{1}{4}$ Thon hat. b) Er iſt **ſandichter Kalch**, wenn er neben $\frac{1}{2}$ oder mehr als $\frac{1}{2}$ Kalch noch $\frac{1}{4}$ oder über $\frac{1}{4}$ Sand hat.

II. Eben ſo iſt der Thon entweder **kalchichter Thon**, oder **ſandichter Thon**.

III. Und ſo iſts auch mit dem Sande; es giebt **kalchichten, thonichten, gypſichten Sand**.

Jede dieſer Ordnungen hat wieder ihre Gattungen oder vielmehr Spielarten, (Varietäten,) die man von der dritten in einem Erdreiche befindlichen Haupterdart hernimmt, welche das wenigſte z. E. nur $\frac{1}{8}$ beträgt, und daher wenig oder gar keinen beträchtlichen Einfluß auf die Brauchbarkeit und Würkung des Erdreichs hat, von dem die Rede iſt. Die Klaſſe Thon hat eine Ordnung, welche thonichter Sand heißt. Von dieſer Ordnung iſt eine Spielart: **kalchicht-thonichter Sand**, da in dem mehrern Sand der Thon das meiſte, und der Kalch

das wenigſte beträgt. Wäre in dem mehrern Sand der Kalch und Sand zu gleichen Theilen vorhanden, z. E. $\frac{3}{4}$ Sand, $\frac{1}{8}$ Thon, $\frac{1}{8}$ Kalch, ſo bekömmt er den Namen: **kalchicht und thonichter Sand.** Und ſo verhält er ſich mit andern Ordnungen der drey Klaſſen, **Kalch, Thon, Sand.**

Der andere Fall iſt, wenn in einer vermiſchten Erde zwey der Haupterdarten in einer beträchtlichen Menge, und zwar ſo vorhanden ſind, daß von einer jeden gleichviel darinnen iſt. Alsdann bekömmt dieſes Erdreich einen von den obigen ganz verſchiedenen Namen. So iſt der Name **Mergel** für eine Erde, die aus gleichen, oder beynahe gleichen Theilen **Kalch** und **Thon** beſtehet. Thon und Kalch ſind des Mergels weſentlicher Gehalt, oder ſeine Beſtandtheile, die ihn eigentlich zum Mergel machen: aber Sand und Gyps ſind nicht ſein weſentlicher, ſondern ſein Nebengehalt, ſeine fremden Theile. Mergel kann als eine Klaſſe angeſehen werden, die wider ihre **Ordnungen** und **Spielarten** hat, welche man, wie die vorige, beſtimmt und benennt, auch zum Theil bereits oben benamet worden. Z. E. $\frac{1}{2}$ Kalch mit $\frac{1}{2}$ Thon iſt ſchlechtweg **Mergel.**

Kalchmergel iſt über $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Kalch, und der Reſt Thon.

Thonmergel iſt die Miſchung, wenn über $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Thon und der Reſt Kalch vorhanden iſt.

Dieſe Ordnungen haben von ihrem Nebengehalt an Sand oder Gyps folgende **Spielarten.** Iſt eben ſo viel **Gyps** als eigentlicher Mergel im Erdreiche, ſo iſts **Gypsmergel**; iſt bis zu $\frac{1}{4}$ Gyps als ein nicht weſentlicher Nebengehalt zugemiſcht, ſo heißts **gypſichter Mergel, gypſichter Kalchmergel** oder **gypſichter Thonmergel.**

Eben

Eben ſo, wenn ſtatt des Gypſes ſo viel am Sande im Mergel vorhanden iſt, heißt es Sandmergel, ſandichter Mergel, ſandichter Kalchmergel, ſandichter Thonmergel.

Eben ſo, wie man den eigentlichen Mergel abtheilt und unterabtheilt, ſo beſtimmt und benennt man auch die Ordnungen und Spielarten des thonichten Kalchs, kalchichten Thons, die man auch als Klaſſen anſehen kann, und die man oft auch Mergel nennt, weil ſie wegen ihrer Beſtandtheile den Würkungen des Mergels nahe kommen.

2) Erforderniſſe einer fruchtbaren Erde.

Man findet in allen ökonomiſchen Schriftſtellern, auch gelehrten Naturforſchern von den Erforderniſſen einer fruchtbaren Erde bald mehr bald weniger verzeichnet. Dieſes hat unter allen dieſen Schriftſtellern meines Wiſſens keiner in ſo fruchtbarer Kürze zuſammen geſtellet, als der um das ökonomiſche und gelehrte Publikum gleich ſtark verdiente Hr. Sprenger in ſeinen mehrmals belobten Anfangsgründen des Feldbaues S. 813. ff. Wenn ich hiervon das Weſentlichſte beybringe, ſo werde nur was Weniges hinzu zuthun oder zu erklären nöthig haben.

1) Die fruchtbare Erde muß in hinreichender Menge vorhanden ſeyn, d. i. der Boden muß ſo viel Erde, der Tiefe nach haben, als nöthig iſt, ſo viel Nahrung zu faſſen, als die darauf zu erbauenden Pflanzen bedürfen, um darin einzuwurzeln. Getreyde 3 — 4 Zoll tief, Wurzelwerk tiefer.

2) Sie muß eine gemäßigte Conſiſtenz haben, nicht zu dicht, hart und zähe, aber auch nicht zu locker ſeyn. Ein zu dichter und harter Boden hält zwar die Pflanze feſt, er verhindert aber das Eindringen der

Luft, Wärme und des Regens, daß ſie keine nährende Theile einführen, noch die darin befindliche gehörig zubereiten, und als Dünſte in die Wurzeln einführen können. Oft kann der Saamen darin nicht zum Keimen kommen, die Wurzeln können ſich nicht ausbreiten und ihre Nahrung aufſuchen. Er iſt auch zu feucht, und dünſtet nicht genug aus; das in ihm verſchloſſen bleibende Waſſer bringt Wurzeln und Saamen zur Fäulniß; der Saame erſtickt leicht wegen der zu großen Erdſchollen, daß er nicht hervorgehen kann. Auch iſt ein ſolcher Boden **kalt**, beſonders wenn auch ſeine **weiſſe Farbe** alle auf ihn fallende Sonnenſtrahlen zurück wirft. Hat dieſe Erde, wie man es von den thonichten oder kleyichten Aeckern beſonders weiß, eine hohe Lage, als auf Bergen oder hohen Gebürgen, ſo iſt der Boden deſto kälter, je höher das Gebürge aufſteiget.

Allzulockere Böden haben den gerade entgegengeſetzten Fehler. Waſſer und nährende Theile verdünſten zu bald, die Wurzeln ſtehen nicht feſt, werden von Regen und Winden entblöſſet, Saamen und Wurzeln werden von Winden, Hitze und Froſt beſchädiget.

Eine **mittelmäſſige Dichtigkeit** iſt das Beſte, ſo, daß der Boden nie ſo locker ſey, daß er nicht noch eine Geneigtheit zum Binden an ſich habe. Dieſes findet ſich z. E. bey dem Boden, der ſo viel Thon, als Sand, enthält, weßhalb er zur Zeugung des Waizens und der großen Gerſte vorzüglich geſchickt iſt.

Noch muß der gehörige Grad der Dichtigkeit und Lockerheit nach der Natur der auf dem Boden zu bauenden Pflanze beurtheilet werden, beſonders wenn von der nöthigen Ausbreitung der Wurzeln im Boden die Rede iſt. Einige Pflanzen haben Wurzeln, welche im feſteſten Boden, ſogar durch die Ritzen der Steine ſich erwei-

erweitern oder durcharbeiten. Z. E. die Wurzeln einiger Bäume, des Weinſtocks, der Lüzerne, Esparcette u. dgl. dringen durch harte Erdbänke, ja gar durch Mauern nach und nach hindurch; andere wachſen ſehr langſam, und verderben endlich gar, wenn ſie auf eine gar harte Erde kommen. Waizen, Dinkel, Gerſte, Erbſen, Linſen können auf feſtern, Roggen, Haber, Wicken und Hirſen auf mehr lockern Feldern gebauet werden, alle zuſammen aber auf einem Felde, das die mittlere Conſiſtenz hat, weder ſandicht noch hart, ſondern bröcklicht iſt, mithin weder in Stäublein zerfällt, noch große Schollen giebt, ſondern krümelt. Je thonichter ein Boden iſt, deſto feſter und zäher iſt er. Man ſiehet alſo leicht, wie man den allzufeſten, und den allzuleichten verbeſſern müſſe. Die zween Wege ſind **Vermiſchung** mit andern, nämlich mit den entgegengeſetzten Erdarten, und die **Bearbeitung**.

I. Man macht einen Boden locker,

1) wenn man ihn vor dem Froſte umpflüget oder umgräbet, und ungeegget, oder ungeharket, liegen läßt;
2) wenn man ihn nicht zu naß, ſondern **halbtrocken**, und deſto öfter **pflüget**, je feſter er iſt; und, wenn er anfängt mürbe zu werden, egget, als womit man ſeine Theile trennet, und ſie mehr und öfter der auflöſenden Kraft der Luft ausſetzet;
3) wechſelsweiſe Pflanzen mit faſerichten und rübenartigen Wurzeln auf ihm bauet;
4) und ihm durch Einmiſchung kalchartiger Dinge als Kalch, Mergel u. ſ. f. ſeine Zähigkeit benimmt.

II. Zu lockere Erden macht man feſter durch Einmiſchung thonichter Erdarten, Düngen mit Miſt, durch Walzen, Braache liegen u. ſ. w.

3) Eine fruchtbare Erde muß auch gute Säfte, d. i. genug nährende Theile der Pflanzen, die zuſammen ein ſeifenartiges Gemenge aus Waſſer, Erde, Salz und Oel ausmachen, in ſich halten. Hat ſie dieſe nicht, oder iſt erſchöpft worden; ſo muß ſie ſelbige 1) entweder durch die Natur ihr erſetzen laſſen, oder ſie werden ihr 2) durch Kunſt und Fleis zugeſetzet, d. i. bedünget.

A. Das erſtere geſchiehet, wenn die Erde eine Zeitlang ruhet, oder nichts träget, und man ſie in der Zeit öfters umarbeitet und zertrennet, ſo, daß Luft, Thau, Regen und Schnee in alle ihre theile recht eindringen können. Hiebey wird das Feld in erhabene Furchen gelegt, zwiſchen denen die Luft hindurchſtreichen, und ſie auf allen Seiten berühren kann. Die Einmiſchung aller kalchartigen Erden und anderer alkaliſcher oder abſorbirender Dinge befördert den Einfluß der Luft ſehr.

B. Durch Kunſt dünget man, wenn man den Boden ſolche Erden, welche viele gute Pflanzennahrung in ſich haben, mithin an ſich fruchtbar ſind, z. E. die reiche ſchwarze Erde, Jungfernerde, Graben- und Teichſchlamm, der aus Erde und verfaulten Pflanzen, auch bisweilen Thieren beſtehet, die untere Erde, in welche ſich die nährende Theile verſenken, mäſſig und eine Zeitlang der Luft ausgeſetzt u. ſ. f. beymiſchet, oder Ruß, oder den Miſt der Thiere, oder ein fettes Waſſer ſo lange auf dem Boden ſtehen läßt, bis es ſeine fruchtbare Theile hat fallen laſſen, die es aus Miſt, oder einer guten nährenden Erde, ausgelauget oder abgeſpület hat. Der beygemiſchte Miſt muß im Boden leicht auflösbar ſeyn,

daß

daß ſeine Würkung nicht zu bald aufhöre; er muß der Natur des Feldes gemäß ſeyn, z. E. kühler Miſt vom Rindvieh für warme und leichte, hitziger Pferdemiſt für ſtarke leimichte Felder. Alle dergleichen Zuſätze müſſen zu rechter Zeit, innigſt und vollkommen mit den Theilen des Bodens durch öfteres Durcharbeiten unter einander, und nicht tiefer hinab, als es die Wurzeln der Pflanzen erreichen können, vermiſcht werden. Die abſorbirende Zuſätze müſſen ſo nahe an der Oberfläche bleiben, daß ſie die nährende Theile aus der Luft leicht und reichlich anziehen können.

C. Der Boden muß ferner nichts ſchädliches in ſich halten, das entweder an ſich ſchädlich iſt z. E. Eiſenroſt mit einer vitrioliſchen Säure, andre ſcharfe Salze, welche die Wurzeln anfreſſen, Fermente zur Fäulniß u. dgl. oder das durch ſeine Uebermaaße allein ſchadet, wie z. E. ſtehendes Waſſer die Zwiſchenräume des Bodens verſtopfet, mithin der Sonne und Luft den Eingang verwehret, alſo den Boden kalt macht, in die Gefäſſe der Pflanzen eindringt, ſtockt, Fäulniß verurſacht, ſauer wird u. ſ. w. Ableitung des Waſſers durch Abzugsgräben, zu gleichem Zweck wohl ausgepflügte Waſſerfurchen an Orten, wohin die Ackerſtücken einen Hang zum Abfluß des Waſſers haben, kalchartige abſorbirende Dinge, die das Waſſer einſchlucken, eine dem Waſſer verſchaffte ſtarke Verdünſtung durch Bäume, die es einſaugen, und durch die Blätter verdünſten laſſen; z. E. Weiden u. ſ. w. ſind die Mittel dagegen.

D. Das Maaß der guten Säfte und die Proportion ihrer Beſtandtheile muß endlich richtig, und der Natur der Pflanze angemeſſen ſeyn. Zu viel

Waſſer ſchadet den meiſten Gewächſen, doch nicht allen z. E. Binſen u. dgl. Iſt zu viel Oelichtes da, ſo wird das Kraut des Getreydes groß, die Körner aber taub. Zu viel Salzichtes durchfrißt die Wurzeln. Zu wenig von dieſen Beſtandtheilen macht, daß die Pflanzen gar nicht wachſen, oder klein und unvollkommen bleiben. Eine Art Pflanzen, z. E. die ſtark wachſenden und viel ausdünſtenden, brauchen mehr Nahrung als andere; einige lieben ein größeres Maaß dieſer oder jener Beſtandtheile des Nahrungsſaftes, z. E. Reiß und Melonen viel Waſſer; andere mehr Fettigkeit; andere mehr Salze. Waizen erfordert einen Boden, der mehr Nahrung hat, als Roggen u. ſ. f.

E. Endlich muß der Boden ſich leicht ſo zubereiten laſſen 1) daß er die Pflanzennahrung in richtigerm Maaße den Wurzeln übergiebt, die kleinſten Würzlein alſo ſich um ſeine kleinſte Stäublein herumſchlingen, ſie unmittelbar berühren, ihnen anhangen, und ſodann ihren Saft einſaugen können; 2) daß er von Zeit zu Zeit aus der Luft neue Nahrungstheile, während des Wachsthums der Pflanze, einſauge.

Dieſes alles thut eine fruchtbare Erde, a) welche eine richtige mittlere Feſtigkeit und Lockerheit hat, und b) dabey aus den Haupterdarten gehörig gemiſcht, auch c) durch eine taugliche Bearbeitung gebauet wird.

Da keine unvermiſchte Haupterdart allein eine fruchtbare Erde iſt, ſo muß die fruchtbare Erde eine vermiſchte ſeyn.

Sie muß 1) Thon haben, der ihr die Feſtigkeit giebt, Sand, oder **Kalch**, welche die Lockerheit zu wege bringen, **Kalcherde** und **Mo**-

der (Thier- und Pflanzenerde durch Fäulniß erzeugt, desgleichen die als ein Schleim mit dem Waſſer vermiſchte Erde) welche die ſubtile wäſſerige, ſalzige, fette Dünſte aus der Luft und Erde in ſich ſaugen, die durch den Miſt hineingebrachte Oele und Salze in ſich nehmen, ſchicklich auflöſen, mit Waſſer vereinigen, ein ſeifenhaftes Gemenge, die Nahrung der Pflanzen und Quelle der Fruchtbarkeit machen.

2) In ihr müſſen alle dieſe Dinge in ihrer rechten Proportion unter einander ſtehen. Das findet man auch alſo bey allen guten Gewächserden, oder fruchtbaren Erden. Sie haben aber nicht ſo viel Thon und Sand, daß ſie im Feuer hart und zu Glas brennen ſollten, ſondern werden mehr zu einer Schlacke; ihr größter Theil iſt eine ſalzige Fettigkeit und alkaliniſche oder kalchichte Erde. Sie entſteht aus verfaulten Theilen der Pflanzen und Thiere, deren Grundſtoff ſalzicht- ölicht- ſchleimichte Theile ſind, die ſich mit allen Haupterdarten, vornämlich aber mit Kalch und Moder, vermiſchen laſſen, und ſich durch Flamme und Geſtank beym Verbrennen, beym Faulen der Knochen und Auslaugen der Aſche zeigen.

Dieſe Miſchung der fruchtbaren Erde ahmt die Kunſt bey dem Feldbaue nach, wo ſie nicht von Natur iſt; und eben hierin beſteht ein Haupttheil des Feldbaues, nämlich in geſchickter Vermiſchung der Haupterdarten und des eigentlichen Düngers, zur Hervorbringung der rechten Conſiſtenz durch die Verbeſſerungserden, und eines guten zulänglichen Nahrungsvorraths durch einſchluckende Erden und den Miſt, oder anderer fruchtbarer Erden.

3) Gemeine Eintheilung des Bodens in drey Klaſſen.

Der Landmann in Deutſchland pflegt die Aecker gemeiniglich in drey Klaſſen überhaupt zu theilen, und bezeichnet ſie nach einem **ſtarken**, **Mittel**- und **ſchlechten Boden**.

Einen **ſtarken** Boden nennet man denjenigen, welcher vorzüglich guten Waizen und gute Gerſte bringt; ein **Mittelboden** wird ein ſolcher genennt, auf welchem Waizen und große Gerſte nicht wohl fortkommen, er trägt dagegen guten Roggen und kleine Gerſte. Ein **ſchlechter** Boden iſt ein ſolcher, deſſen Erdreich nur ſo mittelmäſſigen Roggen, Haber oder Buchwaizen hervorbringt.

Man kann dieſe Eintheilung noch genauer nach der Verſchiedenheit der Zuſammenſetzung der Erdarten beſtimmen, als worauf die mehrere oder mindere Fruchtbarkeit ankömmt. Eben dieſe Vermiſchung der Erdarten enthält auch den Grund, weßhalb das Erdreich ſich mehr oder weniger für dieſe oder jene Getreydeart ſchicket.

Ein Erdreich alſo, welches Thon enthält, und in deſſen Miſchung mehr Thon als Sand zu finden iſt, wird man zur Hervorbringung des Waizens, Dinkels, der großen Gerſte, des Rapſes oder Rübſens vorzüglich geſchickt finden.

Findet man die thon- und ſandichten Theile des Erdreichs faſt in gleicher Proportion unter einander vermiſcht, ſo wird man daraus abnehmen können, daß es ſich vorzüglich zum Roggen und zur kleinen Gerſte ſchicke.

Siehet man aber, daß der Boden mehr ſandichte als thonichte Theile enthält, ſo hat man davon das Kennzeichen, daß er nur mittelmäſſig zum Roggen,

und

und in Anſehung des Sommergetreydes nur zu Haber und Buchwaizen tauge.

Die innere Wärme oder Kälte des Ackers, mehr oder weniger Näſſe, höhere oder tiefere Lage, die Himmelsgegend u. ſ. f. ſind hier Zufälligkeiten, die, ob ſie ſchon das Weſen des Erdreichs ſelbſt nicht ändern, doch daſſelbe mehr oder weniger taugſam zur beſſern Hervorbringung dieſer oder jener Getreydeart machen können.

4) Nähere Kenntniß eines fruchtbaren Bodens.

Da kurz zuvor gedachte Zufälligkeiten des Erdreichs doch die Fruchtbarkeit theils mehren, theils mindern können, ſo geben uns gelehrte und gemeine Beobachter noch gar verſchiedne Kennzeichen an die Hand, die überall anwendbar, und vom Hrn. Prof. Sprenger in zuſammengedrängteſter Kürze alſo beſchrieben ſind. Unter die genauere Kennzeichen einer fruchtbaren Erde werden gerechnet.

1) Wohlgereiniget und deſtiliret giebt ſie ein fettes gelbliches Waſſer, riechend wie der Weinſteingeiſt; ein dunkles fettiges Waſſer, das bey vermehrtem Feuer immer dunkler und ſchärfer wird, am Geſchmack und Geruch dem Weinſteingeiſte gleich, meiſtens noch darzu ein wie Hirſchhornöl ſtinkendes Oel. Der fruchtbare Staubſand giebt wenig dergleichen Geiſt und Oel, bey der Auslaugung deſſelben findet man einige Säure, und etwas alkaliſches.

2) Nach den äuſſerlichen Kennzeichen ſind

a) die an ſich fruchtbarſte Erden meiſtens locker und ſchwammigt, ſo, daß wenn man nach Virgils Probe, in ſolchen Boden ein tiefes Loch machet, die ausgegrabene Erde wieder darein ſchüttet,

tet, und mit den Füſſen einſtampfet, die Grube nicht ganz ausgefüllt wird. Wenn man ſie aus einer Hand in die andere wirft, ſo zerfällt ſie leicht in Krümeln, und klebt nicht an den Fingern wie Pech, wenn ſie gedrückt wird, ſie iſt weich, ſchmeidig, fett, ſchlüpfericht anzurühren, ſchmelzt auf der Zunge, und löſt ſich auf, bröckelt ſich zwar leicht, hält aber doch hinlänglich zuſammen, daß ſie nicht in Staub zerfällt, daß man wirken und kneten kann, ſchneidet ſich wie Butter, das Grabſcheid, dem ſie nicht ſehr anklebt, dringt leicht in ſie ein, beſchmutzt die Finger nicht, hat nach dem Pfluge einen Glanz; ganze Heerden von Krähen ſind hinter dem Ackermann. Sie iſt iſt auch tief hinab, noch unter dem tief gehenden Pfluge locker, ſie ſaugt die Feuchtigkeit leicht ein, und läßt ſie leicht wieder aufſteigen, nie wird ſie bey der Dürre hart, ſpaltet ſich nicht auf, trocknet nie ganz aus, ſondern zieht, wie ein Magnet das Eiſen, ſo aus der Luft Feuchtigkeit Salze und Oele immer an.

b) Sie hat gute Säfte, wenn ſie einen dünnen Nebel und flüchtigen Dampf mit keinem widrigen Geruch ausduftet, ſondern lieblich riecht nach Regen auf eine Dürre, die Pflugſchaar, oder ein anders in ſie hineingeſtecktes polirtes Eiſen, nicht anfrißt noch roſtig macht; wenn man von dem Stücke des Bodens, das man für das ſchlechteſte hält, die Erde in einem irdenen Geſchirre mit ſüſſem Waſſer vermiſcht, umrührt, und wenn ſich die gröbern Theile zu Boden geſetzt, das Waſſer abgießt, und dieſes weder bitter noch zuſammenziehend, ſondern ſüſſe und annehmlich ſchmeckt; auch das über den Boden weglaufende oder durch ihn geſeigte Waſſer, z. E. Quellen

u. dergl.

u. dergl. zeigen die Natur ſeiner Säfte an. Die Farbe

c) iſt ſchwarz oder doch ſchwärzlich, nach dieſer die dunkelgraue, alsdann die dunkelbraune, hernach die hellbraune. Die licht- und dunkelaſchenfarbichte, die am Gewichte leicht und der Aſche gleich, wird zu wenigem gut, und die gelblichrothe für die ſchlechteſte gehalten, werden aber doch durch Verbeſſerungen fruchtbar gemacht.

d) Auf fruchtbarer Erde wächſet häufig und großes Gras mit dunkelgrünen Blättern, die Bäume wachſen munter mit glatter Rinde, ſchönen grünen Blättern, hoch, und zeigen ein tief hinab gutes Erdreich an; Erdrauch, (Fumaria offic.) Hünerdarm, (alſine) Brennneſſeln, die wild da wachſen, und dergleichen, zeigen eine gute Gartenerde an. Sonſt hält man dafür, daß Moos, Binſen, Riedgras einen naſſen, Taxus, Fichten, Tannen, Wachholder, andere immer grüne Gewächſe, als Genſt, Stechpalmen und dergleichen einen kalten, Farnkraut, Schaafgarbe, verwelkte, verbrannte, ſträuchrichte, kräußlichte, magere, kleine Gewächſe einen ſehr ſchlechten Boden anzeigen. Wilder Thymian, den die Erde von ſelbſt hervorbringt, zeigt, daß ſie gut zum Viehfutter ſey, Betonien und Erdbeeren deuten auf Holz, Kamillen auf einen milden Boden, der ſich für Waizen ſchickt, Pimpinellkraut auf Viehweide. Pappeln zeigen, wo Küchengewächſe fortkommen. Gute an ſich fruchtbare Erden

e) ſind, friſchausgegraben weder trocken noch naß, ſondern feucht, nehmen das Waſſer leicht an, ſchwellen davon auf, wie ein Schwamm, fallen daher

daher zuſammen, ſobald ſie wieder trocknen, daher ſie auch aufſchwellen, ſobald ſie an die Luft kommen, und ſich ausbreiten, ſo, daß wenn man ſie nicht feſt zuſammen ſtampfet, ſie nicht mehr in das Loch gehen, aus dem ſie gegraben worden. Sie haben einen ſeifenartigen und ſchleimichten Saft, der das Waſſer aufhält, nehmen auch die meiſte Wärme in ſich, beſonders da ſie wegen der dunkeln Farbe die meiſten Sonnenſtrahlen in ſich ſchlucken. Die an ſich ſchon gute Erden ſind

f) ſelten auf den Bergen, meiſtens in Thälern, wohin von den höhern benachtbarten Orten die beſten Theile herabgeſpült werden; in Ebenen, an den ebenen Ufern der Flüſſe; unter dem Raſen derjenigen Felder, wo lange Zeit Vieh auf der Weide gegangen; welche viel und gut und ſchon lange gedüngt worden; wo viele Pflanzen und Thiere vermodert ſind; in den ſogenannten Brüchen, wo dickes Geſträuch, Weiden, Erlen, und anderes Buſchwerk ſtehet, und ſie öfters 2 Schuh hoch ganz ſchwarz und weich wie Sammet liegt; in Hügeln in den Wäldern, wo abgehauene und vermoderte Stämme der Bäume, und verweſete Mooſe und Laub ſind; in den hohlen Bäumen, in Moräſten, die braune weiche Erde unter dem Mooſe u. ſ. w. Dergleichen Erden haben oft ſcharfe, den Pflanzen ſchädliche, Salze in ſich und müſſen daher vor dem Gebrauch eine Zeitlang an der Luft liegen, und öfters umgearbeitet werden. In einigen halten ſich Inſecten oder derſelben Eyer auf, welche vorher davon zu bringen ſind, z. E. durch Kalch, Ausfrieren im Winter u. dgl.

Ordent-

Ordentlicher Weiſe trifft man auf der Oberfläche die gute Garten- (Damm-) Erde nicht höher als ½ Schuh an, auſſer man habe ſie mit Fleis, wie z. E. in den Gärten, angehäuft. An Orten, wo kein Vieh graſet, nimmt ſie in 200 Jahren um ½ Zoll in der Höhe zu. Sie iſt nicht alle Jahre von einerley Beſchaffenheit, und daher der Ertrag und die Eigenſchaften der, auf ihr in verſchiedenen Jahren wachſenden, Gewächſe verſchieden. Sie hat das eine Jahr mehr Säure, mehr Schärſe, oder mehr flüchtige alkaliſche Salze, oder mehr Feuchtigkeit, oder mehr Fettes als das andre. Die vornehmſte Urſache iſt in der Luft und ihren Veränderungen zu ſuchen, aus welcher die Erde ſo viele Theile in ſich ziehet. —

5) Behandlung jeder Erdart in ihren beſondern Eigenſchaften und Würkurgen.

Der Hannöv. Hausvater hat 19 Erdarten nach ihren beſondern Eigenſchaften und Würkungen beſchrieben, welche theils in dem nördlichen Deutſchlande dem Landmanne, unter den von ihm gebrauchten Namen, bekannt ſind, theils nach der Zeit ſeiner Erſcheinung in mehrern Provinzen Deutſchlands von leſenden Landwirthen mit gleichen Namen belegt worden. Man wird aber hier nur von jeder Art das Merkwürdigſte beybringen, damit jeder Landwirth theils ſeine Erdart ſowohl in der gewöhnlichen Cultur, als in der Verbeſſerung mittelſt zugemiſchter andrer Erdarten ſchicklich behandeln möge.

A. Gartenerde, Humus *daedalea* L.

Dieſe Erdart iſt die erſte bey dem Herrn von Münchhauſen. Ihrer iſt bereits am Ende des unmit-

mittelbar vorhergehenden Abſchnittes gedacht worden, daher von ihr nichts mehr zu ſagen übrig iſt.

B. Schwarze Felderde, Humus *ruralis* L.

Wenn dieſe Erde trocken iſt, ſo fällt die Farbe derſelben mehr ins Grüne. Nach dem Regen aber ſieht ſie mehr ſchwarz aus. Da ſie meiſtens von der Näſſe weder zu viel noch zu wenig in ſich hat, oder von ſelbiger bey vielem Regen nicht zu viel in ſich verſchlieſſet, ſondern davon tiefer in den Grund hinab ziehen läßt, dagegen aber auch noch ſo viel Feuchtigkeit zurück behält, als ſie zu guter Ernährung der Pflanzen gebrauchet, ſo wird ſie als die beſte zum Waizenbau geachtet, wie ſie denn auch leichter zu bearbeiten iſt, als andre Waizenländer. Die ſchwarze Farbe vermehret das innerliche Feuer dieſer Erde mittelſt mehrerer Anziehung der Sonnenwärme, daher ihr Boden unter die warmen der beſten Art gehöret.

Man muß nicht glauben, daß dieſer Boden ganz unerſchöpflich ſey. Er kann ſeine ſchwärzliche Farbe verliehren, als woran man die Abnahme ſeiner Kräfte vermerken kann, und ſie daher durch hinlängliches Düngen und ſehr öfteres Bearbeiten mit dem Pfluge wiederherſtellen muß. In hieſigen Gegenden haben wir hiervon immer den Beweis vor Augen. Wenn wir, da wir nur 1 — 2 Fuß tief ſchwarze Erde auf dem Acker haben, und aus Gräben daneben Sand zur Erhöhung derſelben empor bringen, und auf den Acker umher ausbreiten, ſo verwandelt ſich durch vieles Düngen und Pflügen die weiſſe Farbe von Jahren zu Jahren mehr in die ſchwarze.

C. Marſch-

C. Marſcherde, Auerde.

Die Marſcherde iſt eine feine gelbliche Erde, welche von austretenden großen Flüſſen abgeſetzet wird. An den Mündungen des Meeres ſind die zurückgelaſſene Theile ſolcher Ströme an feinſten und fruchtbarſten.

Die Marſcherde braucht keinen Düngerzuſatz, und übertreibt öfters die Gewächſe.

Man muß ſie bearbeitet haben, ehe ſie in der ſpäten Jahreszeit zu viel Näſſe eingezogen, und davon zu klebricht, oder zu zähe, geworden.

Im Frühlinge muß man die Zeit zum Pflügen nehmen, bevor ſie von der zunehmenden Sonnenhitze zu dürre wird, weil ſie alsdann kaum mit dem Pfluge zu gewinnen iſt.

Dieſer Marſcherde iſt die Auerde an die Seite zu ſetzen. Aue nennt man aber ein Stück Land, welches entweder in einem Grunde oder Thale, oder an einem Strohme, Fluſſe oder Bache gelegen, und mit Höhen umgeben iſt.

Die Erde der Auen, die in Gründen oder Thälern und von Flüſſen entfernt iſt, hat ihre Fettigkeit von den aus den Höhen abflieſſenden Waſſern, die von Zeit zu Zeit ihre ſchleimichte Theile in den Niedrigungen zurücklaſſen, und die Erde iſt theils mehr theils weniger gelblicht, auch wohl ſchwärzlicht. Macht ſie ſchon ein mehr feſtern Boden aus, ſo iſt er doch warm, und in allen Witterungen zum beſten Triebe der Pflanzen geſchickt.

Die Erden der Auen längſt den Strömen (in Sachſen nennet man längſt der Elbe und andern Flüſſen dergleichen Felder fürnehmlich ſo) ſind ſehr feſte und bindend, und nach Beſchaffenheit der Witterung in der Tragbarkeit den erſtern wohl gar vorzuziehen.

Man muß ihre Bearbeitung auch vornehmen, wenn mäſſige Feuchtigkeit in dem Boden iſt, damit er nicht zu ſchmiericht werde. Bleibt der Regen nur ein wenig aus, ſo wird der leimichte Boden gleich ſo bindend, daß er mit dem Geſchirre nicht gewonnen werden kann; ſo wie auch die etwa ſchon geſäete Frucht ſo wenig darunter aufgehen, als wenig ſich beſtocken kann. Kömmt im währendem Schoſſen des Getreydes ein wenig zu viel Näſſe, ſo geht alles zu Lager. Dieſer Boden hat das Beſondere an ſich, daß, wenn er zuerſt die gehörige Winterfeuchtigkeit gehabt hat, und die Früchte ſchon zu ſolcher Höhe gekommen ſind, daß ſie ſelbſt Schatten unter ſich machen, er nicht nur ſehr lange der Hitze widerſtehet, ſondern auch aus ſich ſelber die Früchte deſto mehr zum Wachsthum befördert.

Die Marſch- und Auerden verlieren bey unterbleibenden Ueberſchwemmungen von ihrer Kraft ſo ſehr, daß, da ſie ſonſt nur Waizen und große Gerſte getragen, nun mit Roggen und Haber beſtellet werden können. Sie ſind aber mit mäſſigem Dünger, auch kurze Ruhe oder Braache leicht wieder herzuſtellen. Die Braache bringt gar keinen Kornverluſt auf dieſen Erden; die nächſten Aerndten ſind deſto reicher, und erſetzen den Verluſt gedoppelt, wenn man den Acker hat ruhen laſſen, nachdem er zwar langes Stroh, aber deſto ſchlechtere Körner getragen. Man hat ſodann hieran das Merkmal, daß der Acker kraftlos geworden. Der Dünger hilft denn weniger, als die Braache, mittelſt welcher die Oberfläche aufgelockert, und zur Auflöſung fähiger gemacht wird.

Hr. von Münchhauſen ſagt, er habe mit einer Marſcherde einen ſandichten Garten verbeſſern wollen. Die Würkung habe davon, wie von jeder friſchen aufgebrachten Gartenerde nur einige Jahre

gedauret, und die zähe in Klumpen bleibende Marſcherde ſey ſo mühſam mit dem Sande zu vermiſchen, daß Koſten und Mühe nicht belohnet werden. Zudem müſſe man ſich in Acht nehmen, ob die Marſcherde, wenn man davon abnehmen will, auch tief genug ſtehe. Denn in der Gegend der Weſer, wovon er rede, ſtehe im Grunde lauter Sand, und die Marſcherde fülle nur die Oberfläche, ſey alſo edel, und ungern davon zu verlieren; zumal die obere erſt neulich aufgeſetzte würkſamer ſey, als die unter ältern Schichten. Man gewinne daher ſelten, wenn man in derſelben aus der Tiefe friſche Erde hervorhohlt, in der Hoffnung, daß ſie wegen der gehabten Ruhe fruchtbarer ſeyn ſolle, als die ſtets im Bewegung geweſene Oberfläche. Er ſagt ferner, in der Elbe bey Hamburg ſeyn Inſeln, welche in einem Sommer zwey- bis dreymal, und dieſes mehrere Jahre hinter einander, mit friſchen Gartengewächſen bepflanzt werden, und ohne alle Veränderung immer gleich gut, alſo auch eine ungewöhnliche hohe Pacht tragen. —

Vermuthlich hat dieſer berühmte Oekonom von dieſen Inſeln die Idee entlehnet gehabt, ſeinen Garten eben ſo weit zu bringen, daß er ihnen in der Fruchtbarkeit gleich kommen ſollte. Wenn er ein Hamburg in gleicher Nähe gehabt, und Gartengewächſe in beſtändig höchſtem Preiſe hätte abſetzen können, daß Koſten und Mühe durch die Verbeſſerung mit Marſcherde bezahlt hätten werden können, ſo durfte er nur mit ſolcher Erde fortfahren, wie er angefangen hatte. Die Leſer werden aus den vorhergehenden Theorien ſich erinnern, daß auf einem ſandichten Boden ſich die fetten und ſchwerern Theile einer Verbeſſerungserde in den Grund hinabſenken, die entweder durch tieferes Graben oder Pflügen wieder in die Höhe zur Ober-

fläche gebracht werden müſſen, wenn man ſie aufs neue nutzen will.

D. Teicherde, Schlammerde.

Die Teich- und Schlammerde läßt man ein oder mehrere Jahre auf einem Haufen liegen, muß auch öfters umgearbeitet werden, bevor ſie zur Verbeſſerung des Ackers gebraucht wird. Wollte man die Mühe ſie umzuarbeiten ſparen, ſo müßte ſie mit Kalch oder Miſt vermiſchet, und hiemit in Gährung gebracht werden.

Hr. v. Münchhauſen ſagt, daß die in eine ziemlich friſche Teicherde abgelegten jungen Bäume in großer Geſchwindigkeit Wurzeln bey ihm geſchlagen haben. Auch könne die aus einem Teiche zum Ausbraachen in Haufen gebrachte Erde mit weiſſem Kohle bepflanzet werden, welcher gut zu gerathen und die angewandte Koſten gut zu bezahlen pflege. Er ſagt ferner, daß ein mit dieſer Erde überfahrnes Feld recht dicke damit beleget werden müſſe, weil ſie auf 40 Jahre lang würken ſolle, und ſich beſſer auf ein kaltes, bindendes, leimichtes und thonichtes Feld ſchicke, damit es davon geſchmeidiger und lockerer, deſſen Säure aber zerſtöret werde. In einem Sandfelde ſey ſie weniger vortheilhaft, weil ſie durch den Sand zu ſehr getrennet werde. —

Ich muß hiebey anmerken, daß ſich der vortreffliche Wirthſchaftslehrer in Anſehung des mit Teichſchlamm zu verbeſſernden Sandackers im Widerſpruch befinde, denn er hatte zuvor S. 831. geſagt: In ſandichten Gegenden kann man dieſe Schlammerde ſelten haben, ſonſten ließe ſich der Sand vorzüglich damit verbeſſern. — Vielleicht hat an einem Orte der Herr, am andern der Sekretaire, als Original, wie

wie ſolches nicht unbekannt iſt, geſchrieben. Dieſer Widerſpruch hebt ſich, wenn man die Haupterdart des Teichſchlammes unterſcheidet. Iſt der Grund des Teiches oder des Grundes oder Thales (denn die in Gründen und Thälern von abflieſſendem Waſſer geſchwängerte Erde nennet man auch Teicherde) Sand, ſo wird der Teichſchlamm mehr Sand- als Schlammtheile enthalten, und daher auf Sandäckern nicht lange, deſtomehr aber auf leymichten Aeckern Dienſte thun. Sonſt habe noch bemerket, daß der auf Sandäckern friſch und dick aufgelegte Teichſchlamm in der erſten Tracht den Haber doch ſehr gut gedeihen laſſe. Iſt er aber nur dünne aufgelegt geweſen, ſo hat dieſer friſche Teichſchlamm auf Sandäckern ſehr gute Ertüffelärndten hervorgebracht.

E. Gelber Leimen, Argilla *tumeſcens* L.

Dieſer Leimen oder Lehm ſoll nach der Beſchreibung des Hannöv. Hausvaters die Eigenſchaft haben, daß er, wenn er lange geklopft und gerührt wird, die Bewegung des Waſſers annimmt, aufſchwellet, und zu einem Brey wird, als wenn Waſſer zugeſchüttet wäre. Der friſchgegrabene und weit verfahrne, alſo ohn Unterlaß gerüttelte, Lehm kann, ohne Waſſer zuzuſchütten, verarbeitet und geknätet werden. Er iſt gelb von Farbe, und beſteht aus vermiſchten Theilen von Thon, Kalcherde und feinem Sande. Es wäre aber von vorgedachtem Schriftſteller doch in aller Abſicht beſſer geweſſen, wenn er ſeine Erdarten Syſtemmäſſiger, nämlich nach dem Gehalt oder Proportion der Erden in ihrer Zuſammenſetzung angegeben hätte, wie von uns ſolches, beſonders von den Mergelarten, geſchehen iſt. Denn wenn er dieſe Art des Lehms thonichten Kalchſand, oder kalchichten Thon-

ſand, je nachdem die eine Erdart mehr als die andre Art die Oberhand hat, genannt hätte, ſo wäre ſolches weit beſtimmter, als daß er überhaupt ſaget; der Lehm, wovon er redet, ſeye eine Miſchung aus Thon, Kalcherde und feinem Sande. Denn wir haben ſehr vielen gelben Lehm, an welchem die angegebene Eigenſchaften nicht zutreffen.

Noch ſagt er von dieſem Lehm, je mehr er ins Braune fällt, deſto eher könne er durch Kunſt und Fleis gebeſſert werden; fällt aber die Farbe ins Braunrothe, ſo enthalte er Eiſentheile, und ſey unfruchtbar. Die bläulichte Farbe zeige auf zuviel Thontheile, und ſey weniger brauchbar.

Das erſte, was bey dieſem Boden geſchehen muß, iſt dieſes, daß Gräben gezogen werden, um die überflüſſige Feuchtigkeit abzuleiten, beſonders aber die irgendswo befindliche Quellen, welche an der bräunern Erde zu erkennen ſind, abgegraben werden.

Wenn die Säure in dieſem Lehmboden die Oberhand hat, ſo wird zu deren Dämpfung der fette Miſt z. E. von Kühen und Schweinen dienlicher, als die wärmern Dünger, Pferde- und Schaafmiſt, ſeyn; es kann aber noch zuträglicher ſeyn, mit beyderley Arten des Miſtes, mit kühlem und hitzigem, abzuwechſeln.

Es iſt die Hauptſache bey dem Lehmboden, daß beym Pflügen in der Braache die Krume recht locker und fein unter einander gearbeitet werde. Unter der lockern Krume bleibt der Lehm hart, ſauer, und ſo feſt, daß keine Getreydewurzeln hineinkommen können. Dieſerhalb muß in dieſem Boden recht tief gepflüget, auch der Miſt mit der Krume gut unter einander gerühret werden. Sollten ganze feſte Klöſſer bleiben, ſo würden ſie die Kräfte der übrigen aufgelöſeten Theile ſchwächen, und die ganze Krume unwürkſam machen.

Der

Der gemeine Mann heißt dieſes das Land todt pflügen. Es kann daher auch eine unſchickliche Pflugart ein ſolches Lehmfeld ſo verderben, daß es kaum nach 6 Jahren wieder hergeſtellet werden kann.

F. Sandfeld.

Es iſt ein großer Unterſchied unter dem Sande, je nachdem er mehr oder weniger mit andern Erdarten vermiſchet iſt.

In naſſen Jahren können es mittelmäſſige Sandäcker den ſchweren und guten Aeckern in der Fruchtbarkeit zuvorthun. In der Dürre aber können ſie ſehr zurück bleiben, es wäre denn die Lage des Feldes niedrig. Denn man hat dergleichen niedrig belegene Sandfelder, (wie in hieſiger Gegend) welche von der Dürre nicht ſonderlich leiden.

Wenn der Hannöv. Hausvater ſagt, daß die Schnecken nicht ſo viel Schaden den Sandfeldern, als andern thun, ſo hat er Recht, weil ſich Sandkörner in dem Schleime unter dem Bauche anſetzen, daß die Schnecken theils nicht fortkriechen können, theils von den angeſetzten Sandkörnern ſterben müſſen. Hierin aber nicht, daß die Mäuſe, wie er ſagt, darin niemals ſo leicht Schaden thun, weil ihre Höhlen in dem loſen Sande leicht zufallen. Man hat es in den letzten Jahren, die ſich wegen des Mäuſefraßes, und welches gemeiniglich naſſe Jahre ſind, auszeichneten, wohl geſehen, daß die Höhlen der Mäuſe nicht einfallen, wenn nur wenige Feuchtigkeit im Sande iſt. Denn können die Mäuſelöcher nicht einfallen, um ſo mehr, als die Mäuſe den Sand aus den Höhlen vor ihren Ausgängen herausarbeiten, hiemit aber ihnen eine Feſtigkeit durch die Berührung und Bedrückung mit ihrem Körper geben, auch eine ſo geſchickte Wölbung

bung anbringen, daß ſolche wohl beſtehen kann, wie man dergleichen alle Jahre zur Herbſtzeit in den ſandichten Saatfeldern zu bemerken Gelegenheit hat. Nur der Hamſter wird hieſelbſt ſeltener angetroffen, weil ſeine Kornkammern, die er ſich jährlich anfüllet, von wegen der eindringenden Näſſe weniger Sicherheit, als im Lehmboden, haben.

G. Kleyerde, Humus *damaſcena* L.

Kleyerde nennet man in einigen Gegenden einen bindenden, mit Sand vermiſchten, braunen Thon. Wenn das Regenwaſſer ſich darauf ſammlet, wird ſolches von den feinſten Theilen gelb gefärbet. Sie iſt meiſtens ſauer, ſchwer zu beackern, dem Mißwachs unterworfen, trägt auch in den beſten Jahren nicht reichlich. Das 4te oder 5te Korn iſt eine auſſerordentlich reiche Aerndte.

Man muß dieſe Erde, weil ſie ihrer innern Beſchaffenheit nach ſo fehlerhaft iſt, nicht zur Verbeſſerung anderer Erden gebrauchen, oder ſehr künſteln, wenn man die rechte Proportion treffen will.

Es wird die größte Geduld und Aufmerkſamkeit des Landwirths zur richtigen Bearbeitung eines Kleyackers erfordet. Man kann es um einen halben Tag im Frühlinge verſehen, wenn man zu frühe mit dem Pflügen anfängt, wenn das Feld noch ſchmiericht iſt, und ſich ſo lange verſpätet, bis das Land des andern Tages ſteif wird.

H. Rothe Kleyerde, Humus *ſchiſtoſa* L.

Dieſe Varietät von der vorhergehenden Erde iſt noch ſchlechter, ob ſie ſchon leichter abtrocknet. Die braunrothe Farbe derſelben rühret von den darin ſtark befindlichen Eiſentheilchen her.

J. Ge-

J. Gemeiner Thon, Argilla *communis*.

Nach dem Hannöv. Hausvater iſt dieſer Thon die Erdart, die wir in hieſigen Gegenden Ziegelerde nennen. Wenn er naß iſt, hat er eine bläulichte Farbe, iſt er aber trocken, ſo fällt ſie ins Weißlichte. Durch Miſt und Mergel wird er ſehr verbeſſert.

Hr. v. Münchhauſen ſagt, er habe Lehmfelder, wo gleich unter der Krume ein ſolcher weiſſer todter Thon ſteht. Man hütet ſich ſehr, ſolchen mit dem Pfluge zu faſſen und unter die Krume zu bringen, und fürchtet ſich das Land alsdenn todt zu pflügen.

Man iſt aber doch dazu zu Zeiten genöthiget, wenn bey Regengüſſen die mürbe Krume abſchwemmet, und der Thon zum Vorſchein kömmt; alsdann muß er ſorgfältig ſo verarbeitet werden, daß er das zehe Weſen ablegt.

K. Töpferthon, Argilla *figulina* L.

Selten findet man ein ganzes, mit Töpferthon bedecktes, Feld, wobey man auch für den Ackerbau nichts verlieret, weil er wegen ſeiner Zähigkeit ohne Zuſatz einer andern Erdart ſehr unfruchtbar iſt.

L. Mergelerde, Argilla *marga* L.

Allein und vor ſich ſelbſt macht der Mergel Unfruchtbarkeit, und es muß viel andre Erde dazu kommen, bevor er fruchtbar wird. Aber andre Erdarten damit zu verbeſſern, kann nicht genug angeprieſen werden, wie unten mit mehrern gelehret werden wird. Man nennt übrigens eine jede Erde mergelhaft, wenn ſie von einer aufgegoſſenen Säure, als Eſſig, beſonders aber Vitriolöl, leicht aufbrauſet.

M. Kalcherde, Calx *ſolubilis* L.

Kalcherde, nachdem ſie gebrannt worden, dienet, wie der Mergel, andre Erden damit zu verbeſſern. Eigentliche Kalchfelder werden ſelten in Deutſchland gefunden, und der Kalch wird nur hie und da in einzeln Felſen und Stücken gefunden.

N. Torferde, Humus *Turfa* L.

Dieſe Erde entſteht, nach dem Hrn. v. Münchhauſen, aus vermodertem Torf, ſo wie dieſer aus größtentheils noch zuſammenhangenden Theilen von Pflanzen und Wurzeln beſteht, welche in einem mit Erdpech vermiſchten Waſſer gebaizt worden, und zugleich von dieſem Erdpeche und Erdtheile aus dem Waſſer Theilchen an ſich genommen haben und damit verbunden worden. Sie giebt nach der Auflöſung eine leichte, lockere und todte Erde, die nicht anders, als durch Zuſatz andrer Erden, oder durch Länge der Zeit die zur Fruchtbarkeit erforderliche Conſiſtenz erhalten; ſich auch beſſer alsdenn zu Wieſen und Weiden ſchicket, als zum Saatacker, indem eine Torferde gar zu locker und ſtaubicht wird, wenn man ſie öfters rühret.

Es ſcheinet obbelobter Schriftſteller hier undeutlich zu ſeyn, und hätte hier wenigſtens ſyſtematiſcher ſprechen ſollen. Er verwechſelt ohne Zweifel den **Sumpftorf** mit dem **Pechtorf**; und da wir hiernächſt, wie Mineralogen bekannt iſt, auch noch **Raſentorf** haben, ſo hat er auch dieſen wohl hauptſächlich gemeinet, als deſſen Beſtandtheile, Stauberde mit Pflanzen und Wurzeln vermengt, ſind, und an feuchten Oertern beynahe an der Oberfläche ſtehet, ſo wie der Sumpftorf gleichfalls eine mit Wurzeln und

Pflan-

Pflanzen durchwachſene Erde iſt, welche in ſumpfichten und feuchten, meiſtens mit Heyde bewachſenen Oertern, aber ſelten mit harzichtem Waſſer vermengt, gefun- wird. Der Pechtorf, der auch Bergtorf heiſſet, iſt eine bituminöſe, oder mit Bergöl oder Bergpech ver- miſchte, Erde. Von den erſten beyden Torfarten braucht man auch die Aſche zur Düngung der Felder.

Torfichte, naſſe, ſchwammichte Wieſen, welche nur ſaures Schilf- und Riedgras tragen, werden mit aufgefahrnem Sande ſo nach und nach überfahren, daß es in einem Jahre nur einen Zoll hoch zu liegen komme, damit die Keimen der guten Gräſer durch- treiben können, auf welcher Art nach einem oder zwey Jahren fortgefahren wird. Ueberfähret man aber die Wieſen gleich einige Schuhe hoch mit Sand, ſo entſteht von dem Drucke deſſelben ein ſo feſter eiſen- artiger Boden, daß gar kein Gras erwachſen kann.

Mit altem vermodertem Torfe, der recht aufge- löſet iſt, ſo daß ſeine Theile recht aus einander fallen und flüſſig werden, kann man ein mageres Sandfeld ſehr verbeſſern. Iſt aber der Torf nicht vermodert genug, ſo macht er den Sand noch loſer.

O. Sumpferde, Humus *efferueſcens* L.

Von dieſer ſagt Hr. v. Münchhauſen, daß er ſie von der vorigen Torferde faſt nicht weiter, als das größere und kleinere, zu unterſcheiden wiſſe; werde zum Glück nur in ſumpfichten, den ganzen Winter unter Waſſer ſtehenden, Gründen gefunden, die im Sommer bey jedem Regen mit Waſſer angefüllt wer- den, da ſie denn aufſchwellen, weßhalb die Erde nicht recht ausbraachen kann. Wenn ſie recht trocken wird, zerfällt ſie in Staub, der locker nnd nicht zuſammen-

hängend iſt, und daher alle innerliche Bewegung verlieret. Er zweifelt aber deßhalb daran, weil ſie zu viel Aehnlichkeit mit der folgenden ſchwarzen Moorerde habe, die gar leicht vom Winde fortgetrieben wird.

Meinen Erfahrungen zu Folge dienet ſie zur Verbeſſerung des Sandes ungemein, wenn dieſer etwas Lehm oder Thon bey ſich hat, und man muß die ſubtilen Theilchen dieſer Sumpferde als ſolche anſehen, die ſehr geſchickt ſind, in die Pflanzennahrung herüber zu gehen.

P. Schwarze ſoore Moorerde, Humus *pauperata* L.

Von dieſer Erde ſagt der Hannöv. Hausvater, daß ſie aus den abgetrockneten Theilen des Erdpechs in den Moorquellen entſtehe, ſehr leicht ſey, durch die Bewegung des Feuers gar leicht in die Höhe gehoben, und vom Winde fortgeführet werde.

Da ſie der erſten fruchtbaren Gartenerde an Farbe gleich kömmt, ſo unterſcheidet man ſie durchs Gefühl, da ſich ihre feine Sandkörner zwiſchen den Fingern ſcharf anfühlen laſſen, faſt keine Auflöſung annehmen, und unter ſich nicht verbunden werden können.

Auch ſagt mehr belobter Oekonom, er erinnere ſich nicht, ganze Gegenden von dieſer Erde geſehen zu haben, es ſeyn nur feine, ſich von dem Moore leicht abſondernde, harzige oder metallartige Theilchen, die ſich von dem geringſten Winde fortführen laſſen. Man könne daher bey dürrem Wetter und mäſſigem Winde im Sommer, wenn man über eine ſolche Morrgegend fähret, in kurzer Zeit über und über ſchwarz bedecket werden.

Eckhart ſagt jedoch, man finde in der Niederlauſitz dergleichen Moorheide etliche Meilen lang, die unbrauchbar liegen, ſo daß nicht einmal die kleinſte Hungerheyde darauf wachſe. Dieſer, ſagt er ferner, würde auch mit der ſorgfältigſten Verbeſſerung nichts abgewonnen werden, und alle dabey aufzuwendende Koſten und Mühe würden dennoch vergeblich ſeyn. —

Doch trete ich der Anmerkung des Hrn. Suckows bey, welcher ſagt, daß es ſich doch der Mühe belohne, thonicht-leimichte Erde, falls ſie in der Nähe zu finden, mit dieſer ſchwarzen Moorerde zu vermiſchen, welches deſto eher geſchehen ſollte, wenn nur kleine Plätze davon irgendswo vorhanden ſind, und auf ſolche Weiſe brauchbar gemacht werden können.

Q. Moorerde, Humus *paluſtris.*

Dieſe Erde muß dem Hannöv. Hausvater gänzlich unbekannt geweſen ſeyn, indem ſie von ihm übergangen worden, und hier eingeſchaltet wird, weil ſie eine der beſten Erdarten iſt, auch unter ſolchem Namen bey gelehrten und ungelehrten Wirthen ſehr bekannt iſt. Unter erſtern iſt beſonders der verdienſtvolle Hr. v. Pfeifer zu rechnen, welcher dieſer Moorerde (S. Lehrbegr. ſämmtl. ökon. und Cammeralwiſſenſchaften, Th. I. B. I. S. 18.) alſo gedenket: Die Möre oder Möſer (Moorerden) ſind der Gegenſatz von den Bergen. Läßt man ſie in ihrem natürlichen Zuſtande, ſo dienen ſie nur, ein ſaures Gras und ſchlechte Bäume hervorzubringen. — Zapfet man aber das überflüſſige Waſſer ab, ſo können ſie zu einer gar fruchtbaren Erde, die zu allem, auſſer dem Weinwachs, geſchickt iſt, zubereitet werden; wie ſie denn auch, mit andern Erdarten vermiſchet, einen guten

Dün-

Dünger abgeben. — Dieſes konnte nur belobter Schriftſteller aus eigener Erfahrung in ſeinem Vaterlande ſchreiben, wo man noch immer bis jetzt aus dieſer Moorerde, nachdem ſie durch Abzugsgräben von der überflüſſigen Näſſe befreyet worden, die beſten Aecker entſtehen ſicht, welche ſo gar Waizen und große Gerſte, Flachs, Rüben u. ſ. f. tragen.

Es iſt aber dieſe gute Moorerde aus vermoderten, und in ein ſchlammichtes Weſen aufgelößten, Wurzeln und abfallenden Baumblättern entſtanden, und ward auch von Eckharten nicht verkannt, der in ſeiner Experimentalökonomie Th. I. Kap. IV. § 44. 45. alſo ſagt: Brücher, Moräſte, oder mit Rohr, Schilf, Bimſen und Strauchwerck angefüllete Plätze, die in ſolchen Gegenden liegen, wo nahe herum, oft bis eine ganze und mehr Stunden weit davon, nichts, als kurze hungerichte Heyde wächſet, alles wüſte und öde vom Anfang gelegen, und der Grund des Bodens weiß, mergelicht, ſteingrieſicht, ſchiefericht-feſte iſt, auch obenher mit einem gelben zarten Mooſe, der immer näßlicht bleibet, überzogen iſt, und nur etwas magere Heyde trägt; mit dieſen iſt nichts anzufangen, beſonders wenn noch andre Hinderniſſe, nämlich gewiſſe große Anhöhen rings herum dazu kommen, als welche Gegenden in der Niederlauſitz, beſonders im Churfürſtenthum Hannover, und vielen andern Ländern häufig angetroffen werden. (Wenn aber die umher liegenden Berge gute Verbeſſerungserden enthielten, ſollte denn nicht nach und nach zur Beſſerung Rath geſchaffet werden können?)

Wann aber um einen Bruch, oder Moraſt, nahe herum am Rande, oder auch eine halbe oder ganze Meile davon, das Erdreich lucker, grau oder etwas leimicht, auch grandicht oder ſandicht, doch etwas ſchwer

ſchwer und ſchwärzlicht iſt, und noch beſſer, wenn er Ellern, Eichen, Schwarz- und Weißdornen heget, anbey in der Tiefe fettes und hohes Schilf und Rohr wächſet, nächſtdem die Lage ſo beſchaffen, daß das Waſſer füglich kann abgeleitet werden; ſo iſt Gott dafür zu danken, und kann einer ſein Glück machen. —

R. Flugſand, Arena *mobilis* L.

Den Flugſand will der Hannöv. Hausvater als den eigentlichen recht reinen Sand angeſehen wiſſen, der gar keine fremde, flüſſig zu machende Theile enthält, und daher unfruchtbar zu nennen iſt. In der Vermiſchung mit andern fruchtbaren Erden, ſagt er ferner, wird er ſchwerlich ſo bald aufgelöſet oder fruchtbar gemacht werden können, da weder durch das Feuer, noch durch die Säure, noch weniger aber durch das Waſſer, ſeine Theile zertrennet werden. Er vergröſſert indeſſen die Maſſe, zu der er gemiſcht worden, und hat in der Vermiſchung ſeinen Nutzen.

Wenn er aber in der Folge ſagt, daß er ſich doch aufzulöſen ſcheine, wenn er lange an der Oberfläche liege, ſodann die Farbe verändere, ſchwärzlicht werde, und eines Theils in einen feinen Staub zerfalle, und alſo um ein weniges mehr zuſammenhänge, als der reine Sand, worauf ſchwerlich etwas mehr als Heyde, ſchlechte Fuhren, auch zur Noth Birken und Espen zum Wachsthum zu bringen ſeyn, und in dieſer Geſtalt von dem Ritter, als eine beſondere Art, unter dem Namen Arena *glarea*, aufgeführet werde; ſo muß man wiſſen, daß der ſchwärzlichte Staub von dem Abfalle der Blätter oder verfaulten Graswurzeln herrühre, folglich eine feine Pflanzenerde die Oberfläche des Flugſandes bedecke. So bald aber die Bäume abgetrieben, oder nur ein kleines Loch in der

Ober-

Oberfläche dieſes Sandes von der Abendwindſeite her entſtehet, ſo geht die ganze Sandfläche, wenn ſie von Bäumen entblöſet worden, von einander, dergeſtalt, daß der Wind aus ſolchem Sandplatze die noch brauchbar geweſene Oberfläche abdecket, und aus der Arena *glarea*, Arena mobilis, lauter Flugſand, wird, wovon die beſten benachbarten Aecker und Wieſen von Jahr zu Jahr überzogen, und in unfruchtbare Einöden verwandelt werden.

In hieſiger Nachbarſchaft befindet ſich eine Gegend, welche Flugſand in einem Umfange von mehr als einer Viertelmeile enthält. Es iſt ein kleiner Berg, welcher über die zunächſt anſtoſſende Niedrigungen an die 5 — 6 Rheinländiſche Ruthen erhaben iſt. Vor etwa 100 Jahren war der Berg mit Kieſern beſetzet, und zwo benachbarte Gemeinden ſtritten ſich über das Holz, ſo daß die ſtärkſte einſt einen unverſehenen Ausfall wagte, das Holz Baum für Baum niederſchlug, und damit nach Hauſe fuhr. Nun gieng das Unglück der Nachbarſchaft an. Der Wind fand, oder machte Löcher, und die zuvor ein Paar Zoll tief feſt geweſene Oberfläche ward um ſo mehr vom Winde aufgenommen und fortgeführet, als die kleinere der obgedachten Gemeinen im unſtreitigen Beſitze des Hüthungsrechts auf dem abgeholztem Berge ſich befand, und daher mit den Schaafen den Sandberg behüthete, wovon der Sand immer loſer getreten, und aller Wiederaufſchlag von Gräſern und Kiefern verhindert ward. Der Sandberg gieng nun immer weiter. Benachbarte Aecker, die ehedem Waizen trugen, wurden in kümmerliches elendes Roggenland verwandelt; Wieſen in ein Nichts. Nun hören die Roggenäcker auch auf zu tragen. Sollte die Sache ſo bleiben, wie ſie iſt, ſo muß ein Dorf binnen 30—50 Jahren abgebauet werden, indem der Berg, der die

Gebäude an Höhe übertrifft, mittelſt des Windes ſchon ganz nahe heran gerückt iſt. Auf einer andern Seite drohet dieſer Berg einem ſchönen Ellernbuſche den Untergang.

Wie ſoll man nun dergleichen Flugſand wieder ſtehend und fruchtbar machen? Einen Fleck von 10—20 Quadratruthen mit Lehm zu überfahren wäre, in Betracht des abzuwendenden Schadens, der dadurch von benachbarten Aeckern und Wieſen abgewendet werden kann, ſehr anzurathen. Wenn aber der Sandplatz von einem ſo großen oder noch größern Umfange, als der obbeſchriebene iſt, ſo iſt das Unternehmen über die Kräfte einer Gemeinde, wenn zumal gar kein Lehm oder feſte Erde in der Nähe befindlich iſt.

Es wurden in dem Leipz. Intell. Blatte Nr. 5. 1783 folgende Fragen aufgeworfen: Im Amte Belzig giebt es ganze Marken und große Breiten, welche vor 20 bis 30 Jahren das ſchönſte Getreyde, ſelbſt Waizen trugen, und jetzt ſo verſandet ſind, daß kein Gras auf dieſen Flächen mehr zu finden iſt, geſchweige daß ſelbige mehr mit Getraide gebauet werden könnten. Sollte kein Mittel zu erfinden ſeyn, a) dieſen ſich immer noch vermehrenden Sandflächen zu begegnen, b) die bereits vorhandenen wieder in tragbaren Zuſtand zu verſetzen, oder c) dieſe ſteril gewordenen Aecker doch in einigen nutzbaren Zuſtand zu verſetzen?

Ich will nun dieſe ſo angelegentliche Fgaren, eine nach der andern, beantworten.

a) Wenn man den ſich immer noch vermehrenden Sandflächen begegnen will, ſo muß man ja nicht am unrechten Orte anfangen. Denn alles Entgegenſtreben iſt da umſonſt, wo der Flug zur Zeit ſein gegenwärtiges Ende hat. Denn dieſes dehnt der Wind immer weiter hinaus, ſo wie in hieſigen Gegenden an dem obbeſchriebenen Berge geſehen

ſehen wird, an deſſen einem Ende ihm ein entgegenſtehender Ellernbuſch ein vergebliches Bollwerk ausmacht, da die hohen Bäume vom Sande ſchon überwältiget, und nur noch die Spitzen ſolcher Bäume zu ſehen ſind.

b) Hat der Sandflug bereits eine weite Ausdehnung, ſo daß man in derſelben nichts Grünes, ſondern lauter Weiſſes ſiehet, ſo iſt kein ander Rath übrig, als ohne Zeitverluſt am Urſprunge, d. i. da, wo der Sandflug angefangen, und welches bey uns die Abendſeite iſt, von welcher die meiſten und ſtärkſten, den Sand aufnehmende und forttreibende, Winde herkommen, die Befeſtigung des Sandes anzufangen. Die leichteſte und zuverläſſigſte Art der Befeſtigung geſchiehet ſo, daß man Reiſer, und worzu die vom Nadelholze, wenn die reifen Saamenzapfen noch daran ſind, am beſten ſind, weil die Nadeln auch im trocknen Zuſtande nicht alsbald abfallen, und daher deſto mehr ſchützen, auch der Saamen aus den Zapfen ausfällt, und ſich auf dem Orte ausſäet, mithin bald eine lebendige Wand hervorbringen, in Reihen, queerdurch über die Oberfläche der ganzen Sandlage, anlege. Dergleichen Reihen können nach Beſchaffenheit des mehr oder weniger loſen Sandes alle 20 bis 30 Schritt auseinander geordnet werden.

Wenn der Flugſand mehr als einer Commune ſchadet und drohet, und ſolcher nach obbeſagter Art zu befeſtigen einer einzigen Commune zu ſchwer und zu weitläuftig wäre, oder über ihre Gränzen in Anſehung des Urſprungs oder Endes hinausginge, ſo gehöret obrigkeitliche Verfügung dazu, benachbarte Oerter zu dieſer Anſtalt mit zuzuziehen,

hen, um den ganzen Platz auf einmal zu befeſtigen, damit das Fortrücken des Sandes je geſchwinder je beſſer auf einmal gänzlich unterdrücket werde.

Da zur Winterszeit in den herrſchaftlichen Waldungen das meiſte Bau- und Brennholz gefället wird, ſo können die Dorfſchaften angehalten werden, die abgehauenen Reiſer unter Aufſicht eines Forſtbedienten an Ort und Selle zu ſolcher Zeit hinzufahren, weil denn ſelbige am wenigſten durch Feld- und Ackerarbeit von ſolchen Fuhren abgehalten werden.

Die Zweiſchenräume, welche ſich zwiſchen jeder Reiswand befinden, können mit Nadelholzſaamen oder Grasſaamen von Gräſern beſäet werden, welche auf loſem Sande fortgehen, und ihn binden. Es kann nützlich ſeyn, wenn dieſe Zwiſchenräume beydes mit Nadelholz- und Grasſaamen zugleich beſtellet werden, indem, wenn ein trocknes Jahr erfolget, der Nadelholzſaamen vor ſich allein gar leicht Noth leidet. Das Gras ſchlägt früher auf, und giebt dem Holzſaamen Schatten wider die Sonne, daß er beſſer aufgehen und beſtehen kann.

c) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die, nach nur beſchriebener Art, in Befeſtigung genommene Sandplätze mit keinem Viehe, am wenigſten mit Schaafen betrieben werden müſſen. Die Obrigkeiten müſſen es nicht nur verordnen, ſonden auch ernſtlich darauf ſehen und halten, daß der mit Holz oder Gräſereyen belegte Platz ſo lange geſchonet werde, bis er ohne Gefahr wieder behühtet werden kann. Noch gedenke, daß man auch kleine Feldſteine, wenn ſie in der Nähe

zu finden, zur Wiederbeſeſtigung eines Flugſandes ſehr gut gebrauchen könne.

d) Die Gräſer, womit der Sand beſäet werden kann, ſind der Sandhaber, Elymus *arenarius* L. Sandrohr, Arundo *arenaria* L. u. ſ. f. Ich wollte das bekannte Honiggras doch am liebſten, nach Vorſchriſt der H. M. anrathen, weil es mit der Zeit die allerbeſte Weide abgiebt. Man kann auch die Quecken oder Päthen ſehr nützlich zur Befeſtigung des Sandes gebrauchen, wie ſolches vor mehrern Jahren ohnweit Berlin geſchehen, wo ein unfruchtbarer Flugſand durch Induſtrie in ein Paradies umgeſchaffen worden. Ich kann nicht umhin, dieſes nachahmungswerthe Beyſpiel hier aus der Beſchreibung der Reſidenzſtädte Berlin und Potsdam S. 715. zu überſchreiben. Der Oberinſpektor Habermaaß bey der Charite´ wagte es zuerſt 1732, dem alles überziehenden Flugſande, welcher damals alle umliegende Gärten und Gegenden verderbte, einen ſchmalen Damm entgegen zu ſetzen, auf welchem Erlen etwas dicht zuſammenſtanden. Herr Prof. Gleditſch, als er 1733 nach Berlin kam, rieth ihm allerhand wuchernde Grasarten mit Anzeigung des Ortes, wo ſie zu finden, dem dürren Sande einzuverleiben. Beſonders empfahl er ihm das ſogenannte Queckengras, (um Berlin Päden genannt,) welche in der Nähe aus dem Acker geegget, und verbrannt wurden, ohne daß man ſeinen Werth zur Dämpfung des Flugſandes kannte. Dieſes Gras rieth er zur Herbſtzeit, vornehmlich im October, da die Nächte beginnen länger und kühler zu werden, zuſammenzubringen, friſch, oder, wenn ſie hauptſächlich vorhin zu welk geworden, eingeweicht

weicht auf einer Hechſellade (wegen des anhangenden Sandes) Fingerslang zu ſchneiden, mit etwas Erde, Sägeſpänen, oder auch kurzem Miſte zu vermengen, und Sackweiſe auf den Sand hinführen zu laſſen, wenn dieſer vorher gegen die Stoßwinde aus Nordweſt einigen Schutz erhalten hätte, und nur leichte mit, oder vor dem einfallenden Regen, wäre gepflüget und eben gemacht worden. In dieſen Morgenweiſe abgetheilten, und ganz friſch gepflügten Acker ſollte er ſogleich bey einer ſolchen naſſen Herbſtzeit dieſe Graswurzeln ausſäen, eineggen und überwalzen laſſen; um den Grund derb zu machen, und in einiger Zeit die Schaafe darauf nicht treiben zu laſſen, bis ſich alles wohl bewurzelt habe. Nach 14 Tagen der Ausſaat waren die Wurzeln ſo ausgeſchlagen, daß die Beete ganz mit meergrünen Blättern über und über bedecket waren, als ob man junge Nelkenpflanzen darauf ſähe. Herr Habermaaß dachte der Sache nach; Herr Gleditſch gab ihm weiter guten Rath. Er erhielt zu ſeinen Verſuchen die ganze hüglichte Sandwüſte vom Könige geſchenket, die er theils durch Schutz gegen die Windſtöße mit Weidenſtöcken, theils durch die vorgeſchlagene Beſtellungsart, zum großen Vortheil der ganzen Gegend urbar zu machen geſuchet hat, und worauf nach der Zeit die ganze ſehr wichtige Wirthſchaft des Invalidenhauſes angeleget, und durch dieſes Beyſpiel zu vielen andern Gelegenheit gegeben worden. —

e) Hr. G. R. v. Pfeifer gedenkt in ſeinen vermiſchten Verbeſſerungsvorſchlägen B. II. St. III. S. 22 ebenfalls dieſer Sache, da er ſagt: Eine vernünftig angelegte Queckenpflanzung kann

eben ſo nützlich, als eine Wieſe werden. Ich will die zuverläſſigſte Verfahrungsart mittheilen; dem Ungläubigen aber muthige Verſuche angelegentlichſt empfehlen. — Man kann Sandhügel, verſandete Aecker, Wieſen und dergleichen auſſer Cultur ſeyende Grundſtücke ohnbedenklich zu Queckenpflanzungen anwenden. Daß man aber dergleichen traurige und ohngenutzte Gegenſtände in Deutſchland im Ueberfluß beſitze, daran wird derjenige nicht zweifeln, der die Mark Brandenburg, die Gegenden von Frankfurth, Nürnberg, Bamberg, die Lauſitz u. ſ. f. zu kennen die Ehre hat. — Wenn man die ausgeeggeten Quecken, geſetzt auch, daß ſie bereits welktrocken wären, mit dem Beile, oder einem andern ſchneidenden Inſtrument, in 4, 6, 8 zöllige Stücke zertheilte, dieſe Stücke einige Stunden im Waſſer, beſſer in Miſtlacke, aufquellte, ſie ſodann auf den Ort ihrer Beſtimmung ausſtreuete, den alſo befeuchteten Ort zwey bis drey Zoll hoch mit Erde bedeckte, ſelbiges endlich feſt treten oder walzen möchte; ſo würde die ganze Beſchickung ihre Endſchaft erreicht, und ſo würden zwey Menſchen in einem Tage wenigſtens 100 gevierte Ruthen Landes fruchtbar gemacht haben. Könnte und wollte man endlich zu Vermehrung der Aerndten die Pflanzung in den folgenden Jahren mit Gaſſenkoth, oder Modererde, dünne überfahren, ſo darf an reichlicher Verzinſung dieſer kleinen Mühe nicht gezweifelt werden. — Die Erfahrung hat mich belehret, daß die Quecken nur beſchriebenermaaßen behandelt, ſo dichte, ſo geſchwinde, als irgends eine andere Grasart wachſen, daß ſie ein vortreffliches, ſüſſes und gedeihliches Futter ſowohl grün, als getrocknet, liefern; (wenn

(wenn das Vieh dieſe Grasart gern freſſen ſoll, ſo muß ſie geſchnitten werden, bevor ihre Saamen reif werden, ſonſt laſſen ſie Stängel und Gras auf der Weide unberührt ſtehen, indem ihm die Grannen zwiſchen den Zähnen ſtecken bleiben, und dem Viehe, ſogar den Pferden, das fernere Freſſen erſchweren,) ja daß ſie mit der Zeit ganz auszuarten ſcheinen, indem ſie von Jahr zu Jahre breitere Blätter und ſtärkere Halmen erhalten. Ich habe bereits vor 30 Jahren dem Beyſpiele des Oberinſpektor Habermaaß zu Berlin gefolget, und mich gut dabey befunden, jedoch eine beträchtliche Verſchiedenheit beym Abärndten der Plätze bemerkt, die ich mit **Modererde** befahren laſſen, gegen jene, ſo dergleichen Erfriſchung nicht erhalten hatten. —

Ich merke hiebey nur noch an, daß das Queckengras meiſtens der den Aeckern ſo gehäſſige Windhalm ſey, deſſen Saamen vom Winde weit und breit umher geführet wird, weßhalb die Aecker in der Nähe eines damit begatteten Platzes in großer Gefahr ſind, von dem Saamen verunreiniget zu werden. Eine Urſach alſo mehr, weßhalb dieſes Gras abgemähet werden ſoll, bevor es ſeinen Saamen zur Reiſe kommen läßt, da in einem einzigen Saamenſtrauße an 300 -- 500 Körner, die von dem leichteſten Winde weit fortgeführet werden, zu finden ſind, wie ſolches in einer beſondern Abhandlung im Wittenbergiſchen Wochenbl. St. 29. 1775. gezeiget habe.

f) Wenn eben belobter Hr. v. Pfeiſer Dorfpolizeyen in Deutſchland noch unter die frommen Wünſche zählet, ſo kann man ihren Mangel auch in Anſehung unzähliger verſandeter Aecker ſehr bemer-

ken. Wären ſie vorhanden, ſo würden keine von Verſandungen entſtandene und noch entſtehende öde Plätze geſehen. Denn der Polizeyaufſicht eigenes Werk müßte es ſeyn, darauf zu ſehen, daß nirgends das Holz ganz da abgetrieben würde, wo, wie in oben bemeldtem Falle, Flugſand daraus entſtehen kann; daß ein entſtandenes Loch eines Sandberges oder Hügels eiligſt wieder mit Reiſern oder kleinen Steinen gedeckt oder befeſtiget würde; daß auf die Schäfer geſehen würde, damit ſie nicht den jungen Aufſchlag eines beſäeten Sandes verdürben; daß, wenn ja zum Bauen Sand von einem Berge genommen werden müßte, dieſer an der Abendſeite nicht dazu angegraben, ſondern die Mittagsſeite etwa erwählet, und nicht über oder gleich der Oberfläche, ſondern aus der Tiefe der Sand hervorgegraben würde.

S. Ochererde, Ochra L.

Dieſe Erde ſtehet unter den unfruchtbaren oben an, indem man metalliſche Theile von verwitterten Metallen darin entdecket, wovon ſie merklich gefärbet iſt, daher man ſie auch wohl bunte Erde zu nennen pflegt.

Die Unfruchtbarkeit dieſe Erde hat 2 Urſachen. 1) Die darin enthaltenen metalliſchen Theile und eine daher in den Erdtheilen entſtehende, die Auflöſung hindernde Verbindung. 2) Die daſelbſt aufſteigende wäßrichte Dünſte, welche theils annoch metalliſche Theile, theils auch eine Säure enthalten, und allemal hindern, daß ſo wenig der Miſt, als die übrigen zur Beförderung der Fruchtbarkeit angewandten Mittel die von ihnen erwartete Würkung leiſten.

Ob eine Erde metalliſche Theile enthält, erfährt man, wenn ſie in ſtarkem Feuer zu einem harten Steine gebrannt wird. Die äuſſere Oberfläche kann auch Anzeige geben, wo ſaure oder metalliſche Erden ſtehen, wenn gar nichts, oder nur ſolche Kräuter wachſen, welche eine Säure anzeigen. Auch die braune oder röthlichte Farbe der Kräuter iſt eine Anzeige des darunter ſtehenden Metalles. Auch können die Schnitter es bald an ihren Senſen fühlen, wenn ſie auf Gräſer kommen, die Metall unter ſich haben. Die Senſen ſchneiden weniger leicht, und werden gleich ſtumpf.

Unter den metalliſchen Erden iſt keine ſo gemein, als der **Eiſenocher**, d. i. ein mit Eiſentheilchen vermiſchter Sand, welcher davon die Farbe wie Eiſenroſt hat. Dieſer findet ſich in ſandichten Gegenden unter der Oberfläche oft häufig, und nimmt ganze Gegenden ein. Man bemerket auch deutlich, wie aus den aufſteigenden metalliſchen Dünſten der Sand nach und nach mehr die Natur einer metalliſchen Erde annimmt, und endlich gar, vornehmlich wenn er an die freye Luft kömmt, ordentlich zu einem harten, zum Bauen dienlichen, Stein zuſammenpacket, da man ihn den **Ortſtein** nennt. Wo dieſer an der Oberfläche ſteht, da kommen weder Pflanzen noch Bäume recht zum Wachsthum. Fällt eine Dürre ein, ſo verbrennet alles, was darüber ſteht; regnet es aber viel, ſo kann das Waſſer daſelbſt nicht einziehen, nimmt alſo von den Dünſten und von der Säure Theile an ſich, und wird ſchädlich.

Was Herr v. Münchhauſen in ſeinem Hausvater von einem über Ortſtein entſtandenen verderblichen Nebel erzählet, ſolches wird auch in hieſigen Gegenden mehrmals bemerkt. Er ſagt nämlich, daß auf einem Felde von ohngefähr 30 Morgen, wo ſich ein

vorhin daſelbſt nicht bemerkter Ortſtein zu bilden angefangen, aus der Erde ein dicker Nebel aufgeſtiegen, und da es am Winde gefehlet, um ihn zu zerſtreuen, über einen großen Theil des Feldes weggezogen. Dieſes ſey mit Roggen beſäet geweſen, der im ſchönſten Wachsthum geſtanden, und eben blühen wollen. Wenig Tage nachher ſeyn alle Halme, ſo weit die Nebelwolke das Feld berühret gehabt, weis und trocken geworden; es ſey keine Blüthe in den Aehren zum Vorſchein gekommen, und noch weniger ein Korn zur Reife; da doch der übrige, von dem Nebel nicht berührte, Roggen zur ſchönſten Vollkommenheit gekommen. Ich habe in hieſigen Gegenden, auſſer dem Getreyde, ganze Striche von Wieſen und Bäumen auf gleiche Weiſe von dergleichen Nebeln verdorben geſehen, daß Gras und Laub, wie verſenget, anzuſehen waren.

T. Steinichte Erden.

In thon- oder lehmichten Feldern hat man die Steine nicht gerne, weil ſie dem Pfluge in der Erde leicht widerſtehen können, daß er entweder ausſpringen oder zerbrechen muß. Dieſerhalb müſſen die Steine von ſolchen Feldern abgeräumet werden.

In Sandfeldern aber werden die Steine nicht ungern geſehen, weil ſie theils das Erdreich im Sommer kühl halten, theils das Auſſteigen des Sandes bey Sturmwinden verhindern, ob ſie ſonſt ſchon das Eggen beſchwerlich machen, auch verhindern, daß das Korn nicht tief genug an der Erde abgehauen werden kann. Hr. v. Münchhauſen nennet das Dorf Meerhofen im Paderborniſchen, wo man Steine auf ſandichte Saatfelder zur Beförderung der Fruchtbarkeit hinfähret.

V. Steinfelſen.

Wenn Felſen mit einer Schicht guter Erde bedeckt ſind, ſo kann ihre Oberfläche eher, als eine andre unfruchtbare Erde, genutzt werden. Nur wird hiebey vorausgeſetzt, daß der Felß, welcher mit guter Erde bedeckt iſt, einigen Abhang habe, damit ſich das Waſſer nicht ſammeln, und Säure zuwege bringen könne.

Sechstes Kapitel.

Miſchung verſchiedener Erdarten zur Beförderung der Fruchtbarkeit.

Nun kommen wir auf ein Kapitel, welches man als eines der intereſſanteſten zur Aufnahme des Ackerbaues anſehen muß.

Es ſind nur wenige Oerter und Gegenden, deren Aecker von der Beſchaffenheit ſind, daß ſie keiner Verbeſſerung durch den Zuſatz andrer Erdarten bedürfttn. Kann man nun ſchon es von geringen Landwirthen, dergleichen die Bauern ſind, nicht erwarten, daß ſie mit einmal ſtarke Fortſchritte zu ſolcher Ackerverbeſſerung machten; ſo können ſie doch jährlich etwas thun, und der Staat ſollte nichts unverſucht laſſen, um theils den geringen Landmann zu ſolchem Geſchäfte zu ermuntern, theils ihn hinlänglich zu unterſtützen, damit es ihm an Kräften zur Ausführung der Sache nicht fehlen, und unfruchtbaren in fruchtbaren Boden verwandeln möge. Dieſes iſt ja im Grunde wahrer

Gewinnſt des Staates, wenn die Fruchtbarkeit des Bodens um einen oder mehr Theile vermehret wird.

In Kupferzell, dem Wohnorte des durch ſeine Verdienſte um das ökonomiſche Publicum ſo berühmt gewordenen Paſtor Mayers, ernähret der nämliche Boden iezt 9 Bauern ſehr reichlich, der ehedem, blos nach dem Schlendrian gebauet, 4 Familien kaum auf ein halbes Jahr das Brodt brachte. Die heutigen Bauern verkaufen, nach Abzuge deſſen, was ſie ſelbſt verzehren, noch einmal ſo viel, als ſonſt die 4 Bauern auf den nämlichen Feldern geärndtet haben. Dieſe reiche Aerndten erwerben ſich gegenwärtige Beſitzer blos durch Miſchung verſchiedener Erdarten. Schon ſeit 60 Jahren thun ſie dies, und befinden ſich dabey überaus wohl.

Schon längſt hat uns dieſes obbemeldeter Herr Meyer nicht nur bekannt gemacht, ſondern auch die Grundſätze zu einer ſo vortheilhaften Erdmiſchung gelehret, ohne daß hiervon ein mehr durchgängiger Gebrauch bisher wäre gemacht worden. Noch ſind die wenigſten Wirthe des Mittelſtandes ſogar nicht mit dieſen Grundſätzen bekannt, daß ich es immer zur Pflicht anrechne, ſelbigen in dieſem Werke bekannter zu machen, und hiemit mehrere Wirthe zu ermuntern, daß ſie nach richtig gefaßter Theorie der Erdmiſchung ungeſäumt Hand ans Werk legen, und ſich und ihren Nachkommen eben den vermehrten Korngewinnſt verſchaffen, den ihnen das belehrende Beyſpiel der Bauern zu Kupferzell zuſichert.

Bevor ich die Grundſätze des Hrn. Mayers überſchreibe, merke nur noch an, wie die mit Verbeſſerungserden überfahrne Ackerbeete eingerichtet werden können. Wenn man Thonland mit leichten Erdarten gemiſcht

gemiſcht hat, ſo muß man hohe und ſchmale Beete anlegen, ſo dringt das Waſſer durch die Erhöhung oder den Damm des Beetes leicht durch; es ſeigt aber langſam durch den untern Boden, der es, als Thon, nicht leicht annimmt. Alle leichte Aecker aber, die mit ſchwerer Erde, als Lehm oder Thon überfahren worden, können breite und niedrige Beete vertragen. Das Waſſer kann einziehen, und wird nicht ſtehen bleiben, weil der untere Boden mehr leicht als ſchwer iſt.

A. Die Beſtimmung der Erdarten, welche mit einander nützlich können gemiſcht werden, nach Hrn. Mayers Grundſätzen.

Aus dem, was zuvor geſagt worden, ſind die Erdarten gar leicht zu beſtimmen, die man mit Nutzen in einander vermiſcht.

Die ſchweren Erdarten mit den leichten, dieſe mit jenen, und künſtlichen (d. i. die gemiſchten) Erdarten mit allen beyden; jedoch geſchieht dies letzte mit unterſchiedenem ſich auszeichnendem Vortheile.

Die Natur lehret uns dieſen Handgrif der Miſchung beym Feldbaue. Man betrachte eine natürliche fruchtbare Erde: ihr Gehalt iſt allemal Thon, Sand und andere Art leichterer Erde; ſie hält das Mittel zwiſchen ſchwerem und leichtem Felde.

Zur ſchweren Erdart rechnen wir nichts, als Thon und Mergel.

Zur leichten Erdart weiſſes, lockres, ſchwarzes, (Erdreich) Moorerde, Sand und Leimen.

Zur künſtlichen Erde, gebrannten Leimen, Kalch und Aſche.

Thon und Mergel, auf ein leichtes Feld verführet, wird glücklich gemiſcht; die Urſachen davon ſind dieſe:

1) Die

1) Die aus der Luft leicht eingeſogene Beſtandtheile der Pflanzen, Waſſer, Salz und Oel, werden durch des Thons und des Mergels bindende Kraft beſſer verſchloſſen und länger behalten.

2) Dieſe bindende und ſchwere Kraft legt das Erdreich den Wurzeln der Pflanzen genauer an, und verſchafft, daß ſie die Beſtandtheile ſchicklicher einzuſaugen im Stande ſind.

3) Und eben durch dieſe mehr bindende Kraft, wodurch das Erdreich mehr ſchwer wird, und den Wurzeln mehr anliegt, verliehren Froſt, Aufthauung, Regen und Winde ihre Gewalt, die Wurzeln zu entblöſſen, die Erde den Saamen, und den dem Felde, in Frühlingszeiten zu entführen.

Thon alſo mit Thon, Mergel mit Mergel, oder den mit jenem, und jenen mit dem gemiſcht, iſt allemal eine höchſt ſchädliche, wenigſtens eine ganz vergebliche Miſchung. (Sand- oder auch Kalchmergel mit Thon vermiſcht, iſt weder vergeblich noch ſchädlich. Herr Mayer muß hier blos vom Thon oder Steinmergel verſtanden werden.)

Ein leichteres Erdreich, auf Thon und Mergelboden verführet, giebt eine ſehr fruchtbare Miſchung; die Urſachen und Gründe davon ſind helle und klar. Denn

1) die Beſtandtheile der Pflanzen dringen aus der Luft leicht und tief ein.

2) Sie verfliegen alſo nicht mehr ſobald, als vormals.

3) Das Waſſer aus Regen und Schnee fällt durch die lockern und erhöheten Beete eher durch.

4) Die Wurzeln der Gewächſe breiten ſich mehr um, und ſaugen mehrere Säfte an.

Leichtes mit leichtem Erdreich befahren, wird fruchtbar, es hält aber nicht an, und bezahlt Koſten und Mühe nur halb, und das auf wenige, etwa 2

oder

oder 3 Jahr: Leimen auf Leimen iſt eine ganz vergebliche Arbeit.

Ich komme dahin, daß ich von der Miſchung des Sandes zu reden die Pflicht habe; ich habe aber ſchon geſagt, daß ich den Sand, als Sand, und ihn als einen gepulverten Stein betrachtet, zu keiner Erdart rechnen könne; wollte ich es doch thun, ſo käme er, der Schwere ſeiner einzelnen Theile nach, zu der ſchweren Erdart; wollte ich ihn betrachten, in ſofern er gar nicht gebunden oder bindend, noch zähe, vielmehr brechend und locker iſt, ſo müßte ich ihn zu der leichten Erdart allerdings zählen; doch darauf kömmt es nicht an.

Sand von allerley Art, Größe und Farbe wird ungemein vortheilhaft mit allen gebundenen ſchweren und zähen Erdarten gemiſcht; die Urſache davon iſt dieſe:

1) Er bricht die Zähigkeit des Erdreichs gewaltig, indem die unzählbare, und faſt unſichtbare Kieſelſteine die feſte Erde trennen, und unmerkſamen leeren Raum in großer Menge verurſachen, wodurch

2) das Waſſer leichte eindringet, dem Erdreich Oel und Salz zuführet, ſodann

3) leicht durchſeigt und abflieſſet, und

4) den Wurzeln Raum machet, ſich ausbreiten, und die im Erdreich verborgen liegende Säfte anziehen zu können.

Der Sand iſt auch in leichten Feldern nicht ganz ohne Nutzen: wir ſchreiben dies ſeiner druckenden Kraft zu; der Nutzen aber reicht bey weitem zu dem Nutzen nicht hin, den er dem gebundenen ſchweren Erdreiche verſchaffet. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Sandfelder, mit Thon und Mergel, Leimen und auch leichtem Erdreiche befahren, die nämliche Fruchtbar-

keit verſchaffen, die der Sand, auf dieſe Felder gefahren, gebiehret.

Ich habe noch beyzuſetzen, daß man, in Anſehung der Farbe des Erdreichs, bey deren Miſchung eine Auswahl zu machen nicht unterlaſſe.

Der Grundſatz aller nützlichen Miſchungen iſt dieſer: Man menge nicht einerley, ſondern Erdreiche von verſchiedenen Naturen zuſammen, daß das eine dem andern das gebe, was es vor ſich nicht beſitzet.

Erdreiche, ſie ſeyen ſchwer oder leicht, von einerley Farbe, kommen in Anſehung ihrer Natur und ihres Weſens einander allezeit nahe, und unterſcheiden ſich nicht anders, als dem Grade nach, von einander.

Wir haben gelben oder röthlichten Thon; der gelbe Leimen hat zu Beſtandtheilen, wie jener, die Eiſentheilchen. Die ſchwarze lockere und Moorerde iſt von dem ſchwarzen Thone durch nichts, als die ſubtilen Fäſerchen und Wurzeln, die in ihm ſind, unterſchieden.

Man miſche niemalen beyde zuſammen, keine gelbe mit gelber, und keine ſchwarze mit ſchwarzer Erde, ſie ſeyen leichte oder ſchwer; weil ſie im Grunde von einerley Gehalt, und nur im Grade des Gehaltes verſchieden ſeyn müſſen.

Ich komme nun auf die **künſtlichen Erdarten:** Künſtliche Erdreiche heiſſe ich diejenigen, an welche die Kunſt der Menſchen durch die oder jene Zubereitung das Ihre verwandt hat.

Dahin rechne ich den Kalch, alle gebrannte Erdarten, ſie ſeyen ſchwere oder leichte Erdreiche, ſonderlich gebrannten Leimen, er ſeye gelb oder graulicht; die Lehmwände in Häuſern, Ställen, Scheuren, oder um Höfe und Gärten gezogen, Erde, die man in den Miſtlachen eine Zeitlang liegen laſſen, ſchwere und leich-

leichte, oder die mit Miſt gemenget, hie und da eine Zeitlang auf Haufen gelegen und gefault iſt.

Es geſchehen mit allen dieſen Arten künſtlicher Erdreiche die nutzbarſten Miſchungen, man hat ſie nur wohl zu verſtehen.

Man hat vor allen Dingen eine Wahrheit, die die Erfahrung jedem beſtätiget, zu überdenken, und niemalen zu vergeſſen.

Eine jede Erdart, an der die Kunſt gearbeitet, verfällt nach und nach wieder in ihre durch die Kunſt turbirte Natur zurücke. Die ſchwere wird wieder in ſchwere, die leichte wieder zu leichter Erdart zurückkehren. Man miſche alſo auch künſtliche Erdarten nicht mit der, ihr der Natur nach gleichen, Erdart; ſchwere gebrannte nicht mit natürlich ſchwerer; leichte gebrannte nicht mit natürlich leichterer. Der Vortheil ergiebt ſich zwar, dauert aber nicht lange.

Der Kalch kann mit allen Erdarten gemiſcht werden, und ſeine Wirkungen ſind in der Fruchtbarkeit allezeit ſichtbar; er benimmt die ſchädliche Säure, löſet das Erdreich auf, er zieht die Oele aus Luft und Erdreich an ſich, und theilt ſie den Gewächſen wieder mit.

Leichte gebrannte Erde, ſonderlich Leimen, dienet unter alles Erdreich. Das letztere, der Leimen, ſcheint uns auf leichterem Boden nutzbarer, als auf gelbem thonichtem zu ſeyn, und andere leichte Erde wird vortheilhafter mit Thon und Mergelboden gemiſcht.

Die Lehmwände ſind allerhand Erdreich, ſonderlich auf denen ihrer Natur nach entgegengeſetzten Feldern, der fetteſte Dung; der darin ſich geſammelte Salpeter thut hier die anhaltendeſte und fruchtbareſte Wirkung.

Erde

Erde mit Miſtlache oder Miſt gemenget, und ſo gleichſam gefaulet, iſt überall nützlich; doch leichte Erde, alſo zubereitet, beſſer auf ſchweren, und ſchwere Erde auf leichtern Boden, verſpricht allezeit mehr Vortheile.

Der Miſt iſt endlich das letzte, deſſen ich gedenke: Er iſt für ſich kein Erdreich; doch wer leugnet, daß er es werde, und daß ihn die Gährung darzu bereite? Er iſt die Seele der Miſchung, und eben daher kann man keine nützlichere Miſchung, ohne dieſen gedenken; wenn man auf das anhaltende bey Miſchungen achtet!

Ich rechne zum Miſt alle Auswürfe lebender Thiere, ſelbſt die Beſtandtheile von ihnen, ihren Moder und ihre Aſche, ihr Blut, ihre Klauen, Hörner, Haare, wollene Flecke von Kleidern, alte Schuhe, den Abgang bey den Handwerkern der Gerber, Schneider, Schuſter, Sattler, Kammacher, und Dreher, die Aſche des Ofens, der Ziegler, Seifen- Pottaſchen- und Salpeterſieder, abgelaugte Aſche der Wäſcherinnen, das Hollbotzig, ſo in den Salzkothen aus Aſchen, zerriebenen Kohlen, Staub und aufgegoſſenem Salzwaſſer, oder Abgang von Salz, bereitet wird; Gerberlohe, Ruß aus den Kaminen, der Schlamm aus Bächen, Seen oder Tränken des Viehes, beſonders der Miſt, den man unter den Ausguß aus den Küchen anleget ꝛc. Alle dieſe Gattungen Dungs werden mit ausnehmendem Vortheil gebrauchet.

Den Grundgriff aber bey deren Verbrauch hat Herr Bernhard in kurzen Worten recht vollkommen gelehret. Er ſagt: Wenn die nöthige Miſchung der Erden vorher geſchehen, dann verbraucht man den Miſt von allerhand Arten mit Nutzen und Gewinn.

1) Kann er ſeine Kräfte überall geſchwinder verbreiten.

2) Be-

2) Bedarf man eben dadurch nur die Hälfte des Maaßes, und ziehet mehr Vortheil von wenigem Aufwand.

Hier haben nun die Leſer die vortreffliche Theorie des Hrn. Mayers, in welcher er dem geringen Landmann zu dienen gar keine weitläuftige Eintheilungen der Erdarten angenommen und nichts, als ſchweren und leichten, guten und Mittelboden, ſaures und kaltes Land berühret hat. Schwere Erdart iſt bey ihm Thon, leichte aber, was nicht Thon iſt. Den Mergel zählet er unter die Thonarten, und hält ſich nur an die Mergelart, die in ſeiner Gegend gefunden und gebraucht wird. Sein Mergel aber iſt Thonmergel, weil er nur die Kraft haben ſoll, leichten Boden zu verbinden. Da er aber berichtet, daß der bey ihm auch befindliche Steinmergel in der Luft zerfalle, ſo hätte ihm dieſe Beſchaffenheit an die Hand geben können, daß er auch in ſtarkem Boden Dienſte thue, weil er durch ſeine Auflöſung oder das Zerfallen thonichten Boden locker machen kann. Er hat alſo über den Mergel noch nicht alles geſagt, was zu wiſſen nöthig iſt, weßhalb noch die Grundſätze des ſo berühmten Herrn Andreä nebſt deſſen Auszügen aus Wallerii chymiſchen Grundſätzen des Ackerbaues hinzufügen will, damit es den Landwirthen nicht an einer recht vollſtändigen Theorie zur Verbeſſerung ihrer Aecker, mittelſt der Erdmiſchung, fehlen möge.

B. Hrn. Andreä Grundſätze über die Vermiſchung der verſchiedenen Erdarten.

Der Thon trägt zur Fruchtbarkeit bey, nicht weſentlich, aber werkzeuglich.

a) Die unterirdiſchen Waſſer und Dünſte, auch die Luftfettigkeit nicht nur anziehend und ſamm-

lend, ſondern auch länger als irgend eine andere Erde, unter der durch die Austrocknung entſtehenden Rinde verwahrend, und nur durch die allmählige Ausdünſtung von ſich laſſend. Dieſe Eigenſchaft verſichert inſonderheit die Pflanzen ihrer ſelbſt im trocknen Sommer vorzufindenden Nahrung: daher man dieſe Art Land, ſtark, das ſtarke Land nennet.

b) Die fettigen und andern Theile aus dem Miſte — und der Luft aufhaltend, damit ſie nicht von dem Regen zu geſchwind hindurch geſpühlt werden.

c) Durch die Ritzen und Spalten, welche in ihm bey trocknem Wetter entſtehen, der Luft einen freyen Zugang zu den Wurzeln verſchaffend.

d) Die zugemiſchte oder erzeugte Pflanzenerde, durch ſeine bindende Kraft, ſo viel möglich, zuſammendrückend; dadurch es denn geſchiehet, daß die Pflanzenerde länger ihre Fettigkeit in ſich behält.

e) Den Froſt abhaltend — —, und endlich

f) Durch ſeine Eigenſchaft bey überflüſſigem Regen ſo wenig, als bey der Dürre ſeine Natur und Würkung zu verändern.

Schaden kann der Thon anrichten:

1) Durch ſeine Dichtigkeit und Zähigkeit, vermöge welcher er gleich ungerne das Fettige und Waſſer wieder von ſich giebt; die Luft von den keimenden Saamen und den Wurzeln abhalten kann, und mit ſeiner Feuchtigkeit der Sonnenwärme und deren Würkungen widerſtehet: daher auch ein thonigter Boden vom Landmanne kalt, kaltgründig genannt wird.

2) Durch ſeine Erhärtung bey warmer Witterung. Hiedurch wird der Zugang der Luft zu den Wurzeln gehemmet; die Wurzeln können ſich nicht ausdähnen, nicht wachſen, und ſie werden ihrer Nahrung, welche die Erde nicht von ſich geben will, beraubt.

3) Durch ſeine Riſſe und Spalten, wodurch zwar der Luft der Zugang eröffnet, zugleich aber im Sommer die Austrocknung veranlaſſet wird, und die Wurzeln zerriſſen werden können; ſo wie durch ſie, wenn ſie im Winter entſtehen, und nicht vorher im Herbſt vom Waſſer angefüllt worden, der Froſt deſto freyer und ungleicher zu den Wurzeln dringet.

4) Iſt er ſehr beſchwerlich zu bearbeiten, da er bey vielem Regen weich wird, und gleich einem Teige ſich an den Pflug hänget, hernach aber, bey der Dürre, in große Klumpen zuſammen gehet und erhärtet, ſo, daß er endlich ſo hart wird, daß man ihn kaum mehr zertheilen, und mit dem Pfluge nur in kleine Klumpen aufbrechen kann.

Kalch und Kreidearten tragen zur Fruchtbarkeit bey, nicht weſentlich, ſondern werkzeuglich; Denn

a) ſie ziehen die ſäuerliche fettige Feuchtigkeit aus der Luft an ſich;

b) durch ſie entſtehet im Lande und deſſen Feuchtigkeit ein größerer Grad der Wärme, und was brennbar iſt, an ſich zu ziehen, iſt ihnen eigen;

c) mit Hülfe der Wärme löſen ſie das Waſſer und die Fettigkeiten zu Dünſten auf;

d) — —

e) ſie zerſtören im Acker Säure;

 f) ſchlieſ-

f) ſchlieſſen die Fettigkeit des Ackers auf, machen ſie dünner, und mit dem Waſſer ſich zu miſchen, geſchickter;

g) die Cultur ſolcher Ländereyen gehet leichte von ſtatten.

Schaden können der Kalch und die Kreide ſtiften, indem ſie,

1) gar zu ſehr die Wärme einſchlucken, und die Saamen und Wurzeln des Getreydes verbrennen, daher auch die kalchichte Erde, von einigen die brennende genennet wird. Zu verwundern iſt es alſo nicht, wenn ein mageres Land durch Zumiſchung von Kalch ſchlechter wird.

2) Indem ſie die Ausdünſtungen beſchleunigen und geſchwind austrocknen, wodurch die Pflanzen ihrer Nahrung beraubt werden.

3) Indem ſie denen Saamen anhangen, ſo verſtopfen ſie oft deren feine Löcher, verhärten ihre äuſſere Haut, und verſchlieſſen alſo dem Nahrungsſafte alle Wege.

4) Sie ſchlieſſen die Fettigkeit im Acker geſchwind auf, und verzehren ſie.

Hieraus erhellet, daß die Kalcherde nicht für einen den Pflanzen angemeſſenen Boden zu halten ſey, daß ſie aber auf dem Acker von gröſſtem Nutzen ſeyn könne, wenn ſie gehörig angewandt, vornehmlich, wenn ſie mit düngenden Materien vermiſcht wird.

Mergel beſteht aus Thon und Kalch — — —, zergehet im Waſſer früher oder ſpäter, er ſey anfänglich auch noch ſo hart geweſen, enthält nichts Salziges, nichts Fettiges, und trägt nicht weſentlich als ein Werkzeug Fruchtbarkeit bey, indem er,

a) die Feuchtigkeit der Luft, und was ſie an ſaurem und fettigem Weſen in ſich hat, an ſich ziehet, wodurch der Acker fruchtbar gemacht wird, daher mit Recht die Engländer des gebrannten, als welcher obige Würkung noch ſtärker leiſtet, ſich für ihre Aecker zuweilen bedienen. —

b) Indem er dem Acker die, von ſtillſtehendem Waſſer entſpringende, Säure nimmt. —

c) Das Fettige im Acker auflöſend, woraus denn eine ſeifenartige Miſchung entſtehet, die im Waſſer ſehr auflößbar in die Poros der Pflanzen deſto leichter eindringet.

d) Indem er die Zähigkeit im Acker hebt — und

e) dem zu lockern und ſandigten Lande mehr Haltung und Feſtigkeit beybringet. —

Schaden richtet der Mergel an, wenn er zu lange und zu häufig gebraucht wird: denn

1) er trocknet von Seiten ſeiner kalchichten Natur zu ſehr aus,

2) erſchöpfet er wegen eben derſelben, den Acker zu geſchwind, und kann

3) endlich ſelbſt einen Thonboden ſo locker machen, daß er die Feuchtigkeit nicht mehr halten kann.

Aus welchen allen man erſiehet, daß der Mergel nicht gleichgültiger Weiſe zu gebrauchen ſey, ſondern wie die Natur des Ackers ihn erfodert, da er bald mehr, bald wenīger Kalch und Thon enthält, und alſo gar ſehr verſchieden iſt.

(Der hier erwähnte dreyfache Schaden des Mergels, wenn er zu lange und zu häufig gebraucht worden iſt, kann offenbar nur von ſolchen Mergelarten entſtehen, die ein ziemlich ſtarkes Uebergewicht am Kalch haben. Da aber mancher Mergel einen un-

gleich ſtärkern Ausſchlag an Thon giebt, ſo ſiehet man leicht ein, daß deſſelben übermäſſiger Gebrauch nothwendig einen Schaden hervorbringen müſſe, der dem Schaden von jenem gerade entgegengeſetzt ſey. Wird denn aber nicht von demjenigen Mergel, der aus gleichen Theilen Kalch und Thon beſtehet, bey deſſelben noch ſo lange fortgeſetztem — ich ſage nicht: zu häufigem — Gebrauche gar kein, oder, doch kaum einiger Schaden, zu befürchten ſeyn? Denn der zu häufige Gebrauch, wodurch ein Stück Landes etwa zu ſehr endlich erhöhet, oder die fruchtbarmachende Pflanzenerde und der Dung gleichſam übertäubt und unterdrückt würde, wird freylich auch dieſen Mergel ſchädlich machen können.)

Grieß und Sand tragen zur Fruchtbarkeit nicht das geringſte weſentlich, und werkzeuglich, nur zufälliger Weiſe etwas bey, wenn nämlich Grieß oder Sand mit andern Erden vermiſchet wird. (Nicht blos zufälliger Weiſe, und wenn vermiſchet: denk ich; ſondern durch ſich ſelbſt). Denn Grieß und Sand machen

a) die zähe Erde lockerer, löchrichter;
b) der ſchwammichte torfichte Boden wird dadurch feſter;
c) der Zufluß der Luft zu den Wurzeln erleichtert; und
d) iſt ein ſolcher Boden leicht zu bearbeiten.

Einige halten dafür, Kieſel und anderes Geſtein wären wegen eines eingeſchloſſenen ſalzichten Weſens fruchtbar machend; allein ſie irren. Ihr etwaniger Nutzen kömmt daher, daß, wenn ſie groß ſind, und in die Höhe ragen, durch ihren Schatten der Acker gegen die gar zu große Hitze geſchützt wird; oder daß ſie wegen ihrer Feſtigkeit und Härte das Regenwaſſer unverringert von ſich ablaufen laſſen, und ſo

den

den Pflanzen zuführen. Und daher wächſt zwiſchen Steinen das Gras ſo fröhlich, wenn es ihm ſonſt nur nicht an fruchtbarem Boden fehlet.

(Da es, wie mich dünkt, ziemlich offenbar iſt, daß einige Vertheidigung gegen die Sonne dem Sandlande ſehr zu ſtatten kommt; ſo ſollten wir billig dem Beyſpiele der Schweizer folgen, die ihre Sandäcker mit Obſtbäumen bepflanzen, woraus ſie denn den Vortheil ziehen, daß ihr Land mäſſig beſchattet, und nicht ſo, wie das nackende unſrige, von der Sonne ausgedörret wird; welchen Vortheil denn der von den Früchten der Bäume und von dem Holze noch vergrößert. Auf thonichte Aecker hingegen pflanzen ſie wenige oder gar keine Bäume; denn dieſen könnte der Schatten nur bey auſſerordentlicher Dürre Nutzen ſchaffen, welcher ſich bey naſſer Witterung in den größten Schaden verwandeln würde. Und dieſes alles gilt denn auch, obgleich in geringerm Maaße von den Steinen.)

Schädlich können Grieß und Sand werden, wenn ſie

1) das Land zu ſehr erhitzen; denn je härter ſie ſind, je länger erhält ſich in ihnen die Wärme, und je langſamer werden ſie wieder abgekühlt.

2) Wegen ihres Nichtzuſammenhanges, daher ſie das empfangene Waſſer und die düngende Fettigkeit bald verliehren, und zwiſchen ſich hindurch ſeigern, oder aber ausdünſten laſſen, folglich die Wurzeln der Pflanzen der Kälte blos ſtellen.

3) Wegen der Härte ihrer Theilchen, vermöge welcher ſie wenig oder nichts von dem Waſſer und der Fettigkeit aus der Luft an ſich ziehen, und alſo weder mittel- noch unmittelbar zu der Ernährung der Pflanzen etwas beytragen können. —

Daß in einem wäſſerichten und ka'ten Boden der Sand ſeinen Nutzen habe, beweiſet das Geſagte, wie die Erfahrung. So iſt es gegentheils klar, daß auf Sandhügeln der Torf große Dienſte leiſten müſſe. (Ja! aber ich glaube, mehr durch ſeine düngende Kraft, als durch die Verdichtung des Sandes, welche von ihm gewiß nicht zu erwarten iſt.)

Zur gründlichen Erkenntniß eines Ackers wird noch erfordert, daß man auf die untere Erdſchicht mit Acht habe. Zuweilen iſt die obere Schicht ſchlechter, die untere beſſer. — Was wir nur kürzlich von der Nutzbarkeit und Schädlichkeit der Erden geſagt haben, das gilt allein von der obern Schicht für ſich betrachtet; wohl wiſſend, daß die obern Schichten von denen untern entweder kräftiger oder kraftloſer werden können, nachdem die Art derſelben verſchieden iſt. —

Von der Vermiſchung der Erden, auf welche der glückliche Erfolg bey dem Land- und Gartenbau allein ankömmt, iſt aus dem Wallerius noch folgendes Auszugsweiſe zu bemerken.

I. Zum fröhlichen Wachsthum des Getreydes iſt nöthig, daß das Erdreich gehörig aufgelöſet, nicht zuviel, nicht zu ſehr locker ſey:

a) Damit die Wurzeln deſto leichter und ohne Widerſtand ſich ausſtrecken können;
b) daß der Zugang der Luft zu den Wurzeln genug offen ſtehe;
c) daß das nährende Weſen, welches in der Erde befindlich, von allen Seiten die Wurzel berühre.

II. Die zu lockere Erde leidet leicht von der Rauhigkeit der Luft, daher iſt ſie ſchwach, und dem Ackersmann weniger nützlich, welcher die mehr bindende mit Recht

Recht vorziehet; da indeß der Gärtner jene liebet, ihr aber durch Begießen und andere Mittel zu Hülfe kommen kann.

III. Allein auch die bindende Erde iſt, eben wie die zu lockere, ſo blos dem Ackersmanne nicht nützlich. Daher mache er

1) die bindende Erde lockerer, doch ſo, daß ſie eine Geneigtheit zu binden behalte. Je zäher und kälter ſie alſo iſt, mit deſto mehr Sand und Sumpferde vermenge er ſie; je ſaurer, je mehr Mergel (zu verſtehen: Kalchmergel) oder Kalch; oder Aſche u. ſ. f. miſche er hinzu; und je feuchter ſie iſt, je mehr Kohlengeſtübe (ich ſetze noch: Sand,) wird ſie erfordern.

2) Die zu leichte lockere Erde muß dichter gemacht werden, durch Thon, Leimen, oder auch Mergel, (Thonmergel;)

3) der zu feuchte Boden iſt auszutrocknen, mehr oder weniger, je nachdem die darauf zu bauenden Pflanzen es lieben;

3) nur dem zu trocknen iſt Feuchtigkeit beyzubringen, durch Thon (und Thonmergel).

Was Hr. Andreä nun dieſen Walleriſchen Regeln noch beyzufügen gut gefunden, kömmt kürzlich auf Folgendes an:

Es iſt allerdings gewiß, daß ein Sandland durch Thon, und ein thonichtes Land durch Sand verbeſſert werden könne. Allein, die Vereinigung dieſer Erdarten, wenn ſie blos zu einander kommen, iſt meiſtens ſehr ſchwer. Ein Sand aber, der Kalch bey ſich führet, wenn gleich etwas Thon darunter iſt, folglich ſandichter Kalchmergel, wird, da der Kalch eine Art von Gährung in der Erde anhebt, und ſich auseinander ſchiebt, viel leichter, als bloßer Sand, mit dem thonichten Boden eine Miſchung eingehen. Dero-

wegen iſt ein kalchichter Sand, oder ein ſandichter, oder auch bloßer Kalchmergel, zur Auflockerung eines thonichten Bodens dem Sande weit vorzuziehen.

Ferner: bloßer Thon vertheilet ſich eben ſo ungerne unter ſandichtes Land. Man nehme alſo, wenn man die Gelegenheit dazu hat, hiezu einen kalchichten Thon oder einen Thonmergel; und der Erfolg wird nicht fehl ſchlagen. Er wird aber um ſo viel vollſtändiger und geſchwinder ſeyn, wenn man die Ueberfahrung des Landes mit den vorgeſchlagenen Erdarten vor Winter bewerkſtelliget. Denn, da noch vor dem Froſt dieſe Erdarten ſich voll Waſſer geſogen haben werden; ſo wird, wie jedem Waſſer eigen iſt, dieſes durch das Gefrieren ſich aus einander dehnen, und die aufgefahrene Erdart, wäre ſie auch noch ſo ſteinicht, davon auseinander getrieben, und zu der Vereinigung mit dem Lande geſchickt werden. —

Hier wird der Ort für mich ſeyn, den von einigen angenommenen zweydeutigen Satz: daß der Mergel dünge, genauer zu beſtimmen. Der Miſt äuſſert eine zweyfache Würkung. Erſtlich erwärmet er das Land, und füllet es mit Theilchen an, die den Pflanzen zur Nahrung dienen. Zweytens lockert er das Land auf. Nun hat der Mergel keine nährende Theilchen in ſich, und in ſofern dünget er das Land nicht; oder im eigentlichen Verſtande dünget er es gar nicht. Aber, auflockern kann mancher Mergel das ſchwere Land, und nur dieſe Eigenſchaft hat er alſo mit derſelben Nebeneigenſchaft des Düngers gemein. Sagt man daher vom Mergel: er dünge, ſo redet man falſch, weil er nicht beyde Eigenſchaften des Düngers, nur eine beſitzet. Diejenigen aber drücken ſich richtig aus, die da ſagen: der Mergel düngt nicht, nur daß ſie ihm darum doch nicht alle Aehnlichkeit mit dem Miſte, in Anſehung der einen Hälfte ſeiner

Wür-

Würkung, abſprechen können, als die auch dem Kalchmergel zukömmt.

Die in einigen Gegenden bemerkte Erſparung am Miſt, welche daſelbſt bey dem Gebrauche des Mergels ſtatt findet, wird uns nun leicht zu erklären ſeyn. Hier iſt vom Kalch und Kalchmergel die Rede, deſſen das ſchwere Land auflockernde und auch das kalte Land durch Einſchluckung der zu vielen Feuchtigkeiten u. ſ. f. erwärmende Kraft, allerdings die Erſparung eines Theils Miſtes möglich machet: ohne daß man deswegen von ihm ſagen könne; er dünge. Behauptet dagegen ein andrer Haushaltungsverſtändiger, daß ein bemergelter Acker mehr Dünger, als ein nicht bemergelter erfordere, ſo brauchen wir auch dieſem unſern Glauben nicht zu verſagen; denn hier iſt die Rede vom Thonmergel. Nun lockert zwar dieſer, wie uns die Erfahrung lehret, wie aber die Theorie gelehrt haben würde, auch den dortigen ſchweren Boden auf; aber gewiß nicht in dem Maaße, als ſolches ein Kalch oder Kalchmergel thun könnte; ja der Acker würde ſelbſt vielleicht bald ärger wieder zuſammengehen, als er vorher vor dem Bemergeln war, wenn man ihm nicht mit deſto mehrerm Miſte zu Hülfe käme. Es läſſet ſich alſo klar einſehen, wie dieſer jenem Satze von der Erſparlichkeit des Miſtes beym Mergeln, dem Anſchein nach, widerſprechende Satz dennoch mit ihm beſtehen, und der eine wie der andre wahr ſeyn könne.

Daß übrigens kalte und moraſtige Stellen auf gewiſſen Ländereyen und Wieſen durch dortigen, obgleich ziemlich thonreichen, Mergel gebeſſert werden, das rühret ohne Zweifel zum Theil von dem Kalche her, der in ihnen doch nicht gänzlich mangelt; und zum Theil wird die allmählich entſtehende Erhöhung des Erdreichs, und die Vermehrung der Quantität

des

des Erdreichs gegen die Quantität des Waſſers im Moraſte, deſſen Verhältniß nun kleiner wird, allerdings auch das Ihrige zu der Verbeſſerung, das iſt, Austrocknung und Erwärmung dieſer Stellen, beytragen. —

Man kann nun aus dem bisher Geſagtem abnehmen; es ſey nöthig, daß man ſowohl die Beſchaffenheit des Bodens, als auch die Art des Mergels, den man zu jenem zuſetzen will, unterſuche, weil ein eigentlich ſogenannter Mergel (dieſer iſt halb Kalch, halb Thon) anders als ein Kalchmergel, und dieſer anders, als ein Thonmergel, und dieſer wiederum anders, als eine andere Mergelart, würket. In einen recht lehmichten und thonichten Boden, der nicht viel Sand hat, ſchickt ſich ein Kalchmergel oder ſandichter Kalchmergel am beſten, ſo wie in einem ſandichten Boden der eigentliche Mergel und Thonmergel der beſte iſt. Der eigentliche Mergel ſchickt ſich faſt zu jedem Boden, es wäre denn, daß er, wie an manchen Orten, bereits ein zu gutes und ſtarkes, oder ſogenanntes fettes Erdreich, hätte, oder in einem andern Falle allzu lehmicht und thonicht wäre. In jenem würde die Düngung mit Mergel vergebens, und wohl noch dazu ſchädlich, bey letzterm aber nicht zureichend ſeyn, indem ein ſchwarzer fetter Boden keine Verbeſſerung vom Mergel bedarf, und ein ſehr lehmichter Boden durch Sandmergel, oder ſandichten Kalchmergel, zu verbeſſern iſt, indem ein ſolcher Boden allzuhart iſt, und die Feuchtigkeit allzulange an ſich behält, und daher erſt aufgelockert werden muß, welches am beſten durch eine ſandichte Mergelart erhalten wird; ſo wie ein ſandichter Boden durch eigentlichen Mergel, oder Thonmergel eine mehrere Feſtigkeit, und folglich eine ſolche Verbeſſerung erhält, daß hernach die eigentliche Düngung mit Miſt mit Nutzen vorgenommen werden kann.

Daß der Mergel arme Kinder und reiche Våter, nach dem gemeinen Sprichworte, machen ſolle, will Hr. Andreå nicht zugeſtehen, weil man ſolches nicht an Orten finde, wo ſeit undenklichen Jahren gemergelt wird. —

Wahr iſt es, daß die gute Würkung des Mergels nachlåßt, wenn Regen und Pflügen macht, daß er, wie aller anderer aufgefahrner Boden, von den Theilchen des natürlichen Bodens, die er umzogen und getrennt hatte, ſich losreißt, nnd zu tief hinab geſpühlt wird, nåmlich dort unten ſich ſetzet, wohin der Pflug nicht gedrungen, die Erde alſo feſt geblieben, und dort eine dünne Rinde macht, auch durch tieferes Pflügen oder Doppeltpflügen wieder kann herauf gebracht werden. Wenn ſich der Mergel nun ſo geſenket, ſo iſt der Boden freylich nicht mehr ſo gut, als vor dem Senken, aber doch ſo gut, oder noch etwas beſſer, als er vor dem erſten Bemergeln war.

Nur in dem Fall nutzt der Mergel dem Boden nichts, oder wenig, oder nicht dauerhaft, wenn man den Boden mit einer ſeiner Natur nicht dienlichen Mergelart beſſern will, z. E. für thonichtes Land den Thon oder Thonmergel braucht, der zwar, indem er allmåhlich zwiſchen die Erde des Ackers einrücket, den Boden erſtlich locker macht, aber dieſe Lockerheit durch ſeine wenige Kalcherde nicht unterhålt, und, wenn er öfters auf einen naſſen kalten thonichten Boden geführt wird, zu ſehr den Acker erhöhet. Kalch, Kalchmergel zu viel auf einmal, oder zu oft hintereinander auf den Acker geführt, macht auch den allerſchwerſten Thonacker zu locker, und man muß wieder Thon oder dergleichen etwas auf ihn führen. Wenn ein Acker durch Ueberfahren mit Mergel den mittlern zur Fruchtbarkeit beſten Grad der Haltung oder Feſtigkeit bekommen,

men, ſo iſt alle fernere Zugabe unnütz und ſchädlich. Dies geſchieht aber vielleicht auf den meiſten Aeckern erſt nach Jahrhunderten. Man vermeide alſo den Fehler, oder lerne ihn, und das Mittel, ihn zu heben, kennen, welches nicht ſchwer iſt. Man macht ihn nämlich wieder gut, wenn eine Erdart auf den Acker gefahren wird, welche der vorigen entgegen geſetzet iſt. Entgienge daher z. E. einem ehemals mit Thon oder Mergel gebeſſerten leichten Felde die Fruchtbarkeit, ſo darf man es nur 1) mit leichter Erde, oder dergleichen ausgeſtochenem Raſen befahren; findet man aber unter dem Pfluge noch leichtes Erdreich, ſo pflüge man es um 1 Zoll tiefer hervor; 2) wenn es nun wieder 3, höchſtens 6 Jahre alſo gebauet worden, alsdenn kann es wieder mit Thon oder Mergel gemengt werden.

Zuletzt iſt noch die Frage zu berühren, ob und wie weit man mit Sicherheit eine eiſenſchüſſige Erdart gebrauchen könne?

Hr. Andreä antwortet darauf, daß das blos metalliſche, auf keine Weiſe noch veränderte, Eiſen dem Wachsthum der Erde nicht ſchade, als wobey er ſich auf gewiſſe Verſuche beziehet.

Wenn Eiſen, ſagt er ferner, ſchaden ſoll, ſo muß es erſt dann ſeyn, wenn es im Roſt zerfreſſen worden, welches durch eine vorhandene Säure geſchehen kann; alsdann wird es ſcharf und zuſammenziehend, verengert die Röhrchen der Pflanzenwurzeln, und ſetzt ſie auſſer Stand, den nöthigen Nahrungsſaft einzuſaugen. Nun ſtirbt die Pflanze vor Hunger

Da aber der Eiſenroſt oft ohne Schärfe iſt, wie denn unſre Erdarten nicht ganz frey davon ſind; ſo iſt dieſe ſchädliche Würkung nicht zu befürchten, ſo lange man ſie nur auf Anhöhen, oder in ſolchen Gegenden, gebrauchet, die trocken, oder doch ohne Säure

ſind,

ſind, und alſo keine Auflöſung oder Anfreſſung des Eiſenroſtes in den Erden veranlaſſen können.

Allein, geſetzt man ſähe ſich genöthiget, dergleichen Erden ſelbſt für ſumpfichte, offenbar ſaure Boden anzuwenden; ſo fragt ſich doch noch: was auſſer dem Roſt die vorhabende Erdart enthalte? Wäre es blos Sand, oder blos Thon, ſo iſt von dem Gebrauche derſelben ſchlechterdings abzurathen. Wäre es aber Kalch, oder ziemlich etwas vom Kalch, ſo bediene man ſich ihrer. Der Kalch wird die vorhandene Säure verſchlucken, und der Eiſenroſt wird ſüß und unſchädlich bleiben. Dies iſt Theorie, werden vielleicht einige ſagen, die von nichts als ſinnlichen Beweiſen hören wollen. Ich antworte: Ja! Aber es iſt eine auf verwandte Erfahrungen gebauete Theorie, die jeder, der ſie weiß, auch zu der gegenwärtigen Materie für brauchbar muß gelten laſſen. Daneben kann ich Ihnen auch einen kleinen Verſuch vorlegen, der dieſe Theorie, wenn ſie noch ſo zweifelhaft wäre, befeſtigen kann. Hier iſt er:

Ich nahm die Erde eines kleinen Blumentopfes mit 2 Quentlein Goslariſchem Vitriol vermengt, der vorher in Waſſer aufgelößt war, und alsdann habe ich 2 Loth Kreide zugethan. Hierauf ſtreuete ich einige Körner Gerſte und Kreſſenſaamen auf meinen Topf; die erſtern wurden mir von Mäuſen weggehohlt, wie ſolches zugleich aus andern Töpfen, die andere Erdmengſel ohne Vitriol enthielten, geſchah. Kreſſenſaamen aber wuchs, wie in dieſen empor; nur fielen, weil die Erde Riſſe bekam und aufſchwoll, hie und da einige Pflänzchen, die keinen feſten Fuß behalten konnten, um. Hier war nun aber doch Eiſen, ja durch Vitriolſäure zerfreſſenes, ſcharf und zuſammenziehend gewordenes Eiſen. Wie gieng es zu, daß gleich-

gleichwohl die Kreſſe aufwuchs? Die Kreide, als eine die Säure dämpfende kalchichte Erde, machte dieſes möglich. Sollte dieſe Erfahrung wohl nicht zum Erweiſe meines Satzes, und zu der Beſtätigung meiner Theorie hinlänglich ſeyn? —

C. Ausfindung der in den Verbeſſerungserden befindlichen Beſtandtheile.

Man ſchränket ſich hierbey blos darauf ein, wie man den Gehalt der Mergel- und Thonarten erforſchen, und beſtimmen könne, wie viel in jeder vorkommenden Erdart Kalch, Thon, Sand und Gyps vorhanden ſey.

Hr. Andreä ſchlägt folgendes Verfahren vor. Erſtlich ſagt er, die Härte und Schwere ſey bey Erdarten vornehmlich in Betracht zu ziehen. Je härter und ſchwerer der Mergel iſt, je kleiner wird das von demſelben auf das Land zuführende Maaß ſeyn dürfen, im Vergleich nämlich mit einem lockern und leichten von gleichen Beſtandtheilen, um eine gleich daurende Würkung zu erhalten. Man darf daher nur die zur Unterſuchung beſtimmte Erde auf dem Ofen dörren, und wenn ſie in Stücken iſt, ſie aufs kleinſte zerreiben, damit ein blechernes Gefäß, welches 4 Cubiczoll hält, ganz voll anfüllen, und die Erde, ſoviel nur möglich iſt, zuſammen drücken; ſodann das Gefäß mit der Erde auf einer Wage, die ſehr ſchnell iſt, wiegen, und hiervon die Schwere des Gefäſſes abziehen. Man kann dies mit der Erdart thun, die gebeſſert werden ſoll, und auch mit der, durch welche man beſſern will. Und ſo findet man den Unterſchied.

Es iſt nothwendig zu wiſſen: ob die zu Verbeſſerung beſtimmte Erdart bald, oder ſpäte, oder gar

nicht

nicht im Waſſer zerfalle. Dies äuſſert ſich gar bald, wenn man die Erde in ein gläſernes Gefäß thut, und Waſſer darüber hergieſſet. Das baldige Zerfallen im Waſſer zeiget an, daß es nicht nöthig ſey, die Erdart lange vorher, ehe man ſie unterpflügen will, auf den Acker zu fahren; Erdarten aber, welche nicht leicht zerfallen, haben nöthig, länger der Luft ausgeſetzt zu ſeyn, damit ſie von der Sonne geröſtet, vom öftern Regen durchwäſſert, und durch den Froſt aus einander getrieben, und ſo zu ihrer allmäligen Auflöſung in Staub verbreitet werden.

Um zu erfahren, ob eine Erde kalchicht ſey, hat man nur nöthig, ſie mit Säuren zu unterſuchen. Der Kalch hat die Eigenſchaft, daß er von allem, was ſauer iſt, angegriffen, und dadurch zum Aufbrauſen gebracht werde. Er wird dadurch flüſſig und aufgelöſet; nur muß man keine Vitriolſäure dazu nehmen, denn dieſe macht mit dem Kalche einen harten Körper, daraus Gyps hervorgebracht wird. Man nehme die Säure aus dem Kochſalze, Spiritum ſalis acidum. (Guter ſtarker Eſſig iſt auch gut dazu; man gießt ihn bloß auf die Erdart, die man unterſuchen will.) Wenn man den Kalch wieder von der Säure befreyen will, ſo laſſe man nur einige Tropfen Laugenſalz in den aufgelößten Kalch fallen, ſo verbindet ſich dieſes mit der Säure, und läßt den Kalch auf den Boden des Gefäſſes fallen.

Wenn man ſich mit dergleichen Auflöſungen abgiebt, ſo findet man mehrentheils, daß nicht alle Theile der Erdart von dergleichen Säure aufgelöſet werden. Dies der Säure Unauflößbare iſt

1) Quarz, oder der aus ſolchem entſtandene Sand;
2) reiner Thon, und was aus demſelben ſeinen Urſprung hat, als Glimmer, und dergleichen;
3) Gyps und deſſen Produkte werden auch nicht, nur höchſt ſelten, von dergleichen Säure angegriffen.

Um das gypſichte Weſen zu entdecken, welches in einer Erdart ſich befinden kann, ſoll man, nach dem Hrn. Andreá, alſo verfahren:

Gyps beſtehet aus Kalch und Vitriolſäure. Findet ſich bey der Unterſuchung etwas, das der Spiritus ſalis acidus oder die Kochſalzſäure nicht angegriffen hat, ſo wäge man dieſe Maſſe; man nehme dazu eben ſo viel Laugenſaltz, verſtehe dem Gewichte nach, und koche beydes. Iſt wirklich Gyps vorhanden, ſo wird über den ſich nieder geſetzten Erdtheilen eine gewiſſe Flüſſigkeit ſchwimmen, die durch gelindes Verdunſten in der Wärme ganz, oder doch zum Theil, zu einem bittern Salze wird, welches aus dem Laugenſalze und der Vitriolſäure beſtehet, die dem Gypſe iſt geraubet worden. Die ſich auf den Boden niedergeſetzte erdichte Theile übergieſſe man mit Salzſäure. Iſt nun zuvor darin Gyps vorhanden geweſen, ſo werden die erdichten Theile nun aufbrauſen, und der von Vitriolſäure befreyte Kalch wird ſich nun in dieſe Säure auflöſen laſſen. Das Ueberbleibſel von dem, ſo vorher der Salzſäure widerſtand, muß erſt getrocknet, dann gewogen werden, und nachmals wird man durchs Gewichte gewahr, wie viel Gyps gegenwärtig geweſen ſey; ſo viel nämlich die Maſſe nun weniger wiegt, als ſie gewogen, ehe man ſolche mit Laugenſalze kochte.

Um ſich zu überzeugen, ob auch in dem Ueberbleibſel Thon oder Sand ſey, ſo übergieſſe man es mit Waſſer, rühre es um, und wenn ſich das Waſſer getrübet hat, ſo gieſſe man es, nach einem Augenblick Ruhe, in ein ander Gefäße; man wiederhole dieß ſo lange, bis alle leichtere von dem ſchweren getrennet iſt, nach Art des gewöhnlichen Schlämmens, ſo hat man in dem erſten den vorhanden geweſenen Thon, und in den

den letzten den damit vermiſcht geweſenen Sand. Nachdem beydes getrocknet worden, muß man das Verhältniß durch die Wage beſtimmen.

Nun iſt noch übrig, des Brennens zu erwähnen, das man, zu mehrerer Beſtätigung der ſchon gefundenen Beſtandtheile in den Erdarten, mit denſelben vorzunehmen hat. Sind die Erdarten ganz oder größtentheils Kalch oder Gyps, ſo thue man ſie in kleine Tiegel; von den mehr oder gänzlich thonichten aber mache man mit Waſſer Kugeln oder Kuchen, und laſſe ſie denn ſo blos in einem Töpferofen brennen. Aus einigen wird, wenn anders die Gluth gehörig gewürkt hat, nun lebendiger Kalch werden, der ſich mehr oder weniger mit Waſſer erhitzet, je nachdem ihm weniger oder mehr Thon ꝛc. beygemiſcht iſt. Einige werden ſich nun bezeugen, wie ein gebrannter Gyps ſich zu bezeugen pfleget; einige wiederum werden ganz hart geworden ſeyn, die denn offenbar thonigt ſind. Die mehr kalchichten werden das Waſſer, worin man ſie abgelöſcht hat, mit etwas anſchwängern, daß das Queckſilber aus dem im Waſſer vorher aufgelößten bekannten corroſiviſchen Sublimat mit einer Pomeranzenröthe niederwirft. Dieſe Kalchichten werden im Feuer mürbe geworden ſeyn im Gegenſatz mit den Thonichten; und auch dieſe werden minder hart erſcheinen, je mehr und mehr Sand ſie enthalten. Endlich wird die entſtandene höhere oder bläſſere Röthe in dem Gebrannten den ſtärkern oder ſchwächern Gehalt am Eiſen noch verrathen.

Ich muthe nicht jedermann das Maaß von Geduld zu, das dazu erfordert wird, wenn man alle dieſe erwähnten Verſuche ohne Ausnahme mit Genauigkeit anſtellen will. Ich habe ſie ſo gemacht, und wenigere waren mir nicht genug. Für einen Landwirth

wird zu ſeinem Zwecke hinlänglich ſeyn, wenn er durch Salzſäure das Quantum des vorhandenen Kalches, durch Laugenſalz die Menge des Gypſes, und durch das Abſchlämmen das Verhältniß des gegenwärtigen Thones und Sandes ausfindig zu machen ſich die Mühe giebt. Um das Eiſen, als welches in einigen wenigen Erdarten ſich gar nicht, in den meiſten aber nur in geringer und faſt allezeit unſchädlicher Menge findet, erlaube ich ihm, falls er nur nicht die vorhabende Erdart für ein naſſes ſaures Land beſtimmet, ſich gar nicht einmal zu bekümmern. Allein von jenen Stücken muß er Gewißheit haben, ſonſt lauft er Gefahr, von ſeiner zur Verbeſſerung des Ackers beſtimmten Erdart einen verkehrten ſchädlichen Gebrauch zu machen. Die Ungewißheit aber, oder vielmehr Unwiſſenheit in dieſer Materie, hat ſchon unzähliche Irrungen hervorgebracht; daher denn einige klagen, daß durchs Mergeln ihr Land verdorben werde, obgleich andere rühmen, daß daſſelbe das ihrige verbeſſere. Aber iſt denn mergeln und mergeln einerley? Und, wie die Aecker ſelbſt ſehr verſchieden ſind, iſt es nicht ſo auch die Erdart, mit welcher man ſie bemergelt? Ja, iſt nicht ſelbſt der Gehalt mancher einzelnen Grube, je nachdem man ſie höher oder tiefer bricht, oft von ganz entgegengeſetzter Natur, und derowegen unumgänglich nöthig, ſo bald man in den äuſſerlichen Kennzeichen der bisher daraus genommenen Erdart eine beträchtliche Abänderung bemerkt, ſie nicht mehr für die vorige zu gebrauchen. Es iſt durchaus nöthig, ſie zuvor zu unterſuchen, und wenn die Grube mehrere Schichte enthält, und zwar von der Lage, daß ſich die eine von der andern bequemlich trennen läſſet, ſo unterſuche man, zur Auswahl der beſten, jede beſonders. Siehet man ſich aber gezwungen, ſie alle ohne Unterſchied zu gebrauchen, ſo rathe ich,

ich, daß man durch die ſämmtlichen Schichte ſenkrecht in gleicher Breite und Dicke durchbreche, das Herausgebrochene zu Staub zermalmen laſſe, wohl durch einander menge, und denn aus dem ganzen Haufen einige Lothe zu den wenigen Proben herausnehme, die ich vorgeſchlagen habe. Sodann wird es ſich mit Gewißheit zeigen, in welcher Art von Boden die Erdart mit Nutzen zu gebrauchen ſtehe, und alle widerſinnige Urtheile werden aufhören.

D. Die beſte Zeit zum Anfahren der Verbeſſerungserden.

Wenn der geringe Landmann Unterricht, Muth und Kräfte genung hat, ſich mittelſt der Verbeſſerungserden reichere Aerndten zu verſchaffen, ſo wird er jede Zeit, in welcher er nicht von andern, nicht aufzuſchieben möglichen, Geſchäften abgehalten wird, für die beſte nehmen, und ſich an gar keine Jahreszeit binden müſſen. Die Herbſtzeit iſt jedennoch die vortheilhafteſte, weil das aufgeführte Erdreich den ganzen Winter hindurch die Einflüſſe der Luft deſto reichlicher annehmen kann. Hierauf hat der Ackersmann den folgenden Sommer bis zur Saatzeit hin deſto mehr Bequemlichkeit und Zeit, die aufgeführte Erde mittelſt des Pflügens und Eggens wohl zu vermiſchen und durchzuarbeiten, nachdem zuvor die aufgeführte Erdart auf den Acker mit Schaufeln überall wohl ausgebreitet worden. Denn ohne dieſe Miſchung würden die Erdarten ihre urſprüngliche Beſchaffenheit ſo wenig verändern, als wenig den Nutzen verſchaffen, der durch ihre gute Vermiſchung erhalten wird. Dieſerhalb muß der zu verbeſſernde Acker, ſo oft und ſo genau gepflüget und geegget werden, bis

man ſiehet, daß die Erdarten in der gewünſchten Vermiſchung ſich befinden.

Wird die Verbeſſerungserde im Herbſte angefahren, ſo wird, wie es mit dem Miſte geſchiehet, ein Häuflein nach einander, doch enger wie jener, auf dem Acker abgeſchlagen. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß mit dem, zur Verbeſſerung eines ſchweren Erdreichs aufgefahrnen, Sande es nicht gleicher Behandlung bedürfe. Der Wind würde ihn fortführen wenn er nicht alsbald verbreitet und eingepflüget würde.

Wenn leichtes Sandfeld durch aufzuführenden Lehm oder Leimen gebeſſert werden ſollte, ſo wäre es ſehr rathſam, daß man letztern, in Form etwas hoher Wände, auflegte, und ihn ſo ein Paar Jahr ſtehen lieſſe, um deſto mehr die Luftſäure an ſich zu ziehen, und hiemit Dünger und Verbeſſerungserde zugleich ausmachen, hiemit aber die Engländer auf gewiſſe Weiſe nachzuahmen. Man lieſet nämlich in Home'ns Grundſätzen des Ackerbaues nach der Ueberſetzung des Hrn. K. R Wöllners, Berlin 1763. S. 41. folgendes: In England werden die Plätze, wo die Schaafe übernachten, mit Dämmen oder Wällen, welche man von der Oberfläche wegnimmt, eingefaſſet, und dienen den Schaafen an ſtatt der, in unſern Gegenden vom Holz gemachten, Hürden. Dieſes Erdreich von ſolchen Dämmen binnen 3 bis 4 Jahren aus einander geworfen, ſoll 3 bis 4 Jahr länger, als der Hürdenſchlag ſelbſt, fruchtbar bleiben. —

E. Vorſchläge, die Anwendung der Verbeſſerungserden zu erleichtern.

Wer die Aecker in Deutſchlands verſchiedenen Provinzen theils aus eigenem Anſchauen, theils und auch meiſtens nur aus Beſchreibung kennet, der wird, wenn man ſie ihrer Güte nach in vier Klaſſen mittheilen wollte, es gern eingeſtehen, daß wenigſtens unter ſolchen nur und kaum ganz eine ſey, welche keiner Verbeſſerung durch Vermiſchung der Erdarten fähig wäre. Nähme man nun nur an, daß hiedurch ein Drittheil Korn mehr gewonnen werden könnte, da es doch leicht über die Hälfte noch zu bringen wäre, ſo ſiehet man daraus, was ein Staat noch im Ackerbaue vor ſich habe, und daß es ihm ſehr darum zu thun ſeyn müſſe, aus und in ſich ſelbſt, mittelſt Erdverbeſſerungen neue Quellen der Stärke und des Reichthums hervorzuſuchen. Eine Provinz z. E. die bisher ihre Ackerproduckte etwa ein Paar Millionen ſchätzen kann, könnte ſie über kurz oder lang auf drey Millionen und darüber bringen; ſollte dies nicht zum Hauptbojeꝛct der ländlichen Induſtrie ausgeſtellet und hierzu alle Kräfte angeſpannet werden?

Eigennutz iſt der mächtige Hebel menſchlicher Induſtrie. Dieſerhalb muß der geringe Landmann, (denn auf dieſen ſehe jetzt vornehmlich, und ſetze voraus, daß jeder Grundherr, dem die vorausgeſetzte Theorie der Erdvermiſchung bekannt worden, ſein und ſeiner Nachkommen Wohl nicht mißkennen, und ſeinen Guthsertrag zu erhöhen bereit ſeyn werde;) nachdem er hinlänglich unterrichtet worden, Sicherheit haben, daß ſeine Erdverbeſſerungen niemals von ſeinen Obern zur Erhöhung herrſchaftlicher Abgaben gemißbraucht werden ſollen, als welche Beſorgniß das Grab des menſchlichen Fleiſſes iſt.

Zaggemann erzählt in ſeinem landwirthſchaftlichen Haushalter S. 411. ff. folgende Geſchichte: Ein gutherziger Edelmann ſchrieb mir vor einigen Jahren dieſen Brief;

Mein Coſſäthe, Chriſtian Schmid, beſchwerte ſich vor neun Jahren bey mir, daß er ſchlechten Acker, und ſchwere Hofedienſte hätte. Es mangelte ihm bald am Brod, bald am Saatkorn, und bath anbey, daß ich ihm zu ſeinem beſſern Unterhalte noch ein Stück Land anweiſen ſollte, welches ihm abſchlug. Er bettelte weiter, und ſchlug mir endlich vor, daß ich ihm das Stück Land vor hieſigem Dorfe geben ſollte, welches weder ich, noch die Gemeinde nutzen könnte, weil es in todtem Sande beſtünde. Er wollte ſich bemühen, daraus einen guten tragbaren Acker zu machen. Ich ſuchte ihm von ſeiner Unternehmung abzubringen, und ſtellte ihm die Unmöglichkeit und Schwierigkeit vor. Er blieb aber bey ſeiner Meynung; gab vor, daß er den in meinem Ellerbuſche verfallenen alten Graben wieder eröffnen, und mit Hülfe ſeines Schwiegervaters die auszuwerfende Erde nach und nach aufs Sandland fahren wollte. Sein anhaltendes Betteln verleitete mich dahin, ihm das Stück Land ſowohl zu ſchenken, als die Räumung des Grabens zu verſtatten, und habe ihm hierüber eine ſchriftliche Verſicherung ertheilen müſſen.

Dieſer Coſſäthe nun unternahm mit ſeinem Schwiegervater die Räumung des Grabens, und überfuhr im andern Jahre von der ſchönſten ſchwarzen Moorerde ſoviel, daß er hiernächſt einen Scheffel Roggen darauf ausgeſäet, und davon ſechs Scheffel eingeärndtet hat. Von Jahren zu Jah-

Jahren hat er dieſe Fuhren nebſt ſeinem Schwiegervater fortgeſtellet, und das Stück Sandland nunmehr mit der aus dem alten Graben gebrachten Erde zwey Fuß hoch erhöhet, ſo, daß es jetzo beynahe das beſte und zuträglichſte Stück auf meinem ganzen Felde iſt, und auſſer dem obgedachten Roggen ſchon zweymal Waizen und zweymal Hirſe getragen. Nun wollte ich dieſem Manne, weil er viel Mühe gehabt, dieſes Land gern überlaſſen; (der arme Coſſäthe hatte nicht Ueberſicht genug gehabt, daß er ſich in der Verſchreibung des Stück Ackers nicht die Entſagung des Edelmannes aller künftiger etwaniger Erhöhung ſeiner Dienſte und Pächte einrücken laſſen;) er iſt aber ſo unbeſcheiden, daß er mir davon keine Pacht entrichten, auch nicht mehr Hofedienſte leiſten will, als er vorher geleiſtet hat, da er doch das Stück Land ſehr hoch genutzet, indem er bereits vor zwey Jahren mit ſeiner Arbeit fertig geworden. (Der gnädige Herr hatte ja aber in dem ſchriftlichen Inſtrumente geſagt, das Stück Land ſey dem Coſſäthen geſchenkt, und kein titulus oneroſus beygeſetzet worden, als welcher des Unternehmers Induſtrie gleich vergraben gehabt haben würde.) Er genieſſet nunmehr von dieſem Stück Landes faſt mehr, als von allen ſeinen andern Aeckern, (recht ſo; man laſſe ihm ſeine Neider nacheifern!) daher auch meine übrige Coſſäthen darüber ſehr ſchwierig ſind, und bereits allerhand Verdruß erreget. Ich bitte alſo ſehr, mir doch zu rathen, ob ich dem Coſſäthen Schmidt das Land wieder abnehmen, oder doch mindeſtens von ihm Kornpacht, oder mehr Hofedienſte fordern kann. Unnütze Proceſſe wollte ich nicht gerne haben, doch deucht mir, daß der

Coſſäthe nicht alles umſonſt verlangen könnte. Ich erwarte ihren guten Rath, und berichte, daß ich mich wegen meiner am N. N. gehabten Anforderung verglichen habe, der ich verharre. —

Mein auf ziemlich unächten Finanzprincipien ſich gründender Guthsherr dürfte nur an einen gleichgeſinnten Conſulenten gerathen ſeyn, ſo würde dieſer ihm beygeſtimmet, und geſagt haben, daß es billig ſey, die herrſchaftlichen Abgaben oder Präſtationen nach dem reinen Ertrage der liegenden Gründe zu reguliren. So aber ſchreibt der beſſer denkende Herr Hofrath Hagemann alſo:

Auf mein erfolgtes Anrathen hat der Coſſäthe Schmid ohne fernere Beſchwerung ſein von ihm zubereitetes Stück Land behalten, und beſitzet es bis dieſe Stunde, ſo, daß er nunmehr reichliche Früchte ſeines angewandten Fleiſſes genieſſen kann. Wenn doch mehrere Ackersleute dieſem fleiſſigen Coſſäthen nachahmen, und ihre Aecker auf gleiche Art verbeſſern wollten! Findet man gleich nicht auf allen Feldmarken alte verfallene Waſſergräben, ſo iſt doch wohl ſelten eine Feldmark anzutreffen, wo nicht ein fetter Grund, oder ſonſt eine Gelegenheit zu guter Erde ſich finden ſollte. —

Wer wollte nicht dieſen Wünſchen des Herrn Hagemanns beytreten! Aber es kömmt auf die Grundherren an, daß ſie ihre Unterthanen von der Furcht befreyen, welche Frankreichs Bauer in der Unterthänigkeit erhält. Als einige derſelben einſt von einem Reiſenden befragt wurden, wie ſie bey ihrem Elende und Armuth noch ſo frölich ſeyn könnten, ſo gaben ſie zur Antwort: Es könnte uns nichts helfen, wenn wir mehr erarbeiteten. Wir würden darum gar nicht in beſſern Umſtänden ſeyn, weil wie, je mehr wir zu wege bräch-

brächten, deſto mehr auch würden abgeben müſſen. Ganz richtig. Derjenige kennet den Menſchen gar noch nicht, der von ihm Fleis und Induſtrie verlanget, ihn aber die Früchte ſeines Fleiſſes nicht will genieſſen laſſen.

Sicherheit iſt alſo das Fundament, welche die Induſtrie erhebet. Furcht und Mißtrauen untergräbt ſie. Ein Guthsherr, der alſo will, daß ſeine Unterthanen todten Sand gleich Hagemanns Coſſäthen in Waizenacker verwandeln ſollen, der ertheile ihnen die feyerlichſt verbriefte Sicherheit, daß der Erdverbeſſerer und ſeine Nachkommen auf ewige Zeiten von aller Erhöhung herrſchaftlicher Gefälle und Dienſte befreyet ſeyn ſollen. Iſt der Guthsherr kein Menſchenfreund, der an Vermehrung des menſchlichen Wohls nicht Gefallen hat, ſo muß er entweder durch die höchſte Landesobrigkeit angehalten werden, zum beſten des Staats, in welchem er lebt, und von dem er Schutz und Vortheile genieſſet, ſeinen Unterthanen die Hand zu bieten, oder lieber durch Ertheilung gewiſſer Ehrenzeichen, zur Nacheiferung erwecket werden, wenn diejenigen, die ſich als Förderer der Ackerverbeſſerung in Anſehung ihrer Unterthanen hervorthun, auf Erlangung gewiſſer Ehrenzeichen Rechnung machen dürfen.

Da es heutiges Tages gar kein Problem mehr iſt, daß der Ackerbau die Grundſäule des Staats ſey, ſo weiß ich nicht, warum man in Deutſchland nur allein den Kriegern, und nicht auch eben ſogern Förderern des Ackerbaues Ordensbänder umhängen wollte. Ländereroberungen können vielmals Weniger einbringen, als die Totalität von Ackerverbeſſerungen eines Landes. Jeder Dorfedelmann, der den Kornertrag ſeiner Ländereyen bey ſich und ſeinen Unterthanen auf eine oder die andre Weiſe vermehret, arbeitet an der

Ver-

Vertheidigung des Staats gegen andere. Denn durch den vermehrten Korngewinnſt hilft er an ſeinem Theile ja doch zur Verſtärkung des Staats; er vermehret ſeine natürlichen, und von keinem auswärtigen Staate abhängende, Reichthümer, wodurch zugleich die Volksmenge vermehret wird. Sollte für dieſen Biedermann der Staat keine Ehrenzeichen, nur allein für den Krieger, der mehr zerſtören, als bauen, mehr die Volkszahl mindern, als vermehren muß, haben wollen?

Der Staat laſſe jährliche ſo zu nennende Ackerannalen drucken, und beſchreibe darinnen die rühmwürdigen Operationen der Guthsbeſitzer, um die Nacheiferung aufs höchſte zu erwecken. In dieſen Annalen, wovon auch ein kurzer Auszug den politiſchen Zeitungen einverleibet werden könnte, müſſe beſonders derjenigen mit voller Ruhmserhebung gedacht werden, welche ſich durch vorzügliche Ackerverbeſſerungen zum Ordensbande qualificiret und ihn auch erhalten hätten.

Unter den Creiseingeſeſſenen des —— Creiſes, ſo würden etwa die Ackerannalen berichten, hat ſich im verwichenen Jahre N. N. am meiſten hervorgethan. Er hat 1) acht Morgen Flugſand durch Begattung mit Gras- und Holzſaamen wieder befeſtiget und nutzbar gemacht; 2) einen Moraſt, oder Bruch, von 200 Morgen, worin bisher nichts als ſchilfichtes, ſaures und kraftloſes Gras wuchs, abgezapfet oder abgetrocknet, ſo, daß hieraus die ſchönſten, ſüſſes feines Gras tragenden, Wieſen werden müſſen, wodurch ſein und ſeiner Unterthanen Viehſtand gar ſehr verbeſſert wird. 3) Auf den entfernteſten Aeckern des Guthes, die theils wegen der meiſten Entlegenheit vom Guthe, theils wegen des ſchlechten Bodens am wenigſten einbrachten, hat er abgebauet, und 12 Coloniſten darauf ange-

angeſetzet. Jeder Anbauender hat 4 Morgen nicht nur zum Eigenthum ſondern auch die Wohngebäude fertig und umſonſt, auch 10 Freyjahre bekommen, worauf ein mäſſiger Erbzinß an den Guthsherrn jährlich erleget wird. Hiernächſt hat eben derſelbe jedem Coloniſten einen Ochſen und ſogenannten Kippkarren, welche ſie binnen 4 Jahren erſt bezahlen dürfen, angeſchafft, damit ſie aus der Nähe ihrer Aecker Lehm anfahren, und damit ihren Sandacker verbeſſern mögen. Und damit es nicht am Futter zu Unterhaltung eines Ochſens und einer Kuh in der Stallfütterung vom Anfange an fehlen möge, ſo hat der Guthsherr jedem Coloniſten 2 Morgen Acker mit Klee beſtellen laſſen. 4) Endlich hat eben dieſer Guthsherr dreyen ſeiner Bauern, welche unter allen den ſchlechteſten Acker haben, auf ſechs Jahr lang des gewöhnlichen Hofedienſtes entlaſſen; damit ſie theils aus dem urbar gemachten Bruche die Moorerde auf ihre nächſte Aecker fahren, theils andre ihnen zugehörige Aecker, die thonichten mit Sand, die ſandichten aber mit Lehm befahren mögen. Er hat zugleich dieſen drey Bauern eine ſolenne, und zu Recht beſtändige, Verſicherung, welche er zugleich ins Landbuch eintragen laſſen, gegeben, daß ſie in Betreff ihrer zu unternehmenden Ackerverbeſſerung ſo wenig in Geld- oder Naturalabgaben, als Dienſten niemals erhöhet werden ſollen. Wie denn belobter Guthsherr zu gleicher Zeit ein gleiches Inſtrument drey andern Bauern gegeben, daß ſie, ſo bald die Freyjahre der erſtern vorbey ſeyn werden, in ihre Stelle treten, und mittelſt vierjähriger Entlaſſung ihrer Hofedienſte auch an ihre Ackerverbeſſerung Hand anlegen ſollen. Dieſemnach iſt N. N. dem Landesherrn, als ein ſich zum Orden des Patriotismus (wäre dies nicht der ſchicklichſte Name?) qualificirt gemachter Creiseingeſeſſener vom Landra-

the

che und Creisdeputirten angezeiget worden, welcher ihm gedachten Orden ertheilet, und befohlen, daß der Landrath das Ordensband bey der nächſten Creisverſammlung in Gegenwart der Landſtände mehrbelobten N. N. Namens des Landesherrn, umhängen, und ihm nebſt Ueberreichung des Ordensdiploms den nun zukommenden Rang unter ſeinen Mitſtänden anweiſen ſollen. —

Können Leſer ſeyen, welche mich zu übertriebener Forderungen beſchuldigen wollen, ſo muß ich ſie als ſolche anſehen, welche mit den Mitteln, die Induſtrie aufzumuntern und anzufriſchen, theils niemals bekannt geworden, theils ſich in den Schriften klaſſiſcher Schriftſteller, welche die Grundſätze der politiſchen Wiſſenſchaften vortragen, nicht umgeſehen haben. Es ſey mir daher erlaubt, aus mehrern ſolcher Schriftſteller den berühmten Hrn. Abt Generoſi anzuführen, welcher in ſeinen Grudſätzen der bürgerlichen Oekonomie alſo ſpricht:

Ehre und Belohnung, dieſe beyde große Triebfedern, welche alle Künſte und Wiſſenſchaften hervorbringen und vollkommen machen und die großen Urſachen der Thätigkeit ſind, machen eine der ernſtlichſten Pflichten aus. Denn wenn diejenigen, welche — — ſich in irgend einer nützlichen Profeſſion vor andern hervorthun, oder diejenigen, welche mit ihrem Privatvermögen den öffentlichen Nutzen und die öffentliche Glückſeligkeit zu befördern ſich befleiſſigen, anſtändige Ehrenbezeugungen und Belohnungen erhalten, ſo kann es nicht fehlen, daß der Verſtand und der Geiſt der Nation nicht erweckt wenden ſollte, und daß nicht große Vortheile für ſie, als für den Regenten daraus entſtünden, da zumal der Menſch ein gewiſſes Thier iſt, das niemals ſeine Kräfte alle kennen

nen lernt, als wenn es auf gewiſſe Proben geſetzt wird. Die Geſchichte der menſchlichen Dinge beweiſet den Nutzen der empfohlnen Hülfsmittel, und lehret zugleich, daß ſich der menſchliche Geiſt niemals in Bewegung ſetze, ohne große Männer hervorzubringen. —

Nachdem eben dieſer Lehrer ſeine Behauptungen durch das Beyſpiel der Engländer erläutert hat, ſo ſetzt er zur Beſtätigung derſelben von ſeinem Vaterlande dieſes hinzu:

Es iſt nicht blos die bürgerliche Freyheit, die gegenwärtig in Aegypten, in Perſien, in Griechenland fehlt, daß dieſe Nationen das nicht mehr ſind, was ſie ehemals geweſen: das bewegende Principium des Verſtandes und des Geiſtes fehlt ihnen, d. i. die Belohnung und die Ehre, und der Grad der Freyheit, der Bürgern als eine Belohnung zukömmt, und den die Geſetze in jedem Lande unangetaſtet laſſen müſſen. — Der Boden Italiens iſt heut zu Tage eben derſelbige, der er zu den Zeiten Auguſts war: das Klima iſt eben daſſelbe. Hieraus folget, daß das Phyſikaliſche derer, die daſelbſt gebohren werden, auch noch daſſelbe ſey. — — Bey alledem fehlt gar viel, daß Italien in Anſehung des Moraliſchen noch daſſelbe ſey. Hiervon iſt die wahre Urſach, daß ſich die häusliche und bürgerliche Erziehung geändert hat, und daß andre Studien, andre Lebensarten und eine andre Denkungsart aufgekommen ſind. Dadurch iſt das bewegende Principium großer Genies und des Muths ausgelöſcht worden; und die Leute haben ſich bemühet, durch Pracht in der Lebensart, durch Liſt, Betrug, kleine Ränke, und andere dergleichen Kunſtgriffe dasjenige zu erlangen, was ſie durch Tugend, die entweder unbekannt, oder gefürchtet iſt, nicht erlangen können. —

Aber

Aber die Bauern, die ihre Einkünfte durch Erdverbeſſerungen vermehren, wider vermehrte Auflagen oder Dienſte zu ſichern, ſollte dies nicht von Vielen unbillig gehalten werden? Iſt es nicht völlig gerecht, werden ſie ſagen, die Abgaben der Unterthanen nach dem wahren Ertrag ihren Aecker zu proportioniren? Hier iſt aber Induſtrie, welche nach den Grunſätzen einer geſunden Ackerpolicey gar nicht beſchweret werden muß. Soll man, wird mancher weiter fragen, den Bauer gar reich werden laſſen? Ja! antworte ich, er ſey lieber reich als arm, von reichen Bauern hat der Staat mehr Nutzen, als von armen. Ich werde mit dieſer Meynung manchen Edelmann, manchen unrechten Financier oder Cameraliſten ärgern; ich will daher hier abermals hinter eine Schutzwehr treten, und den Verfaſſer der Briefe über den gegenwärtigen Zuſtand von England mir das Wort alſo reden laſſen: Der Reichthum iſt eine Quelle der Bevölkerung; — — wenn die Erde Einkünfte bringen ſoll, ſo wird erfordert, daß die Arbeit des Landmannes ein reiches Produkt gebe, welches die andern Klaſſen von Menſchen, die in einem Staate nothwendig ſind, erhalten kann. Nun kann dieſes von armen Bauern nicht erwartet werden, welche die Erde auf eine unzulängliche Art bauen. Sie haben genug zu thun, wenn ſie blos für ſich ſelbſt einen elenden Unterhalt hervorbringen können. — — Blos von reichen Leuten muß die Einrichtung einer Kultur und eines Handels mit den ländlichen Produkten abhangen, der im Stande iſt, den Privatmann einzeln, und den Staat im Ganzen zu bereichern und eine niemals verſiegende Quelle von Reichthümern zu eröffnen, vermittelſt welcher eine Regierung ihren Unterthanen einen vollkommnen Genuß aller Arbeiten, ſowohl der Künſte, als der Handwerker verſichern, ihre Gränzen be-

feſtigen, und allezeit ſtarke Kriegesheere zu ihrem Dienſte haben kann, und wodurch ſie öffentliche Werke, die zum Nutzen und zur Zierde nothwendig ſind, auf eine große Art zu unternehmen, und ſolche Belohnungen und Vortheile, die geſchickte Fremdlinge bewegen können, ſich in dem Reiche niederzulaſſen, zu geben im Stande ſind.

Auf ſolche Art hängt von der Polizey des Ackerbaues, und von der Handlung mit deſſen Produkten, die Einrichtung der Finanzen und aller andrer Zweige der Regierung in einem Staate, der ein anſehnliches Gebiete hat, ab. —

F. Vorſchlag einer ſo zu nennenden Ackerinduſtrietabelle.

Da, wie vorhin ſchon geſagt worden, in den wenigſten Gegenden und Oertern Aecker vorhanden ſind, welche nicht durch Verbeſſerungserden zu einem höhern Kornertrag nach und nach erhöhet werden können, ſo würde es ſehr zweckmäſſig ſeyn, wenn Landesregierungen, oder ſogenannte Kammercollegia, mittelſt jährlich an die Ackerſtädte und Dörfer zu erlaſſender Tabellen, deren Fragen in den Städten von Magiſträten und Städteälteſten oder Verordneten, in den Dörfern von den Gerichtsobrigkeiten, oder falls die nicht am Orte gegenwärtig ſind, von den Dorfpfarren, wenn ſie Ackerbau treiben, Schulzen oder Richtern und Schöppen zu beantworten, auch wohl von Bevollmächtigten, die in der Provinz dazu ausgeſchickt werden, nachzuſehen und zu berichtigen wären, die ländliche Induſtrie erforſchen und aufmuntern wollte. Mittelſt dieſer Tabellen müßte nun eine Landesregierung die Ackerinduſtrie ſo einleiten und ermuntern, daß die Hinderniſſe derſelben je mehr und mehr aus

dem Wege geräumet würden. Ich will eine Tabelle entwerfen, die nach Beſchaffenheit jeder Provinz Zuſätze erfordern kann.

I. Fragen über den Flugſand.

1) Iſt Flugſand am Orte vorhanden, und wie viel Morgen ohngefähr enthält derſelbe?

2) Sind zur Urbarmachung und Befeſtigung deſſelben noch niemals ſichre Anſtalten getroffen worden, und wenn ſolches bisher unterblieben, was iſt daran Schuld?

3) Wenn bisher ſchon Barrieren gegen die Nordweſtwinde angeleget worden, worin haben dieſelben beſtanden, in Gräben, deren Wälle mit Graswurzeln beſäet, oder mit Espenaufſchlag, auch kreuzweiſe mit Bruchweiden beſetzt worden; oder welches geſchwinder wirkt; ſind Barrieren von hingeworfenen oder mit Pfählen befeſtigten Reiſern von Kiefernholz angelegt, und die erſten Zwiſchenräume mit Kiefernſaamen und Graswurzeln zugleich begattet worden?

4) Hat man es in den folgenden Abtheilungen verſucht, allerley nützliche Futtergräſer, als Quecken, Sichelklee, (Medicago falcata) Esparcette, (Hedyſarum Onobrychis) Kälberkropf, (Chaerophyllum ſylveſtre) Pappel, (Malva ſylveſtris) Stockroſe, (Alcea roſea) Spergel, (Spergula arvenſis) Honiggras, (Halius lanatus) u. ſ. f. anzubauen?

5) Wenn nur gedachte Futtergräſer nicht fortgekommen ſind, was war hiervon die Urſach, etwa dieſe, daß ſie nicht im Herbſte, bey naſſer Witterung, oder mit einer Vermiſchung von fettem Dünger,

ger, Schlamm, Moos, u. dgl. ſondern im Frühjahre angeſäet; oder daß ſie nicht ein Jahrlang mit dem Abſchneiden verſchonet worden?

6) Iſt auch wohl nicht das Mißlingen ſolcher Gräſer daher gekommen, daß man den allzuleichten Sand nicht mit recht ſchweren Walzen nach der Ausſaat im Herbſte, auch theils noch ſpäter, nach dem Aufgehen der Gräſer, übergefahren und ihm hiermit eine mehrere Dichtigkeit gegeben, um der jungen Saat wider Wind und Sonne Beſtand zu verſchaffen?

7) Wenn unter dem Flugſande ein oder mehrere Fuß tief noch gute fruchtbare Erde gefunden wird, (dieſe muß aber da ſeyn, wo der Flugſand gute Aecker und Wieſen verſandet, oder überzogen;) ſollte es nicht daſelbſt dienlich ſeyn, zumal in den Gehägen große Birken, Rüſter, Weiden, Pappeln u. ſ. f. zu pflanzen, welche im Sandboden gut beſtehen, und in dürftigen Gegenden das Laub zum Viehfutter für kleine Wirthſchaften abgeben können, anzupflanzen?

8) Sollte es nicht rathſam ſeyn, falls die Ackerwirthe des Orts Acker genug in Cultur haben, den bisher wüſte und unbrauchbar gelegenen Fleck Neuanbauenden zur Urbarmachung zu überlaſſen?

9) Wäre die Commune hiervon nicht abgeneigt, wären ſodann nicht ein oder mehrere Ackerwirthe des Orts, die erwachſene Söhne und Töchter haben, dazu zu überreden, daß ſie ſolche Söhne und Töchter untereinander verheyratheten, und auf dem wüſten Platze aufbauen ließen, damit Väter und Schwiegerväter den Neuaufbauenden zu Hülfe kämen, um das Sandland allmählig in

 gutes

gutes tragbares Kornland mittelſt Bedeckung mit Lehm oder Moorerde zu verwandeln?

10) Sind am Orte oder in der Nachbarſchaft Nadelhölzer vorhanden, deren Abtreiben ganz oder zum Theil, wenn ſie auf dürren Sandboden ſtehen, einen Flugſand mittelſt des Windes veranlaſſen könnte?

11) Wenn dieſe Wälder nach gewiſſen Schlägen oder Abtheilungen von Jahr zu Jahr abgeholzet werden, in welcher Richtung gehen ſolche Abtheilungen?

12) Da die von Nordweſt gerade nach Morgen zu ausgehende Abtheilungen vom Winde angeriſſen, und den geraden Strich lang hindurch Flugſand werden, und Verſandungen der Nachbarſchaft anrichten können; vermeidet man auch ſolche, und läßt ſie lieber in die Queere, von Mittag gegen Mitternacht zu, laufen?

13) Iſt die Waldung auf dem Sande bisher noch nie in Schläge vertheilt geweſen, und ſoll nun allererſt nach ſolchen angehauen werden; iſt dazu Sicherheits halber der erſte Schlag von der Mitternachtsſeite beſtimmet worden?

14) Wenn ein Sandberg, der bisher als Weide genutzet wird, vorhanden, und von ſelbigem Sand zum Bauen oder Streuen in den Häuſern gebraucht wird; ſind die Sandgruben auch nicht an der Abendſeite des Berges angelegt, und hiemit dem Winde Gelegenheit gegeben worden, weiter in den Berg hineinzureiſſen?

II. Fra-

II. Fragen über die in Cultur befindliche Aecker.

1) Was für Erden enthält das Feld, ſchwarze oder graue fette Erde? was für Arten von Lehm- Letten- oder Thonerde? welche Arten von Sand, kalter oder hitziger Art?

2) Sind verſchiedene Erdarten auf dem Felde; wie viel beträgt jede derſelben nach Morgen oder Scheffelzahl gerechnet, wie viel nämlich derſelben ausgeſäet werden können?

3) Wenn der Verbeſſerung fähige Erdarten durch entgegenſtehende da ſind, findet man auch dieſe letzteren auf der Feldmark, oder in der Nähe?

4) Wären keine Verbeſſerungserden des Orts bekannt oder ungewiß, ob dergleichen in der Tiefe des Bodens befindlich: hat man dieſe ſchon überall mit einem Erdbohrer ausgeforſchet, und iſt ein ſolcher am Orte bereits vorhanden?

5) Sind Verbeſſerungserden bisher gebraucht worden; auf welche Art iſt ſolches geſchehen?

6) Iſt jemand des Orts mit Anwendung der Verbeſſerungserden ſchon ſo weit gekommen, daß er ſchlechtes Land, welches bisher kaum das dritte oder vierte Korn getragen, oder drey, ſechs und mehrere Jahre der Ruhe bedurfte, um ſich wieder zu erhohlen, in ſolches verwandelt, welches nun das ſechste, ſiebente ꝛc. Korn trägt, und wie alt iſt ſolche Beſſerung?

7) Iſt noch keiner mit Erdverbeſſerungen ſo weit gekommen, daß er Roggenland in Waizenland, Haberland in Gerſteland u. ſ. f. verwandelt hätte?

8) Iſt dergleichen noch gar nicht geſchehen, welches ſind die Hinderniſſe, und wie ſind dieſe zu heben?

9) Wenn die Gemeinheit bisher im Wege geweſen, weßhalb ſcheuet man ſie, und warum iſt ſie nicht längſt aufgehoben, da ſolche von der Landesherrſchaft begünſtiget wird?

10) Hat etwa dieſerhalb noch kein Ackerwirth zur Erdverbeſſerung Hand anlegen wollen, weil er heute oder morgen eine Aufhebung der Gemeinheit befürchtet, bey welcher er um ſeinen Acker kommen, und die Frucht ſeiner Induſtrie in andern Händen ſehen müßte?

11) Wenn die Ackerwirthe jeder mehr als zwey Hufen, oder ſechszig Morgen Ackers beſitzen, ſollten ſie nicht geneigt ſeyn, ihren Kindern das Uebrige davon, den ſchlechteſten, aber einer Verbeſſerung fähigen, Theil mittelſt Erdmiſchung, zum An- und Aufbau abzutreten?

12) Wären Väter hiezu geneigt, was wünſchten ſie für Unterſtützung abſeiten der Landesherrſchaft, freyes Bauholz, Freyjahre, Vorſchuß am Gelde u. ſ. w.?

13) Könnten und wollten aber die Ackerwirthe nichts von ihren Aeckern abtreten, ſollte ihnen nicht gerathen ſeyn, wenn ſie ihre bisher geringſte geweſene Aecker durch ſchickliche Erdmiſchungen in den Stand ſetzten, daß ſie mit allerley Futtergräſern beſtellet würden, und mittelſt der Stallfütterung bey bisheriger geringer Weide die Viehzucht zu verbeſſern, und mehr Dünger davon zu gewinnen?

III. Fragen über den Wieſewachs.

1) Hat jeder Ackerwirth ſo viel Wieſewachs, daß ſelbiger wenigſtens den dritten Theil ſeiner Grundſtücken, gegen den Acker zu rechnen, ausmacht?

2) Wenn

2) Wenn des Orts zu niedrig gelegene, und die meiſte Zeit unter Waſſer ſtehende, Wieſen gefunden werden, welche dieſerhalb nur ſaures, ſchilfichtes, und alſo ſchlecht nährendes Heu geben; warum ſind keine Abzugsgräben zur Abtrocknung bisher angeleget worden?

3) Haben die Wieſen eine ſolche Einrichtung, daß ſie zu Zeiten gewäſſert werden können, oder leidet es die Lage, daß dergleichen ohne Weitläuftigkeit annoch veranſtaltet werde?

4) Iſt es noch nie verſucht worden, ob die Wechſelcultur, da Wieſen von Zeit zu Zeit als Ackerland zum Getraydetragen, und darauf wieder zu Gras, gebraucht werden, einträglicher ſey?

5) Hat es bisher die Hüthungsgemeinſchaft nicht verſtattet, an ſolcher Wechſelcultur zu gedenken; hat man wenigſtens noch nie Wieſen ſo mit dem Pfluge bearbeitet, daß nur eine, oder wenige zuſammenpaſſende Grasarten damit begattet worden, um deſto kräftigeres Heu, welches vom Graſe gleichen Wuchſes und gleicher Blüthzeit entſtehet, zu gewinnen geweſen?

6) Wenn die Wieſen einen der Verbeſſerung fähigen Boden haben, hat man bereits von Erdmiſchungen, und von welchen, Gebrauch gemacht?

7) Hat man die Wieſen aber in ihrem erſten natürlichen Zuſtande gelaſſen, womit ſind ſie gedünget worden?

8) Iſt bisher gebrannter Kalch gebraucht worden, wie hat man ihn überſtreuet, allein, oder in Vermiſchung mit Erde?

9) Zu welcher Jahreszeit iſt ſolches geſchehen?

10) Hat man nicht, wie ſonſt immer, die Frühlingszeit zur Kalchdüngung am vortheilhafteſten gefunden?

11) Da man mit Gypſe die Erde ſo leicht verderben, als verbeſſern kann, welche Verfahrungsart hat man am beſten befunden?

12) Da diejenige Gypsart, welche mit der Säure aufbrauſet oder diejenige, die ſich bald in ein zartes Pulver auflöſet, für die vorzüglichſte gehalten wird; hat man ſolche gehabt und gebrauchet?

13) Wann auch ferner einige gebrannte Gypsarten, es den ungebrannten in der Düngung zuvorthun, von welcher hat man Gebrauch gemacht, und darin am vorzüglichſten befunden?

14) Der Mergel kann ſowohl beym Getreyde- als Grasbaue angewendet werden; hat man bisher Wieſen, und mit welchem Vortheil, bemergelt?

15) Wenn ſolches bisher geſchehen, die verſchiedenen Mergelarten aber den verſchiedenen Erdarten, die damit gebeſſert werden ſollen, gemäß ſeyn müſſen; welche Mergelart hat man bisher gebrauchet, oder gewählet?

Anmerk. Hier müßte vorausgeſetzt werden, daß die Benennungen des Mergels nach dem Verhältniß ſeiner Beſtandtheile nicht unbekannt wären, oder bekannt gemacht würden, damit man ſagen und wiſſen könnte, was z. E. Thon- Kalch- Gyps- Sandmergel u. ſ. f. (ſ. S. 539.) ſey.

16) Wenn das Aeſchern der Wieſen des Orts gebräuchlich, und rohe Aſche einen andern Nutzen eigentlich hat, als das Moos zu vertilgen; welche Aſche zeigt den meiſten Nutzen, ſchlechtweg abge-

abgelaugte und im Schatten wieder getrocknete, oder Seifenſiederaſche, welche mit Kalch gemiſcht iſt?

17) Wie ſehr iſt der Heugewinnſt vom Kalch- Gyps- Mergel- und Aſchaufſtreuen vermehret worden, um den zweyten, dritten und vierten Theil u. ſ. f?

Siebentes Kapitel.

Gewöhnliche und ungewöhnliche Düngungsarten.

Die Nahrungstheile der Pflanzen müſſen, damit ſie unterhalten oder vermehret, und nicht erſchöpfet werden, der Erde durch verſchiedene Düngungsmittel einverleibet werden.

Die gewöhnlichen Düngungsarten beſtehen aus den Auswürfen der verſchiedenen Hausthiere, welche ſalzige, ölichte und irdiſche Theile enthalten, die nebſt der wäſſerichten Feuchtigkeit den Grund aller Fruchtbarkeit ausmachen.

Die ungewöhnlichen Düngungsarten, die auch bey einigen Schriftſtellern künſtliche, im Gegenſatz der natürlichen oder gewöhnlichen, heiſſen, ſind zum Theil ſchon im vorigen Kapitel berühret worden, theils ſoll ihrer in der Folge gedacht werden. G. S. §. 126. 127.

1) Die zum Düngermachen dienlichſte Strohart.

Es ſind Oerter und Gegenden, die, nach der beſondern Beſchaffenheit ihrer Aecker, von einer Strohart bald mehr bald weniger gewinnen. Es iſt aber

 nicht

nicht einerley, das Streuſtroh von der am meiſten vorräthigſten Sorte nehmen zu wollen. Es ſey der Fall z. B. daß man an dieſem oder jenem Orte mehr Waizen, als Roggen, bauete, und daher mehr Waizenſtroh zum Einſtreuen in den Ställen, als Roggenſtroh erübrigen könnte, erſteres auch in wohlfeilerm Preiſe als dieſes wäre; ſo würde man dennoch dem Roggenſtrohe zum Miſtmachen den Vorzug einräumen, und dieſes lieber als Waizen- und Sommerſtroh, d. i. vom Sommergetreyde wählen müſſen.

Der Grund hiervon beſteht darin, daß das Roggenſtroh wegen ſeiner feſtern Beſchaffenheit die ſalzichte und öliche Theile der Thierauswürfe enger einſchlieſſet, und ſolche nicht bald wieder fahren läßt.

Zwar werden alle übrige Stroharten nur gedachte Salze und Oele leichter einziehen, weil ſie poröſer ſind. Allein ſie verfliegen auch dagegen deſto geſchwinder. Daher kömmt es denn auch, daß Miſt aus Waizen- Gerſten- und Haberſtroh, wenn er auf dem Hofe auſſerhalb des Stalles zu liegen kömmt, ſich vermindert, und gleichſam ſchwindet. Dieſe Stroharten werden freylich weit geſchwinder die Säfte der thieriſchen Auswürfe, als das Roggenſtroh einſaugen, und im Acker in der erſten Tracht ziemliche Dienſte thun. Allein dieſes iſt gar nicht von Dauer, die ſalzichte und öliche Theile verfliegen zu frühe. Dagegen beharren ſie länger in dem Roggenſtroh, vertheilen ſich nach und nach im Acker, ſo, daß man die Würkungen dieſes Strohes im Miſte einige Jahre hintereinander noch verſpüren kann.

2) Es muß geſorget werden, daß es auch in Mißwachsjahren nicht am Streuſtrohe mangeln möge.

In der H. M. B. IV. S. 729. wird es zur Regel gemacht, daß auf ein Strohmagazin in Anſehung des Futters Bedacht genommen werden ſolle. Hier nun verlangt man, daß auch ein ſolches Strohmagazin in Anſehung des Roggenſtrohes zum Einſtreuen gehalten werden ſolle, damit man, um der in vorhergehendem Abſchnitte beygebrachten Urſach willen, in Mißwachsjahren immer zugreifen, und nicht nöthig haben könne, eine andre Strohſorte zum Einſtreuen in den Viehſtällen zu gebrauchen.

Iſt daher der Roggenſtrohgewinnſt irgendswo immer nur mäſſig, ſo muß man lieber in wohlfeilen Jahren dergleichen einkaufen, als jemals daran Mangel haben.

Die Aufbewahrung dieſes Streuſtrohes, als in einem Magazine, bedarf weniger Genauigkeit, als die des Futterſtrohes, und es kann das Alter deſſelben ſo wenig, als dies nachtheilig ſeyn, wenn es von Mäuſen zerſchrotet werden ſollte, wenn nur der meiſte Theil noch zuſammenhaltend iſt.

Altes aufbewahrtes Roggenſtroh iſt aber deshalb am meiſten dem Mäuſefraße unterworfen, weil in den Aehren noch Körner zu finden ſind. Dieſerhalb thut man wohl, wenn die Aehren dieſes aufzubewahrenden Strohes in der Hexellade abgeſchnitten, und zum Viehfutter angewendet werden.

Auch muß man dahin ſehen, daß kein Krumm- oder futterichtes Stroh, ſondern ſolches, welches beym Aufnehmen von den Dreſchern, von erſterm, genau abgeſondert worden, zum Aufbewahren erwähle, damit die Mäuſe deſto weniger darin Aufenthalt zu nehmen angelocket werden.

3) Ueber-

3) Ueberflüſſiges Einſtreuen iſt zu widerrathen.

Man will durchs Einſtreuen zweyerley Abſichten erreichen. Die eine iſt, daß das Vieh ein reinliches Lager haben möge, als wovon ein großer Theil ſeines Gedeihens abhänget; die andre aber beſteht darin, daß Miſt gemacht werde, welcher die Auswürfe des Viehes und Stroh zu Beſtandtheilen hat.

Die erſte Abſicht wird hinlänglich erreichet, wenn nur eben ſo viel Stroh eingeſtreuet wird, als nöthig iſt, daß die Thiere nicht naß, oder unreinlich, liegen mögen.

Es wird aber jedennoch das Einſtreuen zum Reinlichhalten der Thiere nach Beſchaffenheit des Futters bald mehr, bald weniger Stroh, erfordern.

Im Winter, wenn das Hornvieh allein mit Heu oder Stroh unterhalten wird, ſo bedarf es weniger Streuſtroh, als im Sommer, wenn es von grünem Futter leben muß. Hievon wird der Auswurf feuchter und dünner, und erfordert daher, wenn zumal die Stallfütterung eingeführet iſt, leicht noch einmal ſo viel Stroh, als wenn es von trockenem Rauchfutter leben muß.

Die zwote Abſicht des Einſtreuens iſt das Miſtmachen. Hier muß man nicht denken, daß je mehr Stroh eingeſtreuet wird, deſto mehr wird auch Miſt gemacht. Nach dieſer Idee dürfte nur das bloße Stroh auf den Hof hingeſtreuet, und zu ſeiner Zeit zum Düngen des Ackers fortgefahren werden. In Anſehung des Miſtmachens ſoll das Stroh dazu dienen, wie eben zuvor geſagt worden, daß es das Vehiculum des thieriſchen Auswurfs ſeyn ſolle. Wenn daher ſoviel Stroh eingeſtreuet wird, daß es zu dieſer jetzt bemeldteter Abſicht hinreichend iſt, ſo entſteht daraus

aus die rechte Güte des Miſtes, welche vermindert wird, je mehr Stroh in dem Miſte iſt.

Hiernächſt ſoll auch der Miſt in Gährung kommen, bevor er auf den Acker hingefahren wird. Allzuvieles Stroh im Miſte würde machen, daß ſolche Gährung zu ſpät oder zu ſchwach erfolgen könnte.

Eine Ausnahme machen die Schaafe, welchen man reichlicher, als den übrigen Thieren, einzuſtreuen pfleget. Da ſie im Stalle nicht angebunden ſind, und frey umherlaufen, auch gemeiniglich in den Ställen dicht beyſammen ſind, ſo treten ſie mit ihren ſpitzigen Füſſen das Stroh und ihre Auswürfe feſt zuſammen, daß das Stroh in Vermiſchung mit denſelben geſchwinder in Gährung kommen kann.

Wo große Schäfereyen ſind, und die Hämmel in beſondern Ställen ohne die Schaafe allein gehalten und gefüttert werden, da wirſt man ihnen, weil ſie gute Zähne haben, und nicht ſo gut als tragende und ſäugende Schaafe gefüttert werden dürfen, Roggenſtroh reichlich in die Raufen, damit ſie das Beſte ſich herausſuchen, beſonders aber die Aehren abbeiſſen mögen. Was ſie übrig laſſen, wird von den Schäfern im Stalle täglich umher geſtreuet.

Wenn die Schaafe des Sommers geweidet, oder mit Futterkräutern in Horden zu Hauſe gefüttert werden, ſo macht das grüne Futter, daß ſie theils mehr Urin laſſen, theils ihr Auswurf dünner iſt. Dieſerhalb muß ihnen in ſolcher Jahreszeit mehr Stroh untergeſtreuet werden, als wovon man auch mehr und beſſern Miſt, als im Winter erlanget.

Da der Schaafmiſt gemeiniglich für den beſten gehalten wird, ſo ſind viele Oekonomen auf deſſen Vermehrung auf alle Weiſe bedacht. Wenn es ihnen daher am Streuſtrohe nicht mangelt, ſo laſſen ſie, wo nicht täglich, doch um den andern Tag, Miſtjauche

über allen Miſt des Schaafſtalles ausſprengen, worauf ſo fort trockenes Stroh ziemlich dicke überhergeſtreuet wird. Ein ſehr gutes Mittel den Dünger zu vermehren! Es werden hölzerne kleine Tröge, oder Rinnen, dergleichen bey Brauhäuſern üblich ſind, um von auſſenher das Waſſer hinein zu leiten, von der Miſtpfütze an, bis in den Schaafſtall, gelegt, am Ende derſelben aber ein großer Trog vom Stein oder Holz geſtellet, aus welchem das einflieſſende Miſtwaſſer geſchöpfet, und im Stalle ausgegoſſen wird, als welches das ganze Geſchäfte ſo erleichtert, daß allenfalls nur eine einzige Perſon zur Vollendung deſſelben erfordert wird.

Von ſolcher Anlage der Viehſtälle, daß der Urin in der Mitte zuſammenflieſſen, und ſich zum beſondern fernern Gebrauch ſammlen muß, dergleichen beſonders von den Schweizern geſchiehet, will nichts gedenken. Ich glaube, wir erreichen eben ſo gut die Abſicht, die Auswürfe der Thiere zum Düngen zu nützen, als jene, wenn wir das Flüſſige derſelben durch ordentliches Einſtreuen dem Strohe einverleiben, und auf ſolche Weiſe nichts davon verlohren gehen laſſen. Nur darin ſind wir größten Theils in hieſigen Ländern noch ſehr zurück, daß wir den aus den Ställen ausgetragenen Miſt auf dem Hofe ſeinem Schickſal, der Luft, Sonne und Regen zu ſeiner offenbarſten Entkräftung überlaſſen, als wovon bald mehr zu ſagen ſeyn wird.

4) Subſidiariſche Materialien zum Einſtreuen und Miſtmachen.

Nicht nur in geringen, ſondern auch wohl in großen Landwirthſchaften pflegt man den Mangel des Streuſtrohes mit verſchiedenen andern Materialien,

bald

bald mit mehrerm, bald mit wenigerm Nutzen, zu erſetzen, wovon die gewöhnlichſten hier angeführet und beurtheilet werden.

a) **Schilf und Riedgras.** Man findet beydes in ſumpfichten Oertern oder ſtillſtehenden Wäſſern, und trocknet es auf zum Einſtreuen in den Viehſtällen. Das Riedgras iſt hart, und daher eben ſo dauerhaft zum Miſte, als von dem Roggenſtrohe zuvor gerühmet worden. Die größte Art des Riedgraſes wird in einigen niederſächſiſchen Gegenden Lürſch genannt, und iſt vorzüglich gut zum Einſtreuen zu gebrauchen. Das eigentlich ſo genannte Schilf iſt zwar weicher, weil es aber ſehr breit, und nach dem Trocknen ſehr zähe iſt, ſo behält es die eingeſogenen Säfte des Thierauswurfs deſto länger in ſich, weßhalb es eine daurende Beſſerung in den Aeckern ausmacht.

b) **Kien- oder Kiefernnadeln.** Dieſe ſollten in magern ſehr ſandichten Nadelhölzern nicht zuſammengeharkt und zur Streu nach Hauſe nicht weggefahren werden. Denn ſie ſind die einzige Düngung und allmählige Beſſerung eines von Natur dürftigen Bodens.

Dieſe Nadeln werden nach Bedürfniß aus den Wäldern in allen Jahreszeiten, wenn kein Schnee liegt, zuſammen gebracht, und dem Viehe entweder untergeſtreuet, oder auf dem Hofe mit dem übrigen Miſte vermiſchet, und machen einen guten dauerhaften Dünger aus; ſollten aber lieber in einem feſten Boden als Dünger gebraucht werden, indem ſie ihn ſehr auflockern. In einem leichten Boden thun ſie Schaden, beſonders wenn Dürre einfällt.

c) **Baumlaub**, oder **Blätter von Bäumen**, die im ſpäten Herbſte abfallen, geſammlet, unter Obdach verwahret, und zum Einſtreuen in den Ställen gebraucht werden. Man begreift die verſchiedenen

Baum-

Baumblätter unter dem allgemeinen Namen Streulaub.

Eichenblätter ſind in Eichenwäldern häufigſt zu finden und zuſammenzubringen. Wenn ſie recht nützlich ſeyn ſollen, ſo müſſen ſie ſehr lange im Miſte ſeyn, bevor ſie, weil ſie ſehr hart ſind, Säfte einzie- hen. Auch liegen ſie lange Zeit, ehe ſie zur Gährung kommen. In einem ſauren Boden taugen ſie nicht, weil ſie deſſen Säure vermehren. Will man daher mit dieſem Streulaube ſicher gehen, ſo muß es ein Jahr in der Luft gelegen und hiemit ſeine Säure ab- gelegt haben, ehe es eingeſtreuet wird.

Blätter von **Lindenbäumen**, **Haſelnuß** und **Rüſtern** ſind zu ſehr porös, daher ſie einen Miſt von nicht allzulanger Würkung abgeben.

Die Blätter vom **welſchen Nußbaum** ſind, wo ſie in Menge zu haben ſind, allen übrigen vorzu- ziehen, und enthalten viele Salztheile. Man kann ſie daher mit andern mehr kraftloſen Blättern ver- miſchen.

Das Laub von **Kaſtanienbäumen**, hauptſäch- lich der ſogenannten Roßkaſtanien kömmt den vorher- gehenden am nächſten.

Hierauf folgen die Blätter von **Weiden**, **Bir- ken** und **Obſtbäumen**, die ſehr gut zum Einſtreuen ſind. Die von Ellern ſind im friſchen Zuſtande an und vor ſich ſelbſt ſchon ein guter Dünger, weil ſie Oel und Salz enthalten. Getrocknet, oder im Herb- ſte vom Froſte zum Abfallen gebracht, enthalten ſie weniger, und ſind in trockenem Zuſtande nicht zähe genug, um beym Einſtreuen die eine Abſicht des Streuſtrohes, das Reinlichhalten der Thiere damit zu erhalten. Sie ſind zu zerreiblich da u. In ei- nem Düngermagazine, wovon bald geredet werden ſoll, ſind ſie beſſer zu gebrauchen.

Moos

Moos von Wieſen und aus Nadelhölzern kann in vielen Gegenden ſehr häufig, und von erſtern zu Verbeſſerung der Wieſen nützlich zuſammengebracht werden, macht auch in den kalten Wintertagen eine Streu aus, welche ſehr zum Warmhalten der Thiere tauget. Es iſt ſehr gut, mit dem Mooſe, ſo wie auch mit dem Streulaube und dem gewöhnlichen Strohe abzuwechſeln, daß man z. B. heute oder in dieſer Woche mit jenen Materialien, morgen oder in der andern Woche aber mit dem gewöhnlichen Stroh die Streu dem Viehe mache, damit kurze und lange Materialien wohl untereinander vermiſchet, beſſer zur Fäulniß gebracht, und zuletzt auch bequemer zum Verfahren auf den Acker aufgeladen werden können; welches letztere mit geringerer Mühe und wenigem Zeitverluſte geſchiehet, indem man mit der Miſtgabel geſchwinder aufladen kann, als mit Schaufeln oder Schüppen, welche nothwendig ſind, wenn der Miſt zu kurz iſt, und kein Stroh enthält.

Die Queckenwurzeln oder Päthen, welche an manchen Oertern von einzelnen Bauren Fuhderweiſe in trocknen Jahren aus den Aeckern herausgebracht werden, müſſen vieler Orten auch, nachdem ſie getrocknet worden, ein Streumaterial abgeben. Wenn ſie nicht auf dem Felde ſcharf getrocknet und zu dem Ende dünne auseinander geworfen, auch einigemal gewendet werden, ſchlagen ſie gern wieder aus, ſobald ſie beym Einſtreuen Feuchtigkeit gewinnen. Sicherer ſind ſie in den Schaafſtällen zu gebrauchen, worin ſie von der Hitze des Schaafmiſtes bald getödtet werden. Man könnte ſie aber doch weit nützlicher gebrauchen. Nicht zu gedenken, daß man, wie im vorigen Kapitel gelehret worden, Sandplätze damit begatten, und in Wieſen verwandeln kann; ſo hat man davon das kräftigſte Viehfutter, welches, nachdem ſie wohl ge-

trocknet, in der Scheune abgedroſchen, ausgeſchüttelt, und damit von der anhängenden Erde befreyet worden, entweder als Heckerling auf der Herellade kurz geſchnitten, und mit Strohherel vermenget, oder gebrühet den Kühen gegeben werden, daß ſie den Trank davon ſaufen, und die Wurzeln hernach allein, oder mit Herel, freſſen mögen. Sie übertreffen den Klee zur Vermehrung der Milch. Hauptſächlich befinden ſich die Abſetzkälber ſehr wohl bey dem Tranke von Quecken, wenn ſie die Milch damit verwechſeln, indem er eben ſo ſüßſchmeckend als nährend iſt.

Farnkraut, (Filix) wächſet bey uns überall und häufigſt in den Waldungen, und kann ſowohl friſch, als getrocknet, dem Vieh untergeſtreuet werden. Schon in grünem Zuſtande ſtatt des Miſtes auf den Acker gefahren, thut es ſehr gute Dienſte, und ich weiß nicht, woher es kömmt, daß in manchen armen Sandgegenden, wo Stroh und Dünger ſehr knapp ſind, dieſes in ihren Waldungen allerhäufigſte Kraut, wovon ein einziger Menſch binen wenigerer Zeit, als in einer Viertelſtunde, ein großes Fuder abmähen und zuſammenbringen kann, ſo ſehr verkannt und nicht genutzet wird. Da dieſes Kraut auf dem dürreſten Sande wächſet, ſo könnte es auf dem Flugſande zu deſſen Befeſtigung auch angeſäet werden, und in der Folge zu einem Streumaterial, ja in Mißwachsjahren wohl gar dem geringen Landmanne zur Fütterung des Viehes dienen. Denn der Biſchoff Gunner meldet, daß die Bauern in Norwegen und Finnland von verſchiederen Farnkräutern, ſonderlich auch von dem ſogenannten Männlein, zur Herbſtzeit die Wurzeln, welche einige Fuß tief gehen, einſammleten, und mit ſolchen, zumal wenn das Heu mangelt, Kühe, Schaafe und Ziegen fütterten, auch der getrockneten Blätter ſtatt des Heues ſich bedieneten. Daß aber das Farnkraut ei-

eines der beſten Düngungsmittel ſey, kann man ſchon daraus ſchlieſſen, daß es, wenn es verbrannt wird, doppelt ſo viel Salz, als viele andre Kräuter giebt, und daher vorzüglich zum Glasmachen geſuchet wird. Wo es daher zu finden iſt, da ſollte es entweder unter den Kühen zur Verbeſſerung und Vermehrung des Kuhmiſtes geſtreuet, oder einen großen Theil der Materialien eines Düngermagazins ausmachen.

Heide, Heidekraut, (Erica vulgaris L.) welches auf magern Fluren ſehr häufig gefunden wird, kann gleich, nachdem es abgehauen worden, eingeſtreuet werden. Iſt es aber ſehr lang, ſo muß es nicht an der Erde zum erſtenmal, ſondern, von oben nach unten zu, in zwey bis drey Theilen abgeſchnitten werden, als worzu man ſich alter Graſſenſen bedienet. Es dauret länger als ein Jahr, ehe es in der Erde verfaulet, wenn es im erſten Jahre gleich als Miſt auf den Acker gebracht wird. Iſt dieſer daher leichter Art, ſo wird er davon zu locker gemacht, und kann in trocknen Jahren leicht ſchaden. In einem Düngermagazine, wo der Miſt Zeit zu faulen hat, iſt das Heidekraut ſehr gut zu gebrauchen.

Beſenartiges Pfriemenkraut, Rehkraut, Rehheide, Haſenheide, Geniſt, (Geniſta ſcoparia, Spartium ſcoparium L.) wird bey uns ſowohl in den Heiden, als ſandichten Feldern an unbebaueten Oertern häufig gefunden, und enthält viel ſalzichte und harzichte Theile, weßhalb es ſehr gut iſt zum Einſtreuen und Düngermachen. Es werden die Gipfel der Stängel mit einer Sichel ſehr bequem abgeſchnitten und geſammlet, und am vortheilhafteſten grün eingeſtreuet. Noch beſſer wird dieſer nach nur beſchriebener Art abgekürzte Strauch in einem Düngermagazine gebrauchet.

5) Die Miſtſtäte auf dem Hofe.

Die Ställe werden, nach Beſchaffenheit der Fütterungsart und der Anhäufung des Düngers, in kürzern oder längern Friſten, ausgemiſtet. Bey den Pferden geſchiehet es täglich; bey den Vieharten nicht, auſſer was in eigentlich ſo genannten Holländereyen in den Kuhſtällen, oder bey ſolchen Kühen und Ochſen zu geſchehen pflegt, welche vom Brandtweinstranke oder gebrühetem Futter viel uriniren.

Wo man den Kühen oder Ochſen nur trockenes Futter giebt, oder wo es auf der Weide geht, und nur zur Nachtzeit eingeſtallet wird, da darf der Miſt nur wöchentlich, oder gar nur monathlich, einmal ausgetragen werden, und es iſt ſchon oben geſagt worden, daß der Urin ſich in das Streuſtroh einziehen müſſe. Nur muß hiebey mit dem täglichen Einſtreuen ein Unterſchied nach dem Geſchlechte der Thiere gemacht werden. Den Thieren weiblichen Geſchlechts wird höher hinterwärts, denen, die männlichen Geſchlechts ſind, unter dem Bauche höher geſtreuet, weil dieſen der Urin hieſelbſt, und recht auf die Streue, geht.

Es ſind Landwirthe, die ihre Rindviehſtälle ſo eingerichtet haben, daß die Krippen an beyden Enden in Stielen eingepfalzet ſind, und mittelſt eingebohrter Löcher in dieſen, wodurch ſtarke Pflöcke geſteckt werden, wie man etwa dergleichen an den ſogenannten Holzwuchten, womit das Bauholz auf- und abgeladen wird, hat, nach Bedürfniß erhöhet und erniedriget werden, um den Miſt möglichſt lange liegen zu laſſen. Die Rauſen ſind ebenfalls von der Einrichtung, daß ſie höher und niedriger geſtellet werden können. Wird der Stall ganz ausgemiſtet, ſo hat die Krippe nebſt der Rauſe den niedrigſten Stand; je mehr aber der Miſt anwächſet, je mehr werden beyde von Zeit zu Zeit erhöhet.

Dieſe Einrichtung hat ihre Vortheile vor der gemeinen Weiſe, da der ausgetragene Miſt auf dem Hofe hingetragen und ſo gelegt wird, daß Luſt, Sonne und von den Dächern abſchieſſendes Regenwaſſer die beſten Kräfte fortführen und ihn auslaugen muß. Hierzu kömmt noch, daß, wenn dergleicher Ställe Thorwege, ſtatt der Thüren, haben, und der Miſt mit Wagen auf der Stelle geladen und abgefahren wird, Zeit und Menſchen geſparet werden. Wollte man hierbey ſagen, daß die Anhäufung des Miſtes im Stalle durch Vermehrung übler Gerüche dem Viehe undienlich ſeyn müſſe, ſo iſt ſolches aller Erfahrung zuwider. Ein tägliches Ausmiſten erreget weit mehr Geſtank, indem der an- und aufgerührte Miſt übler, als der ſtillliegende, riechet, und hiermit täglich, oder öfters, die Luſt verunreiniget wird. Tägliches und genugſames Einſtreuen, da Morgens und Abends Koth und Urin verdeckt werden, laſſen den verdeckten Miſt, der immer feſter wird, je länger er liegt, wenig oder gar nicht ſtinken. Zudem muß der Stall täglich, wenn es nicht frieret, geöffnet, und ein Luftwechſel angebracht werden, wie ohnehin die Stallthüren offen bleiben, ſo lange das Vieh auf dem Hofe täglich, wie es ſeyn muß, eine Zeitlang herumgehen, und ſich verlüſten muß.

Die Miſtſtäte ſollte ſo angelegt ſeyn, daß der Miſt darauf den Anfang zur Fäulniß zwar machen, aber nichts von ſeinen fruchtbar machenden Theilen verlieren könnte. Sie muß daher weder zu hoch, noch zu tief, zwar feucht, aber nicht naß ſeyn. Wäre der Platz zu hoch, ſo müßte er etwas abgetragen, und mit Dielen oder Mauren eingefaßt werden, damit die Miſtlake nicht abflieſſen könne. Um dieſer letztern Urſach willen müßte auch der Boden, wenn unten loſer Sand iſt, mit Lehm oder Letten ausgelegt werden, um das

Einziehen der Lake zu verhindern, es wäre denn, daß immer im Grunde Raſen oder andre gute Erde gelegt würde, um ſelbige von der Lake durchziehen, und ſodann auf den Acker ausfahren zu laſſen. So wäre es ferner dienlich, die Miſtſtäte wider die Sonne zu ſichern, welches durch ein leichtes Obdach geſchehen könnte, falls nicht ein genugſam hohes Gebäude, oder mit Vorſatz dazu angeſetzte hohe Bäume, die Mittagshitze abhalten. Der geringe Landmann kann ſich ein ſehr leichtes und wenig koſtendes Schirmdach von 4 Haupt- oder Eckpfählen, deren die beyden, gegen die Mittagsſeite gerichteten, kürzer, als die hintern seyn müſſen, mit eigener Hand anfertigen, und die Latten oder Stangen darüber mit friſchen, nicht dick gelegten Quecken, die, wenn ſie recht feſte zuſammengepreſſet worden, ein grünes Dach darſtellen, belegen. Schöfen oder Ageln von Flachs, Schilf, zuſammengeflochtene Reiſer von Weiden u. dergl. ſind auch gut.

Iſt der Hof mit Gebäuden eingeſchloſſen, ſo werden ſie zur Regenzeit Ueberſchwemmung machen. Dieſerhalb muß man eigene Vertiefungen anlegen, worin ſich dieſes Waſſer ſammlet, falls ſich nicht bequemer eine Ableitung anbringen läßt, um das Regenwaſſer fortzuſchaffen. Hat man beſondere Waſſerſammlungen auf dem Hofe, ſo kann damit der Miſt, zumal wenn jene höher lägen, nach Nothdurft angefeuchtet werden. Leidet dieſes aber die Gelegenheit nicht, ſo muß man von der Waſſerſammlung bis zur Miſtſtäte hin auf hölzernen Pfählen Rinnen, wie bey Brauhäuſern, legen, um das Waſſer hineinzuſchöpfen, und es auf die Miſtſtäte hinzuleiten.

Wenn der Miſt auf die Miſtſtäte gebracht wird, ſo muß er überall gleich gemacht, und nirgends Lücken gelaſſen werden, als woraus nur Schimmel, der dem Acker nichts nützet, entſtehet. Trocknes, dazwiſchen geſtreue-

geſtreuetes Stroh, taugt auch nichts, und macht ebenfalls leicht Schimmel.

Kein Miſthaufen, welcher über der Erde ohne Einfaſſung liegt, muß über acht Schuhe hoch angelegt werden, weil er durch ſeine eigene Schwere den Saft allzuſehr auspreſſen würde. Und da zu große Miſthaufen bey einem ſtarken Viehſtande zuweilen in der Mitte vermodern, ſo muß man lieber mehrere anlegen.

Iſt die Lage des Hofes an und vor ſich ſelbſt zu niedrig, ſo müſſen die Miſthaufen über der Erde angelegt, und entweder mit Brettern oder Bohlen eingefaßt, oder mit einem Geländer von Stangen umgeben werden, damit das Hornvieh und Schweine ſie nicht auseinander werfe. Dieſe Einfaſſung kann bey dem geringen Landmanne ganz ſimpel alſo ſeyn. Er ſchlägt nach der dem Miſthaufen zu gebenden Figur rings herum Zaunpfähle ein. Innerhalb deſſelben legt er eine Schicht Bohlen nach der andern, nachdem die Schichten von Miſt innerhalb ſich erhöhen. Wenn innerhalb der Bohlen Lehm oder andre gute Erde etwa einen Fuß breit nach und nach, wie der Miſt immer höher kömmt, gelegt wird, ſo wird die Kraft des Düngers deſto beſſer zuſammengehalten und zugleich dies bewürket, daß er deſto eher faulen muß. Im Sommer kann auch ein ſo eingefriedeter oberwärts offner Miſthaufen von oben mit Erde belegt, hin und wieder aber Rinnen gelaſſen werden, um, wenn's Noth thut, Miſtwaſſer darauf zu gieſſen oder zu leiten, daß ſich ſolcher hierdurch in den Miſt hineinziehe, welches um ſo nöthiger iſt, wenn es Pferdemiſt, oder anderer Miſt, der mit Pferdemiſt Schichtweiſe vermenget worden, iſt.

Man unterſcheidet in der Landwirthſchaft noch den Hofdünger von dem Stalldünger. Jener iſt ein ſolcher, welcher niemals im Stalle geweſen, ſon-

dern aus dem auf dem Viehhofe umher zerſtreueten Strohe entſtanden, von dem unhergehenden Viehe betreten, und zum Theil bemiſtet worden. Auf großen Güthern bleibt er vom Herbſte bis gegen oder in den zukünftigen Sommer liegen, da er denn zuſammengebracht und auf den Acker verfahren wird. Dieſer Hofmiſt iſt der allerſchlechteſte. Er ſollte zu Anfange des Frühlings, wenn er nach einem Regen zuſammengebracht, und entweder vor ſich allein, oder mit anderm Miſte vermiſcht, ſo in Haufen aufgelegt werden, als kurz zuvor für den geringen Landmann angerathen worden, damit der Acker nicht mit einem zu magern Dünger betrogen werden dürfe.

6) Ein Düngermagazin.

Unter einem Düngermagazin verſteht man eine Grube, in welcher allerley faulende Materialien zuſammengeworfen werden, um davon recht würkſamen Dünger zu erhalten. Man macht Gruben die, unten mit Lehm oder Letten ausgeſchlagen ſind, damit die Feuchtigkeiten nicht durchſeigen. In Ermangelung des Lehms können Flachsdörfer, d. i. ſolche, welche einen ſtarken Flachsbau treiben, die Flachsſchäfen im Grunde legen, als welche wenig oder gar keine Feuchtigkeit durchlaſſen, nach einigen Jahren aber ſich in Dünger verwandeln. In dieſe Grube können nun allerley Materialien hineingeworfen werden. Hat man keinen Mangel am Stroh, ſo macht man davon die unterſte Schichte, hierauf allerley grüne Kräuter, ehe ſie Saamen tragen. Je bitterer und fetter ſie ſind, deſto beſſer ſind ſie. Ich habe ſchon mancher derſelben zuvor bey den Einſtreumaterialen gedacht, z. E. des Fahrnkrauts u. ſ. w.

Es

Es ſind in manchen armen Gegenden verhaßte Unkräuter auf dem Felde, welche in einem Düngermagazine vortrefflich ſind. Hierunter iſt vornehmlich die Eſelsmilchseuphorbie, Bullen- oder Eſelsmilch, Wolfsmilch, Euphorbia Eſula Linn. zu rechnen; ſie hat einen ſcharfen milchichten Saft, und iſt auf manchen Sandfeldern ein allerhäufigſtes Unkraut. Ich wüßte keine beſſere Pflanze zum Düngermagazin, als dieſe, anzupreiſen. Ihren Saamen läßt ſie ſchon gegen Johannis ausfallen, weßhalb ſie zu Anfange des Brachmonaths abgemähet, und ins Magazin gebracht werden muß.

Alle andre gemeine Unkräuter, die nur zu finden ſind, als Wermuth, Pfennigkraut, Wucherblume, wilder Mohn, Schierling, Bilſenkraut, Hederich, Schilf, Riedgras, grüne kleingehackte Ellernzweige, Kiennadeln, Streulaub u. dgl. können Schichtweiſe, mit Stroh abgewechſelt, ins Magazin kommen.

Ferner bringt man hinein alles, aus Gärten und Feldern ausgejätete, Unkraut, welches nicht zum Viehfuttern tauget. Je grüner, ſaftiger und friſcher Kräuter und Baumblätter ſind, deſto lieber ſind ſie zu nehmen.

Das Auskehricht aus den Häuſern, Blut und Abgänge von geſchlachteten Thieren, Menſchenkoth und Urin aus den Kloaken, Aeſcher oder gebrauchte Aſche, Ofenruß, Straſſenmoder, Seifenlauge von der Wäſche u. ſ. w. alles dieſes muß man als einen Schatz anſehen, womit das Magazin bereichert werden kann. Für die Gärten läßt man den Dünger in ſolchem Magazine ſehr kurz faulen; für den Acker aber darf er nicht ſo ſtark verrottet ſeyn. Von Zeit zu Zeit kann das angefüllte Magazin, welches an die 8 Fuß tief ſeyn muß, mit Miſtjauche begoſſen werden, wenn es an Lauge von Waſchen, Seifekochen, Garn- und

Leinwandbüchen fehlen ſollte. Man kann es oben, wenn es voll iſt, mit Erde oder langem Strohmiſte bedecken, und muß, wenn es auf dem Viehhofe iſt, ſelbiges einfrieden, oder Dielen darüber legen.

Auf einer andern Art kann man auch auf dem Felde ein Magazin anlegen. Es wäre der Fall, daß, wo ein Bruch mit Moorerde, oder irgendswo Abzugsgräben angelegt wären, ſo würde man, um an der Fuhre was zu ſparen, in der Nähe derſelben, wenn der zu bedüngende Acker nicht weit davon iſt, Moorerde mit Miſt, oder Kalch, Unkrautspflanzen u. ſ. f. vermengen, und wenn alles zuſammen verrottet iſt, davon Gebrauch machen.

Auf dem zu düngenden Acker ſelbſt kann man auch eine Art von Magazinen errichten, welche man Mieten zu nennen pflegt, und hin und wieder in Oberdeutſchland ſehr gebräuchlich ſind. Das Verfahren hiebey iſt dieſes:

Man führt vorher auf den Platz, den man düngen will, ein halbes Jahr oder länger vorher, den Miſt, und ſetzt ihn in einen viereckichten Haufen ſo auf, wie man es mit einem ſolchen auf dem Hofe zu thun pflegt. Man nimmt wechſelsweiſe eine Schicht Miſt, eine Schicht von der Erde oder Raſen des Platzes ſelbſt, oder aus der Nähe, wenn man kann, für Sandboden Lehm, für ſchweren Boden aber, Kalch, Mergel, Schutt von alten Gebäuden u. ſ. f. ſtreut ſchichtweiſe dazwiſchen Unkräuter, Laub, Heidekraut u. ſ. f. und bedeckt endlich oben den Haufen hinreichend mit Erde, daß ihn die Sonne nicht ausziehen kann. Ehe man dergleichen Mieten auf dem Platze aus einander bringet, und ihn würklich damit dünget, arbeitet man alles nochmals um, damit alle Materialien beſſer unter einander kommen und faulen. Sollte man bey dieſer Arbeit die Miete inwendig zu trock-

trocken finden, ſo müßte man Miſtjauche, oder, wenn es die Zeit nicht leidet, gemeines Waſſer, welches am nächſten zu haben iſt, anfahren, und damit anfeuchten. Da, wo die Miete gelegen, nimmt man die Erde tief weg, weil ſich viel Fettigkeit in die Tiefe hin abgezogen hat, und der Platz zu geil werden würde. Man kann zu dieſer Verfahrungsart auf zu weit entlegenen Aeckern ſeine Zuflucht nehmen, um an der Weite der Miſtfuhren was zu ſparen. Auch bergichte Plätze, wohin die ganze Quantität des erforderten Miſtes zur Zeit ſchwer hinauf zu bringen iſt, können nach dieſer Art gedünget werden, daß man alſo davon eine Miſtvermehrung und Fuhrenverringerung habenkann.

Düngerwände werden nach Art der bekannten Salpeterwände aus mancherley Materialien errichtet, müſſen aber einige Jahre ſtehen, wenn ſie einen recht fruchtbaren Dünger abgeben ſollen. Man kann damit zugleich einen Platz einſchlieſſen, und wenn nach einigen Jahren eine Düngerwand abgebrochen, und auf den Acker gefahren worden, ſo wird an ihrer Stelle zur Wiedereinſchlieſſung des Platzes eine neue aufgeführet, die nach Verflieſſung einiger Jahre wieder als Dünger verbraucht wird. Hr. **Sprenger** hat in ſeinen beliebten ökonomiſchen Beyträgen und Bemerkungen zur Landwirthſchaft hiezu eine ſehr gute Anweiſung folgenden Inhalts bekannt gemacht: Man nimmt 5 Theile von einer guten Erde, z. E. ſchwarze, die unter dem Raſen liegt, oder Moorerde, oder Erde aus Kellern, Scheunen, Viehſtällen, die nicht ſteinicht oder ſandicht seyn müſſen; oder Erde unter Miſtſtäten, Kloaken u. ſ. f. oder den Grund und Schutt von alten verfallenen Gebäuden: Man nimmt ferner 1 Theil Aſche, und ein mittelmäſſig großes Bund weiches Stroh, z. E. Gerſtenſtroh, welches man allenfalles zerſchneiden kann. Hieraus macht

man

man einen Teig oder Mörtel, ſo wie der Maurer die Mauerſpeiſe macht, mit Urin, Miſtlake, oder Regenwaſſer. Hiervon richtet man Wände auf, unten 3, oben 2 Schuh dick. Von Abſatz zu Abſatz in einer Weite von ungefähr 1 Schuh legt man 2 Zoll dicke Stecken über den Koth hinüber, und zieht ſie heraus, wenn die Wand fertig, und ein wenig getrocknet iſt. Die Luft ſtreicht durch dieſe runde Löcher, und in ſelbigen legt ſich bald viel Salpeter an. Oben ſpitzt man die Mauer ſchräge, wie ein Dach, zu, und es wird, wenn man will, mit Stroh bedeckt; welches Strohdach ein wenig auf beyden Seiten, auf der Wetterſeite am längſten, herabgeht, und Regen und Schnee abhält. Tauben- und Hühnermiſt, unten an die Wände herumgelegt, macht, daß ſie dungreicher werden. Macht man dieſe Wände im Herbſte, ſo kann man ſie nach einem Jahre ſchon brauchen. Miſcht man Miſt, beſonders Schaafmiſt, allerhand bittere, ſcharfriechende und ſchmeckende Kräuter, die einen milchichten Saft haben, unter jene Erde, macht ſie mit Blut, Seifenwaſſer, Salz- oder Pöckelbrühen an; ſo iſt es ebenfalls gut. Sonnenſchein, Regen und Schnee können aber das Kräftige dieſer Wände ſehr ausziehen. Iſt es daher dem Landmanne um eine recht kräftige Düngererde zu thun, ſo kann er an einem erhabenen Orte, wohin ſich kein Waſſer zieht, etliche Pfoſten eingraben, oben ein Stroh- oder Bretterdach darauf ſetzen, und die Seitenwände aus ſchlechten ſchmalen Brettern machen, die man ſo, wie an Jalouſiegittern, über einander hinmacht, daß Sonne und Regen abgehalten werden, und doch die Luft frey durchſtreichen kann. Man legt ſo viele dergleichen Wände, oder Haufen, oder Beete an, als der Platz faſſen kann, und läßt ſchmale Wege dazwiſchen. (Es iſt nicht einmal nöthig, wenn man Platz

genug

genug dazu finden kann, zur Abhaltung der Sonne und des Regens ſich nach Jalouſiegittern von Brettern umzuſehen. Man darf nur die Wände nicht höher, als etwa 2 Schuh hoch anlegen, und ſie oben mit langem Strohe oder Rohr, welches auf beyden Seiten ſo weit überſteht, daß Sonne und Regen die Wände nicht berühren können, bedecken. Und damit der Wind das Schirmdach nicht wegführe, ſo befeſtiget man das Dach mit Stangen, unter und oben. Zwiſchen dieſen Stangen, wovon die untern gleichſam die Latten vorſtellen, wird das Stroh eingeklemmet, und zu mehrerer Feſthaltung mit zerbrochenen halben Dachſteinen, oder Raſenſtücken, weitläuftig belegt. Verſtattet es aber der enge Platz nicht, zur Gnüge dergleichen niedrige Düngerwände aufzuführen, daß man höhere haben muß; ſo kann man die Wände 4 Fuß hoch, und ein gleiches Stangengerüſte, welches noch einmal ſo breit, als das vorige ſeyn muß, anbringen, und das Stroh in gedoppelter Länge mit Weidenruthen feſt aufbinden, und hiemit machen, daß die Erdwand wider Sonne und Regen ſattſamen Schirm hat. In manchen Gegenden, wo die Bienen zur Herbſtzeit auf das Heydekraut verfahren werden, und die Bretter zur Anlegung eines Dachs rare, oder nicht ſo weit mitzunehmen ſind, pflegt man ſolche leichte Strohdächer zu machen, und die Bienenkörbe darunter wider den Regen zu ſichern.) Dieſe Wände, Haufen, oder Beete, macht man, wie obige, nachdem die Materien gut gemiſcht worden, begießt ſie, ſo oft ſie auswendig wollen trocken werden, mit Urin, Miſtlake u. dgl. wirft ſie auch öfters um, denn locker müſſen ſie immer erhalten werden. Man kann auch etwas weniges vom ungelöſchten Kalch und Gyps unter jene Erden thun, desgleichen kleingemachtes Tannen- Kiefern- oder Fichtenreiſicht. Wenn al-

les recht verfault, und weis beſchlagen iſt, ſo hat man davon einen recht fetten Dünger, den man überall, beſonders für Weinberge, gebrauchen kann. —

7) Flüſſiger Dünger, Schweizergülle.

Unter dieſem Namen verſteht man geſammelte Feuchtigkeiten, theils vom Urin, theils vom Waſſer, welches mit Düngerkräften ſehr geſchwängert, und in der Schweiz ſchonlängſt im Gebrauch geweſen iſt.

Das Verfahren des Zürchiſchen klugen Bauer Kleinjoggens und anderer dorten beſchreibt uns Hr. Sprenger alſo: Sie graben an einem ſchattichten Ort ein Faß, (alte Bütte, Kufe) ein, in welche ſie den Ablauf aus dem Stalle, oder Kloak u. ſ f. nach Gefallen richten können. In dieſes Faß thun ſie gleichviel Menſchenkoth, oder kurzen Dung und Aſche, ſchütten ſiedendes Waſſer daran, rührens um, füllen es vollends mit kaltem Waſſer auf, decken es zu mit Brettern, und rühren es 14 bis 21 Tage täglich einmal um, bis alles recht verjohren hat. Mit dieſem Waſſer beſchütten ſie ihre Wieſen und Grasgärten im Frühling, und ſo oft ſie das Gras abgemäht haben, und ihre Fruchtäcker zu der Zeit, da der erſte Schnee fällt; begieſſen auch die Gartengewächſe damit. Es treibt erſtaunlich; (man rühmt, daß die Wieſen, die nach jedesmaligem Abmähen damit begoſſen werden, drey- bis viermal mehr Heu, als ſonſt, davon geben;) die Aecker um Zürch bekommen keinen andern Dünger, und tragen doch alle Jahre reichlich; denn den eigentlichen Miſt bringen ſie in die Weinberge. Sie bezahlen daher in Zürch einem Eigenthümer eines Hauſes gegen 20 fl. jährlich, daß ſie den Menſchenkoth aus deſſen Kloak nehmen dürfen. —

Auf einer andern Art bereitet man ſo die Schweizergülle: Man macht Rinnen in den Ställen, und leitet den Urin in ein auſſenſtehendes Faß, das einen Deckel wider den Regen hat. Den Deckel erhebt man ein wenig bey Sonnenſchein, daß warme Luft eindringt, und die Fäulniß befördert wird. Im Hofe, nahe bey der Miſtſtäte, macht man eine Grube 6 Schuh tief, und leitet alle Miſtlake hinein, legt unten in dieſe Grube 1 Schuh hoch Miſt, gießt darauf alle Salzlaken, Brühen von Sauerkraut, Seifenwaſſer, Spühlwaſſer, wirft auch Kochſalz dazu, wenn es nicht zu theuer iſt; den Urin von Menſchen, Aeſer von todten Thieren u. ſ. w. und läßt alles verfaulen. Man ſorgt, daß dieſes Waſſer ſich nicht in die Erde hinab verliehret, deckt die Grube beym Regen zu, läßt ſie beym Sonnenſchein offen, giebt aber derſelben Schatten. Sind dieſe Waſſer genug gefault, ſo nimmt man in ein Gefäß eine Hälfte Urin, und eine Hälfte des Waſſers aus der Grube, miſcht es unter einander, und begießt damit den Platz, den man düngen will.

Noch giebt uns ein Schweizer von ſeiner Einrichtung die Gülle zu bekommen, und dem Gebrauche derſelben, nach ſeinen Erfahrungen dieſen Unterricht: Man lege ſtatt der gewöhnlichen ſchlechten Rinnen hinter den Viehſtänden einen dauerhaften von Holz oder Steinen, 1 Schuh breit, und 9 Zoll tief verfertigten, Canal an, welcher in der ganzen Stalllänge gegen den Auslauf hin mehr nicht, als höchſtens 1 Zoll Abfall haben ſoll. Der Boden, wo das Vieh ſteht, darf da, wo er an den Canal ſchlieſſet, nicht niedriger, ſondern eher etwas höher ſeyn. Dieſen Canal, der am niedrigern Ende offen iſt, aber mit einem Stück Bret und vor daſſelbe gelegten Miſt verſchloſſen wird, füllt man gleich Anfangs zur Hälfte

mit

mit Waſſer. Der Urin des Viehes fließt von ſelbſt dahin; was aber an Miſt nicht hineinfällt, wird Morgens und Abends ſammt der herumliegenden Streue hinter jedem Thiere mit der Miſtgabel ſorgfältig weggenommen, und eine gute Weile im Waſſer herumgeſchleppt. Was man denn vom einem Ende des Canals zum andern wieder vom Stroh auffangen kann, das legt man hinten neben die Thüre, bedeckt dies naſſe Stroh mit trocknem, das man unter den Vorderfüſſen des Viehes hervorzieht, und erſetzt letzteres ſogleich wieder mit friſchem Stroh, damit ſich das Vieh gern lagere, und daher trocken und weich liege, und hiemit ſeine Wärme und Ausdünſtung verbeſſere. Iſt dies mit gehörigem Fleiße geſchehen, ſo wird nach 30-36 Stunden das Waſſer im Canal wirklich ſo dicht ſeyn, daß man die Miſtgabel darin nicht ohne merklichen Widerſtand hin und her bewegt. Alsdenn füllt man den Canal bis auf 2 Zoll vom Rande mit Waſſer, und wiederhohlt an dieſem zweyten Tage das übrige obige Verfahren. Am dritten Tage fängt es an, merklich zu gähren, und alsdenn leert man den Canal aus, daß das Flüſſige aus demſelben aus dem Stalle hinaus in einen zu nächſt daran ſtoſſenden Kaſten kommt, welcher aber ſo feſt ſeyn muß, daß nichts verlohren gehen kann. Er kann beliebig weit, aber nur 4 Schuh hoch ſeyn, und immer mit 2 Zoll dicken Brettern bedeckt bleiben. Der Quark darin wird gut durchgerühret, daß alles klein wird, und ſo füllt man ihn nach und nach an, in welcher Zeit alles in volle Gährung kommt. Aus dieſem Kaſten bringt man die Jauche in einen andern mit der Hälfte gemeinen Waſſers gemiſcht, und läßt es 3 Wochen in Ruhe, mit Brettern beſtändig zugedeckt, da denn dieſer Dünger zum Gebrauch fertig iſt.

Der

Der Gebrauch iſt folgender: Dieſer Dünger wirkt nie weniger, als wenn der Boden hart gefroren, und ohne Schnee iſt. Man bringt ihn auf beſäete magere Aecker, ſo bald Schnee vorhanden, und die Erde gefroren; iſt aber der Boden weich, ſo führt man ihn zu allen Zeiten auf die Wieſen, nur nicht wenn das Gras ſchon etwas hoch iſt, weil es ſonſt, dürr oder grün, dem Vieh eckelhaft würde. 20000 ℔ dieſes Waſſers (alſo etwa 10 Viertel Berliner Maaßes) ſind hinlänglich, 1 Morgen Kornfeld auf 1 Jahr lang ſtark zu düngen; ein Morgen Wieſewachs (weil nämlich nach der erſten und folgenden Heuärndten das Düngen mit der Gülle wiederhohlet wird) das gedoppelte. Eine beſtändig auf dem Stalle gehaltene Kuh ſoll ſo viel Gülle geben, daß man damit gegen 6 Mogen Ackerfeld, oder 3 Morgen Wieſewachs bedüngen kann.

Zum Verfahren und zur Austheilung dieſer Gülle dienen Fäſſer, die auf dazu verfertigten Karren feſt gemacht ſind. Oben iſt ein großes, mit einem Deckel verwahrtes viereckigtes, Loch zum Eingieſſen. (Man kann bey uns von den Materialiſten die gemeine Trahnfäſſer nehmen, ihnen allenfalls die bereits darin befindliche Spundlöcher laſſen, und einen hölzernen Trichter zum Einfüllen aufſetzen. So braucht man auch nur einen gemeinen Bauerwagen, der unten ein Paar ſtarke Stangen oder Bäume hat, worauf das runde Gefäß ruhet, oberhalb aber mit 2 ſchwächern Stangen eingeklemmet iſt, ſo wie unſre Bierwägen in den Städten aus den Brauhäuſern die Biertonnen oder Viertel umherfahren.) Hinten im Boden iſt ein großer Hahn, und unter demſelben ein hölzerner, einen Schuh breiter, im Boden mit vielen Löchern durchbohrter offener Kaſten, deſſen Länge juſt ſo groß iſt, als die Entfernung der hintern Räder,

ſo daß das äuſſerſte Wagengeleiß richtig anweiſet, wie weit das Begieſſen gegangen iſt. (Der Hahn darf nur aus Holz ſeyn, wie ihn die Bauern an ihren Getränkegefäſſen im Keller zu haben pflegen. Der vor einigen Jahren in Trachenau verſtorbene Kammerrath von Schönfeld ließ von ſeinem Miſthofe die Jauche auch immer aufs Feld zum Düngen fahren, und ſtatt des durchlöcherten Kaſtens ward bey ihm ein Brett gegen das Zapfloch geſtellet, bey deſſen Oeffnung die Miſtjauche dagegen anſpielen, und ſich ſo vertheilen mußte. Der durchlöcherte Kaſten bey den Schweizern iſt aber, weil er die Gülle genauer vertheilet, vorzuziehen, und wenn nach nur vorgeſchlagener Art unſerer Bierwägen mehr Gefäſſe auf einmal fortgefahren werden, ſo macht macht man mit dem hinterſten dem Anfang. Iſt dieſes leer, ſo wird es bis nahe an der Hälfte, daß es nicht herabfallen kann, fort geſchoben, und der Kaſten dem zweyten untergehänget, welches ſehr gut angeht, weil kein Wagenbrett, ſondern nur dicke Stangen oder Bäume die Gefäſſe tragen. Wäre es ein ſehr langer Wagen, daß mehr als zwey Tonnen, oder Gefäſſe, darauf Platz hätten, ſo wird in der angefangenen Ordnung fortgefahren.) Kommt man an dieſen Fleck, ſo wird das Zugvieh ſachte angetrieben, und der Hahn zugleich eröffnet, da denn das Land, wie mit der Gießkanne des Gärtners, begoſſen wird. Auf dem gefrornen Acker, oder einer ebenen nicht ſumpfichten Wieſe zieht ein mittelmäſſiges Pferd, oder ein Ochſe, einen ſolchen beladenen Karren ohne Mühe. Ein Zürchiſcher Landmann hat vor 50 Jahren dieſe bisher beſchriebene Düngervermehrung eingeführet, welche als eine der beſten Erfindungen nicht genug zu empfehlen iſt. Man erhält eine erſtaunliche Menge der Gülle, und dem Strohdünger, oder gewöhnlichen Miſt, geht an Güte

und

und Menge nichts ab; der ganze Miſthaufen erhält einen gleichförmigen Grad der Fäulniß. Es iſt wahr, es erfordert mehrere Mühe; allein dieſe muß ein Landwirth nicht ſcheuen. Die Gülle düngt nur auf 1 Jahr; allein ſie kömmt auch ohne Nachtheil des Strohdüngers alle Jahre wieder bey gleichem Viehſtande, und iſt wegen ihrer Menge dem Producte des Strohdüngers faſt gleich zu ſchätzen. Man bekommt nach dem gemeinen Verfahren ſelbſt bey der Stallfütterung von 1 Stück Rindvieh mehr nicht als 12 Fuder Miſt zu 40 Cubikſchuhen und kann damit nur 1 Morgen zu 36000 rheinländiſchen Quadratſchuhen düngen; nach dieſer Weiſe erhält man eben dieſen Miſt, und noch ſo viel Gülle, daß man 6 Morgen Acker oder 3 Morgen Wieſen damit düngen kann, und dies alle Jahre. Es wird zwar mehr Stroh bey dieſem Verfahren gebraucht, nämlich $\frac{1}{3}$ mehr; aber man gewinnet auch das Gedoppelte am Dünger. Wer das Stroh nicht hat, kann ſich mit Tannen- und Fichtenreiß, Fahrnkraut und allerley Laub, nur das von Buchen ausgenommen, behelfen, welches guten Dünger, nur langſamer, giebt. Der mehrere Dünger kann aber bald reichere Aerndten und mehr Stroh verſchaffen. Miſt und Harn, wie ſie vom Vieh abgehen, düngen ſehr ſchlecht, ja verbrennen ſogar Saamen, Gewächſe, auch junge Bäume. Gehen ſie aber durch Gährung in Fäulniß über, ſo verfliegt ihre Säure (Schärfe) zum Theil, u. ſ. w. und geben den Pflanzen eine geſunde ſtärkende Nahrung.

8) Beurtheilung dieſes Unterrichts.

Auſſer dem, was in obſtehendem Unterrichte eines Schweizers bereits ſchon von mir eingeſchaltet worden, verdienet derſelbe noch einige Prüfungen.

Es iſt zu viel geſagt, daß bey Bereitung der Gülle dem Strohdünger oder gewöhnlichen Miſte, nichts an der Güte und Menge abgehe. In Anſehung der Menge nun iſt nichts einzuwenden, wohl aber in Anſehung der Güte. Woher kämen die Kräfte der Gülle, wenn ſie nicht dem Strohdünger entgiengen? Eins von beyden. Ohne Gülle mehr kräftiger, oder mit derſelben weniger kräftiger, Strohmiſt. Was einem zugeht, geht dem andern ab.

Wenn bey Brauereyen und Brandtweinbrennereyen Rindvieh zur Milch oder Maſtung gehalten, der Auswurf der Thiere hievon aber in Anſehung ſeines gedoppelt mehrern Flüſſigen und darüber Abfluß verlanget; ſo iſt die Einrichtung des Stalles nach vorbeſchriebener Art ſowohl, als die Pflege der Gülle ſehr anzurathen. Bey der grünen Stallfütterung im Sommer entſtehen auch mehr Flüſſigkeiten, als bey der Heufütterung. Man kann aber bey der erſtern durch tägliches, mehr als einmaliges, Einſtreuen die Flüſſigkeiten mit Stroh ſo vermiſchen, daß ſie ſich in ſelbiges einziehen. Nur muß ſodann deſto öfter ausgemiſtet werden.

Nun muß man noch hauptſächlich die Anwendung beyderley Arten, des flüſſigen und nicht flüſſigen Düngers, auf den Acker in Betracht ziehen, und hiebey die innere Beſchaffenheit des Ackers den Ausſchlag geben laſſen.

Iſt es ein ſchwerer und zugleich kalter Acker, ſo iſt ihm mehr mit nichtflüſſigen Dünger geholfen. Denn dieſer trennet mehr die feſten Theile deſſelben ſowohl deshalb, daß er eine ſtärkere mehr anhaltende, zu dieſem Zweck ſehr dienliche, Gährung hervorbringet, ſo wie die noch nicht ganz vermoderte für ſich allein noch beſtehende Theile des Strohmiſtes durch

mehr-

mehrmaliges Pflügen mit der Krume des Ackers vermiſchet werden, und alſo auch hiedurch zur Auflockerung deſſelben beytragen.

Iſt der Acker kalt, dergleichen nicht blos allein die lehmichten und thonichten ſind, ſondern auch manche ſandichte, ſo kömmt ihnen der Strohmiſt, beſonders von Pferden, ſehr zu ſtatten, indem er durch ſeine mehr anhaltende Gährung ſolchen Acker ungleich mehr und länger wärmet, wie ſolches die Erfahrung ſattſam an die Hand giebet.

Iſt endlich der Boden leicht, ſo kann auch in dieſer Abſicht der flüſſige Dünger nicht von ſo langer Würkung ſeyn, als die des nichtflüſſigen. Doch wenn der flüſſige Dünger zweymal auf leichtem Boden gebraucht, und die ihm gehörige oder zugedachte Gülle in zwey Portionen, die erſte beym Pflügen zur Saat, die andre im Frühjahre, wenn das Getreyde ſich heben ſoll, im April, vertheilet wird, ſo wird ſie mehrern Nutzen beweiſen, zumal wenn man eben zuvor erſt die Walze darüber gehen laſſen, und den Acker damit feſter gedrückt hat, damit die Gülle nicht zu ſchnell durchſeige. Das Befahren eines leichten Ackers, um nach vorbeſchriebener Art die Gülle auszuſprengen, ſchadet ihm oder ſeinen Kornpflanzen nichts, wenn der Wagen nur keine beſchlagene Räder hat, als welche, da ſie ohnehin nicht ſo breite Felgen, wie die ſogenannten Blockräder haben, allzutief einſchneiden. Dieſes Verfahren wäre beſonders Neuanbauenden, oder Coloniſten, anzurathen, welchen gemeiniglich nur die leichten Felder theils zu Theile werden, da die beſſern ſchon ihre alten Beſitzer haben, theils dies Geſchäffte am erſten deshalb ausführen können, weil ſie gemeiniglich weniger Aecker, meiſtens nur einige Morgen, überkommen können, und alſo mehr Zeit zu dieſer Art von Induſtrie übrig haben.

Zur Wieſendüngung hingegen iſt der flüſſige Dünger dem nichtflüſſigen auf alle Weiſe vorzuziehen. Nicht nur die Erfahrungen der Schweizer ſind dafür, ſondern auch die unſrigen. Wenn ſchon der Boden der Wieſen mehr unter die leichten, als ſchweren, zu rechnen iſt, ſo darf man doch mehr Würkung hieſelbſt, als auf leichten Aeckern erwarten, weil der Raſen eines leichten Bodens von den Graswurzeln mehr verflochten und verbunden iſt, daß daher die Gülle nicht ſo bald verſiegen, ſondern ihren Aufenthalt oberhalb oder um und neben den Wurzeln nehmen muß.

Mittelſt dieſer Gülle vermehrt man nicht nur den Graswuchs, ſondern verwandelt auch einſchürichte Wieſen in mehrſchürichte, ſo, daß ein Grasplatz, der ohne dieſe Bedüngung nur einmal können abgemähet werden, zwey- bis viermal gemähet werden kann, wenn nämlich nach obiger Vorſchrift im Frühjahre, hernach nach jedesmaligem Abmähen oder Abärndten der Wieſe gleich wieder Gülle aufgeſprenget wird. Das Auflegen des kurz und fein vermoderten Strohmiſtes kann niemals ſo große Würkungen hervorbringen, zumal wenn der Regen ausbleibet.

Die gemeine Miſtjauche, welche auf den Miſthöfen vielmals unnütze ſtehen bleibt, oder in Gräben abgeleitet wird, ſollte von unſern Bauern eben ſo angewendet werden. Es möchte von manchen ſchon eher und mehr geſchehen ſeyn, wenn ihnen mit der Theorie an die Hand gegangen würde. Denn ich habe manche dazu ermuntern wollen, die mir dazu mehr als andre aufgelegt ſchienen; bekam aber zur Antwort, daß ſie die Miſtjauche unnütze halten müßten, weil ſie ſähen, daß theils das Vieh das damit begoſſene Gras nicht freſſen wollte, theils aber das Gras, wenn ſie die Jauche aus ihren Miſthöfen in die Grasgärten gelei-

geleitet hätten, davon verbrenne. Der geringe Landmann muß alſo unterrichtet werden, dieſe Jauche ſowohl erſt in Gährung kommen zu laſſen, als auch ſelbige nicht aufs lange Gras zu bringen, ſondern davon nur vor dem Anwuchſe des Graſes Gebrauch zu machen. Noch andre zur Induſtrie aufgelegte Bauern, die ich zu nur belobter Düngerwirthſchaft habe bereden wollen, haben mir geantwortet, ſie würden nur, als die erſten Anfänger einer neuen Sache, von den übrigen nicht nur verlacht, ſondern auf immer verſpottet werden, wenn der erſte Verſuch mißlingen ſollte, welche letztere Beſorgniß denn abermals ihren Grund in der Unbekanntſchaft mit der Theorie hatte, oder wenigſtens darin, daß ſie keine Erfahrungen andrer als Muſter zur Nachfolge vor ſich hatten. Ich kann nicht ſagen, ob das Beyſpiel des Hrn. von Schönfeld zu Trachenau nun in der Nachbarſchaft den geringen Landmann werde auf die Beine gebracht haben; ſo viel aber weiß ich, daß er nicht zurück bleibt, ſobald er mehrere um und neben ſich hat, die mit ihm in der Induſtrie wetteifern. Wen ſollte es nicht erfreuen, den geringen Landmann auf einem ſo guten Wege zu ſehen! Und wer wollte nicht wünſchen, daß es überall ſchon ſo weit wäre, als Hr. **Mayer** von den Bauern des Amts Kupferzell, im Hohenlohiſchen, rühmen kann, da' er in der Beſchreibung des aus der ländlichen Induſtrie entſtehenden Wohlſtandes der dortigen Unterthanen in Anſehung des Düngers alſo ſagt: In dem Amte Kupferzell iſt der Miſt die gewöhnlichſte **Dungſorte**, aber auch noch viele andere ſind da üblich. Das Vieh bleibt immer im Stall, man ſtreut im Stalle Stroh, Laub, Flachsageln, und bringts mit dem Auswurf gemiſcht auf die Miſtſtäte, welche gleich vor dem Stalle, in einer Vertiefung, worin ſich die Feuchtigkeiten ſammlen, wo mög-

lich gegen Mitternacht, von Gebäuden vor der Sonne gedeckt, angebracht iſt. Ehe man nach abgeführtem Miſte dieſe Vertiefungen wieder anfüllt, führt man vom Felde allenthalben her ſchlechte Erde darein, welche das Jahr über da gebeſſert, und endlich mit dem Miſt auf die Aecker geführt wird. Einige Bauren benutzen auch würklich die Schweizeriſche Gülle auf Wieſen u. ſ. f. Man erleichtert ſich die Ausführung des Güllenwaſſers, indem man für beſtändig auf einem Karren ein Faß hält, das ſtatt des Spundes ein 1 Schuh breites Loch hat, worin man die Gülle ſchüttet. Statt des Zapfens hat es einen großen Hahn von Holz, und unter dieſem ein länglichtes Käſtlein von Brettern ſo lang als der Karren breit iſt, welches unten ſehr oft durchbohret iſt. Dreht man den Hahn auf, ſo rinnt das Waſſer ausgebreitet aus dem Käſtlein aus, und befeuchtet leicht und ſchnell auf einmal eine breite Strecke Feldes. — Gyps ſtreut man auf trockne Wieſen, Erbſen, Linſen, Wicken, Flachs, Gerſte, Haber, Korn, Bohnen, Kraut u. ſ. f. Wintergetreyde verſehen ſie mit Gyps gleich bey der Saat, mit der ſie ihn eineeggen, ohne weitern Dung; die ſchlechteſten Aecker geben die herrlichſte Aerndte. Auf Gerſte, Haber, Flachs, Erbſen, Linſen, Wicken, Bohnen, Kraut ſtreuen ſie Gyps, wenn ſie ſchon aufkeimen oder gepflanzt ſind. In allen Dörfern findet man Vertiefungen, wo ſich bey Regengüſſen Koth und Schlamm ſammelt. Man leert ſie von Jahr zu Jahr aus, ſchlägt den Schlamm auf Haufen, läßt ihn ein Viertel- bis ein halbes Jahr liegen, und führt ihn nützlich auf Hanf- und Hirſefelder, Wieſen, Krautgärten, und an die Bäume. Vorzüglich gut iſt dieſer Schlamm, wenn er auch für den Spargel gebraucht, und auf Goſſen oder an den Viehtränken nach und nach geſammelt und zuſammengeſchlagen,

und

und $\frac{1}{2}$ Jahr ruhet. Gyps iſt immer dem Hollbözig vorzuziehen. Jener vermehrt und verbeſſert den Boden zugleich. Man wechſelt auch mit den Düngerarten auf dem nämlichen Felde ab. Was in dieſem Jahre Schaafmiſt oder Pferch bekömmt, ſolches bekömmt dieſen Dünger in etlichen Jahren nicht wieder, ſondern Rindsmiſt, und hierauf Pferdemiſt. In Anſehung der Wieſen ſchlägt Hr. Pfarrer Mayer vor, daß man die Düngerarten ſo abwechſeln ſolle, und z. E. heuer mit Gyps, nach zwey bis drey Jahren mit Güllenwaſſer, und dann wieder ein Jahr mit Miſt düngen ſolle. —

Ich habe ſchon zuvor des Hrn. von Schönfeld bey Gelegenheit der von ihm zum Düngen angewandten Gülle gedacht. Hier iſt ſeine aller Nachahmung werthe vierfache Düngungsart, womit er ſeine Aerndten ſo ſehr vermehrte: 1) Der Miſt der Thiere; er mengte den Miſt der Pferde, Kühe und Schweine, ſobald dieſer aus dem Stall kam, ſo unter einander, daß eine Schicht über der andern lag, machte den Haufen faſt Manns hoch, ließ ihn 2 Jahr liegen, daß er recht verfaulte, und kein Unkraut mehr auf dem Felde zeugen konnte. Die abflieſſende Miſtlake wurde in einer Vertiefung neben der Miſtſtäte geſammlet. Mit dieſer düngte er die Felder, beſonders Kleeäcker, im Frühling und Herbſt, die Wieſen beſonders im Winter. Die gefrorne Miſtlake ſtreute er als kleine Stücklein Eis auf die Wieſen; die flüſſige brachte er aufs Feld in einem Faß, das unten, wie gewöhnlich, ein Zapfenloch, und demſelben gegenüber ein Brett in einiger Entfernung hat, an welches die Miſtlake aus dem Zapfenloch hinſpritzt, und ſo beſſer zertheilt wird, als wenn ſie durch eine Art von Sieb oder hölzerne Gießkanne läuft. Dieſes Faß liegt auf einem Karren von 2 Rädern.

Der 2te Dünger iſt eine 2—3 Jahr lang liegende, aus Erde, Schlamm, Kalch, Aſche, Unkraut, Leimen von alten Wänden u. dgl. zuſammengeſetzte Erde, die bisweilen mit Miſtlake begoſſen wird.

Der 3te Dünger iſt der Schaafpferch. Die Schaafe bleiben in Hürden 3—4 Nächte auf einem Platze ſtehen. Hierauf ſchaufelte man den Pferch zuſammen, warf 1 Schuh hoch Erde darauf, alsdann wieder ſo Pferch und Erde, bis der Haufen beliebig hoch war. Der Haufen blieb 1—2 Jahr liegen, bis der Pferch gut verfault war, alsdann ſtreute man dieſe Erde auf das Feld aus.

4) Er dünget endlich auch mit ganz klein geſtoſſenem Kalch, von dem er 2 Dresdner Scheffel auf einen Acker ausſtreuet. Die Wieſen düngete er wechſelsweiſe mit Aſche und Miſtlake.

9) Anweiſung den Lehm, Kalch und Gyps zum Dünger ſelbſt zu brennen und anzuwenden.

Es iſt ſchon einigemal des Lehms von Wänden und alten Gebäuden zur Vermiſchung mit andern Düngungsmitteln, gedacht worden. Man kann ihn aber für ſich beſonders ganz allein zum Dünger gebrauchen, wenn er gebrannt iſt. Hiemit kann alſo verfahren werden:

Man ſetzt auf freyem Felde, bey windigem Wetter, wie die Gänge in den Ziegelöfen, Wände von Lehm (Leimen) 9 Zoll hoch, und eben ſo dick, daß ſie ein Viereck von 6 Schuh ausmachen. Dieſes füllt man mit Reiſern, Genſter u. ſ. f. und zündets an, an der Seite, wo der Wind her kömmt. Oben deckt man's mit Lehm 3 Zoll dick zu, und läßt die Enden von den Gängen offen. Iſt die Decke faſt ganz durchgebrannt,

gebrannt, ſo legt man eben ſo dick eine andere darauf, und fährt ſo weiter fort. Auf gleiche Weiſe brennt man auch Gyps und Kalch, nur daß man an den Gängen allein ein Ende, nämlich gegen der Windſeite offen läßt. Wenn der Haufen des Lehms kalt iſt, bringt man ſo fort etwa 10 ſtarke Karrenfuhren auf einen Morgen. Dieſer ſo gebrannte Lehm iſt ein ſehr guter Dünger für Wieſen und Kornfeld. Dieſes kann dadurch auf 3 Jahre gebeſſert werden. Für Wieſen iſt die Beſſerung noch von längerer Dauer.

In Irrland, ſagt Hr. Scopoli in ſeiner Preißſchrift vom Dünger, bereitet man den Thon zum Düngen vorher alſo: man bedeckt ein Stück Landes mit Holz, Reiſern, Wurzeln oder Riedgras 1 Schuh hoch, legt darauf eine Schicht von wohl ausgetrockneten Thon, und ſo fährt man wechſelsweiſe fort, bis der ganze Haufen 5—6 Schuh hoch iſt, läßt es alles ganz zu Aſche brennen, vermiſcht ſie mit der gebrannten Thonerde, und düngt damit leichte und ſandichte Felder.

Mit dem Kalche zum Düngen verfährt man auf verſchiedene Art. Hier iſt eine der leichteſten Verfahrungsarten. Man legt friſchen ungelöſchten Kalch auf einen Haufen, und nahe dabey, oder ringsum den Kalchhaufen herum einen großen Haufen guter Erde. Es kann auch die von der Oberfläche des zu bedüngenden Platzes abgeſchaufelte Erde ſeyn. Nun gießt man etwas Waſſer auf den Kalchhaufen, und wirft ſchnell die Erde darüber, damit der Kalch über und über völlig mit Erde bedeckt ſey, und ſie durch und durch von den Dünſten, welche von dem unter ihr liegenden ſich erhitzenden und löſchenden Kalche fortgehen, angefüllt und befeuchtet werde. Dieſe Erde wird hernach vom Kalche wieder weggeräumet, und iſt ungemein treibend und fruchtbar ſowohl zu Feld-

als

als Gartenfrüchten wie auch zu Blumen, wie es die Erfahrung beſtätiget. Man kann dieſe Erde allein als einen Dünger gebrauchen, man kann ſie aber auch mit dem abgelöſchten und zerfallenen Kalche wohl vermiſchen, und alsdann gebrauchen.

Hr. von Schönfeld vermiſchte den Kalch mit Schaafpferch mit großem Nutzen. Er erwählte einen Acker, der tief hinab guten Boden hatte. Dieſen ließ er gleich nach der Abärndtung der Sommerfrucht, vor dem Pferchen etwa 2—3 Zoll tief in die Queere, ſo weit als er auf einmal pferchen wollte, ackern, ſodann die Schaafe aufs gepflügte Stück in den Pferch ſtellen, aber noch einmal ſo viel Schaafe, als ſonſt auf einen ſolchen Platz gewöhnlich geſtellet werden. Die Schaafe mußten auf einer Stelle, ehe die Hürden fortgerückt wurden, 3 kurze Sommernächte, und 2 Herbſtnächte, beſonders wenn die Schaafe überflüſſige Weide hatten, im Sommer aber auch Mittags ſtehen bleiben. Nach dem Pferchen ließ er die gepflügte Erde 2 Zoll hoch alsbald abſchaufeln und auf Haufen ſchlagen, da die darunter liegende Erde des Ackers denn noch vom Harn u. ſ. f. der Schaafe auch zugleich bedünget ward. Die auf Haufen zuſammengebrachte Erde vermiſchte er mit Kalch, den er vorher auf dem zu düngenden Felde bedeckt, und in Staub hatte zerfallen laſſen, und ſtreute die vermiſchte, und vor der Näſſe wohl verwahrte, Maſſe bey windſtillem Wetter vor dem Säen auf den Acker umher. In naſſen Jahren und naſſen tiefen Feldern wollte er dieſen Dünger, beſonders wenn viel Kalch dabey war, nicht rathſam finden. (Sein Feld hatte einen ſehr feſten Lehmboden, und ein Theil deſſelben lag auch niedrig.) Er fand dieſen Kalchpferch ſehr zuträglich, und ſagt beſonders von dem Rübſen, daß ſelbiger, wenn er ihn auf einen mit Pferch und Kalch

gedüng-

gedüngten Acker ganz dünne geſäet, vor Winter lange ſchöne Blätter, im folgenden Frühling rechte Stauden voll Zweige, und eine ſehr reiche Aerndte gegeben, zugleich auch ſolche Wurzeln gehabt, die großen Rüben gleich geweſen, nach der Aerndte im Acker gefaulet, und ihn ſo gedünget haben, daß ohne weiteres Düngen darin zwey Jahre die beſten Früchte gewachſen ſeyn.

Eine dritte Art guten **Kalchdünger mit Vermiſchung mehrerer Materialien**, als in beyden vorhergehenden, zu machen iſt dieſe: Nehe am oder auf dem künftigen Braachacker, den man düngen will, erwählt man einen Platz ohngefähr 40 Schritt ins Gevierte, (Quadrat) und führt vorher dahin eine an Fudern nicht ſo genau zu beſtimmende Quantität Schlammerde und Streue, z. E. gehackte Reiſer, Schilf, Riedgras, Heidekraut, Heidelbeerkraut, Moos, u. ſ. f. Der Schlamm iſt das Beſte, doch kann man auch dafür alte verwachſene Maulwurfshügel, und abgeſtochenen Raſen nehmen. Man fährt ebenfalls dahin $\frac{1}{2}$ Ruthe, Rheinl. Maaſſes, gebrannte Kalchſteine; je wärmer man ihn dahin bringet, deſto beſſer iſt es. In der Luft muß er wenigſtens noch nicht verwittert oder zerfallen ſeyn. Nun macht man unverzüglich den Haufen. Man bringt nämlich auf den oben beſtimmten Platz zuerſt unten Schlamm, (Teichſchlamm, Moorerde) alsdann 1 Schuh hoch Streue daüber, dann wieder 1 Schuh hoch Schlammerde, und endlich oben darauf die gebrannten Kalchſteine, wenn ſie auch 3 — 6 Pfund ſchwer ſind, ganz, und zwar einen an den andern über die ganze Schlammerde hin; alsdenn legt man auf dieſe Steine wieder Schlammerde, auf dieſe Erde Streue; ſodann wieder Schlammerde, und hernach eben ſo die Kalchſteine. So macht man fort, bis keine Kalchſteine mehr vorhanden ſind, und deckt

als.

alsdenn den Haufen oben mit Schlammerde, Streue, Schlammerde zu, eben ſo Schichtweiſe gelegt wie vorhin. So bleibt der Haufen ruhig ein ganzes Jahr ſtehen. Zwölf Perſonen machen den Haufen in einem Tage. Dies geſchieht zwiſchen Pfingſten und der Heuärndte. Sind viele Nadeln von Kiefern u. ſ. w. unter der Streue; ſo kann ſich der Haufen in den erſten 24 Stunden von der Kalchhitze entzünden. Man hat darauf Acht, hat Erde bey der Hand, und erſtickt das Feuer, indem man mit einer Schaufel Erde, den Ort, wo die Flamme hervorbricht, zudeckt. Nach dieſem läßt man bey trocknem Wetter den ganzen Haufen mit breiten Hacken zerſchlagen, und mit Schaufeln zurückwerfen, damit ſich alles wohl untereinander vermenge. Wenn nun der Braachacker zur Saat zubereitet iſt, führt man dieſe Düngererde des Haufens bey trocknem Wetter auf den Acker, ſchlägt ſie, wie andern Dünger in mittelmäſſige Haufen, breitet ſie mit Schaufeln und Harken wohl aus einander, und arbeitet ſie zur Saat unter. Die Materie iſt ſehr fett, und klebt an; es muß dies alles alſo nothwendig bey trocknem Wetter geſchehen. Mit dieſer Quantität kann man etwas über ein Paar Morgen Acker bedüngen, und erſtlich drey Jahr Wintergetreyde und zweymal Sommergetreyde darein ſäen. Es thut aber dieſer Dünger auf hohen und niedrigen Aeckern, auch auf den ſchlechteſten ſehr gut, wenn ſie nur etwas lehmicht ſind. Läßt man den Acker nach ſeinen drey Fruchtärndten braach liegen, und düngt ihn mit ordinairen Rindsmiſt, ſo zeigt ſich der Nutzen jener Kalchdüngung erſt recht. Fährt man hiemit ſo fort, ſo wirkt ſie 12 bis 16 Jahre.

Der Gyps, der zum Brennen nur ein Feuer erfordert, deſſen Hitze nicht größer als ſiedendes Waſſer iſt, kann auf leichten und ſchweren, hohen und nie-

drigen Aeckern gebraucht werden. Wo er zu haben iſt, da richtet man große Dinge mit ihm aus, beſonders iſt er dem Klee ungemein dienlich.

Wieſen, welche niedrig und naß ſind, und nur ſaures Gras geben, werden ſehr verbeſſert, wenn ſie zuerſt mit Mergel oder Kalch getrocknet, und hernach mit Gyps beſtreuet werden.

Es iſt ſchon im vorhergehenden Kapitel geſagt worden, daß mancher gebrannter Gyps vor dem ungebrannten den Vorzug gar ſehr behaupte, weßhalb man zuerſt durch Verſuche im Kleinen herausbringen muß, ob man ſeines Orts lieber gebrannten, als ungebrannten zu wählen habe.

Erwählet man den ungebrannten Gyps, ſo wird er mit eiſernen Hämmern oder Schlägeln in einem Troge zu Stücken. in der Größe etwa eines Hühnereyes, oder etwas kleiner zuerſt, zerſchlagen, und ſodann gänzlich zermalmet; doch ſchadet es nicht, wenn noch kleine Stücken wie Erbſen oder Bohnen bleiben. Hin und wieder hat man auch eigene Gypsmühlen angelegt, um den Gyps zu mahlen.

Das Ausſtreuen des Gypſes muß mäßig, lieber zu wenig als zu viel auf einmal geſehen, und er kann entweder allein, oder in Vermiſchung mit Aſche, guter Erde, kurzen oder verrotteten Dünger, Taubenmiſt u. ſ. w. geſtreuet werden, ſo daß z. E. Aſche die eine Hälfte und Gyps die andre Hälfte ausmacht. Das Ausſtreuen muß aber in allen Fällen geſchehen, 1) vor einem Regen; 2) beym Kornbau, ſobald das Korn geſäet iſt; 3) auf Wieſen, ehe das Gras zu wachſen anfängt; alſo im Frühling, ſo bald es warm wird, und die Thaue ſich einfinden, im Sommer aber, ſobald das erſte Gras abgemähet iſt.

So

So gut es iſt, ein Jahr ums andre wechſelsweiſe mit Mergel und Miſt zu düngen, ſo gut iſt es ebenfalls, mit Gyps und Miſt auf gleiche Weiſe abzuwechſeln. Statt deſſen aber kann man den Gyps mit gut verrottetem Miſte, oder guter Erde vermengen, und die Miſchung ausſtreuen. Hr. Pfarrer Mayer zu Kupferzell verfähret mit dem Gypſe alſo. Er bringt den zerſtoſſenen Gyps den Winter hindurch ins Trockne unters Dach, mengt etwas Aſche darunter, befeuchtet die Miſchung öfters mit Miſtlake, rühret alles durch einander, und ſtreuet es zu ſeiner Zeit aus. Der Klee wächſet darnach an magern und ſteinichten Oertern an die 3 Schuh hoch, und vertreibet auch in Sümpfen, wenn man 2 bis 3 Jahr hinter einander ſo dünget, alles ſaure Gras, wie ſolches unläugbare Proben an die Hand gegeben haben.

Des Mergels und des Verfahrens damit zum Düngen iſt nicht weiter zu gedenken, da ſolches im vorhergehenden Kapitel zur Gnüge geſchehen.

Der Torferde aber, die in manchen Gegenden häufig gefunden wird, iſt hier noch beſonders zu gedenken. Hr. Scopoli ſagt, daß die ſchwarze und ſumpfichte Torferde wegen ihrer bey ſich führenden allzuvielen harzigen Materie mehr ſchade als nütze, wofern ſie nicht mit Thon und Sand gehörig verbeſſert wird. Er ſagt weiter: Torf iſt an ſich ein guter Dünger und gehöret ins Pflanzenreich; nur brennt er wegen ſeines Harzes und riecht übel. Man ſteche ihn in nicht gar großen viereckichten Stücken, wie es gebräuchlich iſt, werfe ihn noch feucht auf einen Haufen und führe ihn nach Hauſe. Hier lege man auf einen gepflaſterten, und wo möglich mit einer Mauer umgebenen Platz zuerſt den Miſt einen halben Schuh hoch, ſodann breite man den Torf darüber, lege hernach wieder

der Miſt, und fahre ſo mit dieſen Schichten fort, bis die Miſtgrube voll iſt. Je weiter die Schichten über der Erde ſind, deſto weniger dürfen ſie dicke ſeyn, weil der obere Miſt mehr ausdünſtet als der untere, und nicht ſo kräftig als der untere auf den Torf würket. Man beugt dieſer Ausdünſtung zum Theil vor, wenn man oben die Miſtgrube mit grünem Graſe, oder einer Schichte fruchtbarer Erde, zudecket. Dieſen Miſt laſſe man aber nie trocken werden, ſondern feuchte ihn oft mit warmer Lauge oder Urin an, ſo wird man einen ſehr guten Dünger vom Miſt und Torf zur Fruchtbarmachung des Feldes bereiten. Sonſt lehret auch Hr. v. **Pfeifer**, daß man Torf und Sand Schichtenweiſe in Haufen bringen ſolle; ſo werde er in Jahresfriſt aufgelöſet und zur Düngung tüchtig ſeyn.

Endlich iſt noch der **Steinkohlen- und Torfaſche** zu gedenken, welche Hr. v. Pfeifer nicht nur der Holzaſche vorziehet, ſondern ſo gar von der Torfaſche behauptet, daß ſie unter allen die beſte ſey, als wovon man ſich in den Herzogthümern Jülich und Bergen ſichtbarlich überzeugen können, allwo man ganze Torfwerke lediglich dem Aſchenbrennen widmet, von da ſie zehen, zwänzig ja mehrere Stunden Weges abgehohlet, und recht theuer bezahlet wird.

10) Pflanzendünger, grüner Dünger.

Es war ſchon bey den alten Römern nichts ungewöhnliches, ſich grüner Pflanzen, beſonders der Lupinen zum Düngen zu bedienen, ſo wie ſolches noch heutiges Tages bey den Piemonteſern ſehr im Gebrauch iſt. Dieſe Pflanzendüngung kann, wenn ſie in rechter Art unternommen wird, ſehr vortheilhaft ſeyn.

Erbſen, Wicken, Lupinen, (Wolfsbohnen) Sau- oder Pferdebohnen u. dgl. werden am

beſten, wenn man damit einen Acker miſten will, zu ſolcher Zeit geſäet, daß ſie, nachdem ſie etwa die Hälfte ihres Wachsthums erreichet, friſch untergepflüget, das Korn aber ſodann gleich auf der Stelle oben aufgeſäet und eingeegget werde. Man muß alſo den Acker ſchon vor der Einſaat gedachter Schotengewächſe nach ſeiner Bedürfniß ein- oder mehrmal geackert haben, daß dieſe Gewächſe bey dem letzten Umackern etwa im Auguſt geſäet, und im September als Dünger untergepflüget werden.

Alle grüne Pflanzen ohne Unterſchied, wenn ſie einen Dünger auf dem Acker abgeben ſollen, müſſen zum Unterpflügen im grünen und friſchen Zuſtande allein angewendet werden, wenn ihre Würkung die beſte ſeyn ſoll. Getrocknet thun ſie wenig oder gar nichts. Allzufrühe aber, und nicht unmittelbar vor der Einſaat des Getreydes untergepflüget, kaum die Hälfte.

Auch der Unterſchied des Ackers würket bey dieſer Art zu düngen. Im warmen und nicht feſten Boden ſchlägt der Pflanzendünger beſſer an, als in kalten und ſchweren Feldern. Am allerbeſten im Sande.

Kann man nicht auf der Stelle die Pflanzen, wo ſie düngen ſollen, erbauen, ſo muß man ſie, wenn ſie anderswo ſtehen, abgeſchnitten, und zum Dünger auf den Acker gefahren werden, ungeſäumt unterpflügen, daß ſie ſo wenig als möglich von ihren Säften durchs Welken oder Antrocknen hiebey verliehren. Ich habe bereits in dem Wittenb. Wochenbl. 1772. St. 25. angewieſen, wie mit dem Hederich, der unter den weiſſen Rüben wächſet, verfahren werden müſſe, wenn er gleich nach dem Ausziehen als Dünger in den Sandfeldern aufgeleget, und friſch untergepflüget wird, auch zugleich dabey bemerket, daß eben dieſer Hederich, wenn er nur ein Paar Tage ununtergepflügt gelegen,

ſeine meiſte Kraft zum Düngen verliehre, ihm aber gar nichts in der Kraft zu düngen auf Sandfeldern, gleich komme, wenn er im Herbſte recht friſch untergepflüget wird; da er ſodann alle mögliche Düngungsarten auf ſolchen Feldern nach den allerōfterſten Erfahrungen gar weit übertrifft.

Die öltragenden Pflanzen, als Hederich, Rübſen, Mohn, Senf u. ſ. w. thun es überhaupt in Sandfeldern allen übrigen im Düngen zuvor, und man kann ſich in Anſehung ihrer gleicher Verfahrungsart, wie eben beym Hederich geſagt worden, bedienen, wenn ſie nicht auf eben dem Acker, der damit bedünget werden ſoll, haben können erbauet werden. Perennirende Grasarten aber wird keiner gleich obigen Pflanzen auf dem Platze, der grün gedünget werden ſoll, ausſäen, der da bedenket, daß er durch deren Beſtand ſich den Kornbau vermindern würde. Von andern Plätzen aber auf den zu bedüngenden Platz hingebrachtes Gras wird nicht ohne Nutzen ſeyn, und dem gemeinen Graſe ſchadet es ungleich weniger, als den öltragenden Pflanzen, wenn es nicht gleich friſch auf den Acker kommen kann. Es iſt immer noch eben ſo gut, wenn es ſich im erſten Anfange ſeiner Fäulniß befindet, wie man denn vielmals in naſſen Jahren, wenn das Gras beym Heumachen von der Näſſe zu ſehr verdorben worden, einen ſolchen Gebrauch zum Düngen der Aecker damit zu machen pflegt.

Die **Turnipſe**, oder **große weiſſe Rüben**, machen auch eine ſehr gute Düngung aus, wenn recht damit verfahren wird. Man ahmet damit den Engländern nach, wenn dieſe Rüben von Schaaſen und andern Vieh, ſo weit ſie über die Erde herausſtehen, abgeweidet, die übrigen Theile aber zur Düngung ange-

wendet werden. Falſch iſt aber das Verfahren, wenn die nicht abgeweideten, oder nicht angefreſſenen, Rüben untergepflüget werden. Denn wenn ſie ganz geblieben ſind, ſo können ſie nicht faulen, oder ſie thun es nur nach einem ſehr harten Winter, da ſie erfrieren, aber ſodann ihre beſte Kraft zum Düngen verlohren haben. Säet man dieſe Rüben auf zu magern Aeckern, auf welchen ſie zu klein bleiben, ſo überſtehen ſie auch harte Winter ohne zu verfrieren, weil ſie, da ſie noch zu klein ſind, noch nicht wäſſericht genug ſind, um vom Froſte zerſprenget zu werden. Sie würden in dieſem Falle ſehr tief müſſen untergepflügt werden, um ſie zur Fäulniß zu bringen, wovon aber die darauf geſäete Kornpflanze, wenigſtens im Anfange, wenig oder gar keine Nahrung haben würde. Im vorgedachten Stücke des Wittenb. Wochenbl. iſt zugleich von mir gelehret worden, daß das abgeſchnittene friſche Kraut von den in die Winterung zu bringenden Turnipſen auf Sandäckern ebenfalls eine ſehr gute Düngung abgebe.

Noch ſind dem grünen Dünger die im Herbſte abgeblatteten grünen Tabacksſtengel beyzufügen, die an ſehr vielen Orten verkannt, und als unnütze weggeworfen werden. Sie düngen vortrefflich, wenn ſie, ſo bald die Blätter abgenommen ſind, ausgezogen, in Bündel gebunden, fortgefahren, und auf den zu düngenden Saatacker in den Furchen ordentlich hingelegt werden. Man nimmt nämlich ein Bündel nach dem andern unter den Arm, legt ganz gerade in jede offene Furche die Tabacksſtängel, daß ſie von der darneben heraufzuziehenden Furche mit Erde bedeckt werden. Sollten ſie nach Gutdünken auf den umzupflügenden Acker hingeſtreuet werden, ſo würden ſie das Pflügen theils hindern, theils ſehr unordentlich oder gar nicht eingepflüget werden. In grünem Zuſtande, und über-

überall mit Erde bedeckt, gehen ſie bald in Fäulniß über, und düngen. Getrocknet untergepflügt haben ſie ſchon die Hälfte ihrer Kräfte verlohren.

11) Anwendung des gewöhnlichen Düngers auf den Acker.

Bey den ungewöhnlichen oder künſtlichen Düngungsarten iſt zugleich die Unterweiſung angefüget worden, wie ſie zu gebrauchen oder anzuwenden ſind. In Anſehung des gewöhnlichen Miſtes ſoll nun noch das Nämliche geſchehen.

a) Die Reife des Miſtes iſt derjenige Zuſtand, darin er ſeine beſte Würkſamkeit beweiſen kann. Man kann ihn aber nicht eher für reif erkennen, als wenn er bereits hinlänglich verfaulet, welches daran offenbar wird, wenn er beym Aufnehmen von der Miſtſtäte oder aus der Miſtgrube einen recht durchdringenden Geruch, und ſtarken Rauch von ſich giebt.

Die Reiſe des Miſtes hat aber verſchiedene Grade. Der höchſte Grad iſt, wenn er ganz kurz verrottet iſt, nnd nicht mit der Miſtgabel, ſondern mit der Schaufel aufgeladen werden muß. Die ökonomiſchen Schriftſteller ſind untereinander uneins, in welchem Grade der Reiſe der Miſt aufzulegen ſey, da ihn einige ganz kurz und verrottet, andre ihn noch lang und im erſten Anſatze zur Gährung verlangen. Sie laſſen ſich untereinander vereinigen, wenn man die Beſchaffenheit des düngenden Ackers dabey in Betrachtung ziehet.

Ein ſehr ausgemergelter oder entkräfteter Acker wird am geſchwindeſten wieder geſtärket, wenn

ganz kurzer verrotteter Dünger aufgeleget wird. Iſt er aber warm, und mehr feucht als trocken, ſo wird er die Beſſerung von ſolchem kurzen Dünger nicht lange behalten. Man muß daher in der zweyten, höchſtens dritten, Tracht mit kurzem Dünger ſolchen Aeckern immer zu Hülfe kommen können, wenn man ihre Fruchtbarkeit aufs höchſte treiben will.

Langer, und noch im erſten Grade ſeiner Reiſe befindlicher, Miſt hat eine mehr dauerhafte Würkung; und wenn man kalte Aecker hat, die vor andern der Erwärmung bedürfen, ſo muß man ihnen den Pferdemiſt noch lang und unverrottet geben, welches mit dem Schaafmiſte gleichfalls geſchehen kann. Ueberhaupt muß man den längſten Miſt auf feuchten, ſchweren und feſten Feldern gebrauchen. Damit aber der lange Miſt wohl untergeackert und nicht der freyen Luft zum Verwittern ausgeſetzet werde, muß jemand hinter dem Pflug mit einer Harke oder Rechen hergehen, der den Miſt in die Furche lege, damit in der Folge die Egge das Stroh nicht herausziehe, zu welchem Ende ſie ohnehin fleiſſig aufgehoben werden muß, daß ſie keine Wellen von Stroh zuſammen ſchleppe.

b) Leichten und warmen Aeckern eignet man gern den Rindsmiſt zu, weil er fett und kühlend iſt, ſo wie Pferde- und Schaafmiſt kalten und naſſen Boden wohl bekömmt. Der Schweinemiſt iſt ſehr kühlend, weßhalb er einem warmen trocknen Sandboden ſehr gut iſt.

c) Hat man Aecker von einerley Boden, ſo thut man am beſten, wenn man entweder auf dem Hofe die verſchiedenen Arten des Miſtes gleich vermiſchet,

miſchet, oder mit dem Miſte abwechſelt, daß z. E. einmal hitziger Dünger, und darauf kühlender Miſt aufgelegt werde. Hat man daher z. B. lauter trocknes warmes Feld, ſo kann man Pferde- oder Schaafmiſt ohne Scheu darauf bringen, wenn ſelbiger mit den kühlenden Düngern, mit Rinds- und Schweinemiſt abgewechſelt wird.

d) Iſt man nicht im Stande, alle ſeine Aecker zu bedüngen, ſo muß man ſich hüten, eine ſolche Einrichtung zu machen, daß allen und jeden Aeckern nur etwas weniges zugetheilet werde. Solches würde im Grunde mehr Zeit- und Arbeitverluſt als Vortheil ſeyn. Man treffe dagegen eine ſchickliche Wahl, und ſuche die beſten einträglichſten Aecker heraus, um ſie mit dem meiſten und beſten Dünger zu unterſtützen, und laſſe dagegen die ſchlechteſten Aecker, die mit wenigem Miſte gar nicht gebeſſert werden können, ungemiſtet. In Anſehung dieſer iſt die Wechſelcultur ſchlechterdings anzurathen.

e) Die Art, Weiſe und Zeit, den Miſt der Erde einzuverleiben, machen ein großes Hauptſtück beym Ackerbaue aus. Der auf den Acker hingefahrne Miſt muß alsbald überall recht genau und gleich verbreitet und ſo untergepflüget werden, daß er weder zu ſehr in die Tiefe hinab komme, noch zu ſehr oben bleibe; vielmehr eine ſolche Lage erhalte, die der Länge und Richtung der Wurzeln gemäß iſt, die davon genähret werden ſollen. Hr. von Schönfeld gab die Regel, daß man den Miſt zu der Zeit durch Unterpflügen in den Boden bringe, daß er beym Ackern zur Saat wieder an die Oberfläche des Bodens heraufgebracht wird, und der geſäeten Frucht zu gut kommt. Wenn man z. E. ein Feld vor dem Säen

viermal pflüget, ſo muß der Miſt beym erſten oder dritten Pflügen in den Boden hinabkommen. Solle der Miſt nicht nur der jetzt zu ſäenden ſondern auch der nachfolgenden Frucht im zweyten Jahre zu ſtatten kommen; ſo bringe man ihn bey dem dritten Pflügen im Braachſommer in die Erde. Iſt der Boden ſehr kalt und feucht, oder beſorglichen Ueberſchwemmungen unterworfen, ſo iſt bey der Herbſtſaat wohl am rathſamſten, den Dünger erſt beym Pflügen zur Saat in den Acker zu bringen. Die kalten Aecker werden deſto mehr im Winter davon warm gehalten, ſo wie die naſſen locker erhalten werden, daß das Waſſer beſſer einziehen kann. Mehr als einmal habe auf dieſe Weiſe ein Stück Acker, welches in dem einen der hieſigen Felder den Ueberſchwemmungen vom zergehenden Schnee des nahen Fläminggebürges ausgeſetzt iſt, gerettet. Das einemal ſtand dieſes mit Waizen beſäete Stück an die vier Wochen nicht nur unter Waſſer, ſondern es ward den ganzen Winter hindurch von öfterem Thauwaſſer bedeckt, und ward daher nie recht trocken. Allein es brachte dennoch den beſten Waizen im ganzen Felde, worunter kein Windhalm zu ſehen war, der ſich ſonſt hieſiger Orten gar bald in naſſen Wintern einfindet. Ich hatte aber ganz friſchen Pferdemiſt, und ein Drittheil mehr, als gewöhnlich, erſt beym Säen, auffahren, ihn unterpflügen, den Waizen oben aufſäen, und ſodann eineggen laſſen, und es mit allem Fleiſſe darauf angelegt, dem Waſſer gleichſam zu trotzen, da dieſes Ackerſtück in manchen Jahren bey früherer Bemiſtung, in naſſen Jahren, oder bey Ueberſchwemmungen, öfters kaum die Saat wiedergebracht hatte.

g) Es

g) Es iſt kein geringer Fehler, den Miſt in der wärmern Jahreszeit auf dem Acker lange liegen zu laſſen, ehe er untergepflüget wird. Ich habe oben von manchen Gegenden geſagt, wie man daſelbſt nach vielfältigen Erfahrungen herausgebracht, daß der ausgebreitete, und zur Sömmerung zu gebrauchende, Miſt in dem ſogenannten Erbsſchlage (ein Fleck Land, der mit Hülſenfrüchten beſät wird) ungleich mehr thue, wenn er einige Wochen hindurch nicht untergepflügt liegen bleibt, als derjenige, ſo erſt beym Säen ſolcher Sommerfrüchte aufgelegt, und ſofort untergepflügt wird. Da erſteres im Februar und März geſchiehet, ſo muß ſich in ſolcher Jahreszeit, da ohnehin der Schnee ſodann mehr Salztheile bey ſich führet, der Dünger als ein ſtärkeres Anziehungsmitel aus der Luft beweiſen, welches er ſonſt immer, nur in geringerm Grade, iſt. Aber es ergeben auch richtige Erfahrungen, daß der in den Sommermonathen verbreitete Miſt in wenig Tagen ganz vertrockne, und hiemit den größten Theil ſeiner Kräfte verliehre. Wenn man daher ſolchen Miſt in den Sommermonathen, wenn er auch noch ſo dick liegt, umkehret, ſo wird man ihn auf der untern Seite gleichfalls trocken finden. Anders verhält es ſich aber mit dem im Hornung und März auf dem Acker ausgebreiteten Miſte. Hat es gleich in ſolchen Monathen einige Wochen hindurch nicht geregnet oder geſchneyet, ſo findet man doch die untere Seite des Miſtes, die eben ſo lange, oder noch länger, ſchon ausgebreitet gelegen, feucht, und die davon bedeckte Erde eben ſo, und lockerer, als anderswo, wo kein Miſt lieget. Iſt der Miſt in ſolchen Monathen angefroren, und durch den Froſt

oberwärts getrocknet, ſo findet man gleich nach dem Aufthauen die untere Seite des Miſtes gleichfalls noch feucht, als woraus ſich die Einwürkung des Miſtes auf den Acker in ſolcher Jahreszeit, da jener noch ſeine völlige Winterfeuchtigkeit bey ſich hat, veroffenbaret; dagegen es den Aeckern im Sommer gänzlich an Feuchtigkeit mangelt, nnd dieſerhalb kein wechſelſeitiger Einfluß des Ackers und des Miſtes in einander ſtatt finden kann.

Iſt es nun ein Hauptvortheil, den Dünger nicht vor dem Unterpflügen des Sommers trocken und entkräftet werden zu laſſen, ſo findet man doch nach den genaueſten Beobachtungen, daß es wohlgethan ſey, den Miſt, ſo naß und friſch als er aus der Miſtſtäte kommt, nicht gleich unterzupflügen, ſondern ihn ein klein wenig auf der Oberfläche abdünſten zu laſſen. Die Schweizer halten ſehr auf dieſen Umſtand, und nehmen gern die Mittelſtraſſe zwiſchen der Näſſe und Trockenheit des Miſtes zum Unterpflügen deſſelben, wie ſie denn ſogar, wenn ihnen andre Wirthſchaftsgeſchäfte in den Weg kommen, die abgeſetzte Miſthaufen auf dem Acker mit Erde überwerfen, um das Austrocknen deſſelben zu verhindern.

h) Man ſparet an der Zeit, wenn auf einmal ſo viel Miſt aufgelegt wird, als dem Acker zur Beſſerung auf mehrere Jahre gebühret. Allein es ſind dieſes meiſtens nur die ſchweren Aecker, wo ſolches ſtatt finden kann. Den leichten ſowohl, als naſſen und kaltgründigen Aeckern bekommt es beſſer, wenn die Portion des Miſtes vertheilet, und die eine Hälfte deſſelben, oder drey Theile für die Winterfrucht, die andre Hälfte aber, oder

der vierte Theil, für die darauf folgende Sommerfrucht aufgelegt wird. Zuweilen iſt ſolche Vertheilung des Miſtes ſchon deshalb nöthig, daß man damit dem Umfallen oder Lagern des Korns auf Aeckern zuvorkomme, welche dazu geneigt ſind. Denn ob man es zwar in manchen Gegenden nicht ungern ſiehet, wenn man den Waizen ein- bis zweymal ſchröpfen, und aus der ſogenannten Schröpfe ein gutes Viehfutter erhalten kann, ſo iſt doch dieſes nur ein Scheinvortheil, da man aus den genaueſten Verſuchen ſoviel herausgebracht hat, daß ungeſchröpfter Waizen weit mehr, als der geſchröpfte, ſchütte, oder Körner gebe.

i) Bey der gewöhnlichen Art zu pferchen muß man ſich ſo einrichten, daß der Pferch nicht von Sonne, Luft und Winde verzehret werde. Dieſerhalb muß er bald möglichſt untergepflüget werden. Hat man zu wenig Schaafe, ſo muß man ſolche gar nicht in Horden ſchlagen, weil es damit zu lange währen würde, bevor man ein Stück Acker damit bepferchen könnte. Zu gleicher Abſicht muß man bey genugſamer Menge von Schaafen lieber mit ſchmalen und langen, als breiten und kurzen, Pferchſtällen düngen, weil man ſonſt zu viel Zeit nöthig hat, ehe man mit in die Länge herab gehenden Ackerſtücken zum Unterpflügen fertig wird. Man würde aber noch einmal ſoviel mit dem Hordenſchlage ausrichten, wenn die zu behordende Plätze zuvor mit Stroh beſtreuet würden, indem dieſer Strohdünger ſodann im Acker längere Dienſte thun würde. Der gewöhnliche Pferch muß nur ganz flach untergeackert, und beym folgenden Pflügen immer in ſolcher Lage gehalten werden, damit die Saatwurzeln ihn erreichen,

reichen, und ihn um und neben ſich haben mögen. Wenn nach vorgeſchlagener Art kein Stroh dem Pferchſchaafen untergeſtreuet worden, ſo verſenken ihn die Regen ohnehin in leichtern und lockern Boden ſehr bald in die Tiefe hinab, daß er den Saatwurzeln theils nicht genug in der Nähe bleibt, theils zu wenig die Luftſalze anzuziehen vermag.

12) Das zu haltende Düngungsregiſter.

In kleinen Landwirthſchaften, beſonders der Bauern, kann man's wohl zur Noth aufs Gedächtniß ankommen laſſen, welche Ackerſtücken und wie ſie in jedem Jahre bedünget worden. Bey großen Güthern aber muß ordentlich ein eigenes Regiſter gehalten werden, welches am beſten auf Tabellenart eingerichtet wird. Hierzu werden aber hauptſächlich erfordert:

1) eine nach der Reihe gehende Specification der das Jahr über ſowohl zur Winter- als Sommerfrucht gedüngten Felder;

2) Der Inhalt ſämmtlicher gedüngter Felder nach Morgenzahl oder nach der Ausſaat zu Scheffeln gerechnet; und bey jedem Schlage oder Feldabtheilung die Anzahl der Ackerſtücken oder Beete.

3) Bey jedem Schlage wird bemerket, wozu er gedünget worden, ob zu Rübſen, Waizen, Roggen, Gerſte u. ſ. f.

4) Wie viel zwey- oder drey- oder vierſpännige Fuder Miſt auf jedes Stück gekommen.

5) Was es für Miſt, ob Pferde- Schaaf- Rinds- Schweinemiſt, oder was es ſonſt vor Dünger? ob es alte Lehmwände, Mergel, Kalch, Aſche, und dergleichen geweſen.

6) End-

6) Endlich muß auch der Pferch= oder Pferchdüngung, und wie viel Nächte damit auf 1 Stücke zugebracht worden, mit bemerkt werden.

Man kann leicht denken, daß ein ſolches Düngungsregiſter dem Guthsbeſitzer ſowohl zum Vergnügen als Nutzen gereichen müſſe.

Es muß ihm vergnügend ſeyn, wenn er aus der Tabelle erſieht, was und wie viel Feld im Jahre gedünget worden, und was er nach einer mittelmäſſigen Berechnung davon zu hoffen habe.

Wächſet die Saat heran, ſo bemerket der Herr des Feldes die mehr oder weniger ſich hervorthuenden Ackerſtücke, und ſieht in der Tabelle nach, welche Art des Düngers oder Proportion deſſelben das mehrere oder mindere Gedeihen der Früchte veranlaſſet habe. Die Tabelle muß ihn nun gleich unterrichten, in welchem Schlage, oder auf welchen Stücken eine Aenderung der Düngerart, eine Vermehrung oder Minderung des aufzulegenden Miſtes u. ſ. f. vorzunehmen ſey, welches dann ſofort in dem Düngungsregiſter angeſchrieben und zu eigner oder der Wirthſchaftsbedienten Ausführung im nächſten Jahre feſtgeſtellet wird.

13) Düngungstabellen, nach welchen berechnet werden ſoll, wie viel Land nach Roggenausſaat mit dem Dünger von 1 Stück Rindvieh, oder 100 Schaafen, wirthſchaftlich bemiſtet werden kann.

Wenn bey allen Güthern nach ſo eben vorhergegangener Vorſchrift Düngungsregiſter, und dieſe genau und zuverläſſig gehalten würden, ſo wäre darnach die

die Berechnung eines jeden Orts, wie viel Land mit dem Dünger von einem Stück Rindvieh bemiſtet werden könne, leicht zu machen.

Dieſe Berechnung iſt aber von äuſſerſter Wichtigkeit nicht nur für angehende junge Wirthe, Käufer und Pächter eines Guths, ſondern auch für alle und jede Wirthe, weil ſie ihren Ueberſchlag darnach machen können, wie viel ſie an Körnern in einem Mitteljahre erbauen, und wie ſie ihren Viehſtand theils in Anſehung mehr reichlicher Fütterung verbeſſern, theils nach der Zahl der Häupter vermehren müſſen, wenn ſie ihren bisherigen Kornertrag erhöhen wollen, wie ſolches das Beſtreben eines jeden Oekonomen billig ſeyn muß.

Es fehlt nicht bey manchen ökonomiſchen Schriftſtellern an Ausrechnungen, wie viel Miſt dem Gewicht nach ſo wohl, als dem Maaſſe nach, von einer Kuh, oder Stück Vieh, zu erhalten, und wie viel Morgen damit zu bemiſten, wovon auch ſchon manches beyläufig geſagt worden; allein dieſes iſt theils doch zu allgemein und nicht treffend genug fürs Lokale, theils zu ſchwankend, da unmöglich alle Fuder Miſt dem Gewichte oder Maaſſe nach ausgeglichen werden können. Es iſt daher weit paſſender für alle Gegenden, wenn die Miſtberechnung nach gewiſſen Klaſſen des Stroh- und Heuvorraths ſowohl als der Weide und Stallfütterung abgeſtufet, hierauf aber der ſo verſchiedene Miſtgewinnſt der Ausſaat nach Scheffelzahl proportioniret wird, als welches letztere gleichfalls für alle Oerter bequemer iſt, weil die Ackermaaſſe in jedem Lande ſo ſehr von einander abgehen, und zu wenig dem Landmann bekannt ſind; da gegentheils die Getreydemaaſſe theils überall ſchon mehr bekannt, theils leichter gegen einander auszugleichen ſind.

Eine ſehr muſterhafte Düngungstabelle dieſer Art iſt diejenige, welche in den General-Tax-Principien zur Abſchätzung der Güther in der Chur- und Neumark Brandenburg zum Fundamente angenommen wird, die ich hier den Leſern mittheile, weil ſie auch auſſerhalb Landes als anwendbar angeſehen werden kann.

Da dieſe Tabelle nächſt den übrigen bey einer jeden beſondern Tabelle oben an ſtehenden Klaſſification des Viehtriebs und der Stallfütterung annoch fünf Abtheilungen in Anſehung des Streuſtrohes enthält, ſo will dieſe zuerſt ſo nach den Buchſtaben A—E überſchreiben, daß hierauf bey einer jeden beſondern Tabelle nur gedachte Buchſtaben allein hingeſetzet, und die Leſer hiemit zurückgewieſen werden, was jeder dieſer Buchſtaben beſagen ſoll. Hier iſt alſo ihre Bedeutung.

A) In Gegenden, wo gewöhnlich Stroh im Ueberfluß gewonnen wird, dergeſtalt, daß von der ganzen Auſſaat im Durchſchnitt per Winſpel 100 bis 120 Mandeln und darüber gerechnet werden.

B) In Gegenden, wo im Durchſchnitt von der ganzen Auſſaat 90 bis 100 Mandel Einſchnitt per Winſpel gerechnet werden.

C) In Gegenden, wo im Durchſchnitt weniger als 90 Mandeln per Winſpel von der ganzen Auſſaat berechnet werden, und es alſo am Stroh zum Einſtreuen fehlet.

D) In Gegenden, wo dieſer Strohmangel durch Kiennadeln, Segge, Luchgras und Streuling erſetzet werden kann.

E) In

E) In Gegenden, wo der Strohmangel durch wohlfeilen Strohankauf erſetzet werden kann, und nach Anweiſung der Rechnungen auch würklich erſetzet wird, als in welchem Fall das gekaufte Stroh bey Taxirung der Güther zur Ausgabe geſtellet wird.

Noch iſt zu bemerken, daß die unmittelbar über die Ziffern ſtehende Buchſtaben S. und M. Scheffel und Mätzen (Berliner Maaſſes) bedeuten. Wenn daher z. B. in der erſten Colonne der erſten Tabelle ſteht: in kaltgründigem Boden 1 S. 2 M. ſo heißt dieſes ſo viel; von einem Stück Vieh erhält man ſo viel Miſt, daß man damit 1 Scheffel und 2 Mätzen Ausſaatland, oder Land, auf welches 1 Scheffel und 2 Mätzen ausgeſäet werden, bedünget.

Noch ſind auch in den Tabellen einige Fälle zu bemerken, die gar nicht wahrſcheinlich oder höchſt ſelten ſind, aber, zum Ueberfluß gleichſam, doch berechnet worden. Dieſe ſind Tab. II. A. und B. die bey den erſten Rubriquen, nämlich bey zureichendem Heugewinnſte und Ueberfluß vom Heugewinnſt. Ferner Tab. III. C. und D. die erſte und dritte Rubrique. Und endlich Tab. IV. C. und D. gleichfalls die erſte und dritte Rubrique.

Tab. I.

Von jedem Stück Pferd, Rindvieh, als Ochſen, Zuchtrindern (Bullen, Reitochſen,) Kühen promiſcue, zwey Stück jung Vieh gegen ein altes, und das junge Vieh gegen das melkende Vieh in der Proportion gerechnet, wie $\frac{1}{3}$tel zu $\frac{2}{3}$tel kann Dünger erhalten werden.

Wenn das Vieh gewöhnlich nur Medio Maii zu Felde geht, und Medio Novembris eingeſtallet wird.

	Bey zureichendem Heugewinnſt, dergeſtalt, daß jede Kuh wenigſtens 8 Centner Heu bekömmt.				Bey Ueberfluß vom Heugewinnſt.				Bey Mangel am Heugewinnſt.			
	in kaltgründigem Boden.		in warmem Bodē.		in kaltgründigem Boden.		in warmem Bodē.		in kaltgründigem Boden.		in warmem Bodē.	
	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.
A.	1	2	1	4	1	$5\frac{3}{5}$	1	8	—	$14\frac{2}{5}$	1	—
B.	—	$14\frac{2}{5}$	1	—	1	2	1	4	—	$13\frac{3}{5}$	—	15
C.	—	$10\frac{4}{5}$	—	12	—	$12\frac{3}{5}$	—	14	—	10	—	11
D.	—	$11\frac{7}{10}$	—	13	—	$14\frac{3}{5}$	1	—	—	12	—	14
E.	—	$14\frac{2}{5}$	1	—	1	2	1	4	—	13	—	15

Tab. II.

Von jedem Stück Pferd, Rindvieh, als Ochſen, Zuchtrindern (Bullen, Reitochſen,) Kühen promiſcue, zwey Stück jung Vieh gegen ein altes, und das junge Vieh gegen das melkende Vieh in der Proportion gerechnet, wie $\frac{2}{3}$tel zu $\frac{1}{3}$tel kann Dünger erhalten werden.

Wenn das Vieh gewöhnlich zu Ende Martii zu Felde geht, und Medio Decembris eingeſtellet wird.

	Bey zureichendem Heugewinnſt, dergeſtalt, daß jede Kuh wenigſtens 8 Centner Heu bekommt.				Bey Ueberfluß vom Heugewinnſt.				Bey Mangel am Heugewinnſt.			
	in kaltgründigem Boden.		in warmem Bodē.		in kaltgründigem Boden.		in warmem Bodē.		in kaltgründigem Bodē.		in warmem Bodē.	
	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.
A.	—	$14\frac{2}{5}$	1	—	1	—	1	2	—	14	—	15
B.	—	$10\frac{4}{5}$	—	12	—	12	—	14	—	$9\frac{1}{2}$	—	11
C.	—	8	—	10	—	9	—	11	—	7	—	9
D.	—	$11\frac{7}{10}$	—	13	—	$14\frac{2}{5}$	1	—	—	12	—	14
E.	—	$14\frac{2}{5}$	1	—	1	2	1	4	—	13	—	15

Tab. III.

Von jedem Stück Pferd, Rindvieh, als Ochſen, Zuchtrindern, (Bullen, Reitochſen,) Kühen promiſcue, zwey Stück jung Vieh gegen ein altes, und das junge Vieh gegen das melkende Vieh in der Proportion gerechnet, wie $\frac{1}{3}$tel zu $\frac{2}{3}$tel kann Dünger erhalten werden.

Wo die Stallfütterung eingeführet iſt.

	Bey zureichendem Heugewinnſt, dergeſtalt, daß jede Kuh wenigſtens 8 Centner Heu bekömmt.				Bey Überfluß am Heugewinnſt.				Bey Mangel am Heugewinnſt.			
	in kaltgründigem Boden.		in warmem Bodē.		in kaltgründigem Bodē.		in warmem Bodē.		in kaltgründigem Bodē.		in warmem Bodē.	
	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.
A.	1	$5\frac{3}{5}$	1	8	1	8	1	12	1	4	1	6
B.	1	3	1	5	1	4	1	6	1	2	1	3
C.	$2\frac{3}{5}$	—	14	—	14	1	—	—	—	10	—	12
D.	$14\frac{2}{5}$	1	—	1	—	1	1	2	—	12	—	14
E.	1	2	1	4	1	4	1	6	1	2	1	3

Tab. IV.

Von hundert Schaafen, als wobey incluſive des Schäfers Antheil und des Knechts Vieh gerechnet wird.

Wenn gar nicht gehordet wird.

	Bey zureichendem Heugewinnſt, wenigſtens à 30 Centner Heu per 100 Schaafe.				Bey Ueberfluß vom Heugewinnſt.				Bey Mangel am Heugewinnſt.			
	in kaltgründigem Boden.		in warmem Bodē.		in kaltgründigem Bodē.		in warmem Bodē.		in kaltgründigem Bodē.		in warmem Bodē.	
	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.
A.	5	15	7	8	7	3	8	12	4	12	6	4
B.	4	12	6	—	5	15	7	—	4	7	5	—
C.	3	9	4	8	4	2	5	4	3	4	3	12
D.	3	13¾	4	14	4	12	5	11	3	8	4	1
E.	4	12	6	—	5	15	7	—	4	7	5	—

Tab. V.

Von hundert Saafen, als wobey incluſive des Schäfers und Knechts Vieh gerechnet wird.

Wenn mit dem Güſten- und Hammelhaufen gehordet wird.

Verhältniß

$\frac{26}{36}$ im Stall $\frac{10}{36}$ Horden.

	Bey zureichender Heuwerbung wenigſtens à 30 Centner Heu per 100 Schaafe.				Bey überflüſſiger Heuwerbung.				Bey Mangel an Heuwerbung.			
	in kaltgründigem Boden.		in warmem Bodē.		in kaltgründigem Bodē.		in warmem Boden.		in kaltgründigem Bodē.		in warmem Boden.	
	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.
A.	4	$4\frac{11}{18}$	5	$6\frac{2}{3}$	5	4	6	$5\frac{1}{9}$	3	6	4	$8\frac{2}{9}$
B.	3	$6\frac{8}{9}$	4	$5\frac{1}{3}$	4	4	5	$\frac{8}{9}$	3	2	3	$9\frac{7}{9}$
C.	2	$9\frac{1}{6}$	3	4	3	—	3	$12\frac{2}{3}$	2	5	2	$11\frac{1}{3}$
D.	2	$12\frac{7}{12}$	3	$8\frac{1}{3}$	3	6	4	$1\frac{13}{18}$	2	8	2	$14\frac{17}{18}$
E.	3	$6\frac{8}{9}$	4	$5\frac{1}{3}$	4	4	5	$\frac{8}{9}$	3	2	3	$9\frac{7}{9}$

Tab. VI.

Von hundert Schaafen, als wobey incluſive des Schäfers Antheil und Knechts Vieh gerechnet wird.

Wenn mit der ganzen Schäferey gehordet wird.

Verhältniß

$\frac{21}{36}$ oder $\frac{7}{12}$ gegen $\frac{15}{36}$ oder $\frac{5}{12}$.

	Bey zureichender Heuwerbung wenigſtens à 30 Centner Heu per 100 Schaafe.				Bey überflüſſiger Heuwerbung.				Bey Mangel an Heuwerbung.			
	in kaltgründigem Boden.		in warmem Boden.		in kaltgründigem Boden.		in warmem Boden.		in kaltgründigem Boden.		in warmem Boden.	
	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.
A.	3	$7\frac{3}{4}$	4	6	4	$3\frac{1}{12}$	5	$1\frac{2}{3}$	2	$12\frac{1}{3}$	3	$10\frac{1}{3}$
B.	2	$12\frac{1}{3}$	3	8	3	$7\frac{5}{12}$	4	$1\frac{1}{2}$	2	$9\frac{5}{12}$	2	$14\frac{2}{3}$
C.	2	$1\frac{1}{4}$	2	10	2	$6\frac{1}{2}$	3	1	1	$14\frac{1}{3}$	2	3
D.	2	$4\frac{1}{48}$	2	$13\frac{1}{2}$	2	$12\frac{1}{3}$	3	$5\frac{1}{12}$	2	$\frac{2}{3}$	2	$5\frac{11}{12}$
E.	2	$12\frac{1}{3}$	3	8	3	$7\frac{5}{12}$	4	$1\frac{1}{3}$	2	$9\frac{5}{12}$	2	$14\frac{2}{3}$

Tab. VII.

Tab. VII.

Hordenſchlag für das 100, ſo würcklich in der Horde liegt.

Man nimmt hieführ durch die Bank fünf Scheffel an; wobey anzumerken, daß bey ſechsjähriger Düngung der Hordenſchlag nur halb ſo hoch, bey neunjähriger Düngung nur ⅓, und bey zwölfjähriger Düngung zu ¼, und nur allein bey dreyjähriger Düngung für voll zu rechnen ſey.

Achtes Kapitel.

Das Graben und Pflügen.

Zur Gewinnung der Feldfrüchte muß der Boden ſo bearbeitet werden, daß die Pflanzen ihre Nahrung darin finden mögen, welches nicht erhalten werden kann, wenn die Beſtandtheile des Bodens nicht zertheilet, und ihre inwendigen Zwiſchenräume vervielfältiget, zugleich auch Gras und Unkräuter, als Hinderniſſe der Fruchtbarkeit eines Ackers, vertilget, oder wenigſtens gemindert werden. Zu ſolcher Bearbeitung des Bodens bedienet man ſich gewöhnlicher Weiſe der Pflüge, Spaden, (Grabſcheide) und Hacken (Karſte) G. §. 125

A. Das Graben.

Die Bearbeitung des Bodens mit Spaden iſt nach durchgängiger Erfahrung die allervollkommenſte, und der Acker kann nicht höher zum Ertrag gebracht

werden, als wenn er gegraben wird. Viele leichte Sandfelder tragen ſo gar mehr und beſſers Korn nach dem Umgraben als Pflügen, ſo wie es in hieſigen Gegenden alle Tage geſehen wird. Man bauet hierher, um auf dem Sande viel Hirſe. Der Bauer aber, wenn er an die 2—4 Mätzen und darüber ausſäet, grabet alles Hirſeland, ſo mühſam es auch iſt, dennoch herum. Begegnet es einem oder dem andern, daß er in der Saatzeit Mangel am Geſinde oder Taglöhnern hätte, und er muß ſein Hirſeland pflügen, ſo hat er, wenn er noch ſo genau und zweckmäſſig den Acker zur Hirſeſaat pflüget, gegen ſeine Nachbaren folgende, ſofort in die Augen fallende, Nachtheile. Die Hirſe beſtaudet ſich um die Hälfte weniger; bekömmt kürzere Hälme; und um die Hälfte kleinere Raſpen; ſo kann auch der gepflügte Hirſeacker kaum vom Unkraute gerettet werden; da hingegen der gegrabene nicht halb ſo viel Unkraut hervorbringet, und alſo das Wieten oder Jäten ungleich weniger beſchwerlich macht. Beym Graben des Ackers wird Unkraut- und Grasſaamen und Wurzeln genauer und mehr in die Tiefe gebracht, daß es darin ſeinen Untergang findet. Das Erdreich wird durchgängig durch das Graben mehr getrennet, ſo, daß ein gegrabener Acker, ohngeachtet er nach dem Umgraben ein Jahr ruhet, und zur Feldhüthung braache liegt, nach ein Paar ſehr gute Aerndten ohne Miſt bringet, und es den friſch gedüngten Aeckern ſehr zuvorthut. Vortheile genug, welche den Bauern hieſiger Gegend die ſo ſchwere Arbeit des Grabens bezahlt machen müſſen.

Die Naturforſchende Geſellſchaft in Zürch preiſet in einer 1772 den Landleuten mitgetheilten Schrift das Umgraben eines Ackers alſo an: Ein Acker, der gleich gut iſt, gleich gut gedünget wird,

trägt $\frac{1}{7}$, wenigſtens $\frac{1}{8}$ mehr, (in hieſigen Gegenden, wie zuvor geſagt, bey der Hirſe $\frac{1}{2}$ ſogar mehr, bey andern Getreydearten aber wenigſtens $\frac{1}{4}$ mehr;) wenn er mit Schaufel (Spaden) und Karſt oder Hacke, da man Berge, die man nicht bepflügen kann, herum zu hacken pflegt, wiewohl ſolches auch auf der Ebene in manchen Gegenden z. B. auf dem Schwarzwalde gewöhnlich iſt,) gebauet wird, als wenn man ihn mit dem Pfluge bauet. Er wird mit kleinerer Mühe vom Unkraut rein gehalten und leichter geegget. (Bey uns folget nicht die Egge ſondern die Harke (Rechen) dem Umgraben, weil das Land vom Graben weit lockerer, als vom Pflügen wird. Die Pferde treten daher zu tief mit ihren Füſſen ein, daß die ihnen folgende Egge ihre Fußſtapfen uicht wieder ausfüllen und ebnen kann. Der von den Pferden in die Tiefe hinabgetretene Saame geht nicht wohl, oder, wenn das Land leimicht iſt, gar nicht auf, und der aufgegangene Saame muß erſaufen oder auf immer kränklich werden, wenn das Regenwaſſer in den Pferdefußſtapfen ſtehen bleiben muß. Wenn dagegen das gegrabene Land geharket wird; (mit dem Rechen eben gemacht, oder der Saame damit der Erde einverleibet wird;) ſo bleiben von den Harkenden keine Fußſtapfen ſichtbar, weil ſie theils nicht ſo tief als das Vieh eintreten, theils auch bey dem Einharken des Ackers rückwärts gehen, folglich ihre Fußſtapfen mit der Harke ſowohl auflockern, als gerade harken.) Man hat nur nöthig zur Winterfrucht den Acker einmal umzugraben, und das thut auf einer Zürchiſchen Juchart ein geübter und fleiſſiger Mann in 10 Tagen. Zum übrigen Getreyde und andern wird das Land nur einmal mit dem Karſt umgehackt, welches bey jener Juchart ein ſolcher Mann in 6 — 8 Tagen verrichtet. Sollte das nicht diejenigen, die nur wenig Feld und kein eigen Vieh haben,

ermuntern, ihr weniges Land lieber mit der Schaufel (Spade) und Karſt (Hacke) zu bearbeiten, als es um Lohn pflügen zu laſſen, welches gemeiniglich noch dazu ſchlecht und zur Unzeit geſchieht? Die, ſo es im Zürchiſchen ſchon lange geübet, würden ihr Land immer pflügen laſſen, wenn man es ihnen auch umſonſt thun wollte. —

In hieſigen Gegenden, wo auſſer dem Hirſelande auch das Leinland gegraben wird, weil der Flachs im gepflügten Lande, gleich der Hirſe, ungleich ſchlechter geräth, erleichtert man ſich das Graben damit, daß der Acker zuvor ein Paarmal gepflüget und zuletzt einmal geegget wird. Das nun mürber gemachte Land verſtattet der Spade einen leichtern Durchgang, und macht, daß eine Perſon, die fleiſſig iſt, in einem Tage ſo viel herumgraben kann, als zur Beſäung mit $\frac{1}{4}$ Schfl. Lein hinlänglich iſt.

Die Regeln des Umgrabens eines Landes hat der um die Oekonomien ſich ſo ſehr verdient machende Hr. **Sprenger** in ſeinem Landwirthſchaftskalender ſehr gut vorgetragen. Ich will ſie mit einigen Zuſätzen überſchreiben.

1) Die Spade (Grabſcheid, Schaufel u. ſ. f.) ſoll ganz vom Eiſen, recht ſtark, verſtählt, wenigſtens 8 Zoll breit, 9 Zoll lang, unten nicht ſpitzrund, ſondern ſtumpfrund ſeyn; das Oehr nicht zu eng, damit der Stiel nicht zu dünn dort ſeyn muß. Nach dem Gebrauch muß man ſie ſogleich reinigen, daß ſie blank bleibe.

(Wenn man auf die Dauerhaftigkeit ſiehet, ſo ſind die ganz eiſernen Spaden allerdings denen vorzuziehen, welche dem meiſten Theile nach Holz, und nur ringsherum eine breite Einfaſſung vom Eiſen haben, welches am Rande ſehr dünne

dünne und ſcharf iſt. Wo vieles Land und ohne Aufhören hinter einander weg gegraben werden ſoll, da ſind die Spaden letzterer Art doch vorzuziehen, weil ſie das Auftreten mit den einem Fuße erleichtern. Denn wenn die Gräber auf dünnes Eiſen treten und es in die Erde damit hineinſtoſſen ſollen, ſo ſchmerzet es mit der Zeit dem Fuße, daß es die Leute in die Länge nicht aushalten können. Wenn ſie Schuhe von dicken neuen und ſteifen Sohlen anhaben, ſo werden ſie ein Paar Tage das Auftreten aushalten. Hierauf aber werden die Sohlen dünner, weil ſie von dem Eiſen zu ſehr angegriffen, abgenutzet und zerſchnitten werden. Wenn aber die hölzernen Spaden oben beym Auftritte bey nahe einen Zoll dick ſind, ſo halten die Sohlen nicht nur den Auftritt aus, ſondern es können auch die Gräber barfuß auf ein ſolches Holz mit Treten aushalten. Ganz eiſerne Spaden können zwar ohne Auftritt des Fußes mit bloſſen Händen noch einmal ſo leicht, als die hölzernen, ins Land geſtoſſen werden; allein dies kann nur ein Paar Tage höchſtens ſo ausgehalten werden, und ermattet Hände und Arme zu ſehr. Dagegen der Auftritt des Fußes ganz allein und ſehr leicht die Spade in den Grund hineintreibet, daß den Händen weiter nichts, als das Anſetzen der Spade, das Aufheben und Umkehren derſelben mit der aufgenommenen Erde, übrig bleibt.

Wenn die Spade 8 Zoll breit, und 9 Zoll lang iſt, ſo iſt ſie dazu eingerichtet, daß vieles Land in einem Tage kann umgegraben werden. Für Küchengärten, auch für Aecker, die nicht Thon oder Lehm ſind, und in welche die Fettigkeiten des Düngers ſich herabgeſenket, und wieder aus dem

Grun-

Grunde hervor und zu Tage gebracht werden ſollen, muß die Spade noch länger ſeyn. Weil ſie aber ſodann bey obangegebener Breite zu viel Erde aufnehmen, und die Gräber zu bald ermüden würde, ſo muß ſie dafür deſto ſchmäler ſeyn. Man hat ſie ſo in manchen Märkiſchen Provinzen, und ich will ſie empfehlen, weil ſie ihrer beſondern Bauart nach leichter in die Erde, als die von mir vorhin beſchriebene mit Eiſen beſchlagene hölzerne Spaden hineingehen, ohngeachtet ſie oben beym Auftritte dichte am Stiele 1 Zoll dickes Holz haben, welches allmählig ſich nach und nach ſo verſchmälert, daß es am Ende des Auftrittes ſich mit einer Rundung von ½ Zoll endiget, wogegen die obbeſchriebene hölzerne Spaden den Auftritt faſt überall gleiche Dicke haben, der nicht in einer Rundung, ſondern in einer Ecke aufhöret.

Das Eiſen iſt unten 6, höchſtens 6½ Zoll breit, läuft in dieſer Breite 2 Zoll fort; worauf es einen halben Zoll ſchmäler wird, und in dieſer Breite bis ans oberſte Ende fort geht. Dieſes unterſte Ende iſt weder gerade noch ſpitz, ſondern ſtellet einen mäſſigen Bogen vor. Die Länge des Eiſens beträgt bis zum hölzernen Antritt, der kaum ½ Zoll übers Eiſen hervorragt, 11 Zoll. Wenn dieſes Eiſen von unten auf 3 Zoll mit zunehmender Dicke fortgegangen, ſo theilt es ſich in zwey Hälften, in welche das Holz der Spade hineinpaſſet, ſo, daß an den Seiten das Holz von dem Eiſen bedeckt und ihm überall gleich ſey. Jede dieſer Hälften des Eiſens reichet noch oben in der Mitte mit einem Zapfen über den Antritt 2½ Zoll an den Stiel, der von ſolchem Antritt an bis auf 3½ Zoll viereckicht iſt, ſodann aber

rund

rund wird, hinauf. Jeder dieſer Zapfen wird an dem Stiele mit einem Nagel befeſtiget. Hiernächſt iſt jede Hälfte des Spadeeiſens mit 6 Nägeln an das dazwiſchen befindliche Spadenholz, welches vom Antritt in immer zunehmender Dünne ſich endiget, befeſtiget. An jeder Seite innerhalb des Spadeneiſens ſind 3, in der Mitte aber 2 Nägel, alſo 8 Nägel: in gleicher Ordnung ſind auſſerhalb, oder auf dem Rücken des Spadens, eben ſo viel; in Summa alſo 16 Nägel. Die Köpfe dieſer Nägel müſſen glatt und der Oberfläche des Eiſens ganz gleich ſeyn, damit ſich keine Erde anſetzen könne. Endlich iſt in dem ganzen Spadeneiſen von oben herab eine mäſſige Beugung, welche macht, daß die aufgenommene Erde nicht eher abfällt, als bis die Spade in der Hand umgekehret wird. Die Spaden, welche ganz gerade ſind, machen mehr müde, weil ſich der Gräber damit mehr bücken muß, um zu verhindern, daß ihm die Erde nicht wieder vor der Zeit von der ſo geraden Spade herabrutſche. Dieſe ietzt beſchriebene Art von Spaden hat nun einen großen Vorzug von den ganz eiſernen ſowohl, als hölzernen. 1) Sie ſind eben ſo dauerhaſt; 2) ſie ſind auf beyden Seiten Eiſen, ſind alſo recht glatt und gehen leicht in die Erde hinein; 3) ſie haben einen hölzernen Antritt, welcher den Füſſen keine Beſchwerlichkeit oder Schmerzen macht; 4) die hölzernen Spaden, da ſie nur einen Rand oder Beſchlag vom Eiſen haben, berſten leicht auf, und ſind zerbrechlich, gehen auch um des Holzes willen nicht ſo leicht in den Grund hinein; 5) ohngeachtet die nur belobte Art von Spaden ſchmäler iſt, als die hölzernen, ſo kann man doch eben ſo viel in einem Tage damit bereiten,

reiten, als mit jenen, weil ſie leichter in die Erde gehen, und eben deßhalb, weil ſie ſchmäler ſind, eine geringere Bewegung der Hand erfordern, um die Erde abfallen zu laſſen. Sie ermüden alſo weniger, und erſetzen hiermit dies, daß ſie, weil ſie ſchmäler ſind, mehrere Grabſtiche erfordern, um in einem Tage eben ſo viel auszurichten, als mit den breitern Spaden geſchehen kann. Noch iſt zu gedenken, daß dieſe Spaden, wenn ſie unten abgenutzt ſind, wieder verſtählet werden können. Auch muß man ſie unten immer ſcharf halten, damit ſie deſto leichter in die Erde hineingehen. Das Holz zu dieſen Spaden iſt gemeiniglich von Buchen. Das ellerne Holz iſt zwar leichter, es bricht aber gern, und wird bald mürbe.

Die ſpitzrunden Spaden können in mancher Abſicht den ſtumpfrunden noch vorzuziehen ſeyn. Wenn Wieſen oder Hüthungsplätze umzugraben ſind, die man mittelſt des Grabens, wie oben gelehret worden, ſo fort ohne aller andrer Vorbereitung mit Getreyde oder künſtlichen Gräſern begatten kann, ſo verdienen die ſpitzrunden Spaden ſchlechterdings den Vorzug, weil die Spitze der Spade den Raſen weit leichter trennet. In einem von Quecken oder Graswurzeln ſehr verwilderten Acker, auch in ſehr feſten Lehmboden, kömmt man mit einer ſpitzen Spade ebenfalls leichter fort. In manchen Gegenden wird der Strohmiſt in den Leinländern im ſpäten Herbſte untergepflüget, und im folgenden Frühjahre werden dieſe Länder umgegraben. Wo nun dieſes Verfahren üblich und nützlich iſt, da wird auch eine ſpitze Spade erfordert, um durch den noch

nicht

nicht verrotteten Strohmiſt deſto leichter durchſtechen zu können.)

2) Der Arbeiter ſtoſſe die Spade immer beynahe gerade nieder, und ſteche jedesmal höchſtens 3 Finger breit Erde ab. Er ſteche tiefer hinein, als das Eiſen ſeiner Spade hoch iſt. Wie er nun die aufgenommene Erde heraufbringet, muß die obere Erde, die über dem Eiſen hervorſteht, auf beyden Seiten des Stiels rückwärts nieder und in die Tiefe fallen; die Erde aber, die auf dem Eiſen platt liegt, ſchlägt er alsdann über die Furche an das vorher gegrabene, wo ſelbſt er die vom Umſchlagen nicht in Stücken zergangene Erde vollends zerſtößt. So kommt die bisherige obere Erde allezeit in die Tiefe, und die untere oben auf. (Wenn ein Landwirth des Mittelſtandes ſeinen Leuten nicht gegenwärtig iſt, oder ſie ohne Aufſicht läßt, ſo verfallen ſie leicht dahin, daß ſie die Spade ſehr ſchief anſetzen, um deſto mehr faulenzen zu können. Auch geſchiehet dieſes von betrüglichen Taglöhnern, daß ſie, wenn ſie einen Fleck Acker- oder Gartenland um Verding umgraben ſollen, ſehr ſchief mit der Spade einſtechen, hin und wieder aber gar unumgrabene Plätze liegen laſſee, und ſie mit der auf den Seiten hervorgebrachten Erde bedecken. Kann man ſich auf die Treue ſeiner Leute nun nicht verlaſſen, ſo muß man entweder ſelbſt oder durch Nachgeordnete Aufſeher ſeyn, oder mit einem Stocke hin und wieder das Maas der gegrabenen Tiefe zu erforſchen ſuchen.

Wenn das umzugrabende Land mit langem Miſt beleget iſt, ſo muß davon mit der Spade nur ſo viel in die Tiefe zuvor herabgeſtoſſen werden, als eben auf dem Flecke lag, der ſo eben umgegra-

gegraben werden ſoll. Betrügliche Arbeiter pflegen, um ſich die öftere Bemühung zu erſparen, auf einmal von einem weiten Raume umher den Miſt in die Tiefe zuſammen zu ſtoſſen, da denn eine ſo ungleiche Vertheilung des Miſtes, da ſo viele Flecke nichts bekommen, dem Endzweck des Düngens ſehr zuwider iſt.)

3) Iſt hier und da im Umgegrabenen eine Vertiefung, ſo zerſtößt er entweder mit der Spade die Erde ſo, daß das Beet ganz eben wird, oder er wirft dann und wann eine Spade voll Erde dahin. Denn das Beet muß überall eben und gleich ſeyn.

4) Sobald ſoviel umgegraben iſt, daß es die Gräber mit der Harke (Rechen) noch bequem erreichen können, muß es ſogleich geharket werden, ehe es von Sonne und Luft hart gemacht wird. Was ſich nicht klein machen läßt, wird in die Furche zurück in die Tiefe hineingezogen. (Die Gärtner beobachten dieſe Regel genau. Wo aber in Feldern viel gegraben wird, da verſäumet man ſich nicht mit ſolcher Unterbrechung des Grabens, ſondern gräbt nach Beſchaffenheit der Jahreszeit oder des Ackers ſo viel Land auf einmal herum, als zu einer Thauſaat in trocknen Zeiten genug iſt, oder, wenn die Winterfeuchtigkeit noch im Lande iſt, am Abend eines jeden Tages, oder noch länger hinaus, erſt beſäet werden ſoll.)

5) Wer einen ganz egalen Boden liebt, der nicht im geringſten abhängig iſt; läßt das einemal von Oſten nach Weſten, das folgende mal von Weſten, und eben ſo graben, wenn das Stück ſeine Richtung von Süden nach Norden hat. Ueberhaupt gräbt man das einemal hinauf, das anderemal hinunter. In Anſehung der Richtung des

Lan-

Landes von Oſtern nach Weſten thue man dieſes, aber nicht, wenn es von Norden nach Süden abhängig iſt. Nichts befördert das frühe Wachsthum der Pflanzen mehr, als wenn das Land etwas ſchräge gegen Süden liegt. Iſt es daher irgend zu erzwingen, ſo fange man von der Nordſeite an zu graben, damit das Land gegen Norden gleichſam den Rücken, gegen Süden aber das Geſicht habe. Wer frühen Sallat haben will, erhöhe die Hälfte eines kleinen Beetes ſo, daß es oben gegen Mitternacht nur 3 Zoll höher, als unten gegen Mittag ſey, und beſäe es mit Sallatſaamen; er wird die Pflänzlein von oben weit eher verſetzen können, als die, ſo auf dem ebnen Theile erwachſen.

B. Das Pflügen.

So ſehr ſich vorbeſagter maſſen das gegrabene Land vor dem gepflügten hervorthut, ſo wenig iſt es doch möglich, mit dem Graben ins Große zu gehen, da ein einziger Pflug mehr Land, als 10 — 20 Menſchen umarbeiten kann. Es iſt dieſerhalb der Pflug als ein unentbehrliches Ackerinſtrument und als ein ſolches anzuſehen, auf welches das Weſentliche des Ackerbaues ankömmt, ſo unbedeutend und ſchlecht es auch Nichtkennern der Feldwirthſchaft bedünket. Ein franzöſiſcher Dichter hat nichts übertrieben, wenn er vom Pfluge ſagt:

Inſtrument vil à voir, ſans lequel toute fois
Les Sceptres tomberoient hors des mains de nos Rois.

Ein Werkzeug, das nur ſchlecht Unwiſſenden gefällt,
Macht, daß der Fürſten Hand der Scepter nicht entfällt.

Es iſt dem Landwirthe des Mittelſtandes unverzeihlich, wenn er ſich um dieſes erſte und nützlichſte Ackerinſtrument ſo wenig bekümmert, daß er ſo wenig die Theile deſſelben, als ihre wichtige Zuſammenfügung kennen lernet oder lernen will, um ſeine Pflüger gehörig zu meiſtern; weil ein ungeſchickter oder falſch geſtellter Pflug den Acker, wenn er noch ſo gut gedünget worden, mehr verdirbt als beſſert. Nicht zu gedenken, daß ungeſchickte oder nicht recht geſtellte Pflüge das Zugvieh ohne Noth angreifen und abmatten. Ein der beſondern Beſchaffenheit unſers Bodens recht anpaſſender und richtig geſtellter Pflug, welcher leicht geht, macht, daß man das Ackern deſto geſchwinder verrichten oder vollenden kann. Ein Hauptumſtand beym Ackerbau! da es ſo ſehr einträglich iſt, ſich mit dem Pflügen in die Zeit zu ſchicken, d. i. nach Beſchaffenheit der Witterung entweder pflügen, oder das Pflügen unterlaſſen. Man findet alte Wirthe des Mittelſtandes, welche kaum die Haupttheile eines Pfluges zu nennen, geſchweige ihre Richtung oder Zuſammenpaſſung zu ordnen oder anzugeben wiſſen. Manchem Dorfedelmanne wäre doch wahrlich mehr gerathen, wenn er gar keine Paſſagen aus Romanen, und lieber das erſte Kapitel aus dem erſten Theile des Hannöverſchen Hausvaters auswendig gelernet hätte. Und die Candidaten des Predigtamts, welche zu Landpfarren, deren Einkünfte auf dem Ackerbaue beruhen, befördert werden wollen, müßten zur Ehre und Beſten des Staats gar nicht von den Conſiſtorien angenommen werden, wenn ſie nicht zuvor ein examen rigoroſum über nur gedachtes Kapitel hauptſächlich ausgeſtanden, und das Zeugniß des Beſtehens darin beygebracht hätten. Es iſt nicht genug zu loben, daß ſchon in Deutſchland der Anfang gemacht wird, die Candidaten des Landpredigeramts eben ſo

ſehr aus der Bibel, als aus der Lanwirthſchaftswiſſenſchaft zu befragen, letztere iſt dem Hauptzweck des Predigtamts mehr förderlich, als ſchädlich. Der Geiſtliche und zugleich Nichtökonome iſt ganz auſſer Achtung bey ſeinen Zuhörern, welche gemeiniglich, und ich will nicht ſagen, mit wie vielem Rechte oder Unrechte, das Vorurtheil haben: Wer ſeinem eignen Hauſe, ſeiner eignen Ackerwirthſchaft, und wovon der Pflug das Weſentliche mit ausmacht, nicht vorſtehet, wie ſollte der die Gemeine Gottes verſorgen?

1) Haupteigenſchaften aller Pflüge.

So ſehr auch die Pflüge in mäſſigen Entfernungen von einander abgehen, ſo müſſen ſie doch in ihren Haupteigenſchaften übereinkommen. Hr. v. Münchhauſen macht ihrer an die zehen namhaft. Ich will ſeiner Ordnung, doch mit einigen Zuſätzen, nachgehen.

1) Ein Pflug muß nicht ſehr zuſammengeſetzt ſeyn. Kein Ackerinſtrument wird ſo viel als dieſes gebraucht. Dieſerhalb kann es nicht einfach genug ſeyn, um deſto länger zu beſtehen. Je mehr Zuſammenſetzung an einem Pfluge wäre, deſto wandelbarer würde er nothwendig ſeyn müſſen. Hiemit wäre aber einem Bauer gar wenig geholfen, wenn er an ſeinem Pfluge ſo viel zu flicken und zu beſſern haben ſollte. Je künſtlicher der Pflug iſt, deſtoweniger verdienet er Beyfall.

2) Der Pflug muß wohlfeil ſeyn. Dieſe Eigenſchaft folgt aus der vorhergehenden. Das Einfache koſtet weniger als das Künſtliche. Der gemeine Mann muß für ſein allerunetbehrlichſtes Ackerinſtrument je weniger je lieber ausgeben. Von dieſer Beſchaffenheit iſt der in den meiſten Kreyſen der Mittelmark gebräuchliche Pflug, mit

welchem der des benachbarten ſächſiſchen Chur⸗kreyſes ziemlich einerley iſt. Zwiſchen Treuen⸗briezen und Wittenberg nimmt der Stellmacher für einen ganzen Pflug nicht mehr als 18 Gr. In Holzarmen Gegenden koſtet er einen Thaler und noch wohl hin und wieder 8 bis 12 Gr. darüber. Es ſind aber auch viel Bauern in jedem Dorfe, die ſich darauf verſtehen, einen guten Pflug ſelbſt zu machen, und alſo das Macherlohn ſelbſt ver⸗dienen. Auf großen Gütern muß der Meyer oder Hofmeiſter alle Ackerinſtrumente nebſt den Wa⸗gens und ihrem Zubehör, die einzigen Wagenrä⸗der ausgenommen, anfertigen. Die Pflugräder gehören gleichfalls zum Bezirk des Hofmeyers, und koſten hieherum, wenn ſie der Stellmacher mit Felgen und Speichen verkauft, das Paar 5—6 Gr. Wenn es aber Räder für leichten Sandboden ſind, die ſtatt der Felgen einen Bogen, vom biegſamen, jungen, zähen Holze haben, das Paar 3—4 Gr. Das Eiſenwerk zu einem Pfluge, wenn es nur angeſchafft werden ſoll, will nach dem Gewichte eines jeden Stückes angeben, weil die Schmiedearbeit wegen der verſchiedenen Kohlen⸗preiſe ſo ſehr verſchieden ſind.

Ein Pflugſchaar. . . .	5	Pfund.
Ein Kolter (Sech) . . .	7	—
Eine Anlage (Schiene) . .	1	—
Eine Kramme und Scharbeutel. .	$\frac{1}{4}$	—
Vier Ringe an dem Pflugbalken. .	2	—
Ein Saalband (Zugkette) . .	4	—
Ein Tempelſtich und ein Vordernagel. .	$\frac{1}{4}$	—
Eine Pflugwelle (Lauffſpille) . .	4	—
Vier Buchſenbänder (Pflugladenbänder)	5	—
Der Vorhängenagel. . . .	$\frac{1}{4}$	—
Summa:	$28\frac{3}{4}$	Pfund.

Viele dieſer Stücke, die wenig oder gar keiner Abnutzung unterworfen ſind, z. B. das Saalband, die Pflugwelle u. ſ. f. dauren Jahrhunderte bey den Bauern, und können, ſo wie ſie im Anfange waren, immer bey neuen Pflügen bleiben, da einige andere z. E. die Ringe an dem Pflugbalken, die Buchſenbänder nur einer geringen Veränderung bedürfen, falls ſie zu dem neuen Holze nicht paſſen ſollten, daß alſo ein gemeiner Pflug nicht ſonderlich theuer iſt.

3) Der Pflug muß dauerhaft ſeyn. Ohngeachtet der Wohlfeilheit des Pfluges könnte doch der Bauer ſich nicht oft neue Pflüge anſchaffen; wenn oft was an dem Pfluge ſchadhaft werden ſollte, ſo würde die Feldarbeit gar ſehr aufgehalten werden. Es kömmt daher die Dauerhaftigkeit des Pfluges auf 1) gutes Holz, 2) gutes Eiſen an.

Das ſchwediſche Eiſen iſt allem übrigen vorzuziehen, weil es zähe, und nicht brüchigt, wie das Landeiſen iſt.

Das Holz muß ſowohl trocken als zähe ſeyn. Grünes Holz ſpringt und reißt auf, kömmt bald aus ſeiner Verbindung, und wenn es nicht zähe iſt, ſo iſt es nicht von Dauer. Zu Pflugbalken nimmt man gern junges Eichen- oder Eſchenholz; zum Haupte aber, Griesſäule, (Griesſcheide) und Stürzen (Stärzen) Weisbüchen- Birken- Rüſtern und anderes dergleichen feſtes Holz. Kann man Holz von Birn- und Apfelbäumen, beſonders wilden haben, ſo hat man, weil es ſehr glatt und feſte iſt, davon das beſte Holz zu Pflughäuptern. Die Naturforſchende Geſellſchaft in Zürch ſchrieb den Landleuten 1772 die Erhaltung des dauerhafteſten Holzes ſo vor. Einen guten

Grindel (Pflugbalken) pflegt man aus Eichenholz zu machen, das weder Mark noch weiſſes Holz bey ſich hat: folglich braucht man zu 4 Pflugbalken eine Eiche von 100 Jahren, deren Stamm gerade und ſpaltig iſt. Der Pflugbaum aber läßt ſich ſehr gut aus einem ganzen 25 jährigen Eichbaume machen, der noch Mark und weiſſes Holz hat; nur muß man ihn vor dem Aufreiſſen und Beſchädigung des Wurms auf folgende Weiſe ſicher ſtellen, die man auch bey allem andern Holze, das zum Pflug gehöret, nachahmen kann. Man wähle zum Pflugbalken alſo ein gerades, geſundes, hierzu geſchicktes Eichſtämmlein aus; man arbeite es ganz friſch vollkommen zu einem Pflugbalken (Grindel) aus, und mache das Sechloch (Kolterloch) und alle andere nöthige Löcher darein, die man alsdann mit Lehm ausſtopft. Nach dieſem lege man ihn auf 3 zwey Schuh hohe Steine, deren einer in die Mitte, die andern aber unter die beyden Enden zu liegen kommen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das Holz auf allen 3 Steinen gleich aufliegen muß, und daß die Steine (oder das Holz auf ihnen) müſſen verrückt werden, damit das Holz auch da, wo es auf den Steinen auflag, gedörrt werde. Hierauf macht man ein mäſſiges Feuer von Spänen darunter, dreht den Balken immer herum, und dörrt ihn auf dieſe Art wohl aus. Hiervon entſtehen zwar viele kleine Riſſe, ſie ſchlieſſen ſich aber wieder zu, wenn man ihn hernach in friſch Waſſer legt, und darin abwäſcht. Hat man den Grindel ſo zum Theil gedörrt, ſo hänge man ihn noch etliche Monathe in Schornſtein (Feuermauer) in den Rauch. Die Erfahrung bezeugt es auch, wie dauerhaft geräuchertes

Holz

Holz ſey, z. E. Flegelkeulen, die man in den Rauch hängt. Ein verſtändiger Bauer im Zürchiſchen hat nach dieſer Vorſchrift gemachte Pflugbalken ſchon 12 Jahr lang gebrauchet, ohne daß ſie ein Merkmal von Riſſen oder vom Holzwurm hätten, und behauptet, daß das weiſſe Holz im Rauche eben ſo dauerhaft werde, als ſonſt das rothe iſt. Man erreicht den Endzweck des Dörrens noch leichter, wenn man die jungen, zu Pflugbalken taugliche, Eichen im Frühling, wenn ſie noch auf dem Stamme ſtehen, ſchälet, d. i. die Rinde abziehet, und ſie noch ein Jahr ſtehen läßt. Nun müſſen ſie ſo ſtehen, daß ſie von der Sonne können getroffen werden. Sie werden ſodann eben ſo hart als im Rauche; dafür ſind aber die Löcher ſchwerer darein, als in grünem oder noch friſchem Holze, auszumachen. Beyläufig gedenke noch, daß vorgedachte Geſellſchaft in Anſehung des Pflughauptes und daruf anzupaſſenden Pflugſcharrs verlanget, es ſolle das Haupt mit einer eiſernen Sohle (Schiene) beſchlagen ſeyn. Das Haupt liege nur hinten bey der eiſernen Sohle, und vorne bey der Spitze der Pflugſchaar auf dem flachen Boden auf, in der Mitte aber ſey es unten etwas, z. E. ohngefähr ½ Zoll hohl. Man ſieht dieſe Einrichtung des Hauptes vieler Orten, hier auch, ſo.

4) Der Pflug muß leicht zu regieren ſeyn. Hierunter verſteht man, daß er die von ihm zu ziehende Linie ſelber mache, ohne daß er ſonderlich regieret wird. Er iſt fehlerhaft, wenn er, ſobald der Führer die Hand abziehet, ausweicht. Der Führer hat faſt nur allein den Pflug zu richten, und ihn zu Anfang des Stücks in die Erde zu leiten, auch Achtung zu geben, wenn etwa ein Stein oder anderer Widerſtand den Pflug aus ſei-

ner Richtung bringen ſollte. Eine Ausnahme aber kann ſtatt finden in ſehr bindendem Thone oder Lehm, bey der Dürre, da der Führer alle Kräfte anwenden muß, bey großen ausbrechenden Stücken Erde den Pflug zu regieren, weßhalb in ſolchem Boden auch Pflüge mit 2 Stürzen gehalten werden.

5) Eine Haupteigenſchaft des Pfluges iſt auch dieſe, daß er leicht zu ziehen ſey. Denn das Zugvieh kann ſodann theils mehr Land bearbeiten, theils kann es auch wohl der Zahl, Größe oder Stärke nach geſparet oder erübriget werden. Es iſt daher viel Verdienſt um den Ackerbau, wenn ſich hie und da die Mechanik bemühet, leichtergehende Pflüge zu erfinden und einzuführen. So hat ſich vor einigen Jahren ein ſächſiſcher Landmann, Friedrich Wolf, ohnweit Delitſch, in Anſehung dieſes Artikels ſehr verdient gemacht. Seitdem er ſich einer neuen Pflugkarre, (Vordergeſtells, Vorderpflugs) mit hohen Rädern und andern Verbeſſerungen bedienet, bauet er ſeinen Acker mit einem Pferde, da er und ſeine Vorfahren ſonſt zween nöthig gehabt. Der Pflug iſt ſeiner hohen Räder halber leicht, der Zug geht in gleichen Linien mit der Bruſt des Pferdes fort, die Koſten ſind mäſſig. Mit 3 alten Pflügen, iſt bey mehrerer Anſtrengung der Pferde nicht leicht ſo viel auszurichten, was dergleichen 2 Pflüge thun. Schmiere mit Oel iſt bey dieſen Pflugrädern vorzüglicher, als die Wagenſchmiede, worunter man meiſtens zu viel Theer miſcht. Das Kettlein vorne an der Zunge muß hangen bleiben, und darf weder zu kurz, noch zu lang, ſeyn. Beym Umwenden darf man dieſen Pflug nicht herum reiſſen, ſondern den Pferden in die

Fuhre

Fuhre nachſchieben, welches dem Pflüger ſehr bequem iſt. Das Intelligenzcomtoir in Leipzig zeigt dieſen Pflug im Großen und im Modell. Es wird aber beſſer ſeyn, dieſen Pflug ſich im Großen, der aus Delitſch von dem Wagner Andräe nach Leipzig für 9½ Thaler geliefert wird, kommen zu laſſen, weil in der Ausarbeitung nach einem Modell leicht gefehlet werden kann. Man hat ſchon hin und wieder dieſen Pflug eingeführet, und ihn ſehr bewährt gefunden.

6) Ein guter Pflug muß die Erde **leicht durchſchneiden**, ohne gleich in die Höhe zu ſpringen oder ſich gar aufhalten zu laſſen, wenn ihm Steine oder Unkrautswurzeln entgegen ſind, welche er entweder aus dem Wege räumen oder durchſchneiden muß.

8) Eine der hauptſächlichſten Eigenſchaften des Pfluges iſt auch dieſe, daß er die Furche **völlig umkehre**, ſo daß die Oberfläche nebſt allen darauf befindlichen Stoppeln ganz unten zu liegen komme.

9) Der Pflug muß eine **reine Furche** machen. Dieſe ſoll ſo rein ſeyn, als wenn ſie mit einem Beſen ausgekehret wäre. Denn wenn der Pflug krümelt, ſo kömmt dies daher, daß er die Furche nicht gehörig umwirft, oder daß das Streichbrett zu kurz oder zu breit iſt, oder daß Kolter und Schaar nicht recht gerichtet ſind, oder der rechte Sterz (Sturz) zu weit hinausſtehet und ſchabet.

10) Endlich muß ſich der Pflug auch **leicht wenden** laſſen. Denn an jedem Ende des Ackerſtücks muß damit umgekehret werden. Denn wenn die Wendnng ſchwer iſt, ſo iſt es dem Pflüger und Zugvieh zu mühſam, oder der Pflug

wirſt gar um. Dieſerhalb muß des Wendens halber der Pflugbalke oder Grindel nicht unbeweglich am Vordergeſtelle, ſondern nur mit einer Kette verbunden ſeyn, damit man den Körper des Pfluges (den Hinterpflug) wenden, werfen, und zur Seite legen könne, wie man will. In manchen Gegenden hat man unter dem Kloben vor der Zucht ein Knie an den Pflügen, damit der Kloben nicht bey der Wendung ſenke, und in die Erde faſſe. An dem Wolfiſchen Pfluge Nr. 5. wird dieſes beſonders gerühmet, daß er beym Umwenden nicht herumgeriſſen werden darf, ſondern zur Bequemlichkeit des Pflügers den Pferden in der Furche nachgeſchoben wird. Denn je ſtärker oder ſchwerer der Pflug für ſchweren Boden ſeyn muß, deſtomehr macht ſeine Laſt dem Führer doch zu thun, wenn er den Pflug herumwerfen ſoll.

2) Einrichtung und Stellung der Theile eines Pfluges.

Die gemeinen Pflüge haben zwey Haupttheile. Dieſe ſind der Vorderpflug (Vordergeſtelle, Pflugkarre,) und der Hinterpflug. Jener iſt der Haupttheil, welcher dem Zugviehe am nächſten, und auf Rädern gehet; dieſer iſt dem Pflüger am nächſten. An dieſem hat man wieder folgende Haupttheile zu bemerken.

1) Der **Pflugbalke**; (Grindel, Grengel, Pflugbaum;) iſt das allerlängſte und kenntlichſte Stück des ganzen Pfluges, wodurch er zuſammengehalten und regieret wird.

2) Das **Kolter**; (Sech, Säge;) iſt das lange Meſſer, welches auch wohl in manchen Provinzen das Vordereiſen, oder Pflugeiſen genannt wird. Es gehet von

dem

dem Pflugbalken unterwärts herab, um das Land einer neuen Furche in gewiſſer Breite und Tiefe einzuſchneiden uud abzutrennen.

3) Das **Pflugſchaar**, welches dem Kolter zunächſt ſtehet, muß die Erde vom Boden horizontal abſchneiden und aufheben.

a) An dem Pflugſchaar bemerket man noch die **Molderſeite**; diejenige Seite, die an der Kante der neu abgeſchnittenen Furche gehet; die **Schneide**; die gegenüberſtehende Seite; und die **Griffſeite**, welche an dem Haupte des Pfluges befeſtiget wird.

b) Das **Pflughaupt**; (Höſt, Höſtbret, Heut, Pflugholz.) Dieſes iſt ein plattes ausgeſchnittenes Bret von recht feſtem Holze, in welches die Griesſäule (Griesſcheide) und der linke Sterz gezapfet wird, auch das Schaar feſthalten muß.

4) Das **Streichbret** (Muhl- oder Reſterbret, Ohr,) muß die von dem Pflugſchaar aufgenommene neue Furche noch weiter in die Höhe heben, und von der linken Seite zur rechten hin ganz umlegen. Die untere Seite am hintern Ende wird etwas ausgeſchnitten, und ſo über der Erde erhaben, daß die Krume darunter wegſpiele, ohne daß das Streichbret ſchleppet.

5) Die **Griesſäule**; (Griesſcheide) iſt ein länglichtes viereckichtes Holz, welches unten in dem Pflughaupte, oben aber durch den Pflugbalken gezapfet worden. Sie wird nur unten verkeilet, in den Pflugbalken aber ohne Verbohrung nur ſtark hineingetrieben, weil man zu Zeiten dadurch den Pflug ſo ſtellet, daß die Säule durch ein Paar Schläge zurückgetrieben wird.

6) Der

6) Der Sterz; (Sturz, Stürze) iſt ein krumm-gewachſenes oder gearbeitetes Holz, welches oben ſo hoch hinaus ſtehet, daß es der Pflüger in der Hand führen, und hiemit den Pflug regieren könne. In gleichem Boden iſt nur ein Sterz, nämlich auf der linken Seite nöthig; in ſchwerem Boden aber befindet ſich auch einer zur rechten Hand, welcher der **rechte**, ſo wie jener der **linke** Sterz genannt wird.

An dem **Vorderpfluge**, oder **Vordergeſtelle** will diejenigen Theile nur beſchreiben, welche zur richtigen Stellung des Pfluges dienen.

1) Die **Pflugräder**; wovon in vielen Gegenden das rechte ein Paar Zoll höher iſt, als das linke.

2) Die **Laufſpille**; welche an beyden Seiten, ſo weit die Räder ſtecken, vierkantig iſt. Wo ſtarker Boden iſt, da iſt ſie vom Eiſen, in leichtem Sande aber nur vom Holz.

3) Der **Rumpf**; oder die eigentliche Axe. Sie geht durch die ganze Laufſpille hindurch, und läuft mit den daran befeſtigten Rädern zugleich um. In einigen Kreyſen des benachbarten ſächſiſchen Churkreyſes heißt dieſer Theil die **Pflutlade**; (das Pflugſtöckchen) in der Mittelmark aber die **Büchſe**, und iſt aus einem Stücke, worunter die Laufſpille frey liegt, welche durch einen eiſernen **Laufband** an jeder Seite gehalten wird.

4) Das **Zungen- oder Deichſelloch** iſt etwas rechter Seits im Rumpfe. Es wird in Sachſen das Walterchen genannt.

5) Das **Zuchtloch**; wodurch die an der äuſſern Seite mit einer Krampe befeſtigte Zucht- oder Pflugbalkenkette geht. Zucht und Zunge zuſammen wird in manchen Gegenden das **Gezünge** genennet.

6) Die

6) Die Vorlegewage; (Geſchirr) woran das Zugvieh zum Ziehen angeſpannet wird.

7) Zwey in den Rumpf gezapfete, oben etwas aus einanderſtehende, Ständer, welche durch einen überhergehenden Queerbalken gehen, und beyde zuſammen der Pfluggalgen genannt werden.

8) Die Lichte; iſt ein auf dem Rumpfe liegendes Bret, deſſen beyde Einſchnitte an jeder Seite an die Ständer paſſen; ſie kann dazwiſchen erhöhet, und gar weggenommen werden. Aus der Buchſe des ſächſiſchen Pfluges gehen auf beyden Seiten oberhalb zwey Arme herfür, die man Rungen nennet, zwiſchen welchen die Lichte ſich befindet, die man hieſelbſt das Querholz (Pflugſattel) nennet. In einigen Gegenden iſt in dem Querholze eine Hohlkehle, worin der Pflugbalken ruhet. Das Ausſpringen deſſelben wird durch zwey eiſerne ſogenannte Sattelnägel verhindert, womit zugleich Sattel und Pfluglade zuſammen gehalten werden. Die Stelle der eiſernen Nägel wird auch nur durch zwey hölzerne vertreten.

3) Die Verbindung des Vorder- und Hinterpfluges.

Wer noch gar nichts von vorbeſchriebenen Theilen des Pfluges weiß, dem iſt nicht beſſer zu rathen, als daß er ſich ſolche von einem Ackermanne oder Stellmacher, der Pflüge macht, zeigen laſſe, um die übrigen nicht beſchriebenen Theile ſowohl, als fürnehmlich ihre ſämmtliche Verbindung untereinander anzuſehen.

Nun will ich das Hauptſächlichſte aus der Theorie des Pfluges, ſo wie ſie von dem Hannöv. Hausvater aufs gründlichſte vorgetragen worden, mit Hinzufügung einiger Erläuterungen und Zuſätze beſchreiben.

Man

Man ſiehet aber bey der Verbindung des Vor- der- und Hinterpfluges zuerſt, daß der Pflugbalke oder Grindel mit ſeinem vordern Ende nicht gerade oder in der Mitte, ſondern nach der rechten Seite herüber liege. Hiervon nun, und daß der Hauptdruck des Hinterpfluges an der linken Seite iſt, erhält der Pflug ſeinen geraden Zug.

Liegt der Pflugbalke ſchief, die ganze linke Molderſeite des Pflughaupts aber geht gerade an der Kante der neuen Furche hin, und folgt in eben der Linie, die von dem Kolter oder Sech gezeichnet worden; ſo ſieht man daraus, daß die Verbindung des Pflughaupts an ſeinem Pflugbalken oder Grindel nach einem ſchiefen Winkel geſchehen müſſe, und folglich eine ſehr genaue Abmeſſung erfordert werde, wenn der Pflug leicht und accurat gehen ſoll. So darf auch nicht einmal die Schneide des Kolters oder Sechs nach der Linie des Grindels gerichtet werden. Sie wird etwas zur Seite nach der Schärfe der Molderſeite hingerichtet. Durch dieſe Einrichtung nun erlangt man, daß der Pflug gerade ausgehen, und immer in der nämlichen Linie bleiben muß. Ohne ſolchen ſchnurgeraden Gang würde der Pflug ſchwer gehen, auch nicht alle Erde überall gebrochen werden. Wo der Pflug in einem Zickzack gehet, da iſt das Kolter nicht recht eingerichtet, oder es iſt ſonſt bey der Stellung was verſehen.

Hält der Pflng eine gerade Linie, ſo wirft er auch ferner einen Riemen um, welcher vierſeitig iſt. Dieſes geſchiehet, wenn Pflugſchaar und Pflughaupt mit der Oberfläche der Erde parallel (gerade) gehen, und einfaſſen, folglich auf der ganzen Unterfläche alle Erde losbrechen, und in die Höhe bringen. Der entgegengeſetzte Fehler, wenn in die Unterfläche ein Theil der Erde gleich einem Keile ungepflügt ſtehen bleibt, ent-

entſtehet aber daraus, wenn die inwendige Seite der Molderſeite nur flach, die äuſſere aber bis auf den Grund eingreiſt; oder die inwendige Seite der Molderſeite geht auf den Grund, aber die äuſſere Seite derſelben ſteht in die Höhe. Eine ſo ungleiche Beſtellung des Ackers muß natürlicher Weiſe ſeiner Fruchtbarkeit ſehr ſchaden.

4) Die Führung des Pflugs mittelſt des Pflugſterzes.

Der Pflüger muß den Sterz nach der rechten Seite herüber halten, damit der Pflug im Grunde keinen Keil von Erde mache, welches unausbleiblich erfolget, wenn er den linken Pflugſterz links von ſich wegdrückt. Denn auf ſolche Weiſe wird die inwendige Seite des Pflugſchaars erhaben, daß er nicht durchgängig gleich faſſen kann. Sollte aber der Pflug auf der andern Seite nicht tief genug faſſen, ſo muß der Pflüger den Sterz nur tiefer unter ſich drücken, und ihn zugleich mehr links von ſich wenden. Soll aber ein rund in die Höhe gehendes Ackerbeet gepflügt werden, ſo muß man den Pflug nicht horizontal, ſondern mit der Oberfläche parallel halten.

5) Das Fortgehen des Pflugs in gleicher Tiefe.

Wenn das Pflughaupt und Kolter, oder Sech, in der Tiefe, die gehoben werden ſoll, horizontal aufliegen, ſo wird erſteres in gleicher Tiefe fortgehen.

Hiebey ſagt der Hannöv. Hausvater, daß es vergebens ſey, wenn in dieſer Stellung die Spitze des Kolters tiefer eingreift, als das Pflugſchaar nachher die Furche umwirft, wiewohl er in der Folge das Gegentheil behauptet.

Wir

Wir Landwirthe hieſiger Gegend finden, daß der Pflug leichter und doch in gleicher Tiefe fortgehe, wenn das Kolter um ein Weniges tiefer als das Pflugſchaar einſchneidet. Hiermit ſtimmt auch der Verfaſſer der Berl. Beyträge zur Landwirthſchaft St. 61. S. 264. überein, welcher alſo ſagt: Das Schaar muß in eben den Schnitt eingreifen, den das Kolter oder Sech in der Erde macht; **das Kolter aber muß ein wenig tiefer einſchneiden, als das Pflugſchaar eingreift.**

Wenn die Spitze des Pflugſchaars zu tief gehet, ſo ſagt man; der **Pflug geht auf der Naſe**. Der Pflug muß ſodann, wenn er zu tief geht, immer in die Höhe gezogen werden. Er fährt auf einmal in die Höhe, und muß hierauf aufs neue niedergedrückt werden, wodurch denn in der Tiefe nothwendig eine ungerade Linie, ein Zickzack, entſtehen muß. Richtet dagegen der Pflug die Naſe in die Höhe; ſo daß der Pflugbalke vorne auf der Axe, und das Ende des Pflughaupts auf der Oberfläche der Erde lieget, ohne daß der Pflugſchaar horizontal mit auflieget, ſo ſagt man, der Pflug geht auf dem Hacken, da er ohne gewaltſames Eindrücken keine Erde faſſen kann.

6) Der Pflug wird bald tiefer bald höher geſtellet.

Der Pflug geht ſo tief in die Erde hinein, bis deſſen Haupt mit den Rädern eine Horizontallinie beſchreibet, wenn die Spitze des Pflugbalkens auf der Axe feſt liegt. Hieraus folget, daß der Pflug deſto tiefer faſſe, je niedriger der Pflugbalke vorne lieget; je mehr er aber mit der Spitze höher gelegt wird, deſtomehr auch von dem Pflugſchaar die Höhe geſucht werde. Es muß alſo die Spitze des Pflugbalkens,

kens, wenn das Haupt horizontal aufliegt, nicht zu hoch, noch zu niedrig ſeye, weil im erſten Falle der Pflug zu tief, im andern zu wenig, oder nicht ohne ſtarkes Aufdrücken in die Erde gehen würde.

7) Verſchiedene Mittel den Pflug flächer oder tiefer zu ſtellen.

a) Wenn die auf dem Vordergeſtelle befindliche Lichte (Gierholz) höher geſtellet, hiemit aber der Pflugbalken erhoben wird, ſo muß hierdurch der Pflugbalken weniger Erde faſſen. Würde aber dieſe Lichte ganz weggenommen, ſo daß der Pflugbalken auf dem bloſſen Geſtelle ruhen müßte, ſo würde der Pflug am allertiefſten gehen.

b) Die Verkürzung oder Verlängerung des Pflugbalkens iſt das zweyte Mittel, den Pflug flächer oder tiefer zu ſtellen. Dieſes geſchiehet nun mittelſt der im Pflugbalken befindlichen Löcher, welche man **Vorſtecklöcher** zu nennen pflegt. Dieſe werden in manchen Gegenden in drey Klaſſen eingetheilet. Die nächſten an dem Pfluggeſtelle oder Vorderpfluge nennet man **Herrenlöcher**, weil ſie der Herr des Pfluges, um ihn am tiefſten gehen zu laſſen, gebrauchet. Die mittelſten heiſſen **Lohnlöcher**, welcher ſich die um Lohn Pflügende zu bedienen pflegen. Die unterſten nennet man **Frohnlöcher**, in welchen die Frohn- oder Hofediener ihre Pflüge, wenn ſie ihren eigenen Willen haben können, ſtellen, um ihres Zugviehes zu ſchonen.

Noch iſt hiebey zu bemerken, daß das Pflugſchaar deſto breitere Erde faſſe, je länger der Pflugbalken geſtellet wird, ſo wie die Furchen deſto

ſchmäler werden, je kürzer der Pflugbalken gerichtet wird.

c) Die Verkeilung des Pflugbalkens am Sterze (Sturz) iſt ein drittes Mittel, den Pflug tieſer gehend zu machen. In hieſigen Gegenden iſt der Zapſen des Pflugbalkens nur loſe in den Sterz gefuget. Wird der Keil unten zurück, der obere aber weiter hineingetrieben, ſo kömmt der Pflugbalken hinten niedriger zu ſtehen, vorne aber höher; wenn man aber den Keil oben zurückziehet, und den untern weiter hineintreibet, ſo erniedriget ſich vorne der Pflugbalken, und erhebet ſich hinten.

Iſt anderswo der Pflugbalken am Sterze unbeweglich, auf der Griesſäule aber unbeweglich, ſo giebt man ihr auf dem Kopfe ein oder zwey Schläge, und macht damit, daß der Pflug tiefer faſſen kann.

8) Das Schmal- und Breitſtellen des Pfluges, wenn er vor- und unterwärts gerade geht.

Nach Beſchaffenheit des Erdbodens muß man bald breite, bald ſchmale Furchen machen. So wird z. B. beym Strecken des Sommerfeldes zum erſtenmal nur ſehr flach gepflüget, wobey man auch breite Furchen zu machen pflegt, ſo wie ſolches gleichfalls in leichten Feldern geſchiehet. Das Stellen des Pfluges zu ſchmalen oder breiten Furchen kann nun auf folgende Weiſe geſchehen.

a) Es iſt vorhin §. 7. Litt. b. bemerket worden, daß die Verlängerung des Pflugbalkens das Pflugſchaar tiefer, die Verkürzung des erſtern aber das Pflugſchaar flächer gehend mache. Da man

man aber bey dem Tieferpflügen nicht immer auch breitere Furchen verlanget, ſo iſt dieſes Mittel nicht hinreichend.

b) In denen Gegenden, wo die Pflüge eine Lichte und Balken haben, welche mit verſchiedenen auf einander paſſenden Löchern durchbohret ſind, ſteckt man entweder an der rechten Seite nur einen Stock durch, woran der Grindel oder Pflugbalken ſich nunmehr lehnet; oder man ſtecket gar neben über noch einen zweyten Stock, ſo daß der Grindel zwiſchen beyden eingeklemmet und gehalten wird. So weit nun der Grindel auf dieſe Weiſe zur Seite gebracht wird, ſo viel ſchneidet der Pflug tiefer ins Feld ein. Doch geht ein ſolcher Pflug ſchwer, wenn der Grindel nicht frey ſpielen kann.

c) Vermittelſt des Gezünges werden die Pflüge gleichfalls geſtellet. Richtet man die Zucht nach der linken Seite herüber, ſo greift der Pflug ſtärker ins Land, und macht breitere Furchen. Wird dagegen die Zucht nach der rechten Seite hinüber gewendet, ſo macht der Pflug ſchmälere Furchen.

In einigen Sandgegenden hat man eine beſondere Art von Gezünge. Die Zunge iſt vorne breit wie ein Löffel mit drey durchgebohrten Löchern. Zwiſchen dem oben aufliegenden Kloben und der Zucht iſt der Schwengel befeſtiget. Nachdem man nun den Kloben ſchiebet, und den Nagel durch eine oder das andere von den drey Löchern ſticht, geht der Pflug rechts oder links.

d) An einigen Orten hat der Pflug eine ſogenannte Leyer, die man vermittelſt eines Nagels kürzer ſtellet; ſo wird die durch den Nagel gehaltene,

 anbey

anbey aber an beyden Seiten bewegliche Zunge nach der linken Seite gezogen; und ſo wieder rechts, wenn die Leyer verlängert wird, daß alſo dieſe Leyer eben das ausrichtet, was von dem Gezünge zuvorgeſagt worden.

e) Es kann der Pflug auf zweyerley Art zugleich geſtellet werden. Wenn man den Pflugbalken verlängert hat, und der Pflug faſſet zu weit ein, ſo ſtellet man die Zucht rechts, oder die Leyer länger, um den Pflug auswärts zu leiten.

Falls ein eingeſpannetes junges Pferd zu weit zur Seite dränget, und daß alſo der ſonſt recht geſtellete Pflug noch nachgerichtet werden muß, ſo hält man hiezu in der Wage noch wohl zwey Nebenlöcher.

Wird ein junges Pferd linker Hand angeſpannet, welches man ſchonen will; ſo wird der Nagel durch das rechter Seits in der Vorlegewage befindliche Loch geſtecket. Auf gleiche Weiſe kann man auch das mittlere Pferd durch Veränderung des Nagels erleichtern, oder ſtärker angreifen.

9) Die Probe des Pflugs auf ebener Erde.

Man kann auf der ebenen Erde eine Probe machen, ob der Pflug recht geſtellet, oder noch geſtellet werden ſolle, wiewohl die Probe nicht immer ſo zuverläſſig iſt, daß der Pflug, wenn er würklich in die Erde kommt, nicht noch etwas nachgeſtellet werden müßte.

Man mache nämlich einen geraden Strich auf der Erde, welcher eine ſchon gezogene Furche vorſtellen ſoll; hierneben einen zweyten parallelen Strich, ſo breit man die Furche verlanget; ſetze ſodann den Pflug ſo, daß das rechte Rad auſſerhalb des erſten

Strichs

Strichs ſtehet, erhöhe das linke ſo viel Zoll, als die neue Furche tief werden ſoll; ſchiebe ſodann den Pflugbalken ſo weit rückwärts oder vorwärts, oder erhebe die Lichte, bis der Pflugbalken beynahe darauf lieget, wenn das Haupt nebſt dem Pflugſchaar platt auf der Erde ruhet. Nun ziehe man den Pflug vorwärts, und gebe Acht, ob das Kolter oder Sech und die Molderſeite des Schaars gerade auf dem zweiten Striche fortgehen, oder wie weit der Pflug noch gerichtet werden müſſe, oder ob er gar in ſeiner Zuſammenfügung einen Fehler zeige?

10) Das Kolter, Sech, das lange Meſſer.

Der Hannöv. Hausvater beurtheilet die Geſtalt der Kolter alſo, daß er denen, die Vorne nicht krumm, ſondern eine gerade Linie haben, den Vorzug aus dem Grunde zuerkennet, daß ihre Linie kürzer iſt, und weniger Widerſtand findet, als wenn man ihr einen Bauch giebet, oder wenn die Schneide gar gleich einem Gartenmeſſer ausgehöhlet wird, wie er an dem bey ihm gezeichneten ſächſiſchen Pfluge ſich befindet.

In einem ſtarken Lehmboden, welcher von Gras- oder Unkrautswurzeln nicht ſonderlich gefüllet iſt, muß man freylich wohl nur belobtem Hausvater in Anſehung der Form des Kolters Recht geben. Wir ziehen aber in unſern Gegenden, wo die Aecker eben nicht ſchwer, aber ſehr grasartig ſind, diejenigen Kolter vor, welche gleich einem Gartenmeſſer etwas ausgehöhlet ſind. Denn die Graswurzeln werden von dieſem eher zerſchnitten, als von jenem, vor welchen ſie ſich ſetzen, und etweder machen, daß der Pflug theils ſchwerer geht, theils gar ausſpringet, oder ſogenannte Rennebalken macht. Ein Sichelartiges oder etwas gekrümmtes Kolter thut dieſes alles weni-

 ger

ger im Lande dieſer Art. So wie ein Gartenmeſſer leichter ſeinen Gegenſtand durchſchneidet, ſo thut es auch das hieſige Kolter oder Sech. Schneidet es aber nicht durch, wenn der Wurzeln viel ſind, und ſelbige ſich in einem niedrigen, mehr feuchten als naſſen Boden, in Klumpen ſammlen und zuſammenziehen laſſen, ſo macht es die Krümme des Kolters, daß ſich die Sammlung nach und nach in die Höhe ſchiebet und über das Erdreich zu Tage kömmt, da ſie denn von dem Pflüger mittelſt ſeines ſo genannten Stöckers (Pflugreutels oder Reute) abgeſtoſſen, und bey Seite geſchafft wird.

Die Schmiede müſſen die Schneide des Kolters, weil ſie die meiſte Verrichtung zur Trennung der Erde vor ſich hat, und daher leicht abgenutzet wird, mit dem beſten Stahle verſtählen. Die Schneide ſowohl als den Griff (der obere Theil des Kolters) macht man länger, als ſie im Anfange nöthig ſind, damit die Schneide, ſo wie ſie ſich unten abſchleifet, weiter herunter gelaſſen werden könne. Damit aber der Griff des Kolters deſto feſter gekeilet werden könne, ſo wird er vierkantig gemacht, und die Ecken etwas eingeſchärfet. Daß man aber das Kolter mit Keilen befeſtiget, hat dieſen Grund, daß man durch das Herausnehmen und Veränderung der Keile das Kolter, ſo oft es Noth iſt, richten, oder es weiter herunter laſſen könne. Es muß daher das Kolter- oder Sechloch im Pflugbalken um einen ganzen oder halben Zoll weiter, als der Griff des Kolters, ſeyn, um die Keile zwiſchen einzutreiben, auch ſolche bald nach dieſer bald nach jener Seite hin zu bringen. Dieſerhalb muß bey jedem Pfluge ein hölzerner Hammer ſeyn, um hiemit die Keile los und feſte zu ſchlagen. Mit einem eiſernen Hammer oder Beile thut man dieſes nicht gern, weil das Eiſen den Keilen zu viel

Ge-

Gewalt anthut, und ſie entweder in Spalten auftreibet, oder den Kopf der Keile breit und fuſſelicht ſchlägt, daß ſie bald unbrauchbar werden. Und da nach Beſchaffenheit des Ackers die Stellung des Kolters ſehr oft zu ändern, ſo muß der Pflüger immer neue Keile in der Taſche bey ſich, oder am Vorderpfluge, mittelſt eines angenagelten ledernen Riemens, ſtecken haben, damit er nach Erfordern zur Stelle gleich zugreifen, und nicht im Felde umherlaufen müſſe, ſich von andern Pflügen oder Pflügern welche zu hohlen. Auch das Schnitzeln oder Zurichten der Keile mit dem Meſſer und Beile im Felde iſt Zeitverſplitterung. Der Hausvater, oder der Pflugmayer, der die Aufſicht über die Pflüge hat, muß allemal nachſehen, daß dieſe immer einen Vorrath von hölzernen Keilen bey ſich haben, die ſie ſich zu Hauſe in ihren Feyerſtunden müſſen angefertigt haben.

Man muß darauf ſehen, daß die Pflugeiſen, Kolter und Schaar, ſobald ſie weggeſchliffen, oder an den Schneiden zu kurz geworden, von neuen vorgeſtählet werden, damit tüchtig gepflüget, und der Pflug nicht am Leichtgehen verhindert werde.

Wenn den Schmieden das jedesmalige Verſtählen oder Aufſchärfen der Pflugeiſen mit Gelde bezahlet wird, ſo leidet der Ackersmann, wenn der Schmied kein ehrlicher Mann iſt. Er wird ſchlechtes Eiſen und wenig oder gar keinen Stahl zu den Schneiden der Eiſen gebrauchen, um deſto mehr Arbeit und Gewinnſt zu haben. Mir gefällt daher jene Einrichtung beſſer, da die Schmiede um einen gewiſſen beſtändigen Verding die Pflugeiſen vorſtählen müſſen. Bey mir bekömmt der Schmid für zwey gangbare Pflüge jährlich einen Scheffel Roggen. Wo man aber die Schmiede nicht zu einem billigen Accord bewegen kann,

da müſſen ſie durch die Obrigkeiten angehalten werden, mit den Dorfgemeinden einen durch erfahrne Taxatores ermäſſigten Verding einzugehen.

Die Schneide des Kolters, oder Sechs, muß nicht zu dichte an das Pflugſchaar ſtehen, damit die Unkrautswurzeln ſich nicht dazwiſchen ſtopfen, und den Pflug ſchwergehend und ſchleppend machen. Dieſerhalb muß zwiſchen Kolter und Schaar ein Raum von einigen Zollen gelaſſen werden.

In Anſehung des mit dem Pflugſchaar zuſammen zu richtenden Kolters iſt die Theorie des Hannöv. Hausvaters richtiger, als die des Hrn. Hagedorns, welcher in ſeinem Landwirthſchaftlichen Haushalter S. 415. ſo lehret. Man ſoll ſich befleiſſigen, da in manchem Dorfe nicht ein einziger Ackersmann zu finden, welcher einen Pflug recht ſtellen kann, zum wenigſten einen guten Meyer zu bekommen, welcher vollkommene Wiſſenſchaft hat, einen Pflug ordentlich zu ſtellen, und in ſeinen rechten Gang zu bringen. Die Kunſt beſteht inſonderheit darin, daß der ſtarke eiſerne Kolter und das Pflugeiſen (Pflugſchaar) wohl vereiniget, und ſie beyde unten mit ihren Spitzen dermaſſen gerade geſtellt und eingerichtet werden, damit ſie beyde einen ſchnurgeraden Gang erhalten, und einer nicht zur Rechten, der andere aber zur Linken ſich wenden könne. Iſt dieſes geſchehen, ſo muß das Kolter mit hölzernen oder eiſernen kleinen Keilen nebſt dem Pflugſchaar wohl befeſtiget, und der Pflugbalkem nebſt ſeinem Zubehör darnach gerichtet, hierauf in dem Lande mit dem Pfluge eine Probe angeſtellet werden, ob er gerade oder ungerade, krumm oder ſchief gehe. —

Nach dieſer Vorſchrift würde man lange probiren müſſen, ehe das Schaar in gerader Linie ohne

Frik-

Friktion und Streuung der Erde in der Furche folgte. Soll dieſes geſchehen, und auch zugleich der Pflug leichter gehen, ſo müſſen die Spitzen beyder Eiſen nicht völlig gerade gegen einander ſtehen. Die Schneide des Kolters muß ein wenig linker Hand in paralleler Linie weiter inwärts ins Land gerichtet werden. Die Theorie des Hannöv. Hausvaters iſt daher weit vollſtändiger und zugleich richtiger, wenn ſie hierüber alſo vorſchreibet:

Was die Stellung des Sechs (Kolters) anlanget, ſo darf deſſen Schneide nicht nach dem Grindel (Pflugbalken) gerichtet werden, ſondern ſie muß genau in der Linie ſtehen, welche die Molderſeite von dem Pflughaupte nebſt der Schaar beſchreibet. Inſonderheit muß die Spitze von der Schneide des Kolters recht parallel in dieſer Linie ſtehen. Iſt ſie zu weit linker Hand ins Feld gerichtet, ſo faſſet das Kolter oder Sech zu tief und breit ins Land, der Pflug geht ſchwer, fähret aus, und man iſt nicht im Stande, eine gleiche Furche damit zu ziehen. Stehet hingegen die Spitze zu weit auswärts nach der rechten Seite, ſo fähret der Pflug heraus, und man kann ihn mit aller Mühe nicht im Lande erhalten. **Um ein ganz weniges muß die Schneide in paralleler Linie weiter inwärts ins Land gerichtet ſeyn, als die Molderſeite des Schaars,** damit dieſes deſto beſſer in ſolcher Linie folge, ohne weitere Friktion zu veranlaſſen und zu ſtreuen. Daß aber das Kolter um ein weniges tiefer als das Pflugſchaar faſſen müſſe, ſolches iſt bereits oben geſagt worden.

11) Das Pflugſchaar.

Die äuſſere Seite des Pflugſchaars, die Schneide, iſt 10 bis 13 Zoll lang, und ſtehet von der Molderſeite (iſt die gegenüberſtehende Seite, welche der

Länge nach in der neuen Furche herab geht) nach einem Winkel von 32 bis 45 Graden herab. Das Schaar iſt wie das Kolter vorgeſtählet, und die Schneide muß vorne eine gerade Linie haben, damit ſie als ein Keil deſto beſſer eindringe. Hat ſie einen Bauch, ſo wird die Linie, worauf das Erdreich Widerſtand thut, um ſo viel länger, das Schaar dringet beſchwerlicher ein, und der Pflug geht ſchwerer. Zu ſcharf muß die Schneide nicht ſeyn, weil der Pflug nicht gewiß gehet, wenn ſie auf einmal allzuſtark einſchneidet.

Das meiſte beruhet in dem Winkel, den die Schneide gegen die Molderſeite am Griffe, (iſt der hinterſte Theil des Schaars, wo es mit dem Pflughaupte zuſammen gepaſſet wird) macht, wo das Schaar ſeine meiſte Diſtanz hat. Iſt der Winkel zu ſtark und über 45 Grad, ſo lieget die ganze Fläche von der Schneide auf einmal, und zu ſtark, und mit der ganzen Macht von der Erde, kann nicht, gleich einem Keile allgemählig eindringen, und der Pflug geht ſchwer.

Iſt der Winkel ſehr ſpitz auf 32 Grade oder darunter, ſo muß die Schneide zu lang und ſchwer gemacht werden, oder die Breite hinten am Griffe bleibet zu ſchmal. Der Pflug kann nichts als ſchmale Furchen losbrechen, und gehet doch ſchwerer, indem er zu ſehr linker Hand gegen das Land eindringet.

Das beſte Verhältniß ohngefähr iſt alſo, wenn die Schneide aus einem Winkel von 44 bis 45 Graden, 11 bis 12 Zoll lang gemachet wird, ſo, daß alsdenn die Spitze der Schneide von der Molderſeite 8 bis 9 Zoll abſtehet. Breiter wird ſelten eine Furche genommen; oder wenn auch der Pflug auf 10 bis 11 Zoll breit geſtellet wird, ſo wird doch das äuſſere Ende der Schworte dadurch, daß das Schaar die Erde in die Höhe hebet, losgeriſſen, und von dem Streichbrete vollends umgeworfen. Das Schaar muß daher vorn-

vorn erhaben ſeyn, damit es die losgeſchnittene Erde auch in die Höhe hebet, und das Streichbret leicht unterfaſſen kann. Dabey iſt das Schaar inwendig hohl; eines Theils, weil es ſonſt zu ſchwer vom Eiſen werden würde, und andern Theils, damit ſie deſto bequemer an das Pflughaupt geſchoben und befeſtiget werden kann.

Es geſchiehet aber die Stellung des Pflugſchaars ſo, daß deſſen Molderſeite in paralleler Seite mit der Molderſeite des Pflufhaupts zu ſtehen komme; um ein ganz Geringes aber muß die Molderſeite des Schaars vor dem Pflughaupte vorſtehen, und gleichſam ins Land weiſen; ſo veranlaſſet das Haupt weniger Friktion, und die loskrümelnde Erde kann freyer ſpielen. Auf gleiche Weiſe muß die Schärfe von der Schneide gegen der Horizontallinie von dem Haupte um ein unmerkliches, gleich einem Keile, in die Höhe ſtehen, oder ſie ſchleifet ſich vielmehr bald gleich einem Keile ſtumpf zu.

Die Befeſtigung des nun recht geſtellten Schaars geſchieht entweder durch Annageln oder Anſchieben. Das erſte iſt da gebräuchlich, wo ein bequemer und von Steinen freyer Boden iſt. Die Nägel aber müſſen breite platte Köpfe haben und tief eingelaſſen werden, damit ſie keine Friktion veranlaſſen.

Hat man aber einen ſteinichten, oder ſonſt unartigen Boden, daß das Schaar leicht ſcharticht, ſtumpf, und unbrauchbar wird, alſo öfters vom Pfluge abgenommen werden muß, da ſchiebt und befeſtiget man es nur an das Haupt, welches genau in die Höhlung paſſet.

Es ſey nun eine oder die andre Art der Befeſtigung des Schaars am Pflughaupte üblich, welche es ſeyn kann, ſo muß es ſo unbeweglich ſeyn, daß ſich das Schaar im geringſten nicht verſchieben könne, damit der Pflug keinen ungewiſſen Gang haben könne.

12) Das

12) Das Pflughaupt.

Das Pflughaupt wird aus recht trocknem und feſtem Holze gemacht, damit es nicht ſo leicht wie das weichere Holz entzwey gehen oder abgenutzet werden könne. Vorne muß es breit ſeyn, damit das Schaar daran befeſtiget werden könne.

Das Haupt muß zur Verhinderung der Friktion ſo leicht als möglich auch hinten dieſerhalb ausgerundet ſeyn. Es muß aber auch ſeine völlige Stärke haben, weil die ganze Laſt des Pfluges darauf beruhet, ſo wie in einigen Gegenden zu Zeiten gar Steine in den Pflugkaſten gelegt werden, um den Pflug recht in die Tiefe hinein zu treiben. Vorne, wo das Schaar angeſchoben wird, muß es nach dem nämlichen Winkel ſo zugerundet werden, daß es eben in die Höhlung des Schaars paſſet.

13) Das Streichbret.

Ueber die Enrichtung und Stellung des Streichbrets, woran ſo viel gelegen, iſt die Theorie des Hrn. v. Münchhauſens ganz unverbeſſerlich alſo abgefaßt:

Iſt es zu kurz, und nicht weit genug ausgebreitet, ſo wirft es die Erde nicht genug um.

Iſt es zu lang, ſo ſchleifet es, und macht den Zug ſchwer.

Iſt es zu ſehr nach einem ſtumpfen Winkel ausgebreitet, ſo klemmet es ſich zwiſchen der Erde, und hält den Pflug auf.

Iſt es kurz und breit, ſo wirft es die Erde zu ſchnell und unordentlich herum.

Iſt es zu niedrig, ſo fällt die Erde oben über weg in die Furche und in den Pflugkaſten.

Iſt es zu hoch, ſo beſchweret es den Pflug ohne Nutzen.

Greift

Greift es unten an die Erde, ſo ſchleppet es.

Das Streichbret wird nur von dünnem Holz gemacht, um den Pflug nicht ohne Noth zu beſchweren. Schleift es ſich in der Mitte ſonderlich im ſteifen Erdreiche endlich durch, ſo wird daſelbſt ein Eiſenblech vorgenagelt.

Die Oberfläche muß glatt ſeyn; die geringſte Anhöhe macht Widerſtand.

Die Höhe des Streichbrets richtet ſich nach der Breite des Schaars, und die Länge darf nicht über 32 bis 33 Zoll ſeyn. Vorne muß es genug hervortreten, und über die Griesſcheide (Griesſäule) herausſtehen, damit es die geſammte losgebrochene Erde auffange und umwerfe: die äuſſere Spitze ſteht deswegen etwas unten voraus.

Vornehmlich iſt nöthig, daß das Streichbret vorne über der Griesſäule weit genug hervorſtehe, ſo, daß es genau in die Linie, welche das Kolter ſchneidet, paſſet, und die geſammte vom Pfluge losgeſchnittene Erde faſſet und zur Seite ausſpielet; ſonſt krümelt ein Theil davon in die Furche zurück, und machet, daß ſolche nicht rein wird, und daß der Pflug ſchwer gehet.

Wenn das Streichbret entweder nicht weit genug, oder auch zu weit überfaſſet, ſo wird etwas von der losgebrochenen Krume der Schwarte auf die Kante der ſtehen bleibenden Erde geworfen.

Nach dem hintern Ende muß die untere Seite in die Höhe ſtehen, damit die abkrümelnde Erde unten wegſpiele. Manche Ackersleute machen deswegen wohl gar ein größern Einſchnitt darein.

Die Stellung des Brets muß ferner ſo geſchehen, daß die untere Kante etwas voraus ſtehet, die obere aber überlieget. Dabey darf es nicht nach einem ſo ſtumpfen Winkel gerichtet werden wie das Schaar,

weil

weil es ſonſt die Erde zu ſtark aufhält und nicht ordentlich umwirft; wenn alſo das Schaar aus einem Winkel von 45 Graden wäre, ſo würde es genug ſeyn, wenn das Streichbret nach einem Winkel von 30 bis 34 Graden geſtellet wird.

Das äuſſere Ende des Streichbrets darf von der, nach der Molderſeite von dem Pflughaupte gezogenen, Linie nicht unter 11 bis 12, und nicht über 18 Zoll abſtehen.

Zwiſchen dem Schaar und dem Anfange des Streichbrets pfleget das Pflughaupt etwas ausgekehlet zu ſeyn, oder das Eiſen von dem Schaar ſtehet wenigſtens hervor. Man glaubt, daß der Pflug leichter gehe, wenn die losgebrochene Erde in dieſem Zwiſchenraume ſpielen kann, die Erfahrung zeiget jedennoch, daß der Zwiſchenraum ſich bald voll friſcher Erde ſetzet. Es ſcheinet daher beſſer zu ſeyn, daß die Erde, wie ſie von dem zugerundeten Schaar in die Höhe gehoben wird, gleich vom Streichbret aufgenommen werde, ohne ihr Raum zum Zerſtreuen zu laſſen.

Von Bergs Rathe im 21ten Theile der ſchwediſchen Abhandlungen, daß man das Streichbret gebogen machen ſolle, hat mir ein vornehmer Landwirth verſichert, daß davon die Erde leichter und beſſer umgeworfen werde, und um dem Abſchaben des Streichbrets an denen durch die Biegung mehr erhobenen Theilen zuvorzukommen, habe er Eiſenblech ſo genau einfugen laſſen, daß es überall am Rande mit dem Brete gleich ſtehet.

14) Die Griesſäule.

Die Griesſäule (Griesſcheide) welche das Pflughaupt mit dem Grindel (Pflugbalken) verbindet, muß die gehörige Länge haben. Denn wenn ſie gegen der

Höhe des Sterzes zu kurz iſt, ſo liegt die Spitze des Pflugbalkens zu niedrig, und der Pflug kann nicht in die Erde kommen. Iſt die Griesſcheide nur um einen Zoll länger, als nöthig wäre, ſo faſſet der Pflug zu tief, und muß mit Gewalt in die Höhe gebracht werden; das Zugvieh hat demnach merklich ſchwerer zu ziehen.

Es muß die Richtung der Griesſäule ſo ſeyn, daß ſie nicht nach einem geraden Winkel in das Pflughaupt eingezapfet werde, ſondern daß ſie unten nach einem Winkel von ohngefähr 85 Graden etwas vorausſtehe. Denn der Führer muß vermittelſt dieſer Säule den Pflug in die Erde bringen, oder nach Beſchaffenheit herausholen. Beydes fällt durch ſolche Stellung leichter, als wenn ſie vertical gerichtet wäre, oder vorne gar überhinge.

An einigen Orten wird an der Molderſeite herunter gegen das Abſchleifen eine eiſerne Schiene eingelaſſen, welche aber überflüſſig zu ſeyn ſcheinet. Denn die Griesſäule muß etwas zurückſtehen, und eigentlich die inwendige Seite der Furche gar nicht berühren. An der rechten Seite der Griesſäule wird das Streichbret mit zwey hölzernen Nägeln befeſtiget. Sie muß alſo nach dem, dem Streichbrete zu gebenden, Winkel etwas zugeſchärfet werden.

15) Der Sterz, Sturz.

Die Richtung des Sterzes muß ſo ſeyn, daß er von der Seite anzuſehen, unten, gleich der Griesſäule ohngefähr nach einem Winkel von 85 Graden etwas vorausſtehe. Indem ſodann der Sterz niedergedrückt wird, ſo giebt er vorne bey der Griesſäule einen Druck, und man kann Kolter und Schaar dadurch aus der Erde in die Höhe heben; zugleich aber auch,

nach-

nachdem es nöthig iſt, wieder hinein drücken, oder darin erhalten. Er muß hinten ſo hoch ſeyn, oder oben ſo weit überſtehen, daß das rückwärts ausſtehende Ende eben in die ausgeſtreckte linke Hand des hintergehenden Pfluges paſſet, und ſeine Füſſe nahe am Pflugkaſten haben, um ſie, wenn's nöthig, gleich auszuſetzen, auch den Stöcker (Reitel) gemächlich zu gebrauchen.

Stünde alſo der Sterz zu lang hinten heraus, ſo würde der Pflüger nicht bequem hinter dem Pfluge hergehen können; wäre er zu ſehr übergebogen, ſo würde ein geringer Druck darauf die Spitze des Pflugſchaars ſchon in die Höhe heben. Er muß zwar oben ein wenig znr linken Seite überhängen, damit er dem Führer deſto weniger im Wege ſey; unten aber ſoll er nicht über die Linie vom Molder überhängen, weil er ſonſt an der inwendigen Seite ſchadet und die Erde krümelt.

Man muß nicht glauben, daß der Pflug mit zwey Sterzen beſſer, als mit einem, geführet werden könne. So gut der Pflug von dem rechten Sterz eine Richtung bekommen kann, ſo leicht kann man ihm ſolche mit dem linken Sterz allein geben. Wo kein ſchwerer Boden iſt, da iſt der gedoppelte Sterz überflüſſig nicht nur, ſondern auch ſchädlich, weil die Führer ihre Gemächlichkeit mittelſt des Auflehnens darauf ſuchen, den Pflug beſchweren, und dem Zugvieh, da ſie ſich mit fortſchleppen laſſen, die Laſt vermehren.

Will man ja dem Pflug einmal einen ſtärkern Druck an der rechten Seite geben, ſo kann dies völlig mit dem Stöcker (Reitel) geſchehen, wenn man ihn in dem, zu ſolchem Ende am Streichbrete angebrachten, Einſchnitte ſetzet, oder aber zwiſchen dem Pflugbalken und dem, in gleicher Abſicht in dem linken Sterz, eingebohrten hölzernen, Nagel klemmet.

Wenn's

Wenn's die Noth erfordert, wegen des harten und ſteifen Erdreichs, den Pflug mit Gewalt in die Erde zu treiben; ſo hilft dazu ein Druck auf dem Sterz nichts, als welcher vielmehr die Spitze des Schaars noch mehr in die Höhe hebet. Ein zweyter Sterz iſt dabey von noch wenigerm Nutzen; ſondern der Führer tritt ſodann entweder auf die Sterzſproſſe, oder auf das an einigen Pflügen dieſerhalb hinten verlängerte Pflughaupt. Oder aber er leget ſich gar mit dem ganzen Leibe über den Pflugkaſten her. In recht ſteifem Erdreiche füllet man auch wohl den Kaſten mit ſchweren Steinen aus.

Es wird aber auch der Pflüger bey einem gedoppelten Sterze faul werden, den Stöker, oder Reitel, nach Bedürfniß zu gebrauchen, um die oben an dem Kolter ſich vorſetzende Sammlung von Wurzeln ſowohl, als die Erde vom Streichbrete damit loszumachen. Denn wenn er einmal den rechten Sterz in der Hand hat, ſo läßt er ſeine Bequemlichkeit nicht gern fahren; es wird ihm ſogar jener Sterz zum Gebrauch des Stökers eher im Wege ſeyn. Wenn man Reiſender zur Pflügenszeit iſt, und durch Gegenden, wo nur ein Sterz, andre aber, wo zwey üblich ſind, reiſet, ſo wird man an den Pflügern dieſen Unterſcheid gleich gewahr werden. Die Pflüger mit einem Sterz findet man in ſteter Bewegung des rechten Arms zur Abänderung und Erleichterung des Pflugs mit dem Sterze. Dagegen ſieht man die Pflüger mit doppelten Sterzen wenig oder gar nicht den rechten Arm rühren; ſie verſäumen den Gebrauch des Stökers oder Reitels gar ſehr. Sie faulenzen gern, wenn ſie Knechte oder Hofediener ſind.

Bey doppelſterzigen Pflügen iſt es ein großer Fehler, wenn oben der rechte Sterz zu niedrig oder niedriger als der linke iſt. Soll nun das Pflughaupt, wie

es ſeyn muß, horizontal aufliegen, ſo muß ſich der Pflüger nach der rechten Seite herüber lehnen, welches ihm höchſt beſchwerlich iſt. Er beiget daher den linken Sterz ſo weit auswärts, bis der rechte mit jenem in einer Linie erhaben wird. Alsdenn erhält die äuſſere Seite eine noch ſtärkere Friktion. Und da die rechte Seite des Pflughaupts mit dem Schaar zugleich übergebogen wird, ſo bricht der Pflug in der Tiefe der Furche nur einen Keil um, deſſen Theile unberührt bleiben, woraus denn aber eine unvollkommene Pflugarbeit entſtehen muß.

16) Hinterpflug, Pflugkaſten.

Da des Hinterpflugs Theile, Pflughaupt, Griesſäule, Streichbret, Molderbret und Sterz, ſind, ſo müſſen ſie unter einander ſo feſt verbunden ſeyn, daß kein Stück loſe oder wackelnd ſey, als welches den ganzen Pflug unbrauchbar machen würde.

Das Molderbret, welches ein dünnes, unten am Pflughaupte ſchlieſſendes, vorne in die Griesſäule und hinten in den Sterz eingelaſſenes, Bret 5 bis 6 Zoll hoch iſt, wird nicht in allen Gegenden gefunden, da es nur dazu dienen ſoll, daß kein Sand im loſen leicht krümelnden Boden in den Pflugkaſten fallen möge.

Diejenige Einrichtung und Zuſammenſetzung aller Theile des Hinterpflugs iſt die beſte, nach welcher er die wenigſte Friktion in der Erde veranlaſſet.

17) Der Pflugbalken, Grindel.

Bey dem Pflugbalken kömmt es hauptſächlich darauf an, daß er ſeine rechte Länge habe, um ihn wohl führen, regieren, auch kürzer ſtellen zu können.

Wäre

Wäre er zu kurz, ſo würde das Eiſen nicht Erde faſſen; und ein Widerſtand, welcher die Pflugräder in die Höhe hebet, würde zugleich Pflugbalken und Eiſen aus der Erde heraus ſchnellen. Je kürzer der Pflugbalken iſt, deſto leichter geht der Pflug, und eine überflüſſige Länge ſcheint ſo gar ſchädlich zu ſeyn. Der Hr. v. Münchhauſen giebt daher ſehr richtig die Länge ſeines Pflugbalkens, den durch den Sterz gehenden Zapfen mit eingeſchloſſen, 6 Schuh 10 Zoll, an, da er an andern Pflügen wohl zu 8, ja gar bis 12 Schuh gefunden wird.

In der Mitte, wo der Bauch viereckicht iſt, haben drey Seiten 3 Zoll Breite, und an der vierten zur linken Hand ſtehet der Bauch um einen Zoll weiter heraus; an der Spitze behält der Balke ohngefähr zwey Zoll im Durchſchnitt.

Die Eintheilung des Pflugbalkens richtet ſich nach dem Pflugkaſten, und wie die Griesſäule darin angebracht iſt. Wo das Kolter oder Sech zu ſtehen kommt, wird der vorbeſchriebene Bauch ausgearbeitet, und mitten in demſelbigen ein vierkantiges Loch für das Eiſen angebracht. Damit von dem Verkeilen des Eiſens der Balken nicht aufberſte, ſo werden an jeder Seite des Lochs zwey eiſerne Ziehbänder, in manchen Gegenden, wo der Boden leicht iſt, nur eines umgelegt.

Da, wo die Griesſäule zu ſtehen kommt, wird gleichfalls eine vierſeitige Oeffnung zum Griesſäulenloch angebracht. Man darf ſich aber bey Durchſchlagung des Kolter- und Griesſcheidenlochs nicht nach den vier Kanten des Pflugbalkens richten, ſondern nach der Stellung, die das Kolter, oder Sech, beym Pflügen haben muß.

Die Zahl der, durch den Pflugbalken durchgebohrten, Vorſtecklöcher iſt nicht aller Orten gleich.

Vier Löcher ſind die wenigſten, und dreyzehen die mehreſten. Wo der Pflugbalken hinten gekeilet wird, alſo auf dem Griesſäulenkopfe beweglich iſt, pfleget man neben demſelben noch ein drittes Ziehband umzulegen.

Da die Anbringung der Winkel bey den Theilen eines Pflugs und deren Verhältniß untereinander eines der wichtigſten Stücke in der Pflugtheorie iſt, ſo iſt es nicht anders mit der ſogenannten **Richtung des Pfluges ins Feld**, d. i. die Fügung des Pflugkaſtens an den Pflugbalken nach dem gehörigen Winkel. Iſt dieſer zu groß, ſo greift der Pflug zu weit ins Land und macht breite Furchen. Iſt der Winkel zu klein, ſo kann man die Eiſen nicht ins Land bringen.

Um nun den gehörigen Winkel zur Richtung des Pfluges ins Feld auszufinden, kann einem gemeinen Ackersmanne kein beſſerer Rath gegeben werden, als daß er eine Schnur an einem Pflock, der am Kopfe, wo die Schnur angebunden, eingekärbet iſt, befeſtige, und dieſen ſo weit da, bis an den Kerb, in die Erde hineintreibe, wo die Spitze des Pflugſchaars nebſt der Molderſeite eine Linie beſchreiben. Von hieran wird die Schnur auf gerader Erde bis zum Vordergeſtelle oder Vorderpflug hin, worüber der Pflugbalken in einer ſchrägen Lienie liegen muß, hingeführet. Hier ſchlage er einen andern eben auch eingekerbten Pflock ein, worum die Schnur ein Paarmal geſchlungen wird, und nun meſſe er mit dem übrigen Theile der Schnur ſo lange, bis er den rechten Winkel ausgefunden hat, welches Maaß er ſich dann ein für allemal zu bemerken, um darnach den Pflug ins Feld richten zu können.

18) Hakenpflug, Pflughake, Rührhake, Hake.

Auſſer vorbeſchriebenem gemeinem Pfluge hat man noch in einigen Ländern Deutſchlands ein Ackerwerkzeug, welches man den **Hakenpflug, Pflughaken, Rührhaken, Haken** zu nennen pfleget; ein Werkzeug, welches in mehrern Gegenden eingeführet zu werden verdienet. Es iſt dieſes Werkzeug auch in der Mittelmark Brandenburg, und zwar in der Grafſchaft Ruppin hauptſächlich gebräuchlich, und zwar mit und ohne Vordergeſtell und Rädern, da man dann beſonders dieſes Ackerinſtrument, wenn es gleich unſern gemeinen Pflügen Vordergeſtell und Räder hat, den Hakenpflug, wenn es aber ohne Vordergeſtell und Rädern iſt, den Haken ſchlechthin zu nennen pflegt.

Der Hauptunterſchied dieſes Ackerinſtruments beruhet auf das an einem Haupte verriegelte, oder verkeilte breite zweyſchneidige, und vorne in einer ſtumpfen Spitze zulaufende eiſerne Schaar, deſſen Form und Stellung ſo ziemlich einer eiſernen Spade gleichet. Zuweilen iſt auch noch wohl in dem Balken oder Grindel (Grengel) ein Kolter noch vor dem Schaar, um dieſem in ſehr zähen, beraſeten, oder verwilderten Aeckern den Weg zu bahnen.

In Schleſien nennet man dieſes Ackerwerkzeug beſonders den Rührhaken, und wechſelt damit ſo, daß erſtlich mit dem gemeinen Pfluge in die Länge geackert, ſodann mit dem Rührhaken queer über, drittens wieder mit dem Pflug der Länge nach geackert wird.

Da dieſes Inſtrument noch einfacher und daher weit dauerhafter und wohlfeiler, als unſer gewöhnlicher Pflug iſt, ſo ſollte ſein Gebrauch doch billig unter den geringen Ackersleuten mehr gemein gemacht werden, je nachdem es der Boden mit ſich bringet.

Der berühmte Herr Verfaſſer des Lehrbegriffs ſämmtlicher ökonomiſcher und Kammeralwiſſenſchaften ſagt von dem Haken alſo: Seine Beſchaffenheit, da er ſtatt der gewöhnlichen Pflugeiſen mit einem breiten, ſpitzig zulaufenden, und einem kleinen Spaden nicht unähnlichen Eiſen verſehen iſt, macht ihn geſchickt, die ſtarken Aecker zu zerbrechen, denen Steinen Trotz zu bieten, folglich einen zähen, filzigen, graſichten, queckichten und ſteinichten Acker, beſſer, als der Pflug, und zwar mit wenigem Zugviehe zu zerreiſſen, mürbe und zum Eggen geſchickt zu machen. Das Fehlerhafte an ihm iſt die Ungeſchicklichkeit, die Furchen umzulegen, und die Erde aus der Tiefe heraus, und oben aufbringen zu können. Denn ein mit dem Rührhaken zubereiteter Acker hat das Anſehen, als wenn er von den Schweinen umgewühlet wäre. Er gehöret alſo für die unreinen Aecker; in guten und milden, von Unkraut und Steinen, der Gebühr nach, geſäuberten Aeckern kann man ihn füglich entbehren. —

Ich wäre aber doch ſehr geneigt, ſogar in leichten ſandichten Feldern den Haken anzurathen, wo man eben Urſach hat, keine untere Erde herauf zu hohlen, ob man ſchon in ſchweren Aeckern mit dem Haken auch ſehr in die Tiefe gehen kann. **Eckhart** iſt mit mir gleicher Meynung, wenn er in ſeiner Experimentalökonomie S. 21. nach der Suckowſchen Edition ſo ſaget: Die Haken habe ich in Schleſien, beſonders in der Niederlauſitz, auch in der Lüneburger Heyde, beſonders aber ſehr viel in Litthauen angetroffen. Dieſe haben keine Räder, und keine Balken, ſondern werden nur mit der Hand geführet, und vorne von Ochſen, oder Pferden, gezogen. In leichten, lockern, mülbigen und ſandichten Feldern ſind dieſe Art Pflüge vor-

vortrefflich; beſonders, wo neue Radungen (Ausrodungen) gemacht worden, indem man ſich damit hurtig drehen und wenden, und um alle Steine und Stämme herumackern kann. Dieſerwegen würden ſich viele tauſend Menſchen dieſer Art der Pflüge oder der Haken in leichten und lockern Boden gerne bedienen, wenn ſie nur eine Beſtellzeit deſſen Gebrauch mit angeſehen hätten, indem für eben ſo vieles Geld, als ein deutſcher großer Pflug koſtet, ſechs ſolche Haken angeſchafft, oder ſelbſt gemacht werden können. Ich meines Orts habe ſelbſt die Probe gemacht, und mit meinen Händen und zweyen kleinen Litthauer Pferden an der pohlniſchen Gränze in einem Tage 540 Quadratruthen herumgepflüget, dabey aber meinen Haken ſo gerade geführet, daß die Furchen erſchienen, als wenn ſie mit einer Schnur abgemeſſen worden. Da mir aber auch aus vieler Erfahrung bekannt iſt, daß ein Knecht in andern Provinzen mit zwey recht guten 50 ja 60 Thalerpferden und einem großen deutſchen Pfluge mehr nicht, als 360 Quadratruthen täglich herumpflügen können, ſo würde es den Haushaltern in lockern und mürben Boden vortrefflich zu ſtatten kommen, wenn ſelbige dieſe Pflugart einführen würden. —

Ich habe ſeit 8 Jahren bey einer großen Stadt einen vorſtädtiſchen Ackerbürger beobachtet, welcher einen ſandichten Acker, der zugleich gruſicht war, anfing mit einem Haken und 2 Ochſen zu bearbeiten, da vorhin nie in der Gegend dergleichen Ackerinſtrument war geſehen worden. Er bauete ſeit der Zeit eben ſo gutes Korn als jemals, und konnte nicht nur geſchwinder mit der Arbeit nun fertig werden, ſondern erleichterte ſolche auch ungleich mehr ſeinen Ochſen, daß er ſie bey dem Zuge nunmehr fett machen konnte, als

zuvor, weil ſie ſich in dem Haken weit weniger, als im Pfluge angreifen durften. Er brauchte den Pflug bey ſeiner Ackerarbeit gar nicht mehr. Inzwiſchen iſt in ſtarkem Boden die Verbindung des Pfluges mit dem Haken nach vorgedachter Verfahrungsart der Schleſier manchen Gegenden zur Nachahmung mehr zu empfehlen.

19) Wiederhohlungen des Pflügens und Namen derſelben.

Nach gewöhnlicher Art werden die Aecker in gewiſſen Wiederhohlungen gepflüget, welche man verſchiedentlich zu benennen pfleget.

Braachen nennet man die erſte Pflugarbeit, da man den Acker, der den Winter hindurch ruhig gelegen, zum erſtenmal pflüget, ſo, daß die bisher oben geweſene Erde herunter, und die unten geweſene herauf gebracht wird. Dieſes erſte Pflügen nennet man auch **Braache pflügen**, in der Mark, in Pommern und Mecklenburg aber, die **Braachfahre**. Hier ſpricht man: ich habe meine Braachfahre angefangen, herum d. i. vollendet.

Wenden iſt das zweyte Pflügen des zuvor gebraachten Ackers, welches nach einiger Zeit unternommen wird, da die im Winter oben gelegene Erde, die durch das Braachen umgekehret worden war, nun wieder zu Tage kommt. In vorgedachten Ländern heißt dieſes Pflügen die **Wendfahre**. Man ſagt hiervon ferner, in der Wendfahre miſten, d. i. den Miſt auffahren, der durch das Wenden untergeackert werden ſoll; die Wendfahre behüthen, d. i. das Gras, welches auf dem gewendeten Acker erwachſen, vom Viehe,

al-

als Schaaſen, Schweinen, Gänſen u. ſ. f. abweiden laſſen; die Wendfahre eggen, d. i. das umgewendete Land beeggen, mit der Egge überfahren, klar machen, und die Gras- und Unkrautwurzeln herausziehen u. ſ. f.

Rühren iſt die dritte Bearbeitung des Ackers mit dem Pfluge, wenn nämlich der Acker viermal gepflüget werden ſoll. In einigen Gegenden wird dieſe Pflugarbeit auch das **Aufreiſſen** genennet. Bey dieſer Arbeit wird das Land ſchon mehr locker, die Erde wird unter einander mehr vermenget, und die Krumen fallen unter einander.

Pflügen zur Saat iſt die vierte Bearbeitung des Ackers, welche man auch die **Saatfahre**, **Saatfurche**, **Zupflügen** nennet, und hat den Namen, weil unmittelbar vor oder nach derſelben geſäet wird. Im erſten Fall wird die Saat untergepflüget, oder untergeackert, wobey der Pflug nur flach gehen muß, damit der Saame nicht zu tief unter die Erde komme, und am Aufgehen verhindert werde. Im andern Falle, wenn der Saame nach dem letzten Pflügen geſäet worden, wird derſelbe mit der Egge überzogen und mit Erde bedecket. Man gebraucht ſich auch wohl im feſtern Boden nur der Walzen, welche nach dem Säen über den Acker läuft, und mittelſt Zerdrückung der Klößer den Saamen bedecket. Dieſe letzte Art des Säens wird gemeiniglich des **Obenaufſäen** genennet.

In Anſehung des Sommerfeldes hat man auch Wiederhohlungen des Pflügens, und für jede einen beſondern Namen.

Stürzen oder **Stoppeln** iſt das erſte Pflügen des Feldes, auf welchem Winterkorn geweſen, deſſen Stoppeln, die noch aufwärts ſtehend zu ſehen waren,

geſtürzet, d. i. unterpflüget werden, daß ſie nun nicht mehr zu ſehen ſind. Man nennet aber auch dieſe Pflugarbeit Stoppeln, weil ſelbige herumgepflügt werden. Man ſagt auch den Stürzacker, das Stoppelfeld pflügen, und wenn der Ackersmann damit fertig iſt, ſo ſagt er: ich habe meinen Stürz-Stoppelacker herum.

Rühren nennet man das zweyte Umpflügen des Sommerfeldes, welches für die große Gerſte, wozu bereits einige Wochen vor Michaelis geſtürzt worden, ſchon vor Anfang des Winters beendiget ſeyn muß, für die kleine Gerſte und andere Sommerfrüchte gemeiniglich erſt im Frühlinge geſchiehet.

Ackern, zur Sommerſaat pflügen, iſt das dritte und letzte Pflügen, wobey das Sommergetreyde entweder untergepflüget, oder oben aufgeſäet wird.

Krume nennet man das Erdreich, ſo weit es durch den Pflug getrennet, und locker gemacht iſt, und worin die Saatpflanzen ſich einwurzeln und nähren ſollen. Die Verſchiedenheit des Bodens macht es, daß man nicht ein überall gleiches Maaß der Tiefe ſolcher Krume annehmen oder beſtimmen kann. Jeder Ackersmann muß ſelbiges durch eigene Verſuche ausfinden, und wenn er von der Gewohnheit ſeines Orts abgehen will, zuerſt kleine Verſuche machen, um nicht zu großem Verluſt, im Fall eines Mißlingens, erleiden zu dürfen.

20). Wenn muß das Braachen, Wenden, Rühren und Pflügen zur Saat unternommen werden?

Auf dieſe Frage wollte ich nicht ſo gerade zu antworten, indem den Maaßſtab meines Vaterlandes andern Ländern anpreiſen könnte, den ſie doch als unrich-

richtig und für ſich unpaſſend erklären würden. Ich will hier zwey klaſſiſche Schriftſteller contraſtiren, und hierauf meine Meynung ſagen. Dieſe ſind nun die Verfaſſer des Hannöv. Hausvaters, und der Verfaſſer der Berliner Beyträge zur Landwirthſchaft.

Erſtere lehren alſo: Auf das Braachen, oder erſte Stürzen des Feldes kommt alles an. Ein Haushalter wendet alſo dabey alle Vorſicht an. Iſt das Land noch zu naß und ſteif, ſo bleibt es in der Folge zähe, ſteif und unartig, und man kann es in den folgenden Arbeiten nie recht zwingen. Wartet man damit zu lange, ſo bindet ein zäher feſter Boden bey einfallender Dürre oft ſo ſtark, daß er gar nicht gehörig umgebrochen werden kann. In beyden Fällen empfindet man alle folgende Jahre den Schaden, bis das Feld wieder ordentlich gebraachet wird. Ein Haushalter kennet die Natur ſeiner Felder; er weiß, weſſen Boden am trockenſten und locker iſt, und welches er am erſten, da die andern Felder noch naß ſind, ackern darf; oder aber welches Feld am zäheſten iſt, und am eheſten bey zu befürchtender Dürre umgebrochen werden muß; welches er hingegen bis zuletzt verſparen kann, ohne Gefahr dabey zu laufen. Bey loſem Sandboden darf er z. E. nicht fürchten, daß er zu ſteif werden möchte. —

Bis hieher iſt überall geltende Theorie. Nun aber folgt eine ſolche, die Abfall leidet, und nur aufs Lokale paſſet.

Die Braache vor dem Winter zu pflügen iſt wegen des Abflieſſens gefährlich. —

Hier hätten die Verfaſſer aufhören ſollen allgemein zu reden, und die Regel ſo abfaſſen ſollen:

Den

Den auf Anhöhen oder Bergen gelegenen Acker vor dem Winter zu pflügen iſt gefährlich. Wenn die Aecker auf der Ebene liegen, ſo iſt kein Abflieſſen der Krume zu beſorgen, und die Leſer werden ſich erinnern, daß Hr. Lüders in ſeinem Ackerſyſtem dieſes zum beſondern Princip mit annehme, daß der Acker vor dem Winter zum erſtenmal gepflüget, oder gebraachet werden ſolle, welches auch nach Beſchaffenheit des Bodens gar wohl anzurathen.

Das Wenden, heißt es in dem Hannöv. Hausvater, ferner geſchiehet im Junius vor der Heuärndte. Die dritte Arbeit, das Rühren, geſchiehet zwiſchen der Winter- und Sommerärndte. Die vierte Arbeit, das Pflügen zur Saat, richtet ſich darnach, nachdem man ſäen will oder muß, etwa vierzehn Tage vorher. —

Nun die Vorſchrift des Verfaſſers der Berliner Beyträge zur Landwirthſchaft:

Wenn ein Acker gepflügt iſt, ſo pflüge man ihn nicht eher wieder, als bis man durch den Augenſchein überzeugt iſt, daß er durch Luft und Sonne gehörig aufgelöſet, und es alſo Zeit ſey, der Luft und Sonne einen neuen Theil des Bodens zur Befruchtung vorzulegen. Hat man gebraachet, ſo iſt auch für die ſchwerſte und kälteſte Böden genug Zwiſchenraum, wenn man in 6 Wochen, und hernach wieder in 4 Wochen ackert; im leichten und warmen Boden ackere man nach dem Braachen in 4 Wochen, und ſodann in 14—21 Tagen wieder. Man gebe auch aufs Wetter dabey Acht. Wechſeln warme Tage mit fruchtbaren Regen öfters ab, ſo löſet ſich der Boder eher auf, als beym kühlen oder anhaltend trocknem Wetter. Zu frühe braachen, und hernach ſpät das zweytemal ackern, bringt Unkaut.

kraut. Nach Johannis, wenn die Sommerſaat beſtellet iſt, braache man, und wiederhohle das Ackern nach obiger Regel, ſo wird man 14 Tage nach Michaelis mit der Saat fertig, welches die beſte Zeit zum Säen iſt. Dem Sommerfeld kann man nicht ſo viel Zeit laſſen, es iſt auch nicht ſo nöthig, weil Luft und Sonne ſtärker würken. Man ackere 4 Wochen nach dem erſten Pflügen, und 14 Tage nach dem zweyten zur Saat. Hält der Winter lang an, ſo iſt auch dies nicht möglich, wenn man nicht vor Winter den Acker ſtürzet. —

Fielen nun einem Lehrlinge in einer ähnlichen Gegend, wo der Hr. v. Münchhauſen gelebt hat, die Beyträge zur Landwirthſchaft in die Hand, und wollte ſeine Wiederhohlungen des Pflügens nach ihm einrichten, ſo könnte er große Fehltritte begehen, und umgekehrt eben ſo. Denn es ſind mir ſehr viele Gegenden bekannt, wo man ohne Schaden von den Regeln des Hannöv. Hausvaters nicht abweichen könnte. Bey mir, in meiner Gegend treffen die vom Verfaſſer der Berliner Beyträge vorbeſchriebene Zeiten ziemlich zu, leiden aber auch in geringen Entfernungen von hier ſchon ſtarken Abfall, daß ich alſo jedem Wirthe eben den Rath geben muß, den ich am Ende des vorhergehenden Paragraphs in Anſehung der den Aeckern zu verſchaffenden Krume gab; nämlich Verſuche im Kleinen erſt zu machen, und damit auszufinden, ob man beym Gewöhnlichen ſeines Orts bleiben, oder davon abgehen könne.

21) Bey

21) Bey welcher Art des Pflügens muß dem Acker die erforderte Tiefe der Krume gegeben werden?

Auch bey Beantwortung dieſer Frage enthalte ich mich, allen Ländern ein und eben daſſelbe Maaß anzuweiſen, ſo wie nur belobte Schriftſteller ,es gerade zu gethan ,und eben daher ſich im Widerſpruch untereinander befinden.

Der Hannöv. Hausvater lehret Th. I. S. 101. alſo: Es iſt nicht genug, die Braache viermal umzupflügen, ſondern es iſt jedesmal eine Vorſicht nöthig, daß es gehörig geſchehe. Die größte Vorſicht aber wird erfordert bey Aufreiſſen (dem erſten Pflügen) derſelben. Denn ſo wie die Braache zum erſtenmal umgebrochen wird, kann ſie allezeit umgearbeitet werden; **nie aber kann man den Pflug in der Folge tiefer eintreiben, als die erſte Furche gegangen iſt.** Die Regel einiger faulen Haushalter; zum erſtenmale möchte es leicht genug ſeyn, wenn das Land nur herumkomme, iſt ſehr gefährlich. —

Nun die Berliner Beyträge: Der Acker muß **nicht gleich beym erſten Pflügen,** ſondern **nach und nach** ſeine gehörige Tiefe bekommen, alſo der Pflug bey jedem Pflügen friſches Erdreich faſſen und heraufbringen. Alsdenn kann Luft und Sonne die in zertheilten Portionen nach und nach friſch heraufgebrachte Erde beſſer durchdringen, als wenn ſie auf einmal heraufgebracht wird. Z. E. da der Acker überhaupt nur 4 gute Zoll tief zu pflügen iſt, ſo ſtelle man den Pflug beym erſten Ackern oder Braachen 2 Zoll tief, beym zweyten 3, beym dritten oder beym Ackern zur Saat 4 Zoll tief. Beym Braachen oder dem erſten Ackern alſo pflüge man nicht tief, ſondern

flach

flach, weil alsdenn der Boden eher fault und mürbe, auch das Zugvieh nicht ohne Noth abgemattet wird. —

Es iſt ganz richtig, daß man ſich in der Mark, in ſolchen Gegenden nämlich, wo kein ſtarker Acker iſt, gern nach der Vorſchrift des letztern Wirthſchaftslehrers richtet, und von der erſten Pflugarbeit an bis zu den folgenden immer tiefer mit dem Pfluge geht. So iſt es auch in meiner Gegend Erfahrungsmäſſig, daß wir, wenn wir unſer ſehr grasartiges Land zum erſtenmal zu ſehr in die Tiefe herabbringen, beym zweyten Pflügen oder Wenden mit dem Pfluge nicht fortkommen können, indem die Graswurzeln in der Tiefe allzuſpät verrotten, und dieſerhalb ſich gleich einem Filze vor die Eiſen legen, daß ſie nicht wohl fortkommen können, und gern ausſpringen. Der Hannöv. Hausvater hätte alſo ſeine Vorſchrift nicht ſo gemeinhin abfaſſen, ſie einſchränken, und ſchweren Boden, den er bey ſich hatte, nicht auch zum Maaßſtabe eines leichteren annehmen ſollen.

Eben dieſer ſchreibt ferner: Je tiefer man beym Aufreiſſen (Braachen) den Pflug treiben kann, je beſſer iſt es. Die Erde, welche alle Jahre gerühret und umgearbeitet wird, nimmt eine andere Natur und Farbe an; ſie iſt locker, und man nennet ſie **fruchtbare Erde**. Die darunter ſtehende, noch nie gerührte, und noch nie am Tage geweſene, Erde, pfleget man **todte Erde** zu nennen, weil ſie ſteif, unartig, mit ſauren Säften angefüllet, und etwas hervorzubringen nicht fähig iſt. Bringet man daher etwas davon zu Tage, ohne daß es mit der übrigen fruchtbaren Erde recht durchgearbeitet und locker gemacht wird, ſo bleibet dieſe todte Erde in harten Klumpen liegen, und man kann damit den Acker auf einige

Jah-

ge Jahre verderben und ſeine Fruchtbarkeit hemmen, welches man, das Land **todt pflügen**, nennet.

Die mehreſten Haushalter haben vor dieſem Todtpflügen eine unzeitige Furcht, und pflügen nur ſehr flach; erhalten aber darüber von ihrem Acker nicht, was ſie haben könnten.

Wo nicht Steine im Grunde liegen, welche den Pflug einzudringen hindern, lauft man nicht leicht Gefahr, den Pflug zu tief zu ſtellen, und es wird nicht leicht ſchaden, wenn beym erſten Braachen etwas von der todten Erde hervor kommt, wenn ſolche nur in den folgenden drey Beackerungen gehörig mit der übrigen guten Erde durchgearbeitet wird. Wo auch im Grunde gar unartiger, bindender Thon lieget, muß man ſich in Acht nehmen, zur Zeit nur wenig todte Erde zum Vorſchein zu bringen. Wer todte Erde recht hervorzuhohlen und gehörig zu traktiren weiß, wird davon einen ſolchen Nutzen haben, als wenn ein Garten rajolet wird. —

Wenn der Verfaſſer der **Berliner Beyträge** in ſo fern mit dem Hannöv. Hausvater einig iſt, daß man den Pflug ſo tief gehen laſſen ſolle, als er kann, wenn der Boden kalt iſt, und die Oberfläche nie recht trocken wird, weil darunter Thon (Letten) iſt, ſo muß man jenem Recht geben, daß er beym erſten Pflügen gleich die größte Tiefe auf einmal verlanget. Denn wenn dieſe erſt beym beym letzten Pflügen geſucht werden ſollte, ſo käme allerdings eine rohe unfruchtbare Erde hervor. Wenn dieſe aber gleich beym Braachen, und zumal ſehr frühzeitig, zu Tage gebracht wird, ſo kann ſie von Sonne und Luft gebeſſert, und bey den darauf folgenden Wiederhohlungen des Pflügens mit der übrigen Erde wohl vermiſchet werden. So kann auch einem Boden nur beſchriebener Art das erſte ſehr tiefe Pflü-

Pflügen für die Zukunft dieſes zu ſtatten kommen, daß das Waſſer beſſer einziehen, und der Acker bey den folgenden Wiederhohlungen des Pflügens nicht in naſſen Jahren allzunaß wird.

22) Schmale und kleine Furchen.

Der Hannöv. Hausvater macht es zur Regel beym Pflügen, daß man die Furchen beym Aufreiſſen oder Braachen ſchmal machen ſolle, und giebt zum Grunde an, daß die Erde dadurch ordentlicher herum komme; die Furchen bleiben ſonſt leicht unumgelegt über Kante ſtehen, und die alte Regel ſey nicht ohne Grund: „So viel Furchen mehr, ſo viel Garben wären mehr in der Aernote zu hoffen.“ (So viel Fahren, ſo viel Ahren.) — Hier hat dieſer Wirthſchaftslehrer abermals nur ſein Auge auf ſchweren Boden gerichtet, wo man ohnehin mit breiten und zugleich tiefen Furchen, die er beym Aufreiſſen oder Braachen verlanget, gar ſehr das Zugvieh beſchweren, oder wohl gar den Pflug zerbrechen würde. Dagegen tritt der Verfaſſer der Berliner Beyträge näher zur Sache, wenn er von ſchmalen und kleinen Furchen ſaget, daß ſie den Boden recht mürbe machen, aber doch nicht in allen Erdarten möglich ſeyn. In graſichten und bewachſenen Aeckern muß man ſonderlich beym erſten Pflügen etwas breite Furchen machen, weil ſonſt die abgeſchnittene Erde nicht gehörig von dem Streichbret umgeworfen wird. In allen Böden aber kann und muß man beym letzten Pflügen vor dem Säen kleine Furchen machen, weil der ausgeſtreute Saamen viel gleicher in dieſelben fällt, beym Eggen beſſer bedeckt wird, auch nicht ſtrichweiſe aufgeht. Nach dieſer Regel pflegen wir in hieſigen Gegenden uns auch im Herbſte ſehr genau zu richten, da wir gewohnt

ſind, Roggen und Waizen unterzupflügen. Hier würden breite Furchen uns nun ſehr ſchaden. Auch im März beobachten wir gleichfalls dieſe Regel, wenn wir zur großen Gerſteſaat pflügen, und den Saamen obenauf ſäen. Bey der Haberſaat thun wir das Nämliche, da der Haber bey uns zu Anfange des Maymonaths untergepflüget wird.

23) Das Braachen oder Umpflügen der Braache muß bey trocknem Wetter geſchehen.

Wenn bey naſſem Wetter die Braache umgebrochen wird, ſo wird das Land, wenn es feſter Boden iſt, noch feſter von der Sonne gemacht, daß es in der Folge nicht wohl bearbeitet werden kann. Iſt aber das Land gruſicht oder krautartig, ſo wird es noch mehr bey naſſer Braache werden, was es vorhin geweſen iſt. Die Graswurzeln vertrocknen eher bey trocknem Wetter, beſonders wenn der Wind dabey ſtark geht, oder aus Morgen kömmt.

Wo man nach Beſchaffenheit des Bodens ſehr früh im Jahre das Braachen unternimmt, und ſelbiger ſchwer und bindend iſt, da muß man mit dieſer Arbeit ſich nicht übereilen, und ſo lange warten, bis das Land nicht mehr zu naß iſt. Man muß zwar in ſolchem Boden ſich nicht verſpäten, da öfters ein halber Tag einen großen Unterſchied machen kann, indem man ſo ſort das Pflügen anfängt, wenn das Land etwas abgewelket iſt; allein das erſte Umpflügen dieſes Landes, wenn es noch zu naß iſt, verurſacht, daß es in der Folge gar nicht klein und klar gearbeitet werden kann, macht jede folgende Bearbeitung beſchwerlicher, mithin auch dem Zugviehe ohne Noth mehr läſtig.

24) Wie

24) Wie die Pflüge auf jedem Ackerſtücke zuſammen zu ordnen.

Der Hannöv. Hausvater will die Pflüge nur Paar und Paar auf jedem Beete aus dem Grunde gehen laſſen, weil, wenn viele Pflüge in einer Reihe folgen, und an dem erſten etwas entzwey geht, die ganze Reihe ſtille halten, und die Arbeit verzögert werden muß.

Dieſe Einrichtung trifft aber nicht zum Ziel, weil die ſo aus der Reihe und Aufſicht des Hofmeyers entlaſſene Pflüger ſehr langſam und träge arbeiten werden, da ſie ſich allein völlig überlaſſen ſind. Es darf auch nur einem von den beyden Pflügen etwas entzwey gehen, ſo werden beyde ſtill halten. Der forderſte Pflüger, zur Geſellſchaft gewöhnet, will nicht allein vorwärts treiben; er wartet bis ſein Hintermann folgen kann; wenn dieſem was an ſeinem Pfluge fehlet, und wenn der erſte Pflug einer Aenderung bedarf, ſo wird der zweyte noch viel mehr Halte machen. Dieſerhalb iſt es am beſten, alle Pflüge, je mehr je beſſer, in einer Reihe auf einander folgen zu laſſen, wenn das Beet anders breit genug dazu iſt. Sie müſſen auf dieſe Weiſe dem Vorpflüger oder erſtem Pfluge deſto gewiſſer folgen, und thun's auch mehr mit Luſt, je größer ihre Anzahl iſt. Der Hofmeyer hat ſodann auch alle und jede untergeordnete Pflüge vor Augen, ſo daß er zur Stelle ordnen und weiſen kann, wie und wo das Pflügen geſchehen ſoll.

Dagegen muß ein für allemal Geſetz ſeyn, daß der Pflug, dem etwas entzwey geht, ſogleich auf die Seite aus ſeiner Fahre herausgebracht werden müſſe, wenn die Wiederherſtellung des Pflugs Zeit erfordert. Es rücken die nächſten Pflüge eine Fahre weiter, und über-

überlaſſen dem ausgetretenen Pfluge die letzte Fahre, um ihnen in ſelbiger folgen zu können, wenn er wieder hergeſtellet iſt.

Sollte ein Pflug wo ausſpringen, und hiedurch ſo genannte Rennebalken veranlaſſen, die, wenn ſie ſo verbleiben, einen Theil vom Lande roh und ungepflügt laſſen, ſo muß entweder der Pflüger den Pflug zurück ziehen, und den entſtandnen Fehler ſo fort verbeſſern; oder wenn mehr Pflüge hinter einander gehen, ſo muß der gleich folgende nicht um den Rennebalken herum pflügen, ſondern ihn mit ſeinem Pfluge umreiſſen, und hiemit das Land wieder in Ordnung bringen.

Auch muß man den Pflügern nicht verſtatten, daß ſie, wie hin und wieder geſehen wird, auf langen Ackerſtücken öftere Abſätze oder Umkehrungen unter dem Vorwande machen, daß das Zugvieh weniger ermüdet werden ſolle. Es iſt gar nicht abzuſehen, wie von ſolchen Umkehrungen eine mehrere Ruhe dem Viehe verſchaffet werden ſolle. So viel iſt unläugbar, daß der Acker auf den Stellen, wo die Umkehrungen geſchehen, weniger gut durchgepflüget, auch das Vieh mittelſt ſolcher Abſätze mehr mitgenommen und angegriffen wird, als wenn es in ſeiner auch allerlängſten geraden Linie gelaſſen wird.

Wenn der Hofmeyer ein Tobacksſchmaucher iſt, ſo wird er das Pflügen öfters unterbrechen, und mit den ihm untergeordneten Pflügern zuſammentreten, die Pfeiſen ausräumen, ſtopfen, Feuer anſchlagen, und Geſpräche oder eine Art von Tobackskollegium halten. Man muß dieſe üble Gewohnheit ſeinen Meyern nicht verſtatten, und ein für allemal es ſich von ihnen ausbedingen, daß ſie beym Pflügen gar nicht Toback rauchen. Manche Guthsherren nehmen überhaupt keinen Meyer in den Dienſt, der Toback rau-

chet, und ſie thun wohl daran, daß ſie ſich ſo vorſehen, und hiemit ihre Arbeiten beſſer fördern. Wenn der Hofmeyer ein Tobacksſchmaucher iſt, ſo wird er ſogar ſeine Pflugjungens zum Tobackrauchen anlernen wollen. Hagedorn hat ganz Recht, wenn er in ſeinem Landwirthſchaftlichen Haushalter S. 419. ſchreibt: Glücklich iſt derjenige, welcher einen Meyer hat, der keinen Toback ſchmaucht, und ſeine Untergebene nach ſeinem Vermögen davon abhält. Unglücklich iſt man hingegen, wenn der Meyer niemals der Pfeife entbehren, ſondern ſeine Untergebene noch wohl gar dazu anführen will. An ſtatt des Pflügens ſucht dieſer mit Hintenanſetzung der nöthigen Arbeit ſeinen Toback hervor. Bald fehlt es ihm an Feuerſteinen, bald an faulem Holze. Solchenfalls muß der Pflugjunge ſeinen Pflug ſtehen laſſen, und dieſes zuſammen ſuchen, auch wohl gar hinter den Sträuchern oder im Grunde ein Feuer bereiten, wo ſich denn das böſe Geſindel zu lagern, und die Arbeit zu verſäumen pflegt. Ein Landwirth ſoll alſo bemühet ſeyn, dieſer Unart zuvorzukommen, oder, ſo viel möglich, ſie abzuſchaffen. —

Noch iſt darauf zu ſehen, daß, wenn mehrere Pflüge hinter einander folgen, und ein Stück beynahe herumgepflüget, und nur hie und da was übrig geblieben, und noch gerade zu machen, oder die letzte Furche nur noch auszuräumen iſt, das Ueberbleibſel nur einem einzigen Pfluge zur Vollendung überlaſſen werde, damit nicht die nachfolgenden Pflüge umſonſt folgen dürfen. Dieſerhalb muß der Hofmeyer entweder ſelbſt der letzte zur Vollendung des Reſtes im Pflügen zurückbleiben; und die übrigen Pflüge in Zeiten auf ein neues Ackerſtück hinziehen laſſen, oder einen verſtändigen Pflüger zurück laſſen wenn er ſelbſt nöthig findet, mit ſeinem Haufen auch

fortzurücken, und ihm gegenwärtig zu ſeyn. Das Abpflügen der Scheidlinge zwiſchen den Ackerſtücken muß ſo geſchehen, daß ſie theils nicht zu breit anwachſen, theils nicht gar weggepflüget, und hiemit die Gränzen aufgehoben, und ungewiß gemacht, oder gar überſchritten werden.

25) Das Zuſammen- und Voneinanderpflügen der Ackerbeete.

Das Zuſammenpflügen eines Ackerſtücks geſchiehet entweder zum erſtenmal, oder bey den gewöhnlichen Abwechſelungen des Pflügens.

Wenn man ein Ackerbeet **auftreiben**, oder es mit einem hohen Mittelrücken anlegen will, ſo kann man ſo verfahren. Hat man die Breite eines Beetes, das allererſt angelegt werden ſoll, mittelſt kleiner Pfähle unten und oben am Ende abgeſtochen, ſo wird der Pflug in der Mitte dieſes Beets angeſetzet, die Furche bis ans andre Ende gezogen, der Pflug hieſelbſt ausgehoben, die Pferde oder Ochſen umgelenkt, der Pflug nahe bey dieſer Furche eingeſetzet, und gerade darneben wieder heruntergepflüget; da man denn die erſte Erhöhung bekömmt, gegen welche die Erde der folgenden eben ſo geführten Furche fällt, ſo, daß das Beet, wenn es nun ganz herumgepflüget iſt, in der Mitte, wo das Pflügen angefangen ward, eine Erhöhung zeiget. Wenn man nun eben dieſes Beet beym andern, dritten, vierten Pflügen u. ſ. w. eben ſo in der Mitte zu pflügen fortfähret, ſo wird es einen hohen Mittelrücken darſtellen, der durch mehrmaliges dem erſten gleich gerichtetes Pflügen ſo hoch aufgetrieben werden kann, als es immer nöthig iſt.

Hat aber das Beet die erforderte Höhe, ſo muß es in der Zukunft bey den Wiederhohlungen des Pflügens in ſeiner Lage erhalten werden, welches geſchiehet, wenn es wechſelsweiſe immer von einander und wieder zuſammengepflüget wird.

Wenn alſo ein ſolches Stück zur Winterfrucht gebraachet werden ſoll, ſo daß die ganze Beſtellung deſſelben ein viermaliges Bepflügen erforderte, ſo würde das Braachen oder erſte Umreiſſen deſſelben nicht in der Mitte, ſondern an den Seiten oder Scheidelungen angefangen werden, ſo daß der Pflug an der einen Seite herauf, und an der andern wieder herunter geht. Wird nun ſo fortgefahren, ſo bleibt in der Mitte des Ackerſtücks oben auf dem Rücken eine breite Furche. Dieſe Art der Bepflügung eines Ackerſtücks oder Beets nennet man nun das **Voneinanderpflügen**. Nach einiger Zeit wird nun, wie oben gelehret worden, dieſes Stück **gewendet**, da denn der Pflug in der Mitte deſſelben angeſetzet, und von hier an eine Furche nach der andern gezogen wird, bis das Umpflügen des Beets mit den letzten Furchen an beyden Seiten beſchloſſen wird, da es denn die Lage wieder hat, die es vor dem Braachen hatte. Bey dieſem Wenden iſt alſo nun das Stück wieder zuſammengepflüget worden. Nach einiger Zeit wird dieſes Stück zum drittenmal gepflüget, welches man das Rühren auch Drittarten einiger Orten nennet. Hiebey wird das Stück, wie das erſtemal, wieder von einander gepflüget. Endlich kömmt nach einiger Zeit das Pflügen zur Saat, wobey in der Mitte angefangen, und alſo das Stück wieder zuſammengepflüget wird.

Noch iſt hiebey zu merken, daß bey den Stücken, die in der Mitte eine Anhöhe oder Rundung haben,

diejenige Seite, welche am meiſten von der Sonne beſchienen wird, die Sonnenſeite, die gegenüberſtehende aber die Nordſeite genannt wird. Auf jener iſt der Trieb gemeiniglich am ſtärkſten; ſie muß aber im Frühjahre bey ſpäten Fröſten am meiſten ausſtehen, wenn die Sonne bey Tage aufthauet, was des Nachts gefroren war, und wovon die Wurzeln aus der Erde gezogen werden. Es kann aber die Nordſeite auch in manchen Jahren zu ſehr leiden, wenn der Schnee auf ſelbiger, beſonders im März, ſpäter vergeht, als auf der Sonnenſeite. Es iſt daher von manchen Landwirthen gar wohl gethan, wenn ſie auf ſehr hohen Beeten den mehr hitzigen Dünger auf die Nordſeite und fürnehmlich an die Fahren oder Seiten bringen.

Hat man aber ein Ackerbeet vor ſich, welches auch nur in einer kleinen Untiefe todtes Erdreich unter ſich hat, ſo muß man ſolches nicht auf einmal nach vorbeſchriebene Art erhöhen, und nur von Jahren zu Jahren zur Herausbringung der größern Anhöhe auf vorbeſagte Weiſe pflügen. Man pflüget nämlich etwa nur zum erſten und zweytenmal zuſammen; zum drittenmal nur allein von einander, und zuletzt wieder zuſammen. In einem oder mehrern der folgenden Jahre verfähret man abermals ſo, bis die verlangte Anhöhe erlanget iſt.

Hat man keinen Acker, der eines viermaliges Pflügens bedarf, und alſo entweder zweymal zuſammen, und nur einmal auseinander, oder aber zweymal auseinander, und nur einmal zuſammengepflüget werden muß; ſo ſiehet man darauf, wie das letztemal gepflüget worden, und ob das Land mehr erhöhet, oder ſchon gar zu hoch ſey. Im erſtern Falle muß das Land zum erſtenmal zuſammen, und zum zweytenmal auseinander gepflüget werden. Im letztern Falle aber

aber pflüget man es die beyden erſtenmale auseinander, zur Saat aber zuſammen.

Man muß keinen rohen Boden laſſen, wenn ein Rücken angefahren wird, d. i. wenn auf der Mitte des Beets neben der erſten Furche auf der andern Seite eine Furche gezogen wird, damit der Pflug beym Auf- und Abziehen auf der rechten und linken Seite gehen könne. Es bleibt hier gemeiniglich ein kleiner roher unberührter Strich, wo nur beſagte beyde erſte Furchen zuſammen ſtoſſen. Dieſer Strich muß aber nicht dadurch vorſetzlich vergrößert werden, daß man dieſe beyden erſten Furchen zu groß mache, ſo, daß in der Mitte der ganze Strich, der durch die Erde dieſer beyden Furchen bedeckt wird, ganz roh bleiben muß, als welches bey dem folgenden Pflügen nicht verbeſſert werden kann.

26) Das Pflügen der Vorgewende, Ahnewendungen.

Man nenet beym Ackerbau Vorgewende oder Ahnewendung die Enden eines Ackerſtücks, wo mit dem Pfluge umgewendet wird. Am Anfange und Ende eines Stücks, wo der Pflug angeſetzet und umgewendet wird, faſſet er nicht gleich tief genung in die Erde, welche hier, wenn man keinen ſehr leichten Boden vor ſich hat, meiſtens hart iſt, und daher nicht tief und klar gepflügt werden kann. So können auch wohl queer vor den Ackerſtücken Gräben oder ſchmale Wege ſeyn, daß der Pflug hieſelbſt nicht eingreifen kann, da ohnehin das Zugvieh an beyden Enden des Ackerſtücks vielen Platz zum Umwenden haben muß. Dieſes Vorgewende nun, oder der Platz, worauf der Pflug umgewendet iſt, muß, nach geſchehenem Umpflü-

pflügen des Stücks, in die Queere nachgepflüget, und die letzte Furche ſauber ausgeſtrichen werden. Kann aber auch die Egge dieſes Vorgewende, beſonders in den Ecken, nicht beſtreichen, ſo nimmt ein, auf genaue Ordnung haltender, Ackersmann die Harke noch wohl zur Hand, um den Saamen überall ſowohl einzubringen, als auch das Erdreich durchgängig klar darzuſtellen.

27) Beurtheilung der ſchmalen und hohen Ackerbeete.

Wer mit einem ökonomiſchen Auge einen Strich Landes in verſchiedenen Jahreszeiten als ein Reiſender die mancherley Ackerbeete mancher Gegenden angeſehen hat, der muß gefunden haben, daß ſie faſt durchgängig ohne Noth theils zu ſchmal, theils zu hoch angelegt ſind. Man hat aber hiebey dieſes zur Abſicht gehabt, daß das Waſſer von der Saat abgehalten, und in die Scheidelungen, (Scheidfahren) zu beyden Seiten herab geleitet werde.

Dieſer Zweck wird aber hier ſelten erreichet. Denn man ſiehet, daß das Waſſer an den meiſten Orten auf beyden Seiten des Ackerbeets ein bis zwey Schwad breit über die Saat hervorgehe, ſie entweder, wie man auf Landmänniſch ſagt, ausſaure oder gänzlich verderbe, oder ſie wenigſtens ſo kränklich mache, daß Stroh und Aehren ſehr kurz bleiben, vom Unkraut und Windhalm übermannet, und kaum die Ausſaat ſo weit wieder gewonnen werde, als das Waſſer im Winter geſtanden, oder im Sommer bey ſtarken Regengüſſen wieder zu ſtehen kömmt.

Bey ſolcher Beſchaffenheit der Ackerbeete wäre es doch weit gerathener, daß die Ackersleute ſich die Hö-

Höhe bemerkten, wie weit das höchſte Waſſer ihre Ackerbeete erreichet, um bis dahin auf beyden Seiten ſolche künſtliche Gräſer, welche von der Ueberſchwemmung zu gewiſſen Zeiten nicht leiden, oder nicht davon ausgehen, zu erbauen. In dem Kapitel vom Wieſenbaue werden dergleichen Gräſer angezeiget werden, welche auf niedrigen und feuchten Plätzen angebauet werden können.

Ich habe mehrmals Ackerwirthe von fernen Gegenden bey mir gehabt, welche ſich wunderten, und es für Schaden hielten, daß in hieſiger Gegend in den Tiefen zwiſchen jedem Ackerſtücke, und hin und wieder, ſehr breite Gräben gehalten würden; denen ich aber zu bedenken gab, daß wir doch unſre Saaten mehr und beſſer wider das Waſſer ſicherten, als jene, die ihre Ackerbeete ſo hoch als möglich aufgetrieben, und auſſer der Ueberſchwemmung vom Waſſer an beyden Seiten noch überdem, nach der beſondern Richtung der Ackerſtücken, auf der Sonnen- oder Nordſeite derſelben Einbuße, und wovon vorhin geſagt worden, erleiden können, welches letztere uns auf unſern ſehr breiten und flachen Ackerſtücken zwiſchen den Gräben nicht begegnen könne: worauf ſie denn mir Recht geben müſſen.

Man wird nicht viel irren, wenn man den, durch die ſehr hohe und ſchmale Ackerbeete entſtehenden, Verluſt zum vierten Theile eines ſolchen ganzen Feldes anſchlägt; oder ſagt, daß der vierte Theil eines ſolchen Ackerfeldes unnütze ſey, und vergeblich beackert werde.

Wenn aber dieſer Verluſt ſo vieler Felder doch Verluſt für den Stat iſt, ſollten diejenigen, welche am Ruder deſſelben ſitzen, auf ſolchen Feldern nach-

ſehen

ſehen laſſen, ob ihnen nicht durch Anbringung einiger Feldgräben zum Abzug des Waſſers, wie es hin und wieder aufs offenbarſte in die Augen fällt, geholfen werden könne, um die bisherigen gröſstentheils unnützen allzuhohen Ackerbeete wieder von einander pflügen zu können. Bey ſolcher Unterſuchung der Felder würde es ſich finden, daß hin und wieder einige Ackerſtücken in die Queere durchzuſtechen ſeyn und ihre Beſitzer ſich im Widerſpruche dawider befinden würden. Sie würden aber aufhören müſſen, ſich gegen eine ſo nützliche Unternehmung zu ſtreuben, wenn ihnen dafür ein Aequivalent anderswo im Felde angewieſen würde. Es iſt dieſes ein Hauptumſtand mit, welcher die Aufhebung der Gemeinheiten ſehr erſchweret, oder die Communen dawieder einnimmt, wenn ſie ſehen oder hören, daß ein oder der andre Ackerwirth bey der Separation ſeinen Antheil da bekommen habe, wo er unter allen übrigen am wenigſten gewinnet, weil ihm das Loos da auf dem Felde gefallen, wo er das meiſte Waſſer hat, und ſolches um der Nachbaren willen nicht los werden oder fortſchaffen kann.

Ein einziger breit und tief genung angelegter Graben kann vielmals ſchon hinreichend ſeyn, das Waſſer eines ganzen Feldes einzunehmen und fortzuleiten, ſo wie man Gelegenheit gehabt, dergleichen im Brandenburgiſchen, wo der für das Wohl der Unterthanen unermüdet ſorgende König Moräſte austrocknet, und ſo viele Waſſerableitungen auf eigene Koſten veranſtaltet, häufig zu ſehen. Bey mir erlebte ich ebenfalls im vorigen Sommer das längſt gewünſchte Glück hieſiger Gegenden, daß unter mehrern Abzugsgräben auch einer an die Gränze eines hieſigen Ackerfeldes vorbey geführet ward, nachdem das Dorf vorhin ſchon einen ſolchen, wiewohl nur halb ſo geräumigen, Graben, als jenen, unterhalten hatte. Da vorgedachter

Gra-

Graben nun mehr Waſſer einnehmen und abziehen konnte, ſo wurden in einem ganzen Schlage auf einmal alle Seitengräben, womit jedes Ackerſtück umgeben iſt, entbehrlich, ſo, daß dieſe Ackerbeete künftig ohne alle Seitengräben beſtehen, und dieſe wieder ausgefüllet werden können.

Neuntes Kapitel.

Das Eggen und Walzen.

I.

Wenn man das Braachen, oder erſtes Umreiſſen des Ackers ausnimmt, (einige Aecker werden nach Beſchaffenheit des Bodens auch gleich nach dem Braachen ſchon geegget;) ſo folget auf das Pflügen das Eggen, um ſowohl die Erde klar zu machen, oder die Erdſchollen oder die Klöſſer ſowohl zu zerbrechen, als auch die Quecken und allerley Unkraut aus dem Acker herauszuziehen; wie nicht weniger zuletzt den oben aufgeſäeten Saamen mit Erde zu bedecken.

Man hat zweyerley Arten von Eggen; hölzerne und eiſerne. Jene haben die Zinken oder Eggezähne von Holz; dieſe aber von Eiſen. Der hölzernen Eggen bedienet man ſich auf leichtem Boden, der eiſernen aber theils bey gruſichten, theils bey ſchweren Aeckern, um die Gruſe wohl zu zerreiſſen, die Quecken oder Päthen herauszuziehen, und die feſten Erdſchollen zu trennen.

Die ſogenannte Eggebalken, worin die Zinken oder Zähne befeſtiget ſind, müſſen, wenn letztere eiſern

ſern ſind, von recht feſtem und zähem Holze ſeyn, damit ſie nicht aufſpringen, die Zähne verlieren, und ſomit unnütze werden. Und da das Aufklöben dieſer Balken meiſtens an den Enden entſtehet, ſo pflegt man dieſe auch wohl mit eiſernen Ringen einzufaſſen, damit ihr Aufreiſſen verhindert werde.

Die eiſernen Zähne oder Zinken werden von dem Schmiede eingeſchlagen, und er muß bey jedem Zahn oberwärts einen Theil hervorragen laſſen, damit ſie, wenn ſie abgenutzet ſind, nachgeſchlagen werden können.

Der gemeine Schlendrian der Knechte in Anſehung der Eggen beſteht darin, daß ſie die Eggen nach dem Gebrauche theils auf platter Erde liegen laſſen, theils, wenn ſie von einem Ackerſtücke nach einem entlegenen hinziehen, die Eggen über Stock und Block nach das neuzubeeggende Stück, auf bloßer Erde, fortſchleppen laſſen, als wovon die Eggen vor der Zeit unbrauchbar und untüchtig werden. Denn wenn ſie auf platter Erde von einer Pflugzeit zu andern im Felde liegen bleiben, ſo muß das Holz anfaulen oder ſtocken, und hievon die Zähne bald fahren laſſen. Andern Falls aber, wenn die Eggen durch das ganze Feld umhergeſchleppt werden, ſo werden theils die Zähne ohne Noth abgenutzet, theils los und wacklicht gemacht, daß hie und da ein Zahn fehlet, und Lücken entſtehen. Dieſerhalb muß der Knecht auf jedes Ackerſtück den Schlitten zu den Eggen mitnehmen, worauf ſie fortgeführet werden, um ſie nach jedesmaligem Gebrauch theils darauf ordentlich hinzulegen und ruhen zu laſſen, theils aber nach fertig geeggetem Ackerſtücke, wenn nach einem andern fortgezogen werden ſoll, auszuſpannen, und die Eggen auf dem Schlitten weiter zu bringen. Die Faulheit oder Gemächlichkeitsliebe macht es aber bey den Knechten,

daß ſie nicht mehrmals ab- und anſpannen und ſich daher der Eggeſchlitten im Felde nicht bedienen wollen. Es iſt aber auſſer der davon vorbeſagten Beſchädigung der Eggen noch die Gefahr dabey, daß die Pferde beym Fortſchleppen der Eggen leicht durchgehen, wenn die Eggen unterwegens über einen Stein, Hügel oder Graben aufſpringen, und beym Wiederherabſinken den Pferden an die Füße ſchlagen, wovon ſie gleich wild werden, und durchgehen.

Nichts iſt gefährlicher, als wenn der Knecht mit den Pferden beym Eggen unrecht umgeht, daß ſie davon gehen, oder aus Scheu wofür wild werden. Wenn der Herr ſich auf einen oder andern Knecht nicht verlaſſen kann, ſo muß er unvermuthet bey dem Eggen erſcheinen, um ſeinen Leuten dienliche Weiſung zu geben. Ein Knecht kann aber durch Unvorſichtigkeit oder Zorn die Pferde mit den Eggen zum Durchgehen bringen, wenn er beym Umwenden am Ende eines Stücks die hinterſten Pferde ſchnell mit der Peitſche antreibt, daß, da ſie nun in der Rundung gekehrt ſind, in einander und in die Eggen oder Strenge der Vorderpferde ſpringen, ſich verwirren, ſchlagen, losreiſſen, die Eggen umwerfen, ſich verwunden, und ſodann durchgehen, wodurch ſo manches ſchönes junges Pferd entweder ums Leben kömmt, oder Zeit Lebens einen Schaden behält, und an ſeinem Werthe verlieret. Sollte aber unter dem Spanne ein ſcheues Pferd ſeyn, welches bey dem Aufliegen eines Vogels ſo gar ſchon anſpringet, um durchzugehen, und ſodann das ganze Spann aufrühriſch zu machen; ſo muß ein ſolches nicht zu änderndes Pferd entweder aus der Egge weggelaſſer, oder ihm die Augen während den Ziehens darum verbunden werden. Wenn aber das ganze Spann bereits verdorben, und zum Durchgehen angewöhnet worden, ſo muß ein neues recht

zah-

zahmes Leinepferd angeſchafft werden, neben welchem die andern Pferde im Wagen und Pfluge eine Zeitlang anders gewöhnet werden müſſen. Sind aber die Pferde demohngeachtet zum Durchgehen mit den Eggen geneigt, ſo wird mau ihrenthalben nie auſſer Sorge ſeyn können; und ſo gern man bey allen andern Arbeiten auf feſtes Zeug hält, ſo ſehr kann es bey ſolchen Pferden Rath ſeyn, nur alte nicht ſehr feſte Stricke, womit die Ortſcheiden oder Schwengel an die Eggen gebunden werden, zu haben, damit ſie im Fall der Noth leicht reiſſen, um ein durchgehendes Pferd frey laufen zu laſſen.

Wo man an einem Orte ſchweren und leichten Boden zugleich auf einem Felde hat, da pflegt man wohl zweyerley Eggen, die leichten für den Sandboden, auch zum Lüften der Saat, die ſchweren aber für den ſtarken Acker zu halten.

Der gewendete und gerührte Acker wird nicht gleich unmittelbar nach dem Pflügen geegget. Man wartet gern ſo lange, bis das Gras darauf anfängt hervorzugrünen. Graſichter Acker muß niemals anders, als bey trocknem Wetter, geegget werden, wenn man anders Päthen und allerley Unkraut herausbringen, und die etwa noch zuſammenhängende Raſen oder Törfe zerſtören will. Bey dem zähen, thon- oder lettichten Boden muß man ſich ſo in die Zeit mit dem Eggen ſchicken, daß er weder zu trocken noch zu naß ſey. Der gemeine Landmann bemerket die rechte Zeit des Beeggens der Aecker dieſer Art damit, daß er ſie nach einem Regen abgewelket nennet, ſo etwa zwey oder drey Tage nach dem Regen ſeyn kann.

Wenn bequemes Wetter zum Eggen iſt, ſo muß man ſo viel Eggen und Pferde zuſammenbringen, als nur immer möglich iſt. Man kann einem Knechte an die

die vier bis fünf Pferde untergeben; aber es muß ihm jemand folgen, der die Eggen von Zeit zu Zeit aufhebet, und ſie wieder frey macht, wenn ſich Graswurzeln oder Klöſſer vorgeſetzet haben. Dieſes kann die Verrichtung eines Pflugjungens ſeyn, der ſo wohl die hinteren Pferde gemachſam antreibet, als auch mittelſt eines ſogenannten Pflughakens die Eggen aufhebet. Dieſer Hake iſt vom Holz und in der Länge und Dicke eines Peitſchenſtiels, der ſo gewachſen iſt, und am andern Ende eine Peitſche angebunden haben kann. Man nennet dieſe Verrichtung das Eggelaufen, und es kann auch von Mägden allenfalls verrichtet werden.

Das Eggen an ſich ſelbſt kann verſchiedentlich geſchehen. Wenn der Knecht ein Paarmal die Länge hinauf geegget hat, ſo muß er eben ſo oft in die Queere eggen. Iſt aber das Ackerſtück hierzu nicht breit genung, ſo muß man ſehen, ob das Stück nicht Schlangenweiſe oder im Zickzack oder in der Rundung gegget werden könne. Man bringt auf ſolche Weiſe die Graswurzeln beſſer heraus, und trennet auch leichter die Klöſſer, daß der Acker mehr klar wird.

In leichtem Boden, wo es des Eggens weniger bedarf, kann man bey der Saat wohl mit einem einzigen, zwey- oder dreymaligen Ueberziehen des Ackers mit der Egge davon kommen. Man ſpricht daher, den Acker einzähnig, zweyzähnig, dreyzähnig u. ſ. f. eggen, wenn er ein- zwey- oder dreymal u. ſ. w. mit der Egge überzogen wird.

Wenn in Grasartigen Ländern geegget wird, ſo müſſen die Quecken oder Päthen in gewiſſe Walzen oder Lagen mit der Egge, bey welchen ſie allemal aufgehoben und ihrer Fracht entlediget werden muß, von Diſtanz zu Diſtanz zuſammengebracht werden. Sollte am erſten Tage des Eggens das Hervorziehen der

Quecken noch nicht recht von ſtatten gehen wollen, ſo muß man allenfalls des andern Tages, noch einmal den Acker überziehen, und hiezu die heiſſen Tagesſtunden erwählen. Wenn der Thau noch auf dem Acker iſt, muß man das Eggen noch nicht anfangen. Wenn nach einiger Zeit die zuſammengebrachte Quecken wohl trocken geworden ſind, ſo können ſie nach Hauſe gefahren werden. Die wenigſten Landwirthe wiſſen zur Zeit noch, was ſie an den getrockneten Graswurzeln für ein kräftiges Winterfutter fürs Vieh haben, wenn ſie theils auf dem Acker mit Heu- oder Miſtgabeln wohl ausgeſchüttelt, theils auf der Tenne oder dem Scheuneflure abgeklopfet, und von Erde und Staub befreyet worden. Sie werden auf der Hexelbank klein geſchnitten, und entweder mit Strohhexel vermengt ſo trocken verfüttert, oder angebrühet, und als Brühfutter den Kälbern und Kühen gegeben.

Bleibt es eine Hauptregel, bey naſſem Wetter nicht zu eggen, ſo kann man doch bey der Saat im Herbſte in die Nothwendigkeit gerathen, bey eingefallenem anhaltendem Regenwetter eggen zu müſſen. Iſt der Roggen alsdenn untergepflüget worden, ſo kann man noch wohl einige Tage nach dem Säen das Eggen verſchieben, wenn es nur noch vor dem Keimen und Aufgehen des Saamens geſchiehet. Iſt der Acker aber ſchmiericht, oder es hält mit Regnen an, ſo muß man nicht in die Rundung oder Schlangenweiſe eggen. Es wird nur mit der Egge ein Paarmal die Länge auf- und abgefahren, womit der Saame hinlänglich mit Erde bedeckt werden kann. Bey ungewiſſer Witterung iſt es am beſten, an eben dem Tage ſo fort dasjenige, was ausgeſäet worden, einzueggen.

Bey der Gerſte und dem Haber, die gemeiniglich untergepflüget werden, kann das Eggen an die fünf bis ſechs

ſechs Tage, und ſo lange anſtehen, bis ſie keimen und aufgehen. Es ſchadet dieſes nicht, und dienet zur Verſtörung des Hederichs, der ſonſt leicht die Oberhand gewinnet.

Was vom Lüften der Saatfelder mit der leichten Eggen nach Bedürfniß des Erdreichs zu wiſſen iſt, ſolches iſt bey der Darſtellung des Lüdersſchen Ackerſyſtems bereits geſagt worden, und ich finde hiebey nichts weiter nöthig, als noch einer Operation der Egge zu gedenken, die zur Zeit noch wenig bekannt iſt. Dieſe iſt das Pfropfen des Habers, wovon ein Landwirth in dem Leipziger Intell. Bl. Nr. 9. 1783. folgende Erläuterung giebet. Der nicht ſo dick wie gewöhnlich ausgeſäete Haber wird, wenn er 2 bis 3 Zoll lang geworden, mit einer Egge durchgeegget und überzogen, ſo daß die Wurzeln zerriſſen werden. Dieſe Verfahrungsart bewürket eine ungleich ergiebigere Aerndte, als ſonſt die Landesart und gewöhnliche Cultur verſchaffet. — Da ich dieſes Verfahren ſelbſt nicht verſuchet, ſo kann darüber nicht hinlänglich urtheilen, und es muß der Verſuch von jedem Ackermanne erſt im Kleinen geſchehen, ſo von mir gleichfalls noch auszufinden iſt, welche Art von Boden hiezu am ſchicklichſten ſey. Ein dürftiger und zu leichter Boden wird hierzu ſchwerlich taugen. Ein niedriger und feuchter am beſten. Wenigſtens muß dieſes Pfropfen des Habers nicht bey trockener Witterung geſchehen. Es ward vor einigen Jahren das Pfropfen des Waizens in den Hannöv. Intell. Blättern auch angerathen, von einigen Wirthen nachgemacht, und nicht von gewünſchtem Erfolge erfunden. Vielleicht ward die Beſchaffenheit des Bodens und der Witterung, welche ſchlechterdings nicht trocken ſeyn muß, hiebey nicht in Betrachtung gezogen, daß alſo hiervon das Mißgelingen entſtehen müſſen.

II.

So ſehr bekannt und gebräuchlich die Egge überall iſt, ſo wenig iſt es zur Zeit noch die Walze in manchen Provinzen, wo ihr Gebrauch doch auch von großem Nutzen ſeyn könnte. Sie beſteht aus einem runden Block vom Eichenholz; iſt ohngefähr 6 Schuh lang und hat 1½ Schuh im Durchmeſſer, und wird von Pferden oder Ochſen auf dem Acker auf- und abgezogen. Man hat zwo Gattungen, die **Stachelwalze** und die **gemeine Walze**.

Die Stachelwalze iſt mit ſtarken 4 — 5 Zoll langen eiſernen Zinken verſehen, und wird in ſtarkem Boden, wo die Egge die Erdſchollen nicht trennen und klein machen kann, gebraucht. Gleich nach der Stachelwalze läßt man aber die Egge folgen, und überzieht damit noch einmal den gewalzten Acker. An vielen Oertern läßt man die Erdſchollen durch Arbeitsleute mit hölzernen Keulen, oder Hämmern, zerſchlagen. Mit der Stachelwalze aber kömmt man kürzer und ungleich wohlfeiler davon.

Die **gemeine Walze** iſt entweder ganz rund, oder vielkanticht mit tiefen in die Länge gehenden Einſchnitten ausgearbeitet, um deſto beſſer die Erdſchollen entzwey zudrücken. Es müſſen aber die Walzen niemals bey naſſer Witterung gebraucht werden.

Die gemeine **runde Walze**, die auch zur Zerdrückung der Erdſchollen, wenn der Boden nicht zu ſchwer iſt, gebraucht wird, ſollte auch da eingeführet werden, wo der Acker ſehr leicht und ſandicht iſt, um den Boden nach beſtellter Saat recht feſt zu walzen. Es iſt wenig geſagt, wenn hier behauptet wird, daß auf leichten Aeckern ein Korn mehr, z. E. ſtatt des dritten

ten

ten das vierte, gewonnen werden könnte, wenn man die Walze hieſelbſt gebrauchen wollte. Man pflügt hieſelbſt den Roggen unter, und egget hierauf das Land glatt, wodurch es noch mehr aufgelockert wird. Man kann ihm aber nicht Feſtigkeit genug geben, und ſollte gleich die Walze aufs Unterpflügen des Saamens, am beſten aber des Morgens nach dem Einſäen, wenn der Thau noch auf dem Acker ruhet, ſtatt der Eggen, folgen laſſen. Hiervon wird die Saat weit dicker aufgehen, jede Pflanze feſte Wurzeln faſſen, ſich in Zeiten wohl beſtauden, und den reiſſenden Sturmwinden im ſpäten Herbſte Widerſtand thun, daß die Wurzeln nicht entblößet werden. So würde es auch wohl gethan ſeyn, wenn im Frühjahre die leichten Roggenſaatfelder abermals mit der Walze überzogen werden, um das Erdreich an die Wurzeln der Saat aufs neue feſt anzudrücken. Hiernächſt iſt eben dieſes Verfahren für ſogenanntes torfichtes ſchwarzes niedriges Erdreich am meiſten anzurathen. Denn dieſes wird am meiſten im Winter vom Froſte ſo gehoben und zertrennet, daß es, wie es hie herum auf provinzialiſch heißt, holl und boll (hohl) iſt; die Saatwurzeln liegen hohl in ſolchem Erdreich, können ſich nicht nähren, und laſſen den Halm bald nach der Blüthe niederſinken, und können ihn um des hohlen Grundes willen ſchlechterdings nicht feſt und ſtehend erhalten. Einem Acker von ſolcher Beſchaffenheit iſt das Bewalzen nach vergangenem Winter ſchlechterdings nothwendig, und es iſt nichts mehr zu beklagen, als daß die Walzen in Gegenden, wo dergleichen Aecker ſich befinden, völlig unbekannt ſind. Da nun dergleichen Gegenden eben ſo ſehr, als die, wo leichter Sandacker iſt, armſelig, und nichts weniger als kornreich ſind; ſo müßte es eine Angelegenheit des Staats ſeyn, die Bewohner ſolcher Gegenden

genden mit dieſem Ackerinſtumente bekannt zu machen; und da es ſo einfach und gar leicht nachzumachen iſt, hin und wieder eines unentgeldlich auszutheilen; oder wohl gar auf den Gebrauch derſelben eine Prämie zu ſetzen, weil ſich der gemeine Landmann gar ſehr fürchtet, von ſeines Gleichen beym Gebrauch neuer Ackerinſtrumente oder Einführung einer neuen Wirthſchaftsart ausgelacht zu werden.

Was aber zuvor von dem Gebrauch der Walze bey der Roggenſaat in leichten Feldern geſagt worden, das iſt auch eben hieſelbſt bey der Haberſaat anzurathen. So wird man auch hieſelbſt den jungen mit dem Haber zugleich aufgehenden Hederich ſehr mit der Walze, wenn man ſie darüber gehen, und ihm die ganz zarten Blätterlein zerdrücken läßt, wo nicht ganz vertilgen, doch ſehr mindern können.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Beyſpiele und Geſchichte:

Adraſt verſchlimmert ſein Guth durch Vergröſſerung ſeines Weinbergs 5 ff.
Agenor, ein Uebertreter der Ordnung bey Guthsverbeſſerungen 79 ff.
Albanus hält zu wenig Ackergeſinde, 283 ff. Berechnung ſeines hiervon entſtandenen Schadens 287 ff.
Alfords, Gebrüdere und Landwirthe, hatten ſehr ungleiche Gehülfinnen zur Ehe 170 ff.
Alidor, erhält ſich bey der Liebe des Mittelmäſſigen ohne Schulden 37 ff.
Alphil unternimmt ſeinem Wirthſchaftsfuße zuwider zweydeutige Guthsverbeſſerungen 58 ff.
Aurelius iſt wegen ſeiner Güte und Ernſtes in Anſehen beym Geſinde, 244 ff. legt eine gute Baumſchule zur Geſindeerziehung an 246 ff.

Beamter, deſſen Ordnung bey der Sommerſtallfütterung 106 ff.
Brenkenhofs v. große Verſuche beurtheilet 132 ff.
Buſſo maulet oder ſchmollet mit ſeinem Geſinde 240 ff.

Damaſus iſt als Flucher ſeinem Geſinde lächerlich 241 ff.

Engmar erhöhet den Ertrag ſeiner Kuhmelkerey 93 ff.
Eraſt verſchlimmert ſein Guth durch ſeinen Luſtgarten 8 ff.
Erichs Sohn melioriret ohne Ordnung 71 ff.

Felſing, einer der gröblichſten Uebertreter der Ordnungsregel bey Guthsverbeſſerungen 73 ff.
Firmian, ein edelmüthiger Herr, der die in ſeinen Dienſten Abgelebte nicht unverſorgt läßt, 264 ff. warum er dem Bedienten ſeiner Gemahlin nicht zum Dorfküſter haben will 266 ff.
Floridor, ſeine Erziehung iſt Schuld an ſeinem Schuldenmachen 38 ff.
Floriane eine gute Wirthin 170 ff.
Frelidor, ſeine Söhne verüben Muthwillen an dem Kutſcher 257 ff.
Fruchtlieb, ſeine gründliche Meliorationen 54 ff.

Gratian, ein Dorfedelmann, hat die Maxime, ehrbares und religieuſes Geſinde zu wählen 248 ff.
Grünbeck, ein Ackerflecken, könnte mehr Fruchtſorten anbauen 176.
Grünfels verpachtet ſeine Brauerey mit Schaden 90 f.

Hagemann ertheilt einem Guthsherrn einen guten Rath 616 ff.

Hellmuth will keinen Wirthſchaftsaufſeher mehr haben

Hincmar begeht viel Meliorationsfehler 68 ff.

Klearch wird von einem Oheim ſehr gut zur Wirthſchaft erzogen 41 ff.

Kleinjogge, ein Zürchiſcher wegen ſeiner Wirthſchaft berühmt gewordner Bauer 654

Langworth, ſeine Unternehmungen zur Unzeit 102 f.

Lodimir, ein blinder Wirthſchaftsnachahmer 87 ff.

Lodjar, deſſen eigenes übles Verfahren mit dem Geſinde 239 ff.

Lucia, eine rechtſchaffene Hausmutter, bringt durch Sparſamkeit was Großes vor ſich 210 ff.

Menander, ein Kräkler mit ſeinen Leuten 238 ff.

Mengmann, Unordnung auf ſeinem Hofe und in den Wirthſchaftsgebäuden 104 ff.

Münchhauſen, Hr. v. rühmt ſeine Gemahlinn als eine der beſten Wirthinnen 176 ff.

Niefort, iſt zu ſäumig in ſeiner Wirthſchaft 96 ff.

Nielsfeld könnte eine baare Geldausgabe erſparen 115 f.

Ottmar verſtattet ſeinen Kindern allen Muthwillen wider das Hausgeſinde 257 ff.

Philon handelt einem Wirthſchaftsgrundſatze entgegen 9 ff.

Podewils, Gr. v. deſſen muſterhafte Guthsverbeſſerungen 82 ff.

Remigius verſchlimmert ſein Guth durch den Verkauf eines Grundſtücks an ſeinen Nachbar 5 ff.

Rixoſus, ein Zänker mit ſeinem Geſinde 247 ff.

Sandwehr, verſteht ſich gut auf die Erhöhung ſeiner Guthseinkünfte 96 f.

Saturnin iſt ohne Menſchlichkeit gegen ſeine Leute, 271 ff. läßt einen bey ihm zum Krüppel gewordenen Jäger ohne Troſt von ſich, 271 ff. iſt unbarmherzig gegen einen bey ihm taub gewordenen alten Verwalter 237 ff.

Spätmann, ein unordentlicher Wirth 100 f.

Steele fehlt wider die Regel alle mögliche Naturalien ſelbſt zu erbauen 114 f.

Stockwall kann um ſeiner Töchter willen kein Geſinde bekommen 258 f.

Sylvan hat Verluſt von der Unterlaſſung des zu prüfenden neuen Geſindes 230 f.

Trittheim ziehet einen Hausbau der nöthigern Erbauung und Reparatur der Wirthſchaftsgebäude vor 76 ff.

Tharſander ſchadet ſeiner Haushaltung mit ungetreuem Geſinde 293 ff.

Waid=

Weidworth macht aus Nachahmung falſche Guthsverbeſſerungen 80 ff.

Waldviel unternimmt aus Neuerungsſucht unnütze Meliorationen 80 ff.

Wonnrich, deſſen Vorfahren haben ihm nur einen einzigen Meliorationsartikel übrig gelaſſen, den er ſehr geſchickt ausgeführet 60 ff.

Regiſter

über die in dieſem Bande enthaltenen vornehmſten Sachen.

A.

Acker. Ackerbau, Grundſätze zur Beſtellung des Ackers 280 ff. Ackerbau ſoll nach dem Columella wiſſenſchaftlich getrieben werden, ebend. proportionirliche Anzahl der zum Ackerbaue benöthigten Arbeitsleute 281 ff. es ſoll weder zu wenig noch zu viel Ackergeſinde gehalten werden 282 f. die Qualität des Ackers und der Ackerprodukte beſtimmt deſſen Anzahl 290. Haus- und Lagerbücher dienen auch dazu 291. es kann mit Taglöhnern erſetzet werden, und wie? 291 f. weniger, und in guter Cultur gehaltener Acker bringt mehr ein, als vieler, der weniger gut beſtellet werden kann 347. nützliche Verminderung der zu vielen Aecker 348. entlegene, wie ſie beſſer zu nutzen, ebd. ſchlechter Sandacker dienet zum Holzanbau 349. in friſchgedüngtem Acker kann man Küchengewächſe die erſten Früchte ſeyn laſſen 376. feſter, muß nicht geſchehen, wenn das Erdreich binden kann, vor oder nach dem Regen 473. leichter ſoll bey kühler und trüber Luft bearbeitet werden 476.

Ackerbeete ſollen in feſtem Boden gewölbet, oder in der Mitte erhoben ſeyn 475

Ackerbuch, Ackerregiſter, worüber und wie es geführet wird 26. das Hauptſächlichſte deſſelben kömmt ins Hausbuch, und iſt mit dienlichen Anmerkungen zu begleiten, ebend. f. worzu der jähr-

jährliche Extrakt aus ſelbigem nutzen ſoll 27
Ackerfelder, ihre Namen und Eintheilungen 352 ff. Theorie des Hannöv. Hausv. hierüber 353 f. Eckharts 355. Folge der Arten in Tabellen 355 f. Beurtheilung derſelben 360 ff.
Ackerſyſteme des Camillo Tavello 337 ff. Hrn. Pr. Lüders 382 ff. beruhet auf 4 Grundregeln 383 ff. hat viele überall anwendbare Regeln 412. Tulliſches 430 f. vom Hannövriſchen Hausv. getadelt 431. Engliſches, worin es ſich von der Koppelwirthſchaft unterſcheidet 431. erfordert Aufhebung der Gemeinheiten 432. was das Ackerfeld wechſelsweiſe trägt, ebend. künſtliche Wieſen werden alle 3 Jahre gedünget 432 f. Behandlung eines Guths von 300 Morgen 433 f. Vortheile dieſer Bauart durch lange Erfahrungen der Engländer 435 f. Beurtheilung des Verf. 436. wie ſie auch da nachzuahmen, wo kein Waizenacker iſt 439. Borkiſches 439 ff. wie ſehr der Urheber damit ſein Guth verbeſſert 439 f. Tabelle über die Bebauung der Koppeln 441. Berechnung des Gewinnſtes davon 442 f. der Kleebau 444 ff. Beurtheilung des Verf. 445 ff. der Urheber des Syſtems wird wegen freyer Nachahmung der Engliſchen Bauart gerühmet 447 f. Kretſchmariſches 448 ff. das Weſentliche deſſelben, ebd. f. nicht jede Art des Unkrauts wird davon vertilget 450 f. wie mit den gewöhnlichen Pflügen nach dieſer Bauart zu pflügen 451 f. Beſtellung des Winter- und Sommerfeldes zur Saat 453 f. wie die Baumzucht damit zu vereinigen 455 f. Anmerkungen des Verf. 457. Urtheile klaſſiſcher Schriftſteller 457 ff. der Verf. tritt dem Urtheile des Hrn. v. Pfeiffers bey 459 f. Reichhartiſches 460. Exempel der 18jährigen Abwechſelung mit Früchten nach dieſer Bauart 462 ff. Anmerkungen des Verf. 464 ff. wo eine freye Nachahmung anzurathen, ebend. Darjeſiſches, theilet die Felder in 3 Klaſſen 465 ff. erſte Klaſſe, ebend. zweyte 467 ff. dritte 468. Anmerkungen des Verf. ebend. Waizen ſoll ſo gebauet werden, daß das Schröpfen nicht geſchehen darf 468. der Landmann kann ſich nicht mit Erbauung vieler Küchengewächſe abgeben 469. Wöllnerſches 469 ff. Anmerkungen des Verf. 470 ff. wird als eine freye Nachahmung der engliſchen Feldwirthſchaft angeprieſen 471. das Abweiden der Rüben durch Schaafe, ebend. f. Bertrand-

randſches 473 ff. für feſten und ſtarken Boden 473 ff. für leichten 476 ff. Anmerkungen des Verf. 480 ff. Bernhardſches 490 ff. Vereinigung des Wieſen- und Ackerbaues 490. dieſelbe mit dem Weinbau 491 f. Anmerkungen des Verf. 492. dieſe Bauart iſt Neuanbauenden, denen nur wenige Morgen Land zugetheilet werden, anzurathen, ebend. auch den Vorſtädtern 493. Schönfeldſches 495 ff. Anmerkungen des Verf. 496 ff. Bergenſches 499 ff. iſt keine Erfindung. eines Stubenwirths 499 ff. beziehet ſich auf die Verwandelung der Wieſen in Aecker 500 wird als ein ſolches empfohlen, welches der Verf. ſchon ſeit 20 Jahren als das einige anſiehet 518. Schlußbetrachtunge des Verfaſſers über alle Syſteme 520 ff. Rath für diejenigen, welche aus einem oder dem andern Syſteme was nachahmen wollen 521 f.

Androgogie, was ſie ſeyn ſoll 304. Rom hat in ſeinem höchſten Flore Sittenrichter, ebend. verdienet Nachahmung auf den Dörfern, ebend. was für Leute dazu zu wählen, ebend. müſſen befugt ſeyn, kleine Strafen zu dictiren, die nicht im Geld, ſondern in Arbeiten zum gemeinen Beſten des Orts beſtehen müſſen, ebend. was für Gutes zum Flor der Staaten durch die Sittenrichter zu erreichen 305 f.

B.

Bauer, von armen, kann die Erde nur unzulänglich gebauet werden 624

Boden gemeine Eintheilung deſſelben in 3 Klaſſen 552. noch genauere deſſelben nach der Verſchiedenheit der Zuſammenſetzung der Erdarten ebend. nähere Kenntniß eines fruchtbaren Bodens 553 ff.

Bodenregiſter. wie es einzurichten 29. Ordnung und Genauigkeit dabey ebend.

Braache, Abſchaffung oder Beybehaltung derſelben 369 ff. manchen Feldern iſt jene nicht vortheilhaft 370 ff. Anwendung der Lüderſchen Bauart auf eine 4 jährige Braache 407 ff. das Umpflügen der Braache geſchiehet an vielen Orten zu ſpät 482. iſt zur Zeit noch die gemeinſte Beſtellung des Ackers 520. halbzährige, ebend. wo keine vorhanden, da iſt eine Abwechſelung der Pflanzen nöthig, ebend. f. wie die Braache nach mancherley Syſtemen erſetzet wird 523 f. wie ſolches auf leichten Sandfeldern geſchiehet 524 f. ein zweytes Mittel die Braache zu erſetzen 525 ff. wenn man davon

von abgehen will, was zuvor zu bedenken 527 f. Hr. v. Münchhauſen verbeſſert ſeinen Sandacker durch die Einführung der einjährigen Braache 524 f. warum ſie im Hollſteiniſchen auch in Au- und Marſchfeldern beybehalten wird 525. drittes Mittel ſie zu erſetzen 532 ff.

D.

Dokumente, Regiſteraturen u. Gränzreceſſe eines Guths werden am bequemſten den Lagerbüchern beygefüget 23. müſſen zuſammengeheftet, und paginiret ſeyn, ebend. die Lagerbücher müſſen ſich darauf beziehen, und die Blattſeite nachweiſen 23.

Dorfpolizeyen, aus ihrem Mangel rühren die verſandeten Aecker her 581 f.

Dröſcherregiſter, wozu es dienet 28. kann allein, oder in Verbindung mit dem Saat- und Ackerregiſter gehalten werden.

Dünger, Düngermagazin 648 ff. wie die Gruben dazu anzulegen, ebend. Materialien dazu, ebend. dergleichen oder Mieten auf dem Felde 650 ff. Düngerwände 651 ff. flüſſiger Dünger, Schweizergülle 654 ff. Gebrauch 657. Verfahren auf Aecker und Wieſen, ebend. Urtheile des Verf. darüber 659 ff. der Strohdünger wird allerdings davon entkräftet, ebd. die Gülle oder Jauche kann durch fleiſſiges Einſtreuen dem Strohe einverleibt werden, ebend. bey der Gülle kömmts auf die Beſchaffenheit des Ackers an ebend. ff. iſt zur Wieſendüngung vorzuziehen 662. vierfache Düngungsarten des Hrn. v. Schönfeld 665 ff. wie Lehm, Kalch und Gyps zum Dünger ſelbſt zu brennen und anzuwenden 666 ff. Schaafpferch mit Kalch zu miſchen 668 f. Kalch mit mehrern Materialien 669 wie mit Gyps zu düngen 671 ff. mit Torf 672 f. mit Steinkohlen- und Torfaſche 673 grüner Dünger, Pflanzendünger 673 ff. hierzu grüne und friſche Pflanzen zu nehmen 674. bey welchem Acker dieſer Dünger am beſten anſchlägt 674. welche Pflanzen hiezu am beſten taugen 675. die grünen Tobacksſtängel werden zum Düngen an den meiſten Orten noch verkannt 676. Siehe auch **Miſt**. Anwendung des gewöhnlichen auf den Acker 677 ff. die Reife des Miſtes, ebend. hat Grade, ebend. mit welchem ein entkräfteter Acker am erſten geſtärket wird, ebend. f. langer, und im erſten Grade der Reife befindlicher würket länger, und wo er zu gebrauchen 678. die Verſchiedenheit der Aecker erfordert verſchiedenen Miſt 678. wo die

die Miſchung des Miſtes gut iſt, ebend. Rath, wenn man nicht alle Aecker miſten kann 679. Art, Weiſe und Zeit, den Miſt der Erde einzuverleiben, ebend. muß in der wärmern Jahreszeit nicht lange uneingepflüget liegen 681., warum er gegen das Ende des Winters länger ſo liegen kann ebend. ſoll nicht naß und friſch untergepflüget werden 682. ob der Miſt auf einmal oder in Portionen vertheilt aufzulegen, ebend. Behandlung des Schaafpferchs 683. Düngungsregiſter, wie es einzurichten 684 f. Düngungstabellen, nach welchen berechnet wird, wie viel Land mit dem Dünger von 1 Stück Rindvieh, oder 100 Schaafen bemiſtet werden kann 685 ff. Wichtigkeit ſolcher Berechnung 686. welche Miſtberechnung für alle Gegenden die paſſendſte iſt, ebd.

Düngungsarten gewöhnliche und ungewöhnliche 633. dienlichſte Strohart zum Düngermachen, ebend. ff. wie zu verhüten, daß es in Mißwachsjahren nicht an Streuſtroh mangele 635 ff. überflüſſiges Einſtreuen iſt zu widerrathen 636 f. bey den Schaafen kann eine Ausnahme ſtatt finden 637. Vermehrung des Schaafmiſtes ebend. ſubſidiariſche Materialien zum Einſtreuen, 638 ff. Siehe auch Miſt.

E.

Eggen ſoll bey naſſer Witterung im Herbſte zur Saat entweder aufgeſchoben oder ganz unterlaſſen werden 398. Lüften mit der Egge 404. ſoll mit leichten Eggen geſchehen 405. zu welcher Zeit? 405 ff. iſt nöthig beym Wenden krautartiger Aecker 408. wie damit beym Entraſen der Wieſen zu verfahren 501 f. zweyerley Arten der Eggen 765. wie die eiſerne Zähne oder Zinken darin zu befeſtigen 766. wie die Knechte mit dem Eggen umgehen ſollen, ebend. Durchgehen der Pferde mit den Eggen 767 ff. wenn der gewendete Acker zu eggen 768. wie viel Pferde einem Knechte dazu gegeben werden können 768 f. wie es verſchiedentlich geſchehen muß 769. wie zur Hervorbringung der Quecken oder Päthen 769. wie bey naſſer Saatzeit 770. das Pfropfen des Habers mit der Egge . . 771

Erdart, Behandlung einer jeden in ihren beſondern Eigenſchaften und Würkungen, 557 ff. Gartenerde, ebend. ſchwarze Felderde 558. Marſcherde, Auerde, 559. ff. Teicherde, Schlammerde, 562 ff. gelber Lehm, 563 f. Sandfeld, 565 ff. Kleyerde, 566 rothe Kleyerde, ebend. gemeiner Thon 567.

567. Töpferthon, ebendaſ. Mergelerde, ebend. Kalcherde, 568. Torferde, ebd. Sumpferde 569 f. ſchwarze ſaure Moorerde 570 f. Moorerde, 571. Flugſand, 713 ff. Ochererde, 582. ſteinichte Erden, 584. Steinfelſen 585.

Erdarten verſchiedener Miſchung zu Beförderung der Fruchtbarkeit 585 ff. die meiſten Oerter und Gegenden bedürfen derſelben ebend. Beſtimmung der Erdarten zur Miſchung nach Hrn. Mayers Grundſätzen 587 ff. nach Hrn. Andreä 593 ff. nach Wallerius 600 ff.

Erdreich, Kenntniß des verſchiedenen 524 ff. Eintheilung derſelben ebend. Kieſelerden, reine, ebend. Sand, ebend. Thonarten, reine, ebend. gemiſchte, als Lehm, Letten u. ſ. f. 536 f. Kalcherden 537 f. gemeine Erden, Fruchterden 540. die darunter begriffene Erden, als Wurzel- Torf- Moorerde ꝛc. 541. Damm- Garten- oder Ackererde ebend. Jungfernerde ebend. Namen der gemiſchten Erdarten 543 ff. Erforderniſſe eines fruchtbaren Erdreichs 545 ff. eiſenſchüſſiges, wie es mit Sicherheit zu gebrauchen 606 ff.

F.

Flugſand, Beantwortung der Frage, wie ihm zu begegnen und wieder tragbar zu machen 775 ff.

Fundbuch was es in ſich hält 25. wie es zu führen, ebd.

Futterkräuter haben nicht einerley Werth bey den Wirthſchaftslehrern 489 ff. drey angeprieſene zur Begattung der Wieſen oder Grasplätze, in der Vermiſchung mit einander 510 ff. jeder Saame muß einer nach dem andern ausgeſäet werden 512. ſie werden nach dem Ausſäen und Eineggen der Gerſte über den Acker geſtreuet und bewalzet, ebend. was zu thun, wenn der Acker ſeiner Natur nach den Klee ſtärker als die Gerſte treiben kann 513. obige Vermiſchung wird auſſer der Esparcette allen übrigen Futterkräutern auch dem rothen Klee vorgezogen, 515. wie viel Heu davon gefällt, ebd. wenn und wie oft es zu mähen, ebend. muß zu letzt nur mit Hornvieh abgeweidet werden, ebend. wie man ohne Kornärndte gleich ein Mengſel anſäen kann 514

G.

Gemeinheit, wie man ſeinem Acker helfen ſoll, wenn man nicht zu ihrer Aufhebung kommen kann 375. warum ſich unſre Bauern ſo dafür ſcheuen 436 f. müſſen durch ſtarke Prämien befördert werden, ebend.

Gerſte, woher ihr Mißwachs in manchen Jahren entſteht 407. Beſtellung des Ackers dazu 409 ff.

Geſinde, Regierung des männlichen 217 ff. ſteht meiſtens dem Hausvater zu, ebend. man muß ſuchen ſolches zu haben, das ſeine Dienſte aufs beſte verrichten kann und will 218 ff. wie Cato ſeine Knechte gezogen und regieret, und damit Reichthum zu erwerben 219 f. er hielt mehr auf wohlgezogene Knechte, als eine große Zahl derſelben 220. Tüchtigkeit des Geſindes, worin ſie beſteht ebd. Religion verſchafft uns nach der Theorie der Hausmutter das beſte Geſinde 221. es muß zur Beſuchung des öffentlichen Gottesdienſtes 221. auch zum häuslichen angehalten werden 222. Vorſicht bey der Wahl neuer Dienſtboten, ebend. abgehendes Geſinde ſoll ein Zeugniß ſeines guten Verhaltens von den Herrſchaften mitnehmen, ebend. gutes Vorurtheil für Geſinde von rechtſchaffenen Aeltern, Vormündern und Verwandten, ebd. Geſindelohn 223 f. iſt in unſern Tagen ſehr geſtiegen, und warum, ebend. wie dieſer Steigerung abzuhelfen 225 ff. willkührliche Geſchenke dem Geſinde zu geben, iſt beſſer als verſprochene oder benannte 226 f. dem neuen, oder erſt anziehenden Geſinde muß alsbald ein Verhaltungsplan bekañt gemacht werden 227 ff. anziehendes Geſinde iſt im Anfange des Dienſtes gelehriger als hernach 228. beſondere Sittenregeln, woran das neue Geſinde gebunden werden muß 229 f. Prüfung deſſelben 230 ff. keinem Dienſtboten müſſen vor andern beſondere Vorzüge eingeräumet werden 231 ff. man muß ſeinem Anſehen durchs Gemeinmachen mit ihnen nichts vergeben 232. Abhaltung des Geſindes von böſer Geſellſchaft, ebd. üppige Tanz- und Spielgeſellſchaften, ingleichen das nächtliche Auslaufen deſſelben 233 ff. Cato hielt ſehr auf die Eingezogenheit deſſelben und warum, ebend. Theorie der Hausmutter darüber 233 f. fromme Wünſche in Anſehung der Polizeyen 235. Befugniß der Herrſchaft das Geſinde zu züchtigen 235 ff. widerrechtliche Anmaſſungen der Unterobrigkeiten zu Laſten des Hausſtandes 236 f. das Maaß der Hauszucht muß nicht überſchritten werden 237. man ſoll das Geſinde nicht durch beſtändiges Murren und Schelten verdrüßlich machen, ebend. wie das Geſinde zu tadeln oder zu ſchelten 238. Kinder ſollen das Geſinde weder ſchimpfen noch ſchlagen 251 ff.

Graben iſt auch vielen Sandfeldern nützlich 480 f. Berech-

rechnung der Koſten 120. gevierte Ruthen für Tagelohn graben zu laſſen, und ſie mit Ertüffeln zu bepflanzen 507. Ertrag derſelben, ebend. ff. Vergleichung des Umgrabens und Umpflügens eines Landes in Anſehung der Koſten und des Ertrages, 509 ff. um wie viel der Ertrag das Land dadurch erhöhet wird 697. Regeln des Umgrabens 698 ff. beſte Beſchaffenheit der Spade 699 ff. die ſpitzrunden können in mancher Abſicht den ſtumpfrunden vorzuziehen ſeyn 702 f.

Grasgärten, Anger, Wörthe, ihre beſte Behandlungsart 505 ff. ſind der Acker- und Wieſenwanderung zu unterwerfen, ebend.

Gränzen, ihre Berichtigung 13 ff. müſſen feſt und gewiß ſeyn 13. aus unrichtigen entſtehen Proceſſe 13. unſre Vorfahren hielten genauer über gewiſſe und bemerkte Gränzen 13. Zeichen zur Unterſcheidung derſelben 14. Gränzſteine ſind wegen ihrer Unvergänglichkeit allen andern Gränzmalen vorzuziehen 14. mancherley Zeichen auf derſelben 14. ihre verſchiedene Benennungen, ebend. Zeugen der Gränzſteine, Eyer, Steineyer 15. Gränzbäume, ihre mancherley Namen 15. wo ſie gebrauchet werden, ebend. müſſen von Forſtbedienten beobachtet werden, wenn ſie umfallen oder weggeſtohlen werden, ebend. ihre Lochen müſſen alle fünf Jahre erneuert werden 16. auf welcher Seite die Lochen ſeyn ſollen, ebend. Eintheilung derſelben, ebend. Gränzſäulen und Gränzpfähle 16. wo ſie gebraucht werden, ebend. von was für Holze ſie, und wie ſie bezeichnet ſeyn ſollen, ebend. Gränzgräben, auf weſſen Seite ihr Auswurf zu bringen 16. wenn Waſſer darin ſteht, oder durchfleußt, müſſen ſie öfters gehoben werden 17. Gränzhügel, Mal oder Markhauſen, wo ſie vorkommen 17. müſſen oft erneuert werden, ebend. wie ſie auf offenen Sandfeldern dauerhaft zu machen, ebend. Gränzreine, Reine, Markſcheiden, Markſcheidungen gelten vieler Orten für Gränzen 18. ihre Breite, ebend. wie ihr Unkenntlichwerden auf leichten Boden zu verhindern, ebend. Gränzpronen, Pronen, Brohnen, was und wo ſie ſind 18. ſind den Holzdiebereyen ſehr unterworfen, ebend. ſchriftliches Verzeichniß der Gränzen heißt das Markbuch 19. Gränzbeziehung oder Begehung, was ſie iſt und was dabey zu beobachten 19. f. wie oft ſie anzuſtellen 20. der dazu anzuſetzende Tag, ebend. was zu thun, wenn

wenn in den alten Gränzreceſſen keine Tage zum Gränzzuge beſtimmet ſind 20 f. Rath bey ungewiſſen Gränzen 21. Raymund verführet ſich zu Anlegung eines falſchen Wirthſchaftsfuſſes durch die Wirthſchaftsregiſter ſeines Freymuths, ſeines Vorwirths, der auſſerordentlich glückliche Jahre gehabt hatte 46 ff.

Grund- und Lagerbücher, Flurbücher, was darunter zu verſtehen 21 f. vielmals werden auch die äuſſerſten Gränzen des Guths darin verzeichnet 22. Nutzen der Grundbücher 22 f. ſie müſſen ſich auf die Vermeſſungscharten beziehen, und wie? 23. die Lagerbücher ſollen in Folio und warum? ſeyn, ebend. ſie müſſen ſich auf die Regiſtraturen, Dokumente und Gränzreceſſe des Guths beziehen, und die Blattſeite nachweiſen, ebd.

Guthsverbeſſerungen, Meliorationen ſind von den höhern Nutzungen eines Guths zu unterſcheiden 52. das Weſentliche der Meliorationen, ebend. welche unter den möglichen vorerſt zu erwählen, ebend. Vorſicht dabey 53. müſſen in gehöriger Ordnung unternommen werden 76. Regel dieſer Ordnung iſt vom Nothwendigen anzufangen, und ſodann zum Bequemen und Vergnügenden fortzuſchreiten, ebend. welche Landwirthe dieſer Regel entgegen handeln, ebend. nothwendige Verbeſſerungen, was ſie ſind 71. wenn keine Verbeſſerungen eines Guths mehr möglich ſind, was denn zu unterſuchen 87

Güther, die Erlangung der zu bewirthſchaftenden geſchieht auf mancherley Weiſe 2. Kaufen und Verkaufen derſelben muß nach gründlichen Anſchlägen geſchehen 2 f. ohne Anſchlag, oder in Pauſch und Bogen kann zum höchſten Schaden gereichen 3. die Erhaltung derſelben 4. Verſchlimmerung derſelben zu verhüthen 4

H.

Habergras, wo es am beſten fortkömmt 518. wird von Hallern nicht empfohlen ebendaſ.

Hausbücher, was ſie ſind 24. ſind nicht mit den Lagerbüchern zu verwechſeln, ebend. legen den Grund zur Einrichtung eines Wirthſchaftsfußes oder Etats, ebend. die Extracte aus den Specialbüchern oder Regiſtern und Rechnungen werden ins Hausbuch übergetragen, ebd.

Hausvater, wie ein heruntergekommener und in Schulden vertiefter ſich zu berathen 147 ff. was für Rechtswohlthaten ihm zu ſtatten kommen 152 ff. muß auf Sicher-

Sicherheitsbeſtellung oder Caution Bedacht nehmen 154 ff. ſich für Contrahirung neuer Schulden hüten 156. ſuchen wo nicht alle, doch die meiſten Stimmen ſeiner Gläubiger zum Conſens eines nachzuſuchenden Indults zu erlangen 156 f. was zu thun, wenn er mehr Schulden als Vermögen hat 157 ff. traurige Wohlthaten für ihn 159. gerichtliche Behandlung ſeiner Gläubiger pflegt beſſer als die auſſergerichtliche zu glücken, ebend. f. Abtretung des Vermögens (ceſſio bonorum) 160 f. geſetzliche Erforderniſſe bey Provocirung auf vorige Rechtswohlthaten 161. die Kompetenz zum nothdürftigen Unterhalt, 162. was zu thun, wenn die Beneficien der Behandlung mit Vermögensabtretung umſchlagen 162 ff. Concurseröffnung 163 f. der verfallene Schuldner muß ſich für Betteley, Ausſchreibung von Brandbriefen, Collecten u. dergl. hüten 165. Rath, wenn er im hohen Alter zur Arbeit unfähig, auch nicht durch der Seinigen Hände zu ernähren iſt, ebend. f. Uebereinſtimmung deſſelben und der Hausmutter in die innere Haushaltung 166 ff. wie er den Namen eines Haustyrannen verdienen könne 189. wie er der Hausmutter Selbſttriebe, dem Hauptplane der ganzen Wirthſchaft nachzugehen verſchaffen, und zu einem angenehmen Wettſtreit mit ſich ermuntern kann 190. hat an einer klugen Frau die nächſte und beſte Rathgeberin 191 f. iſt nach dem Hannöverſchen Hausv. zu ſchätzen, wenn er eine ſparſame Hausmutter hat, und muß ihm mehr werth als ein groſſes Kapital ſeyn 210. die Geſchäfte des Hausvaters und der Hausmutter müſſen einander nicht entgegen ſeyn 213 ff. wie ſie den Colliſionen darin zuvorkommen müſſen 215 ff.

Hausmutter, muß über ihr Fach der Haushaltung in Anſehung der Ausgabe und Einnahme Rechnung oder ein Regiſter führen 31. ihr Regiſter wird dem Hausbuche untergeordnet, ebend. giebt hiezu den monatlichen Extract ab, ebend. dieſes darf in kleinern Wirthſchaften nur jährlich geſchehen, ebend. der Nutzen hiervon, ebend. muß ſich als eine wahre Gehülfin des Hausvaters in ihrer Wirthſchaft beweiſen 167 ff. warum ſie auch eine Kennerin der Wirthſchaftsgeſchäfte des Hausvaters ſeyn ſoll, ebend. muß mit dem ganzen Wirthſchaftsfuße bekannt ſeyn, und ihren beſondern Etat demſelben unterordnen, damit

in Verbindung ſetzen, und erhalten 189 ff. muß für das ihr zugetheilte Fach der Haushaltung ihren beſondern Etat haben, 190 deſſen Erforderniſſe, ebend. ff. iſt in ſtädtiſchen Haushaltungen leichter als in ländlichen zu formiren 192 f. das Tiſchſyſtem 193. ausgezeichnetes Muſter einer zur Landwirthſchaft ſo wohl erzogenen Tochter, daß ſie ſchon vor ihrer Verheyrathung an die Stelle ihres Vaters die ganze Feld- und Hauswirthſchaft ordnen konnte 192 ff.

Hecken, es ziehen alle ohne Unterſchied die Vögel herbey 418. Hornvieh durchbricht ſelbige, und warum? ebend.

Hofedienſte werden von einigen Edelleuten abgeſchafft, 297 ff. die Pflugarbeiten der Hofediener oder Frohnleute ſind ſehr ſchlecht, ebend. eigenes Geſpann und Leute richten viermal mehr aus, ebend. die der Hofedienſte entlaſſenen Bauern werden verbeſſert 298. Aufhebung derſelben iſt nicht durchgängig vortheilhaft 298 f. unbeſtimmte Spanndienſte ſind zum Verderb der Bauern 300 ff. Hauptbedenklichkeit bey der Aufhebung der Dienſte 301. Beſtrafung der im Hofedienſte begangen Fehler ſind Mißbräuchen unterworfen, ebend.

Honiggras, Holcus lanatus L. wird vom Verſ. als ein gutes Futtermengſel gelobet 518. giebt gutes Heu, ebd. warum es ohne Vermiſchung gutes Heu giebt 519.

Hüthungsgerechtigkeiten, wie ſie können verlohren gehen 4 f.

J.

Induſtrie des Ackermannes erhebet ſich durch Eigennutz 615. Sicherheit 619. ſollte durch Ehrenzeichen, die dem Staate nichts koſten, aufs höchſte in Bewegung geſetzet werden 619. Vorſchläge dazu 620 ff. werden durch des Abts Genevoſi Urtheil über Ehre und Belohnung unterſtützet 622 f. Vorſchlag einer ſo zu nennenden Ackerinduſtrietabelle 625 ff. dieſe ſoll jährlich an die Ackerſtädte und Dörfer erlaſſen, und genau beantwortet werden, ebendaſ.

Italien, hat noch das Phyſikaliſche aber nicht mehr das Moraliſche von den glücklichen Zeiten des Auguſtus, 623. das bewegende Principium großer Genies u. des Muths, näml. Belohnung und Ehre fehlen daſelbſt, ebendaſ.

K.

Klee, deſſen Anbau nach dem Borckſchen Syſtem 444 ff. iſt bey Regenwetter ſchwerer als gemeines Gras zu Heu

zu machen 446 f. zwo weiſſe Kleearten 516 ff. zwo vom Hopfenklee 577

Koppelwirthſchaft, Ackerumſatz, ihre Beſchaffenheit und Vortheile 412 ff. Anmerkungen des Verfaſſers darüber 415 ff. iſt auſſer dem Meklenburgiſchen und Hollſteiniſchen u. ſ. f. noch nicht bekannt genug 415. Bedeutung der dabey gebräuchlichen Wörter, ebend. Eintheilung der Felder hiebey 416. Anmerkungen des Verf. darüber 418 ff. 428 ff. Beſtimmung der Anzahl und Größe der Koppeln nach gewiſſen Abſichten und Regeln 419 ff. Bearbeitung und Benutzung der Acker- und Weidekoppeln, 421 ff. der Toſten 423 ff. der Auſſenſchläge 424. Vorſtellung einer gewiſſen Anzahl von Schlägen 424 ff. wo die Koppelwirthſchaft am nützlichſten einzuführen 427 f. wie auf hohen Feldern 429. Urſachen, weßhalb Hr. Bertrand dieſes Syſtem anpreiſet 477.

L.

Landvolk muß von der Kindheit an gute häusliche und Schulerziehung haben 303. der rege gewordene Punkt der Pägagogie iſt nicht genug zu loben, ebend. das junge Landvolk artet gleich aus, wenn es aus der Haus- und Schulzucht heraus iſt, ebend. ihre Stelle vertrat die Kirchenzucht ehedem, ebend. nach dem Verfall derſelben hat die Policey zur Subſtituirung eines beſſern Zuchtmittels gar nichts gethan, ebend. es muß mit der Pädagogie eine Androgogie verknüpfet werden 304. Vorſchläge dazu, ebend.

M.

Mangkorn, 486 f.

Meliorationen, ſ. Guthsverbeſſerungen.

Mergel, deſſen Beſtandtheile, Farben und Namen nach der Zuſammenſetzung 539. 544. 567. was vor der Bemergelung eines Ackers zu unterſuchen 604 f. wenn die gute Würkung des Mergels nachläßt 605

Miſt, Dünger, der naßeingeackerte iſt manchen Aeckern ſchädlich 398. wie es einzurichten, daß er auf der Weide nicht als verlohren zu ſchätzen 413 f. der hitzige iſt kalten Aeckern zuzutheilen 474. welcher auf leichten aufzulegen 476. wenn er auf den Acker zu bringen 481 ff. beſonderes Auslegen deſſelben auf leichten Aeckern 484. verliert ſeine Kraft in der freyen Luft 484. Ausnahme hiewider 485. Düngermiſchung 486. Miſchung des Schaaf- und Pferdemiſtes auf dem Hofe 496.

496. unreifer Dünger, was er iſt 497. nach aufgelegten Verbeſſerungserden ſoll der Miſt von allerhand Arten gebraucht werden 592 f. Behandlung des Hofmiſtes auf dem Hofe 648. Miſtjauche, gemeine von den Miſthöfen, wie ſie zur Wieſendüngung angewendet werden ſoll 667 ff. wie ſie fortzufahren und zu vertheilen 664. Abwechſelung des Miſtes mit Mergel und Gyps 672

Miſtſtäte auf dem Hofe 644 ff. wie oft der Miſt aus den Ställen dahin zu bringen, ebend. Einrichtung der Viehköppen, vermöge welcher der Miſt weniger oft darf ausgetragen werden, ebend. wie die Miſtſtäte angelegt ſeyn ſoll 645 f. der Miſt darauf ſoll überall gleich liegen 646. wie hoch der Miſthaufen angelegt ſeyn ſoll 647. wenn er über der Erde ſeyn ſoll.

N.

Naturalien, der Landwirth muß ſeinen Fleiß nicht auf die Gewinnung nur einer oder der andern, ſondern mehrer Arten derſelben erſtrecken 112 f. wider dieſe Hauptregel wird in unzähligen Wirthſchaften gefehlet, ebend. warum dieſe Regel zu befolgen, ebend. wird aus Hrn. Prof. Beckmanns Grundſätzen d. d. L. beſtärket 113 f.

O.

Ochſen, wie ſie im Geſpanne zu ordnen 324 ff. zu füttern 325 f. ob ſie ziehen oder ſchieben ſollen 326. 330. 340. Hr. v. Münchhauſen hält mehr auf Pferde 328. die Arbeit der Ochſen im Itzgrunde, ebend. in einigen Gegenden wollen die Knechte nicht gern bey Ochſen dienen 333. fette Ochſen ſollte jedes Land haben, um dafür kein Geld an Fremde zu geben 334 f. ſtärkere oder ſchwächere Ochſen nach Beſchaffenheit des Ackers 335. ſollen untergeſpannet werder 336. im mittel und leichten Boden ſind Ochſen anzurathen 336 f. wo ſchlechte Weide iſt, muß für ſie Klee und andres künſtliches Gras angebauet werden 337 f. wenn und wie junge Ochſen anzuſpannen 339 ff. Erforderniſſe des Leineochſen nach dem Columella 343 f. Abwehrung des ſtechenden Ungeziefers von Ochſen 345 f. ſind in England das vorzügliche Zugvieh 348.

Ordnung in den Landwirthſchaftsgeſchäften 94 ff. ohne ſelbige kann man nichts vor ſich bringen 95. Regeln dieſer Ordnung in den Geſchäften, ebend. ſie macht, daß eine Wirthſchaft ſchön genennet werden kann, ebendaſ.

P.

Pferde, welche mit den Eggen durchgehen 767 ff. Mittel dawider, ebend.

Pflanzen, ihre Eintheilung in 2 Klaſſen 525 f. erſte, ebd. zweyte 526 ff. die von der erſten Klaſſe zehren ſehr das Land aus 526. welche unter denen von der zweyten Klaſſe den Acker beſſern 528 f. einige beſſern ihn, weil ſie behacket (gefälget) werden 529. Unterordnungen obiger Eintheilung der Pflanzen, ebend. die von der erſten Klaſſe läßt man nicht gern ohne Braache auf einander folgen 530. die der andern Klaſſe können immer ohne Braache auf einander folgen, ebend.

Pflanzenſorte, jede erfordert ihre eigne Nahrungstheile aus der Erde nach der Meinung praktiſcher Landwirthe 487 f.

Pflug, Haupteigenſchaft aller 707 ff. muß nicht ſehr zuſammengeſetzt ſeyn, ebend. wohlfeil, ebend. Eiſen, nach dem Gewichte eines Mittelmärkiſchen 708. dauerhaft 709 ff. leicht zu regieren 711 ff. leicht zu ziehen 712. leicht durchſchneiden 713. die Furche völlig umkehren, ebend. ſie reine machen, ebd. leicht zu wenden 713. Einrichtung u. Stellung der Theile nebſt ihren Namen 714 ff. Verbindung des Vorder- und Hinterpfluges 717 ff. Führung des Pflugs mittelſt des Pflugſterzes 719. Fortgehen in gleicher Tiefe, ebend. wird bald tiefer bald höher geſtellt 720 ff. verſchiedene Mittel ihn flach oder tief zu ſtellen 721 f. ſchmäler oder breiter 722 ff. Probirung des Pflugs auf ebener Erde 724 ff. das Kolter oder Sech 725. warum ein neues lang zu machen 726 f. vortheilhaftes Aufſchärfen der Pflugeiſen nach einem gewiſſen Accord mit den Schmieden 727 f. Zuſammenrichtung derſelben 728 f. Stellung des Kolters 729. das Pflugſchaar, ebend. Verhältniß ſeines Winkels 730 f. Stellung, ebend. Pflughaupt 732. Streichbret, ebend. Griesſäule 734 f. Sterz oder Sturz 735 ff. wo an einem Pfluge zween nöthig ſind 736. doppelter Pflugſterz kann leicht faule Pflüger machen 737. Fehler bey doppelſterzigen Pflügen, ebend. Hinterhug, Pflugkaſten 738. Pflugbalken, Grindel 738 ff. Richtung des Pflugs ins Feld 740 f. Hakenpflug, Pflughaken, Haken 741 ff. in welchen Aeckern er zu gebrauchen 742 iſt fürs Zugvieh nicht ſchwer, ebend. ſein Gebrauch ſollte gemeiner werden, ebend.

Pflüge, wie ſie auf jedem Ackerſtücke zu ordnen 755 ff. warum ſie nicht Paar und Paar zuſammen gehen, ebd. ein entzwey gehender muß ſogleich auf die Seite aus ſeiner Fahre herausgebracht werden, ebend. es müſſen keine Rennebalken ſtehen bleiben 756, auf langen Ackerſtücken ſollen keine öftere Abſätze oder Umkehrungen gemacht werden, ebend. das Pflügen wird vernachläſſiget, wenn der Hofmeyer ein Tobacksſchmaucher iſt, ebend. Hagemanns Urtheil darüber 757. was zu thun, wenn bey vielen Pflügen das Stück meiſt herum iſt, ebend. Zuſammen- und Voneinanderpflügen 756 ff. wie zu verfahren, wenn ein Ackerbeet gewölbet, oder mit einer Rundung in der Mitte angelegt werden ſoll, ebend. wie zu pflügen, wenn ein ſolches Beet zur Winterfrucht zu beſtellen 759. Sonnen- und Nordſeite der runden Ackerbeete 760. wo die Erhöhung eines Beets nach und nach geſchehen ſoll, ebend. wie Acker zu pflügen, der keines viermaligen Bepflügens bedarf, ebend. was bey Anfahrung des Rückens zu beobachten 461. Pflügen der Vorgewende, ebend.

Pflügen, flaches 383 f. ſchmales 384 f. im Herbſte 385. des Stoppelfeldes bey Näſſe oder Trockenheit 386. zur Saat 387. flaches und ſchmales ſoll einen guten und lockern Boden erhalten 389. tieferes, Unterſchied dabey 390. im Frühlinge ſoll man Nachmittags zur Saat pflügen, und gegen Abend ſäen 390. 403 f. ſoll nicht geſchehen bey kalten Nordweſtwinden 401. auch nicht, wenn das Erdreich im Frühlinge gefroren, oder mit Schnee bedeckt iſt 474. ſchmale Furchen bey den letzten Pflugarten, ebend. Waſſerfurchen gut anzulegen, ebend. breite Furchen auf leichtem Boden 476. die ſchmalen können doch nützlicher ſeyn 480. zu breite Furchen zur Saat machen Gaſſen zwiſchen jeden zwo Reihen 497 f. Urſachen des öftern Pflügens zwiſchen der vorhergehenden Aerndte und neuen Saat 530. das öftere Pflügen wird von den Veränderungen der Luft begünſtiget 531. wenn es am meiſten zu wiederhohlen, ebend. Wiederhohlungen deſſelben und Benennungen, 744 ff. Braachen, ebendaſ. Wenden, ebend. Rühren 745. Pflügen zur Saat, ebend. Stürzen, oder Stoppeln, 745. f. Rühren des Sommerfeldes 747. Ackern, zur Sommerſaat pflügen, ebend. Krume, was man darunter verſteht, ebendaſ. wenn die verſchiedenen Pflugarten geſchehen ſollen 746

746 ff. verſchiedene Theorie der Wirthſchaftslehrer 747 ff. Berichtigung derſelben 749. bey welcher Pflugart dem Acker die erforderte Tiefe oder Krume zu geben 750 ff. verſchiedene Theorie der Wirthſchaftslehrer, ebend. wenn und wo in ſchmalen Furchen zu pflügen 753 ff. Umpflügen der Braache ſoll bey trockenem Wetter geſchehen 754 ff. wo man ſich damit weder zu übereilen noch zu verſpäten, ebend.

R.

Raſen oder Waſen, das Verbrennen derſelben beym Umreiſſen der Wieſen iſt bey uns nicht rathſam 380 f. iſt nach dem Bergenſchen Syſtem ſehr ſchädlich 503 f. Abplaggen derſelben 504. Experimente darüber, ebend.

Reiche, ſollen frugal leben 207. wie ſie Aufwand nach des D. Krünitz Encyklopädie machen ſollen 208 f. ſehr viel geizige Reiche in einem Lande ſind mit eine Urſach ſchwerer Zeiten, ebend.

Regiſter, über allerley Produkte der Grundſtücke und Wirthſchaftsanſtalten wie ſie zu halten 29. die Extracte davon kommen ins Hausbuch 29. über Ausgabe und Einnahme an Naturalien und Geld 30. wie hiebey zu verfahren, ebendaſ. worauf es ſich beziehen muß, ebendaſ.

Rüben, Turnipſe, ihr Abweiden durch die Schaafe in England 471 f. werden als Dünger gebrauchet 473.

S.

Saamen, fremder iſt anzurathen 377. das Dücke- und Dünneſäen deſſelben, 378 ff. rechte Lage 400 ff. unterpflügen deſſelben 401 f. kömmt tief genug, wenn er etwa ½ Zoll tief untergepflüget wird 474.

Saat, leidet, wenn ſie beym Eintreten des Safts im Frühlinge vom Schnee oder Froſt überfallen wird 475. hiervon werden die Nebenſtauden zurückgehalten, und das Korn kömmt dünne zu ſtehen, ebend. Mittel dawider, ebend. ſind nicht überall anzubringen 481

Saat- und Aerndteregiſter können beyde beyſammen ſeyn 27. wie ſie einzurichten, ebend. der Extract aus ſelbigen kömmt ins Hausbuch 28

Säen, zu rechter Zeit 392 ff. im Thau, ebend. des Verfaſſers jüngſte Erfahrungen hiervon 393 f. der Winterfrüchte 397 f. der Sommerfrüchte 399. auf kalten Aeckern ſoll erſt, und warum? geſäet werden 474.

Schmatter- Hand- oder Tagebücher 50. was darin einzutragen, ebend. was

am Ende beyzuſchreiben, ebend. die daraus zu formirende Extracte kommen ins Hausbuch, ebend.

Sommergetreyde, die Breitung des Ackers dazu, 410 ff. Begattung entraſeter Wieſen damit 502 f. warum die eine Art mehr als die andre zehret 527. warum ſie auf Wintergetreyde folgen muß, ebend.

Sparſamkeit, der Hausvater muß ihr eben ſo wohl als die Hausmutter ergeben ſeyn 200 ff. was ſie einbringet, ebend. muß als Mittel ſein Vermögen zu vermehren angeſehen werden, ebend. was ſie eigentlich iſt, ebend. wie ſie die Ausgaben ordnet 202. welche Lebensart der Sparſamkeit zuwider 203 ff. Entſcheidung der Frage: ob Reiche immer ſparen ſollen? 205 f. nach dem Urtheil des Hannöv. Hausv. ſoll es die Hausfrau in der Sparſamkeit weiter als der Hausvater bringen können 209 f.

Stallfütterung, ob und wie fern ſie der Weide vorzuziehen 413. der Schaafe in England 437 f. wie damit verfahren wird, ebend.

V.

Verbeſſerungserden, Ausfindung der darin befindlichen Beſtandtheile 688 ff. beſte Zeit zum Anfahren derſelben 613 ff. wie leichtes Sandfeld nach Hom'es Grundſätzen durch Lehm zu verbeſſern 614. Vorſchläge, die Anwendung der Verbeſſerungserden zu erleichtern 615 ff.

Vermeſſungscharte, ſoll bey jedem Guthe ſeyn 23. wie ſie eingerichtet ſeyn ſoll, ebd. muß ſich aufs Lagerbuch beziehen, ebend.

Verſuche, neue müſſen mit vieler Behutſamkeit unternommen und ausgeführet werden 129 ff. große und ins Weitläuftige gehende ſind nur für Reiche 130. jeder vorzunehmender neuer Verſuch muß von mehr als einer Seite angeſehen werden 131 f.

Vieh, deſſen dem Acker angemeſſene Zahl 306 ff. wird in Zug- und Milchvieh eingetheilet 307. das Zugvieh muß auch ſeiner körperlichen Beſchaffenheit nach dem Acker angemeſſen ſeyn, ebend. Columella giebt hierzu eine vortreffliche Regel, ebend. Ideal des proportionirten Zugviehes zum Acker 308 ff. Beurtheilung deſſelben 309 ff. Ein zwotes Ideal 315 ff. iſt dem erſtern vorzuziehen 319 ff. Sommer- und Winterfütterung fürs Vieh 320 ff. ob Pferde oder Ochſen zum Zugvieh beym Ackerbaue zu wählen 323 ff. beurtheilte

Meynungen der Schriftſteller hierüber 332 ff. wie es in den Koppeln oder auf der Weide wider Sonne und ſtechendes Ungeziefer zu ſichern 418 f. wie die Tränken daſelbſt ſo einzurichten, daß ſie ein ſicheres Vorbauungsmittel wider die Seuche ſeyn 419

W.

Walze, iſt nicht überall gebräuchlich 772. zwo Gattungen derſelben ebend. Gebrauch der runden, ebendaſ. ſollte auf leichten Aeckern eingeführet werden 774.

Walzen, auf leichten Aeckern und wenn 476. Fehler der Schönfeldſchen Stachelwalze 498.

Weinbau, wo deſſen Vermiſchungen mit Bäumen ſchadet 493 f. deſſen Anbau nach dem Bernhardſchen Syſtem iſt anzurathen 494. in Mißwachsjahren ſoll das Weinlaub genutzet werden, ebend.

Wieſen, das Aufreiſſen derſelben 477 ff. darüber muß ein beſonder Regiſter oder Verzeichniß gehalten werden 28. wie es einzurichten, ebend. mit was für Anmerkungen ſelbiges zu begleiten 29. beſte Art ſie zu entraſen 500. mit Bohnen zu begatten, ebend. hierauf mit Wintergetreyde 501 ff. wie zu verfahren, wenn die Beſtellung nur mit Sommergetreyde tauglich 501 f. Begattung der Wieſen mit mancherley Futterkräutern nach dem Bergenſchen Syſtem 510 ff. Anmerkungen des Verf. 575 ff.

Wintergetreyde, deſſen Abwechſelung mit Sommergetreyde iſt anzurathen 381 f. wenn es zu ſäen 397 f. zähret den Acker weniger aus als Sommergetreyde 527.

Wirthſchaftsaufſeher, Vorſicht bey ihrer Anſtellung in großen Häuſern und Haushaltungen 259 ff. bejahrte ſind jungen und unerfahrnen vorzuziehen, ebend. in wie fern ein unbejahrter zu gebrauchen 260. in Beziehung auf das weibliche Geſinde müſſen die Aufſeher geprüfte, ehrbare und unbeſcholtene Männer ſeyn, ebd. wenn ſie Liebhaber der Unzucht ſind, ſchaden ſie dem Wohl der Wirthſchaft 261. böſe Beyſpiele derſelben kann den ganzen Geſindeſtand des Orts zum Schaden der Herrſchaft verderben 261 f. wenn die Aufſeher von der niedrigern Art, als Meyer, Hofmeiſter u. ſ. w. ſind, was in Anſehung ihrer zu bemerken 262. die Aufſeher müſſen nicht öffentlich in Beyſeyn des Geſindes von der Herrſchaft geſcholten oder reprimentiret werden, ebend.

müſſen dem gemeinen Geſinde nicht gleich gehalten werden, ebend. Beförderung derſelben macht der Herrſchaft einen guten Namen, daß es ihnen leicht wird, gute Leute wieder zu bekommen 263 ff. die in der Herrſchaft Dienſten alt und grau gewordene Männer ſollen nicht grauſamer Weiſe verſtoſſen werden 264 ff.

Wirthſchaftsfuß, was er iſt, 31. worzu er nöthig iſt 32. was er für Artikel enthält ebend. ohne ſelbigen geht's in der Wirthſchaft aufs Gerathewohl, ebend. ff. muß gründlich ſeyn 43. was hierzu gehöret, ebend. ff. muß der Maaßſtab vorzunehmender Meliorationen eines Guths abgeben 51 ff.

Wirthſchaftsregeln, allgemeine 1 ff. ohne Kenntniß derſelben kann kein Landwirth beſtehen 1 f. was ſie ſind 1 f.

Bde. 1-5 = XXXXXXXX I.83
XI.86
X.90

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Germershausen, Christian Friedrich,

Der Hausvater in systematischer Ordnung

Bd.: 1

Leipzig (1783)

Oecon. 821-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10295769-8
VD18 90381556